

Literaturblatt.

Jahrgang 1864.

Redigirt

von

Dr. Wolfgang Menzel.

Stuttgart.
In Commission bei Paul Neff.

Register.

Wolfgang Menzels



Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, № 1. 2. Januar 1864.

Zeitgeschichte.

Der Londoner Traktat vom 8. Mai 1852. Von Dr. Karl Lorentzen. Berlin, Guttentag, 1863.

Die Frage des Tages wird hier gründlich durchgesprochen. Der Verfasser steht auf dem festen Boden der Geschichte und zeigt Schritt für Schritt, wie der Traktat zu Stande gekommen ist, der jetzt die deutsche Welt in so verhängnißvolle Aufregung versetzt.

Im Voraus ist festzuhalten 1), daß zur Protokollzeit in Dänemark Christian VIII. regierte, dessen einziger Sohn Friedrich keine Nachkommen hatte, also das dänische Königshaus dem Aussterben entgegensah, 2) daß cognatische Erben für Dänemark zuläßig und vorhanden, aber für die Herzogthümer Schleswig-Holstein nur agnatische zuläßig und vorhanden waren, 3) daß es eine skandinavische Partei gab, welche das Aussterben des dänischen Königshauses gerne benutzt hätte, um Dänemark mit Schweden und Norwegen durch eine neue Calmar'sche Union zu vereinigen, in welchem Falle Schleswig, Holstein und Lauenburg von skandinavischer Seite aufgegeben werden konnten; 4) daß aber weder England noch Rußland eine solche Union dulden wollten, weil sie viel bequemer in der Ostsee herrschen, wenn einerseits Schweden und Norwegen mit Dänemark und andrerseits Dänemark mit Deutschland gespannt blieben, 5) daß insbesondere Rußland ein Interesse hatte und noch hat, auf die Erbfolge in Dänemark einzuwirken, um durch Beseitigung der näher berechtigten Erben sein eignes eventuelles, in weiter Ferne stehendes Erbrecht vorzuschieben.

„Im Jahre 1843 erschien der russische Reichskanzler, Graf Nesselrode selbst ganz unerwartet in Holstein zu einem Besuch bei dem Grafen Blome in Heiligenstedten, einem Staatsmann, welcher lange Zeit dänischer Gesandter in Petersburg gewesen war und in hohem Grade das Vertrauen des Kaisers Nicolaus und des Königs Christian VIII. besaß. Diese Reise des Grafen Nesselrode blieb nicht unbeachtet; die Erklärung ließ nicht lange auf sich warten. Schon im Juli 1843 erfuhr man, daß Prinz Friedrich von Hessen, der Schwestersohn des Königs, verlobt sey mit der Großfürstin Alexandra, der Tochter des Kaisers Nicolaus. Die Vermählung erfolgte im Januar 1844. Das System der russischen Vermählungen ist bekannt. Diese Heirath durfte als ein Programm der künftigen russisch-dänischen Politik gelten; in der Diplomatie wurde sie so aufgefaßt. Ob und welche besondere Verabredungen diese Verbindung begleiteten, wissen wir nicht. Welche Pläne aber auch daran geknüpft gewesen seyn mögen, sie wurden vereitelt durch den frühen Tod der Großfürstin Alexandra, welche schon im August 1844 starb. Den Gedanken aber, welcher durch diese Heirath hätte gefördert werden sollen, verlor die russische Politik nie aus den Augen."

Die beiden Zweige der jungen königlichen Linie (Augustenburg und Glücksburg) gingen im Erbe der Herzogthümer Schleswig-Holstein dem russischen Kaiserhause voran. Dieses letztere schien also so weit zurückzustehen, daß man keine Besorgniß hegen durfte, Kiel werde demnächst ein russischer Hafen werden. Allein Kaiser Nicolaus sann darauf, zunächst wenigstens das zahlreiche Haus der Augustenburger vom Erbe auszuschließen und auf die Seite zu schieben, um selbst näher heranzukommen. Er benutzte zu diesem Behuf die heillose Zwietracht zwischen Oesterreich und Preußen, die hauptsächlich unter seiner Vermittlung in Olmütz ihre vorübergehende Erledigung fand und ihm eine Schiedsrichterrolle in deutschen Angelegenheiten sicherte. In dieser überlegenen Stellung verständigte er sich, ohne Oesterreich und Preußen nur zu fragen, mit England über die dänische Erbfolge durch ein Protokoll vom

2. August 1850. In einem Punkt war England mit Rußland ganz einig, nämlich in der Behauptung, ein starker dänischer Einheitsstaat sey ein nothwendiges Erforderniß des europäischen Gleichgewichts und Friedens, was keinen andern Sinn hatte als, es ist der Vortheil Rußlands und Englands, daß Dänemark sich gegen Schweden und Norwegen abschließt und zugleich deutsche Provinzen behält, also an der Eider und am Sunde der Zwist sich verewigt. Darüber, wie gesagt, war England mit Rußland einig. Rußland hatte aber noch einen besondern Plan, durch den es den verfehlten von 1843 ersetzte. Es wollte nämlich mit Ausschluß sowohl der Glücksburger als der Augustenburger den oldenburgischen Vetter zum Erben des dänischen Gesammtstaats machen, was nur durch die gewissenhafte Weigerung des Großherzogs von Oldenburg, der keines Andern Recht kränken wollte, verhindert wurde. Ueberdieß war auch England mißtrauisch gegen die russischen Pläne geworden und Palmerston verweigerte die Unterzeichnung des Protokolls. Wie dasselbe nun doch am 2. August unterzeichnet wurde, darüber gibt der Verfasser folgende interessante Notizen.

„Man wird sich erinnern, daß im Januar 1850 plötzlich ein englisches Geschwader unter Admiral Parker im Piräus erschien, und daß der englische Gesandte zu Athen binnen kürzester Frist die bisher verweigerte Genugthuung für alte Forderungen verlangte, widrigenfalls sofort eine Blokade und andere Zwangsmaßregeln erfolgen würden. Die bedeutendste unter diesen Forderungen betraf die Entschädigung für einen unter englischem Schutz stehenden portugiesischen Juden Pacifico, dessen Wohnung bei einem Pöbelauflauf demolirt worden war. Die griechische Regierung erkannte die englische Forderung nicht an. Vergebens boten die Gesandten Frankreichs und Rußlands ihre Vermittelung an. Ohne darauf Rücksicht zu nehmen, begann die englische Flotte ihre Blokademaßregeln, und griechische Kauffahrer und Kriegsschiffe wurden aufgebracht. Die Absicht Lord Palmerston's war, dem wachsenden russischen Einfluß im Orient entgegenzuwirken; der Erfolg, den er erreichte, bestand darin, daß der russische Einfluß im Norden in hohem Grade verstärkt wurde."

Am 19. Februar erließ Rußland eine drohende Note an England. Im Oberhause wurde Palmerston's Verfahren gegen Griechenland mißbilligt, kaum daß er später im Unterhause mit wenig Stimmen siegte. „Aber unter dem Einfluß jenes Votums des Oberhauses hatte Lord Pamerston bereits in der dänischen Frage den entscheidenden Schritt gethan. In derselben Zeit, in welcher das Oberhaus sich gegen das Ministerium erklärte, erhielt der russische Gesandte Baron Brunnow die Weisung, seine Pässe zu verlangen. Nach der Erzählung, die Lord Montagu im Unterhaus vorgetragen hat, habe Lord Palmerston, als Brunnow seine Pässe verlangte, gefragt, ob es keine Mittel gebe, die Differenz auszugleichen. ‚Gewiß', habe Brunnow geantwortet, ‚die Unterzeichnung des Londoner Protokolls!' Darauf habe Palmerston sich zur Unterzeichnung verstanden. Eine andere Darstellung, die aus einer sehr zuverlässigen Quelle stammt, lautet noch etwas wahrscheinlicher. Danach ist Brunnow beauftragt gewesen, die Zurücknahme aller gegen Griechenland ergriffenen Maßregeln, namentlich die Zurückgabe der aufgebrachten Schiffe und Entschädigung der Betheiligten als Ultimatum zu verlangen, im Weigerungsfalle seine Pässe zu fordern. Palmerston erklärte am folgenden Tage, er könne die russischen Bedingungen in der griechischen Sache nicht annehmen, aber er sey dagegen bereit, in der schleswig-holsteinischen Frage sich den russischen Wünschen zu accomodiren und das Londoner Protokoll zu unterzeichnen. Brunnow war für diesen Fall nicht instruirt; aber er hielt das Anerbieten Palmerston's für so berücksichtigenswerth, daß er nicht abreiste, sondern sich Instruktionen einholte. Diese lauteten dahin, daß der Vorschlag Palmerston's anzunehmen sey. Darauf hin erfolgte die Unterzeichnung des Londoner Protokolls. So ward Schleswig-Holstein geopfert, um den Eindruck der griechischen Differenzen zu verwischen."

Aber was thaten denn die deutschen Großmächte, um diesen englisch-russischen Verkauf deutscher Provinzen zu hintertreiben oder nur zu mißbilligen? Oesterreich sah in einem starken Dänemark nur einen guten Bundesgenossen gegen Preußen und billigte die Idee des Gesammtstaats. Auch war die Executionsarmee, die es unter dem Feldmarschallieutenant Legeditsch nach Holstein schickte, nur eine Maßregelung der Deutschen zum Besten der Dänen. Die Oesterreicher versahen nur den dänischen Polizeidienst.

Was aber Preußen betrifft, so war es unter russischem Einfluß zur Demüthigung in Olmütz gezwungen, warum nicht auch zu einer andern in London?

Nach so glänzenden Erfolgen durfte die russische Politik wohl einen Schritt weiter gehen. Kaiser Nicolaus verständigte sich mit dem Dänenkönig Christian in einem Warschauer Protokoll vom 3. Juni 1851 zu dem, was nachher erst in London durch das weltberüchtigte Protokoll vom 8. Mai 1852 zum Gesetz für Europa erhoben werden wollte, nämlich die Ausschließung der zunächst erbberechtigten Augustenburger zu Gunsten der Glücksburger. Rußland nahm dabei die Miene an,

als opfere es uneigennützig ein eigenes Erbrecht. Es hatte gar nichts zu opfern. Es trieb ein unerhört hochmüthiges Spiel mit der Einfalt der Deutschen. „Die russische Linie hat, wie wir früher gesehen haben, allerdings Erbansprüche an Schleswig-Holstein. Aber diese Ansprüche können erst nach dem Erlöschen der jüngeren königlichen Linie, d. h. der Häuser Augustenburg und Glücksburg, wirksam werden. Wenn also der Kaiser von Rußland zu Gunsten des Prinzen von Glücksburg verzichtet, um diesem die Succession in der dänischen Monarchie zu sichern, so ist das eine Täuschung. Denn in Schleswig-Holstein war der Prinz von Glücksburg vor dem Kaiser von Rußland erbberechtigt; für Dänemark aber, auf welches der Kaiser gar keine Erbrechte besaß, gab es kein Objekt, auf welches er hätte verzichten können. Dagegen springt der Vortheil, den Rußland von diesem Arrangement hat, in die Augen. Dadurch, daß ein jüngerer Prinz des glücksburgischen Hauses zur Thronfolge gelangt, werden die sämmtlichen Mitglieder des augustenburgischen Hauses und die älteren Prinzen des glücksburgischen Hauses bei Seite geschoben. Die Folge davon ist, daß die ursprünglich sehr entfernten russischen Erbansprüche an Schleswig-Holstein in solche Nähe gerückt werden, daß sie fast unmittelbar wirksam sind. Da aber außerdem die gleiche Successionsordnung für die ganze dänische Monarchie gelten soll, so dürfte es nicht schwer seyn, nicht allein auf die Herzogthümer, sondern auch auf das Königreich eventuelle russische Ansprüche aus dem Warschauer Protokoll abzuleiten."

Die Dänen selbst waren gar nicht zufrieden, theils weil sie die skandinavische Einheitsidee aufgeben mußten, theils weil ihnen das Naherücken Rußlands sehr bedenklich vorkam. Deßwegen sträubte sich der dänische Reichstag lange und das neue Erbfolgegesetz kam erst über ein Jahr später den 31. Juli 1853 endlich zu Stande.

Nebenbei bemerkt der Verfasser, Bunsen, der preußische Gesandte in London, habe, nachdem er sich patriotisch gegen das Protokoll gesträubt, es doch noch selber mitunterzeichnet.

Nunmehr erörtert der Verfasser die Rechtsverbindlichkeit oder Unverbindlichkeit. Das Londoner Protokoll verfügte über Länder, die ihm nicht gehörten, über heilige Rechte Dritter, ohne sie zu fragen. „Unzweifelhaft ist zu einer Veränderung der gesetzlichen Vorschriften über die Thronfolgeordnung außer der Willenserklärung des Landesherrn noch ferner erforderlich: 1) die Zustimmung und Verzichtleistung aller derjenigen Agnaten oder Kognaten, deren Erbrecht durch die neue Successionsordnung auf irgend eine Weise verletzt oder geschmälert wird; 2) die Einwilligung der Landesvertretung, und endlich 3) insofern es sich um ein deutsches Bundesland handelt, also hier für Holstein und Lauenburg, die Zustimmung des deutschen Bundes. Diese drei Bedingungen sind nicht erfüllt."

Das Erbrecht in den Herzogthümern steht den Agnaten zu und es leben nicht weniger als eilf Agnaten, deren Recht dem des Christian von Glücksburg vorgehen, nämlich 1) der Herzog Christian von Augustenburg, 2) dessen Sohn Friedrich, der sich nach dem Verzicht seines Vaters als rechtmäßiger Erbe der Herzogthümer proklamirt hat, 3) dessen Sohn, 4) Bruder, 5) Oheim (Prinz von Noer) und 6) dessen Sohn; 7) der Vetter des Herzogs Christian, Prinz Woldemar von Augustenburg, 8) 9) 10) und 11) Prinzen von Glücksburg, die ein älteres Recht haben, als der jüngste, der gegenwärtige König von Dänemark.

Auch in Lauenburg steht dem letztgenannten König das erste Erbrecht nicht zu, weßhalb schon 1852 die sächsischen Häuser als erbberechtigt gegen seine Usurpation protestirt haben.

Weiter weist der Verfasser die Unverbindlichkeit des Londoner Vertrages nach, sofern weder die Stände der Herzogthümer, noch der Bundestag das Protokoll anerkannt haben, ihre Rechte also nur faktisch verletzt, aber nichts weniger als annullirt sind. Und endlich ist das Protokoll nicht mehr verbindlich, weil Dänemark selbst den Verpflichtungen, die es ihm auferlegte, nicht nachgekommen ist, also den Vertrag gebrochen hat. Es handelt sich hauptsächlich um die am 26. Dez. 1851 von Oesterreich und Preußen gemeinschaftlich gestellten Bedingungen, welche der König von Dänemark annahm und zu erfüllen versprach. Ohne dieses Versprechen würden Oesterreich und Preußen das Londoner Protokoll nicht unterzeichnet haben.

Der Verfasser erörtert nicht blos die Rechtsfrage, sondern auch die politische. Der Einheitsstaat Dänemark war, wie oben schon erörtert ist, nie etwas anderes, als eine Fiction der russisch-englischen Politik, und man darf sagen, daß nichts unverschämter war, als die Behauptung, das europäische Gleichgewicht und der europäische Frieden werde durch eine Staatenbildung garantirt, welche durch ihre Unnatur vielmehr den Keim ewiger Zerwürfnisse in sich trug. Nie wird der dänische und deutsche Theil der Gesammtmonarchie zusammenschmelzen. Aber das ist es gerade, weßhalb Rußland und England die monströse Verbindung wollen, um durch den ewigen Hader an der Eider und Schlei sowohl die Dänen als die Deutschen zu schwächen.

Außerdem hat der dänische Gesammtstaat den Zweck, die von den Skandinaviern selbst gewünschte und ihnen höchst zuträgliche Vereinigung Dänemarks mit Schweden und Norwegen zu verhindern und auch zwischen diesen Bruderstämmen die Spannung und Zwietracht zu verewigen. Weit entfernt, die europäische Ordnung und den Frieden zu fördern, ist die Bildung des dänischen Einheitsstaates nur seinen eigenen Bestandtheilen und den Nachbarn eine unversiegliche Quelle der Unzufriedenheit und des Haders und es ist fast nicht möglich, in einem so unnatürlichen Staate zu regieren, ohne in Ungerechtigkeit zu fallen (wie in dem unglückseligen Einheitsstaat, der Belgien und Holland zusammenschmiedete). Natürlich und rechtlich, sowohl dem Nationalitätenprincip als dem legitimen Erbrecht gemäß, ist nur die Aufhebung des dänischen Einheitsstaates und die absolute Trennung der deutschen Herzogthümer von Jütland und Seeland, und in zweiter Linie die Vereinigung Dänemarks mit Schweden und Norwegen durch eine neue Calmar'sche Union.

„Wer eine andere Lösung, als die Aufhebung jeder Union der Herzogthümer mit Dänemark im Auge hat, der hat noch nicht die Elemente der Frage begriffen. Auch Deutschland kann in seinem eigenen Interesse sich nur bei einer vollständigen dynastischen Trennung Schleswig-Holsteins vom Königreich beruhigen. Denn wenn man in Deutschland Theilnahme für das Schicksal der Herzogthümer empfindet, so ist das doch nicht etwa blos eine mitleidige oder sentimentale Theilnahme, welche über die Missethaten der ‚schwarzen Gensd'armen' oder der dänischen Zuchthauskandidaten, die als Beamte nach Schleswig geschickt werden, eine gelinde Entrüstung empfindet. Die Schleswig-Holsteiner erwarten von Deutschland die politische Theilnahme, welche auf der Einsicht von der Wichtigkeit dieser Lande für die Zukunft Deutschlands beruht. Es handelt sich in den Herzogthümern in erster Linie nicht um eine Frage des konstitutionellen Rechts, sondern um eine politische Machtfrage. Wäre es den Schleswig-Holsteinern nur um ein größeres Maß konstitutioneller Freiheiten zu thun, so könnten sie nichts Klügeres thun, als sich eilig den Dänen in die Arme zu werfen. Aber sie wollen sich von ihrem Mutterlande nicht losreißen lassen: das ist der Gegenstand des Kampfes. Wir können nie von dem Gedanken ablassen, daß es einmal wieder eine deutsche Politik geben wird. Vom Standpunkt einer deutschen Politik aber handelt es sich nicht darum, ob die Holsteiner etwas mehr oder weniger Steuerbewilli- [illegible] gungsrecht haben sollen, oder ob die Schleswiger ihre Kinder von deutschen Lehrern dürfen unterrichten lassen, sondern die Frage ist: Sollen diese Lande zwischen der Ostsee, der Elbe und der Nordsee, auf deren Besitz die ganze Zukunft einer deutschen Marine beruht, innerhalb des deutschen oder eines fremden Machtbereichs liegen? Sollen sie im Fall eines Krieges eine Verstärkung der deutschen Macht bilden, oder ein gefährlicher in das deutsche Gebiet hineingeschobener Keil seyn?"

Das ist die richtige Auffassung. Sie gilt aber auch für Venetien und für alle nicht deutschen Provinzen Oesterreichs, die für Deutschlands Machtstellung in Europa sogar noch unentbehrlicher sind, als die Elbherzogthümer. Deswegen ist es Verblendung, Wahnsinn und ein wenn auch nur bewußtloser Verrath von Deutschland, wenn man Venetien preisgeben will. Die Lombardei haben wir verloren, der deutsche Einfluß auf Italien ist dahin. Alle deutschen Katholiken beklagen tief die Noth des heiligen Vaters in Rom. Venetien ist bedroht. Ueber Venetien würde Frankreich eine Brücke schlagen, um mit Ungarn, Polen, Rumänen Revolution zu machen, oder mit Rußland Europa zu theilen. Jeder Einfluß auf die unteren Donauländer und den Orient würden wir verlieren. Auch Triest würde Deutschland nicht behaupten können, wenn erst Venedig verloren wäre. Nun sind wir im Begriff, auch unsere Elbherzogthümer fahren zu lassen, gleich einem besinnungslosen Verschwender, der, wenn man ihm den Rock raubt, auch noch Weste und Hemd wegwirft. Aber gewisse Freunde Schleswig-Holsteins haben kaum ein Recht, sich darüber zu beklagen, daß die Cabinette von Wien und Berlin die Elbherzogthümer den Dänen lassen wollen, denn sie selbst haben, als sie im September 1862 in Weimar tagten, feierlich erklärt: „es liege nicht im Interesse Deutschlands, Venetien für Oesterreich gegen den neuen König von Italien in Schutz zu nehmen." Hier hält man es für eine Kleinigkeit, aufzugeben, was man am adriatischen Meere und an der untern Donau besitzt, dort, was man an der Ost- und Nordsee besitzt. Was kann Kluges dabei herauskommen?

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels



Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Mittwoch, № 2. 6. Januar 1864.

Volksmärchen.

Griechische und albanesische Märchen. Gesammelt, übersetzt und erläutert von J. G. v. Hahn, k. k. Consul für das östliche Griechenland. Zwei Theile. Leipzig, W. Engelmann, 1864.

Herr von Hahn sammelte diese Märchen theils zu Jannina, wo sie ihm die Schüler des Gymnasiums aus verschiedenen Gegenden zutrugen, theils in Syra, theils sammelte sie für ihn Doctor Hense auf Euböa, theils wurden sie ihm von „edlen Helleninnen" mitgetheilt. Es sind ihrer 114 und wir müssen sie als einen sehr dankenswerthen Beitrag zur europäischen Märchenkunde betrachten. Sie liefern aufs neue den Beweis, daß dieselben Märchenstoffe sich über das ganze Abendland ausgebreitet haben, und manche derselben scheinen uralt. Im Allgemeinen ist darin wahrzunehmen, daß die olympischen Götter der alten Griechen sich fast gänzlich in die Romantik des orientalischen, slavischen und germanischen Märchens auflösen. Bricht auch Namen und Gestalt eines antiken Gottes oder Heros noch zuweilen hervor, so hat doch dieser ganze Märchenkreis ein anderes Gepräge, als das antike, und zeugt von den wilden Völkerströmungen, die über Hellas und Albanien gegangen sind.

Wenn der Verfasser S. 16 der Einleitung von einer massenhaften Einwanderung und Einbürgerung des indischen Märchenstoffs in den europäischen Ländern spricht, so hat er sich doch wohl etwas von unsern Berliner Indomanen irre führen lassen. Nur auf zweierlei Weise zeigen abendländische und indische Märchen Verwandtschaft. Einmal sind ohne Zweifel, wie religiöse Ideen, so auch geschichtliche Erinnerungen, Naturanschauungen und sittliche Begriffe aus der ältern gemeinschaftlichen Heimat der Arier sowohl auf die Inder, als auf die Perser, Germanen, Slaven rc. des Nordens übergegangen. Dabei ist an ein unmittelbares Herüberholen aus Indien nach dem Norden gar nicht zu denken. Zweitens sind vielleicht schon durch die phönikischen Seefahrer, welche mit Indien Handel trieben, und später durch ihre Nachfolger, die arabischen Handelsleute, indische Märchenstoffe dem Abendlande vermittelt worden und diese zwar schon in der vollendeteren Form, in welcher sie in Indien selbst, wo die Poesie in voller Blüte stand, ausgebildet waren. Wenn hier von massenhaften Märchenstoffen die Rede ist, so darf nicht gemeint seyn, die Inder allein seyen reich, die andern Völker arm daran gewesen, sondern es handelt sich nur darum, daß in Indien, wo es längst eine ausgebreitete Literatur gab, viel mehr aufgezeichnet und poetisch ausgearbeitet wurde, als in andern Ländern, wo Sagen und Märchen sich nur von Munde zu Munde fortpflanzten. Gegen unsere modernen Indomanen müssen wir, wie wir das schon öfter gethan haben, immer wieder geltend machen, daß der Charakter, die ganze Geistesrichtung, der ganze geschichtliche Entwicklungsgang unserer nordischen Völker himmelweit verschieden ist vom indischen, daß sie, durch das höchste Urgebirge der Welt von Indien getrennt seit der ersten Scheidung der Menschen keinerlei unmittelbare Einwirkung von Indien her empfingen.

Man pflegt ferner die Märchen gern als alten Göttermythus zu erklären und diesen selbst auf Symbolik der Natur zurückzuführen. Man hat dazu ein Recht, welchem aber auch gewisse Grenzen gezogen sind. Das Märchen kennt Kinder der Sonne, kennt Riesen, unter denen große elementarische Kräfte gemeint sind, kennt ein blitzschnelles, Wolken durchjagendes Roß, welches der Blitz selbst ist, und dergleichen mehr. Das ist allerdings Natursymbolik, aber eine so einfache, wie sie der Einbildungskraft noch ungebildeter Völker angemessen ist. Wenn dagegen der Verfasser in der Einleitung S. 5 das schöne Märchen vom Bruder, der,

bei seiner Schwägerin liegend, um seinem Bruder Treue zu bewahren, ein blankes Schwert zwischen sich und die Schwägerin legt, als Natursymbolik erklären will und unter dem Bruder die Sonne, unter der Schwägerin die Abendröthe und unter dem Schwert die Sichel des Mondes verstehen will, so ist diese Erklärung allzu künstlich.

Ein großes Verdienst hat sich der Verfasser erworben, indem er die Märchen nach ihrem Inhalt und ihrer Bedeutung classificirt. Man spricht mit Recht von einem Märchenwalde, worin man sich leicht verirrt. Unzählige Märchen sind nach und nach aus den meisten Ländern zusammengetragen worden, eine kaum übersehliche Menge. Und doch sind sie unter einander verwandt und kehren darin gewisse Grundgedanken und Urgestalten in mannigfachen Variationen immer wieder. Sie nun zu sichten und zu ordnen, ist eine lohnende Aufgabe.

Was die nationalen Verwandtschaften anlangt, so finden sich in den vorliegenden griechischen und albanesischen Märchen sehr viele wieder, die von Schott als wallachische, von Basile als neapolitanische, von Wuk als serbische, und auch ungemein viele, die von den Brüdern Grimm als deutsche Märchen gesammelt worden sind. In Bezug auf die letztern wäre zu bemerken, daß sie wohl aus der asiatischen Heimat stammen, von denen sie auch die Völker, die seit der Völkerwanderung über den Hämus gingen, mitbrachten.

Was Inhalt und Bedeutung betrifft, so hat der Verfasser 40 Formeln aufgestellt, gleichsam Schablonen, nach denen die Märchen wenn auch in vielerlei Färbungen, geformt sind. Wir geben einige Proben:

1. Freyaformel. Die Geliebte oder Frau sündigt, der Mann verläßt sie, und sie sucht ihn, z. B. die nordische Freya sucht den verlorenen Odur. Psyche sucht den Amor, dessen sie sich unwerth gemacht hat, ꝛc.

2. Melusinenformel. Der Mann sündigt und die Frau, die ein höheres Wesen ist, verläßt ihn. Das bekannte deutsche Märchen, welches sich auch in einem griechischen wiederholt.

3. Penelopeformel. Die Geliebte oder Gattin harrt in unverbrüchlicher Treue auf die Rückkehr des Mannes. So Penelope bei Homer. So Menglöd in der alten Edda. So die Spinnerin am Kreuz, so die Blume Wegwart ꝛc.

Daran schließen sich ferner noch die Genofevenformel, die Danaësformel, die Aschenbrödel-, die Blaubart-, die Turandot-, die Däumlings-, die Polyphemformel ꝛc. Man kann dieses Verzeichniß noch sehr weit ausdehnen. Es wendet gleichsam das botanische System von Jussieu auf die Märchen an, indem es sie in viele, jedoch charakteristische und leicht unterscheidbare Familien eintheilt.

Im Grunde liegt der Schlüssel zu der ganzen geheimnißvollen Märchenwelt in diesem höchst prosaischen Classificator. Denn in der Märchenwelt ist alles Poesie und wenn dieselbe auch viele Vorstellungen aus dem Heidenglauben der verschiedensten Völker in sich aufgenommen hat, so war das doch immer nur eine poetische Verarbeitung zum rein poetischen Zwecke. Ganz eben so verfuhr die Märchenpoesie mit dem christlichen Glaubensstoffe in den mannigfaltigsten Legenden. Ganz eben so verfuhr sie mit den geschichtlichen Erinnerungen der Völker, wobei es ihr nie auf die Wahrheit, sondern immer nur auf die poetische Wirkung ankam. Und in ganz gleicher Weise zog sie die Natur in ihr Bereich, alle Wahrnehmungen in derselben nur märchenhaft, d. h. poetisch benutzend, überall darin ein Wunder suchend. Endlich unterwarf sie auch das menschliche Leben in allen Beziehungen der Familie, der Stände, Geschlechter und Alter, Temperamente und Charaktere dieser Behandlung. Somit aber war ihr eigentliches Ziel von Anfang an, nach und nach alle für ihre Behandlung geeigneten Stoffe an sich zu ziehen und alle Möglichkeiten zu erschöpfen. Herr von Hahn hat daher ganz recht, wenn er den Märchenstoff nach seinen natürlichen Verwandtschaften gruppirt, nur daß seine vierzig Gruppen zunächst nur auf die vorliegenden griechischen und albanesischen Märchen bezogen werden und daher den Stoff noch lange nicht erschöpfen.

Die hier mitgetheilten Märchen sind von sehr verschiedenem Werthe. Das erste ist das am meisten phantastische. „Es war einmal eine Frau, die hatte zwei Kinder, einen Knaben, der hieß Asterinos, und ein Märchen, der hieß Pulja. Eines Tages kam ihr Mann von der Jagd zurück und brachte ihr eine Taube, die sie zum Essen kochen sollte. Die Frau nahm die Taube, hängte sie an einen Nagel und ging vor die Thüre, um mit den Nachbarinnen zu plaudern; da kommt die Katze, sieht die Taube am Nagel hängen, springt danach, erhascht sie und frißt sie. Als nun Essenszeit herankam, und die Weiber auseinander gingen, wollte die Frau die Taube holen, und da sie nichts mehr fand, so merkte sie, daß die Katze sie geholt habe, und hatte nun Furcht, daß ihr Mann zanken werde. Die Frau bedachte sich also nicht lange, schnitt sich die eine Brust ab und kochte sie. Da kam der Mann nach Hause und fragte: ‚he Frau! hast du etwas zu Essen gekocht?‘ ‚Ja, ich habe etwas für dich,‘ antwortete diese, und als sie sich zu Tische setzten, sagte er zu ihr: ‚setze dich zu mir,‘ sie aber erwiderte: ‚ich habe schon vor einem Weilchen ge-

gessen, weil du so lange ausgeblieben bist.' Nachdem der Mann gegessen hatte, sagte er: ‚was das für schmackhaftes Fleisch war, so habe ich noch niemals welches gegessen.' Da sagte ihm die Frau: ‚so und so ist es mir ergangen, ich hatte die Taube an den Nagel gehängt und ging hinaus, um Holz zu holen, und als ich zurückkam, fand ich sie nicht, die Katze hatte sie geholt, da schnitt ich mir die Brust ab und kochte sie, und wenn du es nicht glauben willst, so sieh her;' und dabei zeigte sie ihm die blutende Brust. Darauf sprach der Mann: ‚Wie schmackhaft ist doch das Menschenfleisch! Weißt du was wir thun? Wir wollen unsere Kinder schlachten und sie essen; wenn wir morgen in die Kirche gehen, so gehe du früher nach Hause und dann schlachte und koche die Kinder, und wenn sie fertig sind, so rufe mich.' Indessen wurden die Kinder durch ein wachsames Hündchen gewarnt und entflohen. Die Mutter aber lief ihnen nach. Da rief das Schwesterchen: „‚Wirf das Messer hinter dich.' Das that der Knabe und daraus ward eine ungeheure Ebene zwischen ihnen und der Mutter, diese aber lief schneller als die Kinder und kam ihnen wieder nahe. ‚Jetzt packt sie uns', rief der Knabe wiederum. — ‚Lauf Herzchen, lauf, sie holt uns nicht ein.' — ‚Da ist sie!' — ‚Wirf den Kamm hinter dich.' Er that es und daraus ward ein dichter, dichter Wald. Die Mutter arbeitete sich aber auch durch das Dickicht, und als sie zum dritten Male die Kinder erreichte, warfen sie das Salz hinter sich, und das ward zum Meere, da konnte die Mutter nicht durch." So entkamen die Kinder. Der Knabe, von großem Durste geplagt, trank gegen der Schwester Rath und wurde in ein Lämmchen verwandelt. Sie stieg auf einen Baum und strahlte von da herab wie die Sonne, so daß des Königs Pferde, als sie zur Tränke kamen, davon geblendet wurden. Der Schluß des Märchens befriedigt nicht und das Ganze ist nur als ein Bruchstück zu betrachten.

Unter den übrigen Märchen finden wir die meisten Vorstellungen der gesammten europäischen Märchenwelt wieder, z. B. von der Aschenbrödel, von den badenden Schwanjungfrauen, von der Lösung schwerer Aufgaben, von Drachenkämpfen, von Zauberspiegel, von den Goldäpfeln und dem Lebenswasser, von den drei Brüdern, unter denen der jüngste der beste ist, vom starken Hans (Janny), vom treuen Bruder, von den dankbaren Thieren, vom tapfern Schneiderlein, vom Meisterdieb ꝛc.

Einen scheinbar antiken Anstrich hat das wahrscheinlich moderne Märchen Nr. 76. Hier heißt es: Als Dionysos noch klein war, kam er nach Naxia (Naxos). Unterwegs hatte er ein Pflänzchen gefunden, das pflanzte er zu Naxia in ein Vogelbein. Das Pflänzchen wuchs aber stark und drohte das Bein zu zerbrechen. Da fand der Knabe ein Löwenbein und steckte das Vogelbein mit dem Pflänzchen hinein. Aber auch das Löwenbein reichte nicht aus. Da fand der Knabe ein noch größeres Eselbein, in das er die beiden andern Beine hineinsteckte, und nun wuchs die Pflanze immer größer heraus. Es war der Weinstock und auf ihm wuchsen herrliche Trauben, davon die Menschen Wein machten. Als sie aber davon tranken, sangen sie wie die Vögel; als sie noch mehr tranken, wurden sie stark wie die Löwen; als sie aber noch mehr tranken, geberdeten sie sich wie die Esel.

Biographie.

Albrecht von Sachsen-Teschen als Reichs-Feld-Marschall. Nach Original-Quellen bearbeitet von Alfred Edl. v. Vivenot. Erster Band. Wien, Braumüller, 1864.

Die sehr ausführliche und actenmäßige Darstellung dessen, was sich bei der Reichsarmee unter dem Befehl des Herzogs von Sachsen-Teschen, des kaiserlichen Statthalters der Niederlande, in den Revolutionskriegen 1794 und 95 zugetragen hat, mit besonderer Berücksichtigung der diplomatischen Intriguen, durch welche der edle Herzog verhindert wurde, größere Erfolge zu erringen. Mit Recht beklagt der Verfasser, Werth und Verdienst des Herzogs von Sachsen-Teschen seyen von der Geschichtschreibung bisher nicht gehörig gewürdigt und sehr im Dunkel gelassen worden. Er holt nun das Versäumte nach und zeigt, mit welchem Eifer der Herzog seinen Pflichten obgelegen sey, alle seine Bemühungen aber hätten vergeblich bleiben müssen, weil der Unstern über der Coalition waltete. Hauptsächlich zwei Umstände waren ihm hinderlich, einmal die Unzuverläßigkeit der Niederländer, in denen eine große Partei es mit Frankreich hielt, sodann die Zurückhaltung der verbündeten preußischen Armee unter dem Feldmarschall von Möllendorf, der die Kaiserlichen im Stiche ließ. Der Verfasser hätte wohl noch eines dritten Umstands erwähnen dürfen, nämlich der Zurückhaltung im Wiener Cabinete selbst, der Politik Thuguts, der es mit dem niederländischen Feldzug kein Ernst war, weil sie die

Niederlande überhaupt aufgeben und gegen Bayern vertauschen wollte.

Von dieser letztern Seite her die Ereignisse zu beleuchten, hat der Verfasser versäumt, wie er überhaupt zu unserm Bedauern in eine großdeutsche Einseitigkeit verfallen ist, die der kleindeutschen des Herrn von Sybel so sehr gleichkommt, daß keiner dem andern etwas vorzuwerfen berechtigt ist. Wenn Herr von Sybel in seiner Schrift „die deutsche Nation und das Kaiserreich" Deutschland dadurch groß zu machen meint, indem er es klein macht, die Einheit Deutschlands in dessen Verkleinerung sucht und die Weltstellung der germanischen Mitte Europas zwischen dem romanischen Westen und slavischen Osten durch das Aufgeben Oesterreichs retten will *), so ist das freilich gegen alle Logik der Geschichte gesündigt. Ein deutsches Reich oder auch nur eine deutsche Conföderation in der Mitte Europas kann sich gegen Frankreich und Rußland nur dann sicher stellen, wenn es in weiter Ausdehnung am Po, an der untern Donau und an der Weichsel auch nichtdeutsche Volksstämme beherrscht. Wenn es dieselben nicht beherrschte, würde Italien nur die Macht Frankreichs, würden Ungarn, Böhmen, Mähren, Galizien nur die Macht Rußlands vermehren und Herrn von Sybels Kleindeutschland würde gar nicht mehr im Stande seyn, der französisch-russischen Ueberwältigung Widerstand zu leisten, sondern würde wie ein Zwerg zwischen Riesen erdrückt werden. Wenn nun aber auch Herr von Vivenot Recht hat, sofern er Herrn von Sybels Einseitigkeit, und seine ungerechte Vertheilung von Lob und Tadel in der Darstellung der Rheinfeldzüge, z. B. seine übertriebene Werthschätzung Möllendorfs auf Kosten des Herzogs von Sachsen-Teschen rügt, so folgt doch daraus nicht, daß das Recht überall auf der kaiserlichen Seite gewesen sey. Der Verfasser sagt in der Vorrede: „Das vorliegende Buch ist nur ein einzelnes aber documentirtes Blatt aus der Geschichte „der Verblutung Oesterreichs für das deutsche Reich," — jenes Oesterreichs, das nur ein Ziel verfolgte: des Reiches Einheit zu fördern, Deutschlands Ansehen, Macht und Größe zu begründen!" Das ist einfach nicht wahr. Wenn es im Interesse der habsburgischen Dynastie lag, sich des deutschen Reichs zu ihren Zwecken zu bedienen, so hat sie das immer gethan, dann schützte sie das Reich und verdiente ein patriotisches Lob. Wenn es aber in ihrem Interesse lag, das deutsche Interesse andern Interessen, z. B. spanischen, italienischen, böhmischen, ungarischen aufzuopfern, so hat sie das ebenfalls gethan und also den patriotischen Dank der Deutschen verscherzt. Am allerwenigsten aber hätte Herr von Vivenot von der Aufopferung Oesterreichs für das deutsche Reich im Jahr 1794 sprechen sollen, denn damals zerriß der noch junge Franz II., vom alten Thugut verführt, das wohlthätige Bündniß, welches sein Vater zu Reichenbach mit Preußen geschlossen hatte, kam auf das alte Bündniß Oesterreichs mit Rußland gegen Preußen und die Türkei und auf das alte Project, Oesterreich mit Bayern abzurunden und dagegen die Niederlande preiszugeben, zurück und zwang dadurch den König von Preußen zu jener mißtrauischen Zurückhaltung, welche die Erfolge am Rhein vereiteln mußte.

*) „Nicht weil ich mich zu den Ansichten der nationalen Partei bekenne, suche ich das alte Kaiserreich herabzusetzen, sondern umgekehrt, weil mir alle Vergangenheit die kaiserliche Politik als das Grab unserer Nationalwohlfahrt gezeigt hat, ziehe ich das kleine Deutschland von 35 Millionen dem großen Deutsch-Ungarn-Slavenlande von 70 Millionen vor."

Wenn Möllendorf, wie hier Seite 289 berichtet wird, das gegebene Wort brach, den Herzog nicht unterstützte, sondern im Stiche ließ, so war das nur die Folge neuer Befehle, die dem Marschall zugegangen waren, und diese Befehle selbst waren nur die Folge des gerechten Zornes und Mißtrauens, womit der König von Preußen erfüllt werden mußte, als sich ihm nach und nach alle Intriguen Thuguts enthüllten. Die Politik Friedrich Wilhelms III. ist gewiß nicht rein. Seine Schwäche, seine Leidenschaften sind bekannt genug, aber er war in jener unglücklichen Periode, welche dem Basler Frieden vorherging, nicht der Betrüger, sondern der Betrogene.

Es hilft wahrlich nichts, ob klein- oder großdeutsche Geschichtsbaumeister diese oder jene dynastische Politik, welche principiell niemals deutsch war, sondern sich nur deutscher Mittel zu ihrem Sonderzwecke bediente, für die einzige und alleinige deutsche Nationalpolitik ausgeben. Sie irren beide und über die Nebel ihrer Täuschungen ragt die Wahrheit stolz hervor, welche sie nicht zu sagen wissen oder wagen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, № 3. 9. Januar 1864.

Sprachkunde.

Geschichte der englischen Sprache, dargestellt in ihren Verhältnissen zur deutschen und französischen von Dr. G. Schneider. Freiburg im Breisgau, Herder, 1863.

Man findet in diesem trefflichen Buche einen sehr gründlichen Aufschluß über jene wunderliche Geröllformation, welche die englische Sprache darbietet. Wie nämlich durch wilde Wasserkräfte das Gestein aus seinen Geburtsstätten herausgerissen, fortgewälzt, durch einander geworfen, abgestoßen und abgeglättet wird, so entstand die heutige englische Sprache aus der allmäligen Vermischung der sächsischen und dänischen mit der keltischen und französischen Sprache, unter fortwährender Einwirkung classischer Studien, durch die noch eine Menge lateinische Wörter in England eingebürgert wurden. Der Grundstock des Englischen ist immer noch das Niederdeutsche, die Sprache der Sachsen und Angeln. Sie hat sich am reinsten erhalten im Norden Englands und Süden Schottlands, wo sie sowohl vom dänischen, als vom französischen Element weniger durchsetzt wurde. Nur wenig Keltisches drang ins Englische ein, unter Vermittlung des Französischen, in welchem zuerst keltische und lateinische Elemente sich mischten, ehe in der Völkerwanderung die französische Sprache unter dem Einfluß der Franken das bestimmte Gepräge der langue d'oyl (hoc illud im Lateinischen), unter dem Einfluß der Westgothen das Gepräge der langue d'oc (hoc im Lateinischen) erhielt. Die erstere, oder die nordfranzösische Sprache drang mit den Romanen unter Wilhelm dem Eroberer erst in der Mitte des 11. Jahrhunderts in England ein und blieb ein Jahrhundert hindurch die Sprache des englischen Hofes und Adels, der sich dann auch die Dichter anschmeichelten. Dadurch kam nun erst eine starke romanische Strömung in die englische Sprache, die vorher viel reiner niederdeutsch geblieben war. Als nun vollends der Geschmack der Renaissance und die classische Gelehrsamkeit aufkam, wurden noch immer mehr römische Wörter aus den römischen Classikern ins Englische aufgenommen, was auch ohne Zwang anging, weil sich die Sprache seit ihrer Mischung mit der französisch-normännischen die Fremdwörter anbequemt hatte und heute noch mehr als jede andere Sprache zur Aufnahme von Fremdwörtern aller Art sich eignet. Daraus erklärt sich auch die merkwürdige Erscheinung, daß in der englischen Sprache und Literatur eine Menge Ausdrücke Mode werden und doch wieder verschwinden konnten, indem andere sie ersetzten. Um Shakespeare im Originale zu verstehen, braucht man jetzt schon ein eigenes Wörterbuch, denn eine Menge Ausdrücke, die sein Publikum wohl verstand, sind dem heutigen fremd geworden.

Gleich einem Geognosten untersucht der kundige Verfasser des vorliegenden Buchs im aufgeschütteten Gerölle der englischen Sprache die ursprünglichen Gesteinsarten. „Im Allgemeinen weicht das Englische in der Aufnahme lateinischer Wörter vom Französischen darin ab, daß in jenem die lateinischen Bestandtheile weit mehr ihre ursprüngliche Form beibehalten als in diesem, und zwar aus zwei Hauptgründen: a) weil zur Zeit des Ueberganges der normännisch-französischen Sprache in die englische, erstere dem Lateinischen näher stund und die Schreibweise noch nicht so wesentlich von der lateinischen abwich; b) weil in Folge des Wiedererwachens des Studiums der lateinischen Literatur unmittelbar vor und besonders zur Zeit der Königin Elisabeth die Schreibweise eingebürgerter neo-lateinischer Wörter von den Kennern der alten Classiker der lateinischen näher gebracht wurde. Besonders auffallend ist aber die Abänderung der Orthographie vieler deutscher Wörter in

Folge französischen Einflusses. Da, wie weiter oben auseinander gesetzt wurde, sich das Französische mit germanischen Wörtern bereichert hatte, verdrängte eine beträchtliche Anzahl französisch-germanischer Wörter in ihrem eigenthümlichen französisch zugeschnittenen Gewande in angelsächsischer Form auftretende gleichbedeutende Ausdrücke. Da dieser Gegenstand bisher unbehandelt blieb, stellte ich genaue Untersuchungen darüber an, wobei mir ein anderes, noch bedeutenderes Moment in die Augen fiel: die Aufnahme altdeutscher Wörter, die im Angelsächsischen verloren gegangen oder noch gar nicht vorhanden gewesen waren, durch das Medium des Französischen. Das Ergebniß meiner Nachforschungen ist nachfolgendes Wörterverzeichniß: Englisch vom Französischen, das seinerseits vom Altdeutschen. Aghast (zusammengezogene Form von agazed). agacé, hazjan, hetzen; Grapple, agrafe, krapho; Ambassade, Ambassador, ambassade, ambassadeur, ambaht, Amt; to Range, arranger (ranger), rano, Ring; Adventure, aventure, aban, Acc. von aba und theur od. dewr (Abentheuer); to Advise, aviser, wisan weisen (und von der lat. Präpos. ad); Bacon, bacon (Altfranz.), bacho, backen; Baggage, bagage, baga (Altnorf. und pack Althochd.) Gepäck; Balcony, (mit engl. Endung), balcon, balcho und palcho, Balken; Barricade, Embarrass, Embarrassment, to Debar, barricade, embarasser, embarassement, débarrer, sperra, sperren; Basin, bassin, bêchi und bechin Becken ꝛc." Wir können das ganze interessante Verzeichniß, weil es zu lang ist, hier nicht mittheilen, geben indeß noch einige Proben. Das Wort bagage kommt her vom nordischen baga und altdeutschen pack, Gepäck. Balcon kommt her von unserem Balken, barricade von unserem sperren, bassin von unserem bechin, Becken; bizarre von bizon, beißen; bosquet von Busch; brillant von brikeln, brehen, glänzen; bronze von braun, brusque von brausen, chase, chasse von hetzen, fourrage von Futter, galopp von laufen, gazette von galstra, Elster; haranguer von hrinc, einen Ring um sich versammeln, poltron von Polstern (auf Polster verweichlicht).

Die Mischung der Sprachelemente fand in der Art statt, daß romanische Wörter deutsche und deutsche romanische Endungen bekamen, z. B. „Consequential und consequentious sind mittelst des Subst. consequentia dem officialis und officiosus nachgebildet; gumption Geschicklichkeit (vom Sächs. gymene Sorgfalt und der lateinischen Endung io); oder eine angelsächsische Endung wird einem lateinischen Worte angehängt, z. B. ingenuousness (von ingenuus und der Endung -ess), oder Wörter, welche früher eine französische Endung hatten, setzen eine lateinische an deren Stelle, z. B. jetzt reconciliation, früher reconcilement; im wissenschaftlichen Stil composition für composure; eine lateinische Endung verdrängt eine andere lateinische, z. B. neglect (ectus) für neglection: iteration für iterance (-antia lat.); die französisch-lateinische Endung ersetzt die englisch-lateinische, z. B. innocence für innocency, importance für importancy; eine lateinische oder französische Endung verdrängt eine sächsische, z. B. simplicity für simpleness, accuracy für accurateness, imperfection für imperfectness."

Die Aussprache gestaltete sich noch viel verschiedener, daher sie entweder gar nicht mit dem schriftlichen Ausdruck übereinstimmt (was das Erlernen des Englischen uns so sehr erschwert) oder in die Schriftsprache selbst neue Aenderungen eingetragen hat. So erleiden die Vocale eine kaum übersehliche Ablautung. „Römisch a geht über in ae; flam (flamma Lat.), flaem (Altengl.), flame. ai; par (Lat.), pair. aw; aus balsam entstund balm wie bawm. e; anig, enig (Altsächs. = einig), any (= eny). i; lacerta (Lat.), lizard. o; ham (heim), home. oa; ac (AS.), oak. u: wlace (AS.), luke-warm. ae in a; thaet (AS.), that. ai; maegen (mögen), main. e; in quaesitum (Lat.), inquest. ea; faether (Altengl. = Feder), feather. i; maistresse (Franz.), mistress, etc. etc."

Die englische Aussprache weicht von der französischen häufig in sehr regelmäßiger Weise ab. Aus b wird l (marbre, marble). Aus m wird n (comte, count) ꝛc.

Das Abschleifen der Wörter ist in keiner Sprache so weit getrieben worden als in der englischen. So sagt man nicht mehr spraec (sprechen) sondern speak. In Berlin wird übrigens eben so kindisch zu lallen angefangen, denn man hört dort kaum mehr Regiment sagen, sondern Rement.

Mitten in seinem Sprachgemisch hat doch der Engländer auf eine charakteristische Weise seinen logischen Verstand bewährt. „In Bezug auf die drei Geschlechter blieb das Englische vom französischen Einflusse unberührt; es behielt die drei Geschlechter der deutschen Sprache bei; that mit der Zeit aber einen so geschickten und bedeutenden Schritt in der Wahl des sächlichen Geschlechtes, daß es hierin für die genaueste und am meisten logische Sprache gehalten werden muß. Neuter (von ne und uter) sollte ein Hauptwort seyn, das in Wirklichkeit weder die männliche noch weibliche Natur bezeichnet; das sächliche Geschlecht sollte darum für unbelebte Gegenstände und abstracte Begriffe gebraucht werden. Das weibliche und männliche Geschlecht, auf unbelebte Gegenstände und in Folge dessen auf abstracte

Begriffe übertragen, ist ein bloß eingebildetes, nicht wirkliches. Nichts legt in der That ein besseres Zeugniß von dem richtig geleiteten, scharf erkennenden und die ächte Ausdrucksweise anwendenden Verstande des englischen Volkes ab, als das Aufgeben des Geschlechts für Gegenstände, die zu keinem Geschlechte gehören."

Der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß in der englischen Sprache bei der Leichtigkeit, mit welcher in sie fremde Wörter aufgenommen und Ausdrucksweisen variirt werden können, die Affectation heute noch ihre Rolle so gut spiele, wie in den Zeiten der Königin Elisabeth. Wenn er einerseits rühmt, daß eine zarte Rücksicht auf persönliche Ehre die Engländer veranlasse, wenn sie tadeln, sich doch im Ausdruck zu mäßigen, so rügt er doch andrerseits die abgeschmackte Vornehmthuerei, in der sich die englischen Journalisten in neuester Zeit gefallen, sofern sie wieder wie in der ersten Zeit der Renaissance gern das gute alte sächsische Wort verschmähen, um es durch ein lateinisches zu ersetzen, und gern die bestimmte Ausdrucksweise vermeiden und eine unbestimmte wählen. „Sie sprechen nicht mehr von man, woman, child, sondern ein Mann ist an individual, a person oder a party; eine Frau ist a female, und ein unverheirathetes weibliches Geschöpf a young person. Vom Geben wollen viele Engländer, trotzdem daß sie alle gerne geben, nichts wissen; sie gehen immer in feierlicher Prozession ,they proceed to a place;' von Plätzen (places) liest man selten mehr Etwas in den Zeitungen, dagegen von Localitäten (localities), und in Uebereinstimmung damit sagt man located für placed. Eine gute Wohnung (good lodgings) oder gute Zimmer (good rooms) wollen Einige gar nicht mehr; sie sehen sich nach eligible apartments um. Dem gemeinen Volke (people) glaubt man mehr zu schmeicheln, wenn man dasselbe, ohne es zu wissen, beschimpft und populace nennt (siehe Illustrated News). Eine Zeitung beginnt nie, ,never begins, it only commences od. takes the initiative!' Pleonasmen sind den Zeitungen auch angenehm, wenn sie nur gut klingen; z. B. a new line of railway is to open up the communication between etc. Open heißt öffnen und drückt den Gedanken vollständig aus; auf öffnen (to open up) ist eine der neuesten Erfindungen der englischen Journalistik." Eine unnöthige Geziertheit solcher Art kommt übrigens auch in der deutschen Presse vor.

Diese wenigen Bemerkungen mögen wenigstens andeuten, wie einsichtsvoll der Verfasser sein Thema behandelt hat. Eine Recension vermag kaum mehr, als solche Andeutungen zu geben, da ihr der Raum gebricht, um die ganze Fülle des Inhalts eines angezeigten Buches auszubreiten. Nur nebenbei bemerken wir noch, daß die Freunde sprachlicher Forschungen hier manche belehrende Notiz über sprichwörtliche Redensarten finden werden. „Bisweilen nimmt eine Wortform, in Folge langen Gebrauches, eine Gestalt an, die noch Etwas zu erkennen übrig läßt oder deren Bestandtheile die ursprüngliche Form zum Theil einbüßten, jedoch in der Art, daß man bei näherer Betrachtung die eigentliche Gestalt des Wortes entweder ausfindig machen oder auf eine ähnliche treffen kann, die von jener nicht zu weit abführt; z. B. ,jetzt hat er sein Schäfchen im Trockenen' d. h. er hat jetzt eine gesicherte Stellung. Ich beanstande die Aechtheit der Wortform ,Schäfchen'. Ich weiß wohl, daß man sagen könnte ,er hat sein Schäfchen im Stall, d. h. am Orte der Sicherheit, denn Schafe rennen nicht so leicht ins Wasser. Es ist eine plattdeutsche Redensart ,er hat das Schiffchen im Trockenen', d. h. er hat festen Boden gefaßt, ist nunmehr in Sicherheit. Das von der See fern wohnende Volk vergaß mit der Zeit die richtige Ableitung, indem es die Vorstellung von einem ans feste Land rückenden Schiffe allmählig aus dem Gedächtnisse verlor; außerdem klingt das i im Munde mancher Stämme mehr wie e — was unmittelbar zum Worte Scheff, Scheffchen führte, aus dem man Schäfchen bildete."

Im Eingang, wo von dem ältesten Französisch die Rede ist, erwähnt der Verfasser eine merkwürdige Aeußerung Gregors des Großen. „Papst Gregor der Große warf dem Bischof Didier von Vienne vor, daß er Unterricht in der Grammatik ertheile: ,Man berichtet mir Etwas, was ich, ohne zu erröthen, nicht wiederholen kann; man sagt, daß Du, Bruder, einigen Leuten Unterricht in der Grammatik gibst. Darüber bin ich höchst betrübt .... denn Lobsprüche auf Jupiter vertragen sich nicht in einem und demselben Munde mit der Verehrung Christi.' Der Papst fährt fort: ,Ich scheue die barbarische Sprachform nicht; ich spare mir die Mühe Regeln über die Casus und Präpositionen einzuschalten; denn ich würde es für unwürdig erachten, das göttliche Wort den Gesetzen des Grammatikers Donatus zu unterwerfen.' Ein seltsamer Humor des Papstes! und doch so taktvoll und klug! denn er fühlte richtig heraus, daß es in einem dem Heidenthum noch so nahestehenden Zeitalter eine gefährliche Sache wäre, sich die Eleganz der Klassiker aneignen zu wollen, ohne zugleich deren Ideen und Vorstellungen einzufangen und von denselben durchdrungen zu werden. Die Philosophen haben ihn deßhalb mit Unrecht getadelt; Gregor sah tiefer als sie, jedenfalls erwies er sich praktischer." Nun meint zwar der Verfasser, in den classischen Studien

habe nur damals noch eine Gefahr gelegen, weil das antike Heidenthum noch nicht ganz ausgerottet war, noch mächtig nachwirkte und die Sitten verdarb. Später nach dem Untergange jenes Heidenthums hätten auch jene Studien nichts Gefährliches mehr gehabt, sondern seyen im Gegentheil ein Segen für die christlichen Völker geworden. In dieser Behauptung liegt aber ein Widerspruch, denn der Geist des classischen Heidenthums, wie er aus den classischen Studien wieder herauf beschworen wird, um ins Leben der Völker einzuwirken, ist kein anderer als der ursprüngliche Geist, wie er in der griechischen, makedonischen und römischen Welt sich ausgebildet hatte, und wenn er damals mittelst der Schönheit die Völker nur verführte und in den Abgrund der abscheulichsten Sittenlosigkeit stürzte, so kann er auch seit der Renaissance auf die modernen Völker nicht segensreicher wirken. Der Beweis liegt jedermann vor Augen. Durch die Höfe, welche zuerst der Renaissance gehuldigt haben, ist der germanische Adel entnervt, das fromme Ritterthum in galante Lüderlichkeit und Religionsspötterei verwandelt worden, hat die ganze Bildung sich vom Christenthum abgewendet und insbesondere das christliche Sittengesetz bekämpft oder wenigstens verleugnet und verschleiert. Wie viel Schönes und Geistreiches auch uns spätern Generationen durch die classischen Studien vermittelt wird, so ist doch das in ihnen, was den Menschen über das Gemeine erhebt, der Stoicismus und ein fein wählender Geschmack, nur von schwacher Wirkung und vermag den tiefen und mächtigen Zug zur Wollust und zur Verspottung alles Ernsten und Heiligen niemals zu überwinden. Die besten Griechen und Römer konnten das allgemeine Verderben nicht aufhalten und auch in neuerer Zeit haben die geistvollsten und redlichsten Vorkämpfer der classischen Studien die verderbliche Anwendung derselben, z. B. in der französischen Literatur des vorigen Jahrhunderts, so wenig wie in der deutschen Philosophie und in der großen Auflehnung der gebildeten Classen gegen das Christenthum verhindern können. Schon einmal gelang es dem aus der Unterwelt wieder herauf beschworenen Dämon des classischen Heidenthums, in Frankreich das Christenthum förmlich abzuschaffen, und da aus gleichen Ursachen immer gleiche Wirkungen hervorgehen müssen, so ist vorauszusehen, daß auch unserm classisch gebildeten Deutschland noch eine ähnliche Krisis bevorsteht. Das Christenthum kann nicht als leere Form in einer ganz von heidnischem Geist durchdrungenen Nation fortbestehen. Einmal kommt der Moment, in dem man sich der langen Lüge schämt und der heidnische Geist in seinem Uebermuth die letzte Scheu von sich wirft. Andrerseits ist aber auch das Christenthum nicht so geartet, daß es sich immer nur passiv verhalten und auf seine Abschaffung warten sollte, wie ein alter blöder und gelähmter Mann. Im Christenthum ist heute noch mehr Jugendkraft, als in der gesammten classischen Bildung, wenn es dieser auch gelungen ist, sich eine ungeheure äußere Macht anzueignen. In dieser Macht ist kein Bestand, keine Gesundheit. Sie führt nothwendig zu allgemeinen Sünden und Leiden der Völker, von denen nur das Christenthum heilen kann, wie es zur Zeit der Völkerwanderung allein im Stande gewesen ist, die Menschheit hier von der Corruption, dort von der Barbarei des Heidenthums zu erlösen.

Märchen.

Psyche. Ein allegorisches Märchen. Nach dem Lat. des Appulejus von Fr. Pressel. Ulm, Krick, 1864.

Ein glücklicher Versuch, das berühmte Märchen des Appulejus frei und ganz in der Manier der Grimm'schen Kindermärchen zu übersetzen, wodurch es den Leser um so mehr anmuthet.

In den Anmerkungen weist der Verfasser nach, daß Appulejus bei der Auffassung des Märchens von neuplatonischen Ideen geleitet wurde. „Die Präexistenz der Seele, ihr Fall, ihre Leiden im Zustand des Suchens, ihre Wiederkehr sind in dem Bilde der Psyche deutlich genug gezeichnet.“ Indem aber der Verfasser vom Gedicht des Appulejus sagt, „es sey die einzige Dichtung des Alterthums, welche ein Märchen genannt werden kann,“ hätte er hinzufügen dürfen, Appulejus hat das Märchen gar nicht erfunden, sondern er hat den Stoff aus Gegenden entlehnt, wo das echte Märchen zu Hause war. In den zahllosen nordeuropäischen, namentlich deutschen Märchen von der Aschenbrödel, die da erniedrigt und nach schweren Prüfungen erhöht wird, und in den Märchen von der Königstochter, welche die goldenen Aepfel und das Lebenswasser auf dem Glasberge suchen muß, ist als Grundthema der Psychedichtung hundertfach variirt. Hier im Norden war die Heimath des Märchens und Herr Pressel hat also ihm nur das Recht angethan, es aus der römischen in die deutsche Urform zurückzuübersetzen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels



Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Mittwoch, **N° 4.** 13. Januar 1864.

Länder- und Völkerkunde.

Land und Leute in der Union von Adolf Douai, Director der Hoboken Akademy im Staate New-Jersey. Berlin, Otto Janke, 1864.

Eine sehr verständige und lehrreiche Schrift, wenn auch immerhin in einiger Beziehung einseitig.

Herr Douai contrastirt zunächst die demokratischen Yankees im Norden der V. Staaten mit den Cavalieren im Süden. Die Yankees waren ursprünglich Puritaner, Bürgerliche, begeistert für ihren Glauben und bürgerliche Freiheit, kleine Besitzer, fleißige Arbeiter und überaus stolz, denn sie nannten sich selbst das auserwählte Volk Gottes. „Ganz anders geartet waren die Cavaliere, meist jüngere Söhne von Adelsfamilien, welche John Smith (1608) nach Virginien, und Andere später nach Maryland und Carolina führten, und welche zur Zeit Cromwell's von den besiegten Heeren der Cavaliere Zuwachs erhielten. Gebildet genug, aber leichtsinnig, arbeitsunfähig und arbeitsscheu, voll Adelshochmuth und voll Haß gegen die puritanisch-republikanische Sittenstrenge, waren sie wohl ganz die Leute, die Indianer zu bekriegen, aber nicht, den Acker zu bauen ohne Hilfe von Leibeigenen. Zehnmal am Rande des Unterganges angelangt durch Hunger und innere Zwistigkeiten, gewannen die Ansiedelungen Bestand nur durch Importation einer weiblichen Bevölkerung von Straßendirnen und von Gefängnißinsassen Englands, welche als Leibeigene auf Zeit verkauft wurden, später aber durch Einführung der Negersklaverei, welche in Neu-England zwar von der Krone erlaubt wurde, aber nie größere Verhältnisse annahm, weil die Bevölkerung dagegen war. Wer nun weiß, wie eine neue Einwanderung in der Regel nur solche Bestandtheile des Muttervolkes anzieht, welche bluts- und geistesverwandt sind, der sieht sofort, daß die Nachwanderung aus England sich in zwei Ströme theilen mußte, die dem Gesetz der Anziehung des Gleichartigen folgten. Die englische Aristokratie und das Proletariat rekrutirten die Cavalier-Ansiedelungen; der Mittelstand besiedelte Neu-England. Beide Colonieländer waren auch räumlich getrennt, und Verschiedenheit des Klimas unterstützte eine wachsende Verschiedenheit des Geistes und der Institutionen ihrer Bevölkerungen. In den Zwischenraum hinein wurden die holländischen Ansiedelungen von New-York und die deutschen von Pennsylvanien und New-York (die schwedischen von New-Jersey gingen bald unter) verpflanzt. Hier handelte es sich nicht um Muster-Colonien asylsuchender Weltverbesserer, sondern um das tägliche Brot für überschüssige Bevölkerungen der alten Welt. Die holländischen Colonien (1609 u. ff.) wurden im Handelsinteresse angelegt, und die Ansiedler waren meist arme Bauern und Städter oder Abenteurer, welche ihre Lage zu verbessern suchten. Die deutschen, von William Penn in's Land gerufenen Ansiedelungen (1683 u. ff.) bestanden aus Bauern, welche von ihren Geistlichen geleitet wurden, in größeren Massen auf von Penn gemietheten Schiffen importirt und dicht im Osten Pennsylvaniens angesiedelt wurden. Es gab wenig gebildete Leute unter ihnen, und nur Einheit des Glaubensbekenntnisses und der Abstammung gab ihnen moralische Kraft; es waren meist protestantische Schwaben, worunter viele aus dem Elsaß. Es ist eben ein Beweis der angeborenen Tüchtigkeit dieser Einwanderer, daß sie bereits 1689 auf einem Gemeindetage in Germantown bei Philadelphia sich einstimmig gegen die Duldung der Negersklaverei im Lande erklärten und ihre Nachbarn, die Quäker, welche begonnen hatten Sklaven zu halten, dahin brachten, daß sie das Sklavenhalten aufgaben, seit welcher Zeit die

Quäker die standhaftesten Feinde der Sklaverei geblieben sind."

Die Cavaliere im Süden gewannen in der Union die Oberhand, weil sie einig und sehr energisch verfuhren und unter den Demokraten im Norden durch Befriedigung des Eigennutzes eine starke Partei gewannen. „Die Baumwollenstaaten waren durch Einheit der Interessen gegenüber dem durch Verschiedenheit derselben in sich gespaltenen Norden bald allmächtig im Nationalrathe geworden; geborne Aristokraten und durch den Umgang mit Sklaven und den unterwürfigen armen Weißen des Südens zur Herrschsucht erzogen, lernten sie bald das Geheimniß, wie der Norden demoralisirt werden konnte, und beuteten ihre Macht schonungslos aus. Die Presse, die Kanzel, der Richterstuhl, die Wissenschaft und Kunst — kurz alle bildenden Mächte wurden von ihnen bestochen und in den Dienst genommen, um das Volk des Nordens betreffs seines wahrens Vortheils zu verblenden, allen Widerstand gegen die Sklaverei zu ersticken, den gesunden sittlichen Sinn zu untergraben und die selbstsüchtigen Leidenschaften durch Vortheile zu nähren, welche jeder Classe des nördlichen Volkes hingeworfen wurden. Bald wurde bei der überwiegenden Mehrheit des Volkes der Glaube allgemein, daß jenes beispiellose Wachsthum und Gedeihen des Landes, an welchem Alle gleichmäßig interessirt waren, mit dem ungestörten Bestehen und selbst der schrankenlosen Ausdehnung der Sklaverei innig verwebt sey. Die großen Getreide- und Schlachtviehstaaten des Westens, welche für ihre Erzeugnisse den besten Markt in den Pflanzungsstaaten des Südens fanden; die Industriellen des Nordostens, von New-York, New-Jersey und Pennsylvanien, welche den Süden mit all' seinem Bedarf an Manufakturwaaren versorgten; die Kaufleute der Großstädte des Nordens, welche den Alleinbetrieb des südlichen Handels (mit einem Umsatz von zuletzt 5—600 Millionen jährlich) an sich gezogen hatten; die nördlichen Kapitalisten, welche ihr Geld im Süden in Gestalt von Pflanzungen, Darlehen auf Sklaven, in Dampfschifflinien, Eisenbahnen, Gas- und Minenunternehmungen u. s. w. angelegt hatten; die religiösen Gemeinschaften, welche im wetteifernden Bestreben, ihre Mitgliederzahl im Süden zu vermehren und einander gläubige und beitragzahlende Seelen abzujagen, aus ihren Glaubensbekenntnissen mehr und mehr alle die Sklaverei verdammenden Ausdrücke hinwegfeilten; die zahlreiche Classe der Aemterjäger und gewerblichen Politiker, welche zu Macht und Vermögen nur durch Liebedienerei gegen die Alles beherrschende Sklavenhaltermacht gelangen konnten; die von Natur Conservativen, welche durch jede politische Veränderung, zumal innerhalb einer so beweglichen Demokratie, zu verlieren fürchten und jede folgerechte Durchführung der Menschenrechte instinktmäßig verabscheuen: — alle diese einflußreichen Classen wurden den ‚schwarzen Baronen' sklavisch unterthänig, und die eingewanderte Arbeiterclasse, welche bald zu solchen Zahlen anwuchs, daß sie in mehrern Staaten bei Abstimmungen die Wage zwischen den Parteien halten konnte, enthielt lange Zeit zu wenig gebildete Männer, um nicht gelehrige Schüler der herrschenden Vorurtheile und ihrer Arbeitgeber zu werden."

Der Verfasser charakterisirt die beiden großen Parteien geradezu als die Partei der Rohheit und der Bildung. Unter der ersten versteht er die Cavaliere, welche kein Verbrechen scheuen, um sich im Besitz der Macht und des Reichthums mittelst der Sklaverei zu erhalten, ferner die großen Kaufleute des Nordens, hauptsächlich in New-York, welche den Südstaaten ihre Colonialwaaren, besonders die Baumwolle abkaufen, um sie in der alten Welt wieder abzusetzen, in deren Interesse es daher liegt, die Sklavenstaaten zu erhalten. Drittens die Rowdies oder der weiße Pöbel, welcher auch im Norden von den Südstaaten bezahlt und organisirt wird, um die Wahlen zu beherrschen und die Gegenpartei zu terrorisiren. Endlich viertens eine Unzahl von Spekulanten, die sich in die Aemter drängen, oder von der Regierung Privilegien und Monopole erschleichen, daher in der südstaatlichen Corruption ihr wahres Element finden und nichts so sehr hassen als Rechtlichkeit und Ehrlichkeit, welche die Gegenpartei eingeführt wissen möchte.

Der Verfasser sagt: „Es werden die Abgeordnetenstellen, weil sie durch Bestechung einträglich sind, von den Stimmgebern für Geldgeschenke, Schnaps, Bier oder Versprechen von Aemtern, Monopolen, gesetzlichen Vergünstigungen großentheils verkauft; die Abgeordneten schlagen dann die ansehnlichen Summen, welche ihre Wahl gekostet, durch Verkauf parteiischer Gesetze, Vorrechte und Monopole wieder heraus. Natürlich gibt es auch eine unbestechliche Wählerschaft und unbestechliche Abgeordnete, aber sie sind überall in der Minderheit, wo die Partei der Rohheit vorwiegt. Beispielsweise wurde es der Legislatur des Staates New-York von 1860 nachgewiesen, daß ihre Mehrheit (fast alle ‚Demokraten' und einige wenige Republikaner) sich hatte bestechen lassen, einer großen Aktiengesellschaft das Monopol zu Pferde-Eisenbahnen in der Stadt New-York zu geben. Die Stadtverordneten der Stadt New-York aber, fast sämmtlich ‚Demokraten,' sind seit

Jahren als eine organisirte Diebsverschwörung unter dem Schutze gesetzlicher Formen zu betrachten, welche in erfinderischer Weise theils die Steuerzahler plündert, theils Monopolisten schafft, um sie schröpfen zu können. Bald wird ein Straßenreinigungs-Contract ausgegeben, von welchem ein großer Theil in die Hände des ‚Ringes' (so heißen die Hauptkähne dieser ‚goldenen Tafelrunde', welche die übrigen Verordneten wie Puppen an Fäden ziehen) fließt, weshalb er unmäßig hoch gegriffen seyn muß. Bald wird ein Stück städtisches Grundeigenthum an einen Bevorzugten zu einem Spottpreise verschleudert, weil er eine Hälfte oder mehr des wahren Werthes dem ‚Ringe' opfern muß." Auch andere Berichterstatter haben diese greuliche Corruption schon oft genug bestätigt. Was die Brutalität der Rowdies betrifft, so glaubt Herr Douai, dieselbe sey hauptsächlich durch die eingewanderten Irländer genährt worden, welche völlig viehisch werden können, während die Angloamerikaner doch nur raffinirt boshaft und grausam seyen. Daß diese Grausamkeit aber auf die empörendste Weise an den schwarzen Sklaven geübt werde, behauptet der Verfasser aufs bestimmteste und sagt sogar, die Schilderungen in Onkel Toms Hütte würden von der Wirklichkeit im Gräßlichen noch übertroffen.

Die andere Partei, welche Herr Douai die der Bildung nennt, besteht aus den s. g. Republikanern, dem Rest der strengen Puritaner, Quäker und Holländer, welche theils aus christlichen, theils aus demokratischen Motiven die Sklaverei verdammen, und aus zahlreichen Deutschen, welche den Haß der Sklaverei aus ihrer Heimat mitgebracht haben. Diese Partei blieb lange Zeit die schwächere und überließ der Partei der Rohheit die Regierung der Union, weil sie selbst nicht einig und nicht praktisch genug war. Wie hoch achtbar immer jene frommen Christen in der Union sind, die in allen Menschen Kinder Gottes sehen und daher als die s. g. Abolitionisten die Sklaverei verdammt und sich nicht ohne Aufopferung beeifert haben, die Neger zu befreien und zu civilisiren; und welche edlen Charaktere auch unter den amerikanischen Staatsmännern aufgetreten sind, welche das ewige Recht der Humanität verkündet haben, so war es doch lange nicht möglich, daß diese bessere Partei gegen die Corruption aufkam, weil sie selbst sich in vielen Beziehungen verfehlte. Vor allem ist hier zu erwähnen, daß der fanatische Haß, welchen sowohl die alten Puritaner, als die neu eingewanderten deutschen Demokraten gegen die katholische Kirche hegten, es den Bischöfen dieser Kirche unmöglich machte, sich an die Partei der Bildung anzuschließen. Diese Partei verlor mithin durch eigene Schuld eine mächtige Stütze und wenn sie nur nicht gar so unvernünftig in das no popery Geschrei eingestimmt hätte, würde es ihr leicht gewesen seyn, mittelst des kirchlichen Einflusses die tapfern Arme aller jener Irländer für sich zu bewaffnen, welche sich nun gegen sie bewaffneten. Der Verfasser ist so einseitig, hier den eigentlichen Sachverhalt nicht zu begreifen, sondern alle Schuld auf die katholische Kirche zu schieben.

Die Partei der Bildung verfehlte sich ferner, indem sie der persönlichen Freiheit eine Ausdehnung bis zum Lächerlichen gestattete. Hier wirkten liberale Albernheiten der Deutschen und Nachäfferei der Franzosen ein. Das Weib sollte dem Manne gleich gestellt werden. Weiber hielten Versammlungen und Reden. Weiber trieben männliche Geschäfte, kleideten sich sogar in das männliche s. g. Bloomerkostüm, schriftstellerten, predigten gegen die Ehe, stifteten Gesellschaften der s. g. freien Liebe und was dergleichen Narrheiten mehr waren, wodurch sie sich nur verächtlich machten und der Partei der Bildung schadeten.

Endlich konnte die Partei der Bildung lange keinen Erfolg erreichen, weil die Deutschen, obgleich durch massenhafte Einwanderungen immer zahlreicher geworden, doch unter sich nicht einig und überhaupt sehr unpraktisch waren. „Während die Irländer wenigstens immer eng zusammenhielten, auf ihre Fäuste trotzten, etwas Englisch sprachen und von der Geistlichkeit einheitlich geleitet wurden, bekämpften sich die Deutschen nach löblicher deutscher Art aus Neid, Zank- und Klatschsucht, und Eitelkeit (der Deutsche ist der eitelste Mensch in der Welt, weil er als Gegengewicht gar nichts vom britischen Stolze, oder von der französischen Ruhmsucht hat) unaufhörlich unter einander und erschwerten sich somit einen Einfluß auf die Angloamerikaner als geschlossene Masse. Nur als einzelne Menschen vermochten sie sich Geltung zu verschaffen, nur in der Zersplitterung sich geachtet zu machen. Auf die ältere deutsche Einwanderung einzuwirken, sie zu ihren Bildungsbestrebungen heranzuziehen, sie als Nationalität wiederzugebären, war noch viel schwerer; denn diese betrachtete die neuangekommenen Landsleute, ‚Deutschländer' oder ‚Grüne' geheißen, mit Argwohn und, weil sie arm waren, mit Geringschätzung, als ‚rothe Republikaner' und ‚Fanatiker,' als bildungsaristokratische ‚Schnurrbärte' und idealogische ‚Neuerer'. Diese ältere Einwanderung verhielt sich gegen die neuere deutsche durchaus nativistisch und nahm Antheil an der Knownothing-Bewegung gegen sie." Wenn man übrigens bedenkt, welcherlei Gesindel häufig aus Deutschland nach Amerika hinüber kam, kann man es den dort schon ein-

heimischen Deutschen kaum übel nehmen, wenn sie ein wenig zurückschauderten. Das läßt sich freilich nicht entschuldigen, daß die reichen Deutschen in New-York so wenig für ihre armen Landsleute thaten. „Seit einem halben Dutzend Jahren quält sich die deutsche Bevölkerung der Stadt New-York (jetzt 130,000 stark) ab, durch freiwillige Sammlungen ein deutsches Hospital zu gründen, hat aber bis heute noch nicht über 30,000 Doll. anstatt der nöthigen 300,000 erschwungen. Die deutschen Kaufleute New-Yorks brauchten sich blos um ein Procent ihres Vermögens zu besteuern, und die ganze Summe wäre sofort doppelt beisammen — aber thun sie es etwa?"

Dennoch kam die Partei der Bildung im Jahr 1860 an die Regierung. Ihr Candidat Lincoln wurde zum Präsidenten der Union gewählt und Herr Douai ist überzeugt, daß er ohne die zahlreichen Stimmen der Deutschen nimmermehr gewählt worden wäre, so wie er auch seit dem ausgebrochenen Krieg ohne die Deutschen gar nicht hätte bestehen können. In dem Augenblicke, in welchem die Partei der Bildung zum erstenmal bei den Wahlen obsiegte, erkannte die Partei der Rohheit ihr ganzes System und damit ihre Existenz gefährdet, erklärte der andern Partei den Krieg und wandte alles an, um sie noch vor dem Kriege durch den Verrath der Beamten und durch die großartigsten Bestechungen im Norden zu entwaffnen. Lincoln wurde so von der bestochenen Partei umstrickt, daß er seine Beamten und die Generale der Armee fast nur aus Gegnern wählen konnte. „Man bedenke nur, daß lange Zeit von mehr als zweihundert Generalen der Unions-Armeen nicht mehr als vier (Fremont, Sigel, Banks und Schurz) derjenigen Partei angehörten, welche den Präsidenten gewählt hat. Später mochten es etwa 20 seyn; die übrigen alle waren Prosklaverei-Demokraten und wünschten lieber dem Süden als dem Norden Sieg. Und während drei Viertel der freiwilligen Soldaten nachweislich Republikaner und loyal waren, gab es mindestens drei Viertel der Offiziere, welche das Gegentheil waren.

Herr Douai spricht den Südstaaten jede Berechtigung zur Rebellion ab. Das ist nun aber doch parteilisch geurtheilt. Indem er nicht im geringsten zweifelt, die Sklaverei werde aufhören müssen, gesteht er ja selbst ein, daß es sich um eine Existenzfrage für die Cavaliere oder Sklavenbesitzer handelt; um seine Existenz aber sich zu wehren, hat jeder das Recht. Es kommt hier hauptsächlich darauf an, ob die humanen Voraussetzungen von der Bildungsfähigkeit der Neger zutreffen oder nicht. Im ersten Falle kann man sich nur freuen, wenn der so lange mißhandelten schwarzen Race endlich eine Sühne gewährt wird und ein bisher verkannter Bruderstamm in die große Familie der gebildeten und freien Menschheit aufgenommen wird. Im entgegengesetzten Falle aber muß man fürchten, die schwarze Race werde die ihr geschenkte Freiheit mißbrauchen. Wenn wir irgend nach gewissenhafter Vergleichung aller uns zugänglichen treuen und bewährten Berichte uns ein Urtheil bilden können, so geht es dahin, daß die Neger eine inferiore Race sind und bleiben werden, daß sie zu der hohen Achtung des Rechts und der Ehre und zu so hoher Bildung und Productivität des Geistes wie die weiße Race nicht geboren sind und daß es ihre unwiderrufliche weltgeschichtliche Bestimmung ist und bleibt, unter der Vormundschaft der weißen Race zu stehen. Daß diese Vormundschaft väterlich und gütig sey, ist das einzige, was man verlangen kann. Macht man die Neger selbständig, so fallen sie in die afrikanische Barbarei zurück, wie auf Haiti. Der Krieg unter den Weißen dauert schon zwei Jahre lang, Lincoln hat die Freiheit aller Neger proclamirt und durch das Vorrücken der Unionstruppen hätte ein großer Negeraufstand im Süden längst ins Werk gesetzt werden können, wenn die Neger selbst gewollt hätten. Daß sie sich selber nicht rühren, erklärt sich aus dem Stumpfsinn ihrer Race. Gegen ihre Herrn stehen sie nicht auf, um frei zu werden, aber wenn man sie gegen ihren Willen wird frei gemacht haben, dann erst werden sie nicht wissen, was sie mit ihrer Freiheit anfangen sollen. Dann erst, wenn ihnen die gewohnte Fürsorge ihrer Herrn fehlen wird, werden sie aus Hunger und Noth oder Uebermuth toll werden und dann erst wird der Racenkrieg beginnen, nicht gegen ihre Herrn, sondern gegen ihre Befreier. Ganz ebenso wie auf Haiti. Es sind ihrer aber in den Südstaaten viele Millionen. Wer kann sie ausrotten? Wer sie hindern, sich wenigstens ein großes Territorium anzueignen? Herr Douai macht sich die Sache leicht, indem er voraussetzt, nach dem Siege der Nordstaaten würden die emancipirten Neger in Masse nach dem noch tiefer liegenden Süden, also in die alten mexikanischen Provinzen auswandern. Aber die Voraussetzung entbehrt aller Anhaltspunkte.

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, N° 5. 16. Januar 1864.

Länder- und Völkerkunde.

Land und Leute in der Union von Adolf Douai, Direktor der Hoboken Akademy im Staate New-Jersey. Berlin, Otto Janke, 1864.

(Schluß.)

Der Verfasser setzt noch etwas anderes voraus, was wesentlich uns Deutsche angeht. Er behauptet nämlich, trotz alles Ungeschicks gewännen die Deutschen doch immer mehr Boden in Nordamerika. Die deutsche Einwanderung ist ungeheuer und ebenso ihr Kindersegen in Amerika selbst. „Der Deutsche ist bestimmt, die Erbschaft aller übrigen Angloamerikaner anzutreten, sie zu einer neuen Nationalität zu verschmelzen, welcher er selber Culturgesetze gibt, und selbst seine Sprache und Literatur hier aufrecht zu erhalten. Es ist schon oft von angloamerikanischen Physiologen und Aerzten bemerkt worden, daß die Zeugungskraft ihrer Race im Abnehmen begriffen sey und immer neuer Auffrischung durch vollsaftige Naturelle, wie das germanische und irische sind, bedürfe. Den Deutschen dagegen ist wohl bekannt, daß, im Osten wenigstens, reicher Kindersegen fast nur noch bei Einwanderern zu finden ist, daß die Angloamerikaner, wenigstens der Städte und die wohlhabenden, ihn als etwas Lästiges und künstlich zu Hintertreibendes betrachten. Endlich steht es fest, so wenig auch der Census darüber Auskunft gibt, daß das Sterblichkeitsverhältniß unter den einmal akklimatisirten Deutschen geringer ist, und die Anzahl ihrer Ehen größer, als bei jeder anderen Nationalität im Lande. ‚In hundert Jahren,‘ sagte uns ein älterer und aufmerksamer Beobachter, der die meisten Theile des Landes gesehen hat, ‚werden die Deutschen die große Mehrheit der Bevölkerung bilden.‘ Und wir sind davon sogar überzeugt, wenn wir bedenken, daß deutsches Blut in einem Drittel der ganzen weißen Bevölkerung strömt; daß der Amerikanisirungsproceß fast aufgehört und in einen Germanisirungsproceß überzugehen angefangen hat; und daß die Quellen jeder andern Einwanderung fortwährend in demselben Maaße abnehmen, wie die der Deutschen reichlicher fließen und fließen müssen, weil sie das bevölkertste aller europäischen Mutterländer hinter sich stehen haben.“ Herr Douai macht noch besonders darauf aufmerksam, daß die angloamerikanische Race sich immer mehr in die Städte ziehe, was der deutschen Einwanderung den billigen Ankauf schon angelegter Farms sehr erleichtere.

Er will sogar bemerkt haben, daß sich die Yankees schon ein wenig nach der deutschen Sitte richten. „Wir legen kein sonderliches Gewicht darauf, aber es ist doch merkwürdig, daß auch im Osten die Deutschen gewisse nationale Sitten und Lebensgenüsse schon fast allgemein eingebürgert haben. Man feiert jetzt allgemein das Weihnachtsfest auf deutsche Art; man gestattet sich mehr Festtage zur Erholung von der angestrengten Berufsarbeit; man findet Geschmack am deutschen Bier, leichten Weinen, deutschen Volksfesten, Gesang- und Turnvereinen, deutscher Geselligkeit überhaupt, und man ahmt sie nach; man trägt fast allgemein den vollen deutschen Bart.“ In allem Ernst verspricht Herr Douai den Deutschen und dem deutschen Wesen die künftige Oberherrschaft in der Union, weil die ältere angloamerikanische Race sichtlich im Abnehmen begriffen sey.

Recht interessant ist, was der Verfasser über die degenerirende Einwirkung des Klimas und der Natur überhaupt auf die Europäer bemerkt. „Zunächst ist die Einförmigkeit der Landschaft ermüdend und wirkt verflachend auf Geist und Gemüth, und zwar um so mehr, je weiter die Wanderung in's Innere des Landes führt. Sodann ist das Klima zu sehr zu Ausschrei-

tungen geneigt, um eine harmonische Entwickelung des Menschen zu begünstigen. Wir können seine Wirkungen am Verständlichsten bezeichnen, wenn wir sagen, daß es den Menschen vor der Zeit reife und altere. Es greift überhaupt die Körperverfassung an. Wie bei den Indianern dehnt es den Körper in die Länge, hält die Muskel- und Knochenentwickelung des Oberkörpers zurück, drückt den Schädel in eine länglich-ovale Form, die vordersten und hintersten Gehirntheile auf Kosten der mittleren begünstigend und die Stärke des Verstandes- und Willensvermögens auf Kosten der Breite und Allseitigkeit der Geistesausbildung. Die Nase tritt mehr und mehr, scharf geschnitten und fein gebildet, vor die senkrechte Linie, welche Stirn und Kinn verbindet, hervor, und die Stirn bleibt breit blos unmittelbar über den Augen, während das Gesicht schmäler und schmäler wird. Der Hinterkopf thürmt sich empor, so daß er die höchste Stelle des Schädels wird und überhaupt seine breitesten Durchschnitte zeigt. Zugleich zieht sich, bei der energischen Kopfarbeit des Amerikaners, welche ihm zu wenig Zeit zum, und zu wenig Genuß am Essen läßt, die untere Kinnlade sammt allen Eßwerkzeugen in immer kleinere Verhältnisse zurück. Es fehlt bald den Zähnen an Raum — woher die häufigeren Zahnkrankheiten (und die größere Kunstfertigkeit der Zahnärzte) — und mit diesen Hauptbedingungen thierischer Gesundheit muß allmälig die Zeugungskraft der Race erlöschen. Ganz in derselben Richtung wirkt die allgemein herrschende Abneigung bei den Amerikanern vor dem Zufußegehen, eine Folge des Klimas, die es bei den Indianern nicht haben konnte, und welche zum Theil aus der Neigung zu raschem Ortswechsel zu erklären ist."

Legenden, Parabeln und Fabeln.

1) Buch der Altväter, oder Bilder und Sprüche aus dem Leben der Einsiedler. Herausg. von Heinrich Bone. Paderborn, Schöningh, 1863.

Aus den Legenden und erbaulichen Werken älterer christlicher Eremiten und Heiligen. Die Belehrung und Erbauung ist hier meist in Parabeln eingekleidet und nicht selten in wahrhaft poetischer Weise behandelt, wie denn überhaupt in den Legenden der alten Kirche noch poetische Schätze in Fülle schlummern. Wir theilen aus dem vorliegenden Werk nur einige Proben mit.

Makarius und die Weintraube.

„Makarius kam einst sehr ermüdet von einer Reise zurück und fühlte ein Verlangen nach süßen und erfrischenden Trauben, deren es aber in seiner Wüste gar keine gab. Nun brachte ihm aber ein dienender Bruder dennoch eine Traube, die er zum Geschenk erhalten hatte. Da sagte Makarius: „Bringe die Weintraube meinem nächsten Nachbar, der drüben am Felsen seine Zelle hat; sage ihm meinen Gruß im Herrn und bitte ihn, sich an der Frucht zu laben. Der Bruder verneigte sich und ging. Makarius aber trank kühlendes Wasser und pries den Herrn in einem Psalm. Am folgenden Tage saß er um dieselbe Zeit vor seiner Zelle und schauete nach der untergehenden Sonne. Da erschien abermals ein Bruder vor ihm und überreichte eine Traube. Makarius betrachtete sie mit Staunen; denn er erkannte, daß es dieselbe Traube war, welche er Tages zuvor empfangen hatte. Darum machte er sich auf, um zu erfahren, wie die Traube wieder an ihn zurückgekommen. Und siehe! er mußte in die ganze Runde von Bruder zu Bruder wandern; ein jeglicher hatte sie von seinem nächsten Nachbar zum Geschenke erhalten und sie wieder dem nächsten zugeschickt. Da freute sich Makarius und dankte dem Herrn, daß solche Liebe und Enthaltsamkeit unter ihnen wohne."

Von thörichten Werken.

„Abt Arsenius saß einstmals in seiner Zelle und war in tiefer Betrachtung. Da kam eine Stimme zu ihm und sprach: ‚Komm, ich will dir der Menschen Werke zeigen!' Arsenius stand auf und ging aus seiner Zelle. Als er heraustrat, stand da ein Engel und führte ihn an eine Stelle im Walde, wo er ihm einen Holzhauer zeigte; der hauete Holz und legte es zusammen in eine Bürde, und als er die Bürde zusammen hatte, versuchte er, ob er sie tragen möchte, und da er es nicht vermochte, ging er hin und hackte noch mehr Holz und legte es zu dem andern; und so oft er die Bürde versuchte und sie nicht aufheben konnte, ging er immer wieder hin und holte noch mehr Holz zusammen. — Darauf ging der Engel mit Arsenius an ein großes Wasser, und zeigte ihm einen andern Menschen; der stand an dem Wasser und hatte ein großes Faß neben sich; das wollte er füllen; aber das Faß war löcherig, und so viel Wasser er hineingoß, das floß alles wieder in den See, und es blieb nichts in dem Fasse. — Da sprach der Engel: ‚Komm, ich will dir ein anderes zeigen!' Und er führte ihn vor einen großen und herr-

lichen Tempel; daran war eine offene Pforte; da kamen zwei Männer, die saßen zu Pferde und hatten einen langen Balken zwischen sich, quer gegen die Thüre gerichtet, und so rannten sie gegen die Thür und wollten in den Tempel hinein reiten; aber weil das Holz zu lang war und sie es nicht in gerade Richtung bringen wollten, so konnten sie durch die Pforte nicht hindurch, und so oft sie auch ihr stürmisches Anrennen wiederholten, sie mußten draußen bleiben. Der Altvater wunderte sich über alle diese Dinge und fragte, was die Gleichnisse zu bedeuten hätten. Der Engel antwortete und sprach: ‚Die Reiter, die du zuletzt gesehen hast, welche einen Balken quer gegen den Eingang tragen, das sind die, welche zwar die Gerechtigkeit halten, aber den Balken ihres Hochmuths nicht sehen, und sich nicht selbst richten und demüthigen wollen; darum gehen sie nicht den rechten Weg Christi und bleiben draußen vor seinem Reiche. Der aber das Wasser in ein löcheriges Faß gießet, das ist ein solcher, der zwar gute Werke thut, aber das Gute mit Bösem untermischt, und weil das Gute mit dem Bösen nicht bestehen kann, so verliert er auch das Gute, was er mit Eifer zu thun meint. Darum soll der Mensch wohl Acht haben auf alle seine Werke, und nicht meinen, daß er Gutes sammle, wenn er nur einiges Gute thut. Der Holzhacker aber, der immer neues Holz zu der schweren Bürde häufet, das ist ein solcher Mensch, der viele Sünden auf sich hat, und sie wohl gerne von sich nehmen möchte; weil er aber keine Reue und Buße leisten mag, so geht er hin und thut des Bösen noch mehr und legt eine Sünde zu der andern."

2) Moralische Fabeln des heiligen Cyrill. Uebersetzt von S. Perzich. 2. Jubiläums Auflage. Leobschütz, R. Bauer, 1863.

Bekanntlich war der heilige Cyrillus der Apostel der Slaven. Um die damals noch rohen Heiden zu bekehren und überhaupt zu belehren, bediente er sich einer leicht faßlichen Bildersprache und hauptsächlich der Fabel. Viele der hier übersetzten Fabeln offenbaren dem Volke nicht sowohl christliche Geheimnisse als sie vielmehr nur auf den Werth der Tugend und eines vernünftigen Handelns hinweisen. Das war gewiß richtig auf eine Nation berechnet, bei der vor allem ein angeborner Leichtsinn und Mangel an moralischer Energie überwunden werden mußte.

Die einzelnen Fabeln sind zuweilen sehr geistreich gedacht und behandelt, z. B. Seite 90. „Ein aus der Erde hervorgekommener Nebel suchte sich alsbald mit unnatürlichem Eifer in die Höhe zu erheben. Die Mutter Erde fragte ihn: ‚Sage mir doch, woher und wo du entstanden bist? nicht in und aus mir? warum erhebst du dich also über deine Mutter? warum verläßest du die jedem so theure Gegend der Geburt, und willst ein Fremdling seyn? überdies wirst du noch, nachdem du dich erhoben, theils vom Sturme hin und her getrieben, oder von brennenden Sonnenstrahlen verzehrt. Bleibe lieber, Kind, ich bitte dich, am mütterlichen Schooße in heilsamer Demuth und in Ruhe.' — Naseweis versetzte aber Jener: ‚Ein unwiderstehliches Sehnen treibt mich nach den Höhen, und könnte ich es auch unterdrücken, so will ich es doch nicht thun.' — Mitleidsvoll sagte nun die Erde: ‚Sage mir nun, wohin willst du dich denn eigentlich erheben?' — Der Nebel: ‚Mein Vorsatz ist, mich bis zu den Höhen des Siebengestirns empor zu schwingen, um, wenn ich mich dort befinde, allen sichtbaren Dingen gebieterisch vorstehen zu können.'" Der Eitle wird nun beschämt.

Seite 35. „Eines Tages trat zu einem noch im Joche eingespannten Ochsen ein Wolf, stellte sich äußerst mitleidig und sagte: ‚Wirst du denn nicht bald ausgespannt werden, um dich frei zu erholen? Du bist ja schon ganz müde und matt, so daß du einer Erholung schlechterdings bedarfst.' — Darauf versetzte der Ochse: Ja wohl, wenn die Weisheit aus dem Leben verschwunden ist. So lange meiner Glieder Kraft fähig ist, Anstrengungen zu ertragen, wird mich die angenehm scheinende Freiheit des Müßiggangs nie berücken, noch des Willens Trägheit, welche in Stürmen unbeständig schwankt."

Seite 43. „Als einst der Löwe und der Fuchs mit vereinter Kraft und Schlauheit nach Nahrung ausgegangen waren, trafen sie auf eine Maus. Der Löwe sah sie majestätisch an, zog seinen Schwanz ein und grüßte sie freundlich. Der Fuchs dagegen lachte höhnisch über dieselbe, indem er dabei eine stolze Miene annahm. Das Mäuschen entgegnete dem Ehrenden die erhaltene Ehre durch eine tiefe Verneigung, schrieb sich dagegen die beleidigende Zurücksetzung von Seiten des Fuchses mit schlauer Klugheit hinter die Ohren, und ging von dannen, ohne ein Wort zu sagen. Während nun jene beiden Gesellen, vom bitteren Hunger gequält, in Thal und Wald herumstreiften und Beute suchten, fielen sie, zu wenig vorsichtig, in geheim gelegte Schlingen und waren gefangen. Die Maus hört von dem Vorfalle, läuft schnell hinzu, eingedenk des freundlichen Grußes, und zerbeißt die Schlingen, in welchen der Löwe lag, ohne sich um den Fuchs zu kümmern, weil ihr die stolze

Verhöhnung, die ihr derselbe früher angethan, noch schmerzlich vorschwebte. Dieser hat nun in demüthiger Stellung und mit flehender Miene um ähnliche Rettung und Hülfe, aber das Mäuschen versagte sie ihm."

Seite 16 kommt eine Spinne vor, welche der Fliege weisen Rath ertheilt, wie sie das Spinnegewebe vermeiden soll, aber die dumme Fliege achtet auf die Warnung nicht, tappt zu und wird gefangen.

Seite 174. „Neben einer Palme wuchs ein Kürbis auf, der eine nur lockere Wurzel hatte, aber in wenigen Tagen so emporgeschossen war, daß er der sehr alten Palme an Höhe gleich kam. Nun stellte er an diese die Frage: ‚Schwester Palme, wie alt bist du?' — Die Palme antwortete: ‚Hundert Jahre.' — Daß er so schnell aufgewachsen war, freute sich der Kürbis und dankte der Natur, indem er sprach: ‚Ich danke dir, daß du bei mir das Jahr zum Tage gemacht! denn was bei der Palme ein Jahr, hat bei mir ein Tag zu Wege gebracht.'" — Aber der Kürbis welkt und nur die Palme dauert.

In einigen Fabeln verräth sich die hohe Alterthümlichkeit der darin niedergelegten Naturanschauung. Neben den gewöhnlichen Thieren kommen auch die Wunderthiere des alten Physiologus vor S. 146. „Bald darauf stießen sie auf eine Hyäne, welcher die Augen ausgestochen waren. Als sie um die Ursache dieses namenlos schmerzlichen Unglücks fragten, erfuhren sie die jämmerliche kläglich klingende Antwort: ‚Die unbändige Raubgier des Geizes der Menschen hat nicht so sehr durch Gewalt, als vielmehr durch die Kunst der Verschlagenheit und Arglist mich der Demantaugen beraubt, nach denen sie gierig hascht. Durch Güter verliert man Güter, wenn sie ohne Nothwendigkeit im Ueberfluß vorhanden sind.' — Nachdem sie dieses gesehen, zogen sie weiter und fanden einen Hahn, der ein zerschlagenes Gehirn hatte und hinkte. Auch diesen fragten sie um den Grund eines solch jämmerlichen Unglücks, und erhielten die Antwort: ‚Mein schimmerndes Gefieder am Halse, das wie Edelstein funkelte und den Kopf herrlich schmückte, brachte mir dieses Verderben, weil die leidenschaftliche Prachtliebe der Menschen nach meinen Federn geizt. Denn Reichthum droht oder erzeugt Feindseligkeit und ist auf diese Weise verderbliche Armuth.' — Kaum waren sie von diesem geschieden, fanden sie eine halbtodte Schwalbe mit aufgeschlitztem Bauche. Sie fragten, woher diese Zerfleischung käme? Indem diese noch die letzten Athemzüge machte, eröffnete sie ihnen noch mit den letzten Worten die Ursache: ‚Weil mein Magen den werthvollen Chelidon*) enthielt, reizte dieser den unersättlichen Geizesschlund des Menschen, und dieser hat mir diesen entsetzlichen Todesschnitt bereitet; denn der trügerische Reichthum, wenn er sich den auf ihn Lauernden reizend zeigt, bringt seinen eigenen Besitzern das fürchterlichste Verderben.**)"

Zur Denkmälermanie.

Lessing, Schiller und Göthe. Erörterungen in Folge des Widerspruchs gegen die Vereinigung ihrer Standbilder in Berlin. Von Fr. Bloemer. Berlin, G. Reimer, 1863.

Wir theilen den Enthusiasmus des Verfassers für die Denkmäler nicht. Dieser moderne Cultus des Genius ist gar zu direct gegen die christliche Kirche, Denk- und Gefühlsweise gerichtet und preist einer Nation, die nur zu viel dichtet und denkt und lieber handeln sollte, immer und immer wieder nur Denker und Dichter an. Im Uebrigen sind die drei genannten so besondere Größen, daß sie in unmittelbarer Nähe neben einander nicht gut placirt erscheinen. Will man sie denn doch anbeten, so setze man jeden lieber auf sein eigenes Altärchen, räuchere jedem besonders und flechte ihre Kränze und Zöpfe nicht zusammen.

---

*) Chelidon, oder Chelidionus lapis, Schwalbenstein, soll wie die Alten theils glaubten, in den Magen der jungen Schwalben gefunden werden. Vergl. Plin. (hist. n. ii, 37.) Die Magier gaben vor, der grasgrüne Chelidon sey im Magen der Bachstelze zu finden. Sie faßten ihn in Eisen ein und trieben damit verschiedene abergläubische Gaukeleien (Plin. a. a. O. 37. 10).

**) Hier habe ich ein Beispiel aus der Lebensgeschichte eines Biebers ausgelassen, weil sie zu sehr an Origenes erinnert. Der Uebersetzer.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Mittwoch, № 6. 20. Januar 1864.

Kirchengeschichte.

Die Geschichte des Pietismus von Heinrich Schmid, Dr. und Prof. d. Theologie zu Erlangen. Nördlingen, Beck, 1863.

Hier ist der Pietismus im engern Sinn zu verstehen. Das Geschichtswerk befaßt sich nur mit Spener, Franke, an die sich zuerst der Name des Pietismus geknüpft hat, und ihre Nachfolger bis auf Lange, aber nicht mit den ihnen verwandten Erscheinungen vorher und nachher. Bei dieser Einschränkung war es dem Verfasser vergönnt, in die Geschichte Speners und seine Kämpfe, in den Streit Frankes mit Mayer, Langes mit Löscher ꝛc. genauer einzugehen.

Sein Urtheil ist durchweg billig und verständig. Er erkennt S. 24 an, daß die lutherische Kirche sehr entartet war, weil die Fürsten (und ihre Juristen), wie auch die weltlichen Obrigkeiten in den Reichsstädten, die Geistlichkeit systematisch herabwürdigten und unter sich beugten. „So schreibt schon 1621 ein Nürnberger Pfarrer an den Wittenberger Theologen Meisner: ‚Die Nürnberger Regierung geht, ohne sich im mindesten um die Zustimmung des Ministeriums zu bekümmern, darauf aus, die Ernennungen ganz und gar für sich zu behalten. So kommt denn ein Geschlecht an die Spitze der Kirche, an denen man lobt, daß sie modesti spiritus homines und nicht unruhige Köpfe sind, sondern fein bescheiden und es bei einem Gleichen verbleiben lassen.‘“ Man darf das als das Programm aller protestantischen Regierungen betrachten, und als ein Programm, welches heute noch gilt. Die weltliche Staatsgewalt, die Juristerei und Bureaukratie ist heute noch weit entfernt, eine wirkliche Autonomie der Kirche zuzugeben. — Waren nun die Geistlichen durch die weltliche Gewalt zur devoten Rolle verdammt, so folgte daraus zweitens, daß sie das Amt, zu dem sie nur die Gunst und Gnade der weltlichen Oberen zuließ, auch nur handwerksmäßig verwalteten, es sich so leicht als möglich machten und daher jenen Schlendrian wiedereinführten, wegen dessen ihre Vorgänger, die Reformatoren, einst den katholischen Priestern so schwere Vorwürfe gemacht hatten. Einer Beichte ohne Buße, mit leeren Worten, aber nicht mit vollem Herzen, folgte eine leichtfertige Absolution. Ein Sitzen im Sonntagsputz in der Kirche und Anhören einer langweiligen und blos studirten, nicht empfundenen Predigt galt für Gottesdienst ꝛc. Das Einzige, was dem durch die Juristen tiefgedemüthigten geistlichen Stande noch Stolz und Hochmuth gab, war die Rechtgläubigkeit, welche zu lehren ihm von der weltlichen Fürstenpolitik vorgeschrieben wurde, denn jenachdem der Fürst im Lutherthum oder Calvinismus ein Mittel sah, seine dynastischen Interessen zu verfolgen, mußten auch seine Geistlichen gegen die Andersgläubigen losschlagen. Man geht nicht zu weit, wenn man die Geistlichkeit im Banne und Dienst jener Fürstengewalt mit dem Thiere vergleicht, welches zum bellen und beißen außer dem Hause abgerichtet ist, im Hause aber kuschen muß.

Zu allen diesen Uebeln gesellte sich nun noch im dreißigjährigen Kriege die entsetzlichste Verwilderung in allen Classen vom Fürstenhofe herab bis zur Bauernhütte. Da sollte der Geistliche die Würde seiner Stellung behaupten, die Menge bessern und säubern. Gewiß eine unendlich schwere Aufgabe.

Sie wurde wenigstens von einer Minderheit gelöst, die mit christlicher und germanischer Treue gegen den Dämon der Zeit kämpfte, doch war es kaum zu verwundern, daß sie ein wenig ins andere Extrem, und indem sie ein Uebel vermeiden wollte, in ein neues fiel. „Der Pietismus, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, neuen Eifer zur Gottseligkeit zu wecken, wollte, daß vor allem die Prediger fromm seyen, auf daß durch

sie fromme Gemeinden entstünden. Daraus ging dann der Satz Speners, der zuerst angefochten wurde, hervor, daß die Theologie eines Unwiedergeborenen keine wahre Theologie sey. Aus dem gleichen Eifer, zu lebendiger Frömmigkeit anzuregen, ging die Warnung hervor, man solle zusehen, daß der Glaube, mit dem man das Verdienst Christi ergreife, kein todter, in Werken unfruchtbarer sey, und ging die andere Behauptung hervor, daß man das Gesetz Gottes wohl bis zu einem gewissen Grad erfüllen könne. Aus dem Ernst aber, den der Pietismus mit heiligem Leben machte, ging seine Verpönung der Weltfreuden, seine Verwerfung der Mitteldinge hervor. Die Abneigung endlich gegen das damals übliche Beichtwesen ging aus seiner Gewissenhaftigkeit hervor, und auch die Beanstandung der Wirksamkeit der Absolution hatte ihren tiefsten Grund in dem Bestreben, die Gemeinden vor falscher Sicherheit zu wahren. Einen tiefen sittlichen Grund hatten also alle die Lehren, welche der Pietismus verfocht. Wir würden aber doch den Orthodoxen zu nahe treten, wenn wir nicht zugestehen wollten, daß sie doch auch guten Grund hatten, diese Lehren anzufechten. Aus dem Interesse, die Bedeutung der Frömmigkeit zu verringern, also aus schlechthin unfrommer Gesinnung, ging ihr Widerspruch nicht hervor." Löscher hat alle Anklagen gegen die Pietisten am klarsten und vollständigsten zusammengestellt.

Als da sind: 1) Der frommscheinende Indifferentismus. Bald in gröberer bald in feinerer Weise, behauptet Löscher, sey man, weil man das studium pietatis unordentlich treibe, und alle Gemüthskräfte auf die Strenge und Heiligkeit des Lebens verwende, gegen die geoffenbarten Lehr- und Glaubenspunkte, gegen die zur Erhaltung der Religion dienenden Subsidien, als die Kirchenverfassung, symbolische Bücher, elenchus, genaue Lehrart, Kirchenordnungen u. s. w. gleichgültig geworden. 2) Die Geringschätzung der Gnadenmittel.

3) Die Entkräftung des ministerii.

4) Die Vermengung der Glaubensgerechtigkeit mit den Werken. 5) Der Chiliasmus.

6) Der Terminismus, d. i. die Lehre, ‚Gott habe in diesem Leben einen absoluten Gnadentermin gesetzt, nach dessen Verfluß Er die Seligkeit der Menschen nicht mehr verlange, suche, noch befördere.' 7) Der Präcisismus, d. i. die absolute Verdammung und Verwerfung aller natürlichen Lust.

8) Der Mysticismus.

9) Die Vernichtung der subsidiorum religionis, d. i. derjenigen Dinge, welche zwar an die hohe Würde und Kraft der Gnadenmittel nicht kommen, aber doch dem Menschen zum geistlichen Besten von Gott geordnet sind, z. B. die sichtbare Kirche, die theologische Wissenschaft.

10) Die Hegung der Schwärmerei.

11) Der Perfectismus, den man eigentlich die Seele des Pietismus nennen kann. Man treibt ‚unter dem guten Namen der Möglichkeit des thätigen Christenthums die Sache über das Ziel, und lehrt eine absolut nöthige und mögliche Vollkommenheit, die doch nur in der Einbildung beruht, und theils geistlichen Hochmuth, theils Desperation erzeugt. Man lehrt demgemäß, ein Christ könne ohne Sünde seyn; die Wiedergeburt sey da noch nicht, wo nicht Vollkommenheit des Lebens sey; es könne ein Christ in diesem Leben den alten Adam ganz ausziehen; es so weit bringen, daß er keine böse Lust mehr fühle; es zu dem Grad der Vollkommenheit bringen, welche der höchsten und absoluten Perfection am nächsten ist.' 12) Der Reformatismus. Man will ohne Noth reformiren, d. h. die ganze Sache auf einen anderen Fuß setzen, während man nur zu bessern Ursache hätte.

13) Das Schisma. Löscher schließt

14) mit dem, was dem Pietismus ganz absonderlich eigen ist, den Glauben an die Unentbehrlichkeit der collegia pietatis, an das alleinige Heil (nicht durch die Sakramente, sondern einzig) durch die Wiedergeburt &c.

Vieles in diesen Anklagen ist zutreffend, ohne daß darum gesagt werden könnte, das Auftreten Speners sey nicht eine Wohlthat für das protestantische Deutschland gewesen. So nun wird dasselbe auch vom Verfasser angesehen.

Im Grunde war die Erscheinung nichts neues und wird immer wiederkehren. Von jeher bildeten sich fromme Secten innerhalb einer verwahrlosten Menge schon unter den Heiden und alten Juden und wieder in der christlichen Welt von deren ersten Jahrhunderten an. Es ist nun einmal der Menschen Art, leicht in die laxe Observanz zu fallen, worauf eine Minderheit von tieferen Seelen sich in eine kleinere Gemeinde von Heiligen zurückzieht, sich gleichsam in einer Arche Noä aus der allgemeinen Sündfluth zu retten versucht oder dem großen Festland des Unglaubens und Halbglaubens entfliehend auf einer seligen Insel ihres alleinigen Glaubens lebt, eine fromme Heerde unter ihren Hirten. Im Drange dazu liegt eine natürliche Berechtigung. Indessen bleibt es die Pflicht des wahren Christen, sich nicht in eine exclusive Frömmigkeit zurückzuziehen, sondern sich dahinzugeben für andere, die Heiden zu bekehren, die Sünder zu bessern, die Armen zu trösten.

In denjenigen Kreisen exclusiver Frömmigkeit, die

sich für die allein Heiligen, weil Wiedergeborenen, halten und bei aller Demuth vor Christo doch mehr oder weniger pharisäisch auf die andern Christen herunterfehen, offenbart sich das Ausschließungssystem des alten Judenthums, das Princip: „wir allein sind die auserwählten Kinder Gottes, alle andern Völker müssen und mögen verderben, was kümmern sie uns?" Diesem Princip aber zu entsagen, hat Christus gelehrt, indem er das entgegengesetzte Princip aufstellte: „gebt euch hin um Gottes willen, geht hin und lehret alle Heiden, thut Gutes euern Nächsten, liebet eure Feinde, opfert euch, wie ich mich geopfert habe!" Der wahre Christ sieht auch in der verderbtesten Menschenmenge immer noch einen Wirkungskreis und Gegenstand der Bekehrung und ermüdet nicht, auf ihn einzuwirken mit den Gaben des h. Geistes. Wer dagegen diese Menschenmenge von vorn herein aufgibt, sie für unverbesserlich ansieht, vor ihr flieht oder sie schlechthin verdammt und sich sein vornehmes und ausschließliches Kirchlein macht, in das er sich, wie die Schnecke in ihr Haus zurückzieht, ist kein wahrer Christ.

Gefährlich für des Menschen Seelenheil ist insbesondere die Hoffahrt, man könne als Wiedergeborener schon auf dieser Erde sündenlos und ein Auserwählter Gottes und vollkommen Heiliger seyn. Dieser fromme Hochmuth ist nicht minder verwerflich wie der unfromme des Philosophen, welcher sich einbildet, er könne alles wissen, wie Gott. Wenn der Fromme die majestätische Gottheit familiär behandelt und das Schreckliche in dieser Majestät gänzlich verkennend, vertraulich mit ihm thut, so ist das nicht weniger gottlos, wie der gleichgültige Ton eines Professors der Philosophie, der von Gott und seinen Eigenschaften spricht, wie von einem Mineral und dessen Eigenschaften. Es ist gleich gottwidrig, mag man in der Einbildung einer privilegirten Liebe oder aus Gleichgültigkeit vergessen, welche furchtbare Erhabenheit Gott inwohnt. Das liebkosende Tändeln mit Gott, wie es häufig in den Liedern von Zinzendorf vorkommt, ist nicht weniger unwürdig, wie der Hohn, mit dem die modernen Materialisten den Gottbegriff mißhandeln.

Das Kriterium der wahren Frömmigkeit bleiben immer die guten Werke, d. h. die im Wohlthun sich bethätigende christliche Liebe, die Stärkung der Schwachen, die Belehrung der Unwissenden, die Heilung der Kranken an Leib und Seele, mit einem Wort die Aufopferung für andre, die Hingebung des eigenen Ichs für die Mitmenschen in der Nachfolge Christi.

Kunstgeschichte.

Geschichte der Kunst, insbesondere der Malerei von Ch. Deleutre. Frei bearbeitet von Dr. G. Fester. Zweite Auflage. Leipzig, A. Abel.

Wir besitzen schon so viele treffliche Kunstgeschichten von deutschen Gelehrten, daß wir aus einem französischen Handbuch nicht viel Neues lernen können. Doch ist das vorliegende Werk reichhaltig und interessant genug.

Den Uebergang aus der christlichen in die unchristliche Kunst hat der Verfasser stark markirt. Er entwirft von den Zuständen in Italien, aus denen die s. g. Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften, die aber nur der Rückfall aus dem Christenthum ins Heidenthum war, folgendes Bild. „Ehrlosigkeit im Privatleben, Feigheit in der Politik, Weichheit der Sitten, unbedenkliche Benutzung von Gift und Dolch — das ist es, was uns Machiavell in seinem tief überdachten ‚Fürsten', diesem Zeugniß für das vollständige Verderben der Zeit, vor Augen führt. Von Italien darf man nichts mehr erwarten; das ganze Land ist eine Arena, auf der Mörder, Giftmischer und Feiglinge sich tummeln. In Eisen gehüllte Fremdlinge stürzen sich gleich einem Strome von den Alpen herab, stecken Rom in Brand und erobern Italien im Fluge. Man vertreibt sie durch Schlauheit und Hinterlist. Die Wunden des unglücklichen Landes, die Verwüstungen in der Lombardei, die Plünderungen und Erpressungen in Toscana und Neapel, mit einem Worte, alle öffentlichen Unfälle verrathen sich in den häuslichen Sitten. Man glaubt kaum, welches Leben Mönche und Cardinäle, Bürger und Edelleute insgeheim führten. Die Schwelgerei der Prälaten ist sprichwörtlich geworden, die cynischsten Werke der Epoche sind die Früchte ihrer Muße, die unsittlichsten Lustspiele werden unter dem Dache des Vaticans aufgeführt. Mitten in dieser allgemeinen Auflösung und Sittenverderbniß nehmen Pracht, Glanz und Abgeschliffenheit der Sitten noch immer zu. Auf diesem Düngerhaufen, von Lastern wachsen alle schönen Künste, entwickeln sich und treiben wunderbare Blüthen. Die Paläste waren von Marmor, Statuen der Venus und Apollos standen überall, Ovid ersetzte den heiligen Augustin, Terenz verdunkelte den heiligen Bernhard und die römischen Cardinäle waren unsittlicher als die Prager und Wiener Ritter. So glaubten die Reisenden denn in den Abgrund des Verderbens und unter die Herrschaft des Teufels gerathen zu seyn. Der Vater der Gläubigen betet heidnische Götzenbilder an, die Car-

dinäle reden von Liebe wie Tibull, die heidnische Nacktheit dient Bildhauern zum Modell. Der Atheismus erhebt im Angesicht des Kreuzes sein Haupt. Der Dichter Ludovisi, der sein Gedicht mit einem Gebet an die Jungfrau beschließt, beginnt es wie Lucrez mit einer materialistischen Erörterung. Die Sitten sind so unrein wie die Schriften. Die kühnsten Lehren blühen in der Hauptstadt der christlichen Welt und verbreiten dort einen philosophischen Atheismus, der eines Anaxagoras und Empedokles würdig ist. Luther reist von Wittenberg nach Rom, hört dort die Messe und staunt über die Reden, welche die römischen Priester halten. Von ihren Lippen, die eben den Leib des Herrn empfangen haben, fallen Gotteslästerungen. Nachdem sie den Abendmahlskelch verschlossen haben, werden sie wieder Heiden. Ueberall werden die Geheimnisse des Glaubens lächerlich gemacht und die ehrwürdigsten Dogmen burlesken Dichtern überliefert. ‚In Rom‘, sagt Bandino, ‚gilt man weder für einen Mann von Geist, noch für einen Mann von Geschmack, wenn man nicht irgend eine tüchtige philosophische Ketzerei erfunden hat.‘“

Das ist alles der Wahrheit gemäß. Damit contrastirt aber auf ziemlich wunderliche Weise, was der Verfasser über die Ursache aller dieser Verderbnisse sagt: „Die Zeit der Wiedergeburt (Renaissance) ist gekommen. Die wahre Ursache dieser Umwälzung ist die Erfindung der Buchdruckerei. Ein großer Dichter unserer Zeit hat mit Recht gesagt: ‚Im 15. Jahrhundert ändert sich Alles. Der menschliche Gedanke entdeckt ein Mittel, sich zu verewigen, das nicht blos dauernder und unzerstörbarer als die Baukunst, sondern auch einfacher und leichter ist. Die Baukunst wird entthront. Den Buchstaben in Stein folgen Guttenbergs bleierne Buchstaben.‘ Da die Baukunst nicht mehr die Hauptkunst war, so hörten die Bildhauerei und die Malerei auf, Nebensachen zu seyn. Die Bildsäule und das Gemälde müssen nun von ihrer Umgebung isolirt betrachtet werden. Ihr Hauptvorzug besteht nicht mehr in der Richtigkeit der Stellung und in der Uebereinstimmung. Sie stehen nicht mehr unter der Vormundschaft der Baukunst und sind endlich mündig geworden. Diese Trennung, diese Mündigsprechung macht sie frei und groß. Das blendende 16. Jahrhundert naht heran. Man sucht die Ursachen der Wiedergeburt häufig in der Erfindung der Oelmalerei und in der Entdeckung der neuen Welt. Diese Ansicht ist falsch, die Umwälzung hatte sich bereits vollzogen. Die Erfindung der Oelmalerei und die Schönheitstypen, welche der wiedererweckte Olymp den Künstlern lieferte, hatten keine andere Bedeutung, als der Kunst in einem Augenblicke, wo sich neue Bedürfnisse zeigten, neue Werkzeuge zur Verfügung zu stellen.“

Die Renaissance ging weder aus der Buchdruckerkunst noch aus der Oelmalerei hervor, sondern lediglich aus dem heidnischen Geiste der italienischen Fürsten und ihrer Gelehrten im 15. Jahrhundert. Diese Herren wollten sich wie vom Papst, so vom Kaiser emancipiren, um sich eine eigene Herrschaft zu gründen und unbehindert in genußreichen Lastern zu schwelgen. Deswegen reizten sie die Italiener gegen die Deutschen auf und erfanden die Lüge, die modernen Italiener seyen immer noch die alten Römer. Deswegen erkünstelten sie auch die Schwärmerei für die altrömische und heidnische Classicität. Die Könige von Frankreich befanden sich in der nämlichen Opposition gegen den deutschen Kaiser und gegen den Papst, hegten die nämlichen Gelüste, wie jene italienischen Fürsten und ahmten ihnen also in der Schwärmerei für das classische Heidenthum nach, um das christlich deutsche Princip zu bekämpfen, welches das ganze Mittelalter hindurch geherrscht hatte.

Nur aus diesem Grunde, mein Herr Deleutre, ging die Renaissance hervor und aus keinem andern. Wenn Sie das recht erwogen hätten, würde sich daraus für Sie auch in manchen Beziehungen eine schärfere Einsicht in den Charakter sämmtlicher moderner Schulen ergeben haben, welche immer nur noch Verzweigungen jener Renaissance oder nur erst schwache Versuche sind, sich von derselben loszureißen. Es versteht sich, daß wir dabei nur die Seele der Kunst und nicht die Technik im Auge haben.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels



Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 7. 23. Januar 1864.

Geschichte.

Fortschritt und Rückschritt in den zwei letzten Jahrhunderten geschichtlich nachgewiesen, oder Geschichte des Abfalls. Von Chr. Hoffmann. Erster Band. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1864.

In diesem interessanten Werke wird nachgewiesen, wie die europäische Menschheit in den letzten Jahrhunderten die christliche Basis der Gesinnung und Gesittung verlassen habe. Das war schon lange auch unsere Meinung, deswegen stimmen wir mit der Haupttendenz des Werkes vollkommen überein. Das nächste Ergebniß ist, daß trotz aller Ruhmredigkeiten unserer gesammten Fortschrittsmänner doch wirklich nur ein sehr bedingter Fortschritt im materiellen Leben und in allerlei Wissen erfolgt ist, im sittlichen Leben aber und in der Entfaltung des höhern Menschenadels nur ein Rückschritt. „Wir sind zwar die Erben einer aus den geistigen Bestrebungen früherer Zeit erwachsenen Cultur; äußere Ordnung in der Verwaltung der Staaten, eine weite Verbreitung von Kenntnissen und Künsten, die das äußere Leben erleichtern, und in Folge dessen ein behaglicheres Daseyn, als es frühere Geschlechter sich bereiten konnten, ist vorhanden. Aber die Menschen selbst sind gesunken; weit schwerer, als die härteren Verhältnisse früherer Zeit die damaligen Menschen drückten, lastet jetzt der Druck der äußerlich bequemeren Verhältnisse auf uns; es gehören mehr Genüsse, mehr Mittel dazu, um jetzt den Menschen das Leben erträglich zu machen; die Sorge um das sinnliche Daseyn verschlingt mehr als je das ganze Streben der Menschen; Bedürfnisse, Luxus, Zank und Neid, Mißbehagen sind ungeheuer gewachsen; die geselligen Verhältnisse in Familie und Staat, die das Leben erleichtern sollen, um für geistige Bestrebungen Raum zu machen, sind für die Mehrzahl eine Pein geworden; die Ausbrüche der Verzweiflung in Wahnsinn, Selbstmord und Verbrechen häufen sich und laden durch die Masse der nothwendigen und doch unzulänglichen Gegenanstalten immer größere Lasten auf das lebende Geschlecht."

Der Verfasser berührt einen wesentlichen Punkt, wenn er in dem unnatürlichen Anwachsen der Literatur keinen Fortschritt, sondern eher einen Rückschritt erkennt. „Zu den Zeichen der tiefen geistigen Gesunkenheit unsres Geschlechts gehört namentlich auch das, daß nur wenige im Stande sind, auf eine Darlegung mit Gründen hin ein Urtheil zu fällen und einen Entschluß zu fassen, daß daher Worte und Bücher nicht mehr fangen, sondern fast Jedermann nur noch durch Thatsachen zu belehren ist." In der That wächst die Masse der Bücher und Zeitungen dermaßen an, daß die meisten Menschen abgestumpft und gleichgültig gegen all das gedruckte Chaos werden, im öffentlichen Urtheil nur noch der Mode des Tages folgen, im Privatleben sich aber ihre eigene erfahrungsmäßige Praxis bilden.

Wenn die Literatur überhaupt der Spiegel seyn soll, in welchem die Gegenwart sich selbst betrachtet und in welchem die Nachwelt einmal ein treues Bild unserer Zeiten finden soll, so thut sie ihre Schuldigkeit nicht. Denn sie nimmt viel zu wenig von dem auf, was von Elend und Laster vorhanden ist, aber verborgen bleibt und der Oeffentlichkeit entzogen wird. Man liest in allen Lokalblättern, wie viel Feste und Bälle gegeben worden sind, wie oft in öffentlichen Gärten musicirt worden ist. Jeder Wirth, jeder Kaufmann ladet öffentlich zu Genüssen ein. Was sich aber hinter allem diesem Glanze verbirgt, Nahrungssorgen, ehelicher Unfrieden, Liederlichkeit, Verbrechen, Krankheit, Mißrathen der Kinder ꝛc. davon erfährt man nichts. Selbst eclatante Selbstmorde werden in den Todesanzeigen vertuscht. Täglich zeigt man die allervortrefflichsten Waaren zum

Verkauf an, wieviel aber davon betrüglich gefälscht ist, das bleibt verborgen. Alle möglichen Interessen finden ihre redseligen Vertreter in der Presse, nur nicht das geheime Unglück.

Der Verfasser entwickelt die Genesis der heutigen Zustände an der Hand der Geschichte. Indem er von der Reformation spricht, erkennt er sehr richtig, daß sie durch unerträglich gewordene Uebelstände nothwendig gemacht wurde, aber in ihren Erfolgen nicht genügte. „Luthers Platz war leer und der einzige, der Ansehen genug hatte, um ihn einzunehmen, Melanchthon, besaß nach Verlust des Mannes, dessen Geist ihn geleitet hatte, nicht die geistige Kraft, um ein Heer ehrgeiziger und streitsüchtiger Theologen im Zaum zu halten. Eine Masse von Lehrstreitigkeiten brach unter den deutschen protestantischen Theologen aus, welche die Einigkeit der Protestanten in Deutschland nur um so mehr zerstörten, je mehr man für die Erhaltung dieser Einigkeit bemüht war. Unter der Fahne des reinen Lutherthums erhoben sich Flacius und ein Haufen andrer Theologen gegen Melanchthon; sie hatten aber von Luther nur das Eine gelernt, daß die reine Lehre das Wichtigste sey. Von dem Geist Luthers, der auf wirkliche Hebung der Menschen durchs Evangelium gerichtet war, war nicht ein Funken in ihnen. Es blieb also als einziges Mittel, die angebliche Reinheit der Lehre zu erhalten, das Festhalten an einmal aufgestellten Lehrsätzen und das Ausspinnen von Folgerungen aus diesen Lehrsätzen, also die protestantische Scholastik oder eine in künstlichen Lehrgebäuden ausgespitzte sogenannte Orthodoxie übrig. Damit sank der Geist der Protestanten wieder in die gelehrte Spitzfindigkeit zurück, aus der Luther die Christenheit erhoben hatte, nur daß sich dieselbe jetzt an die augsburgische Confession, die Katechismen Luthers und andre sogenannte Symbole anknüpfte, wie früher an die Concilienschlüsse und päpstlichen Erlasse. Das Mittel, um die Geister in diese neue Fessel zu schmieden, war die Beeidigung der Lehrer auf die Symbole. Die Fürsten und Staatsoberhäupter mußten, wenn nicht alles durch die Streitwuth der Theologen in Auflösung gerathen sollte, sich der Aufsicht über die Kirche annehmen, und so entstanden die Consistorien und die Landeskirchen, wo der Geist und das höchste Streben der Menschen in die Schranken einer in winzige deutsche Ländchen eingeschlossenen Territorialgewalt eingedämmt wurde. In dieser erbärmlichen Kleinlichkeit erstarb der Geist der deutschen Reformation."

Hier sind wir nur in einem Punkt anderer Ansicht. Unsere Studien der Reformationsgeschichte haben nämlich die Ueberzeugung in uns hervorgerufen, daß die Schuld nicht an den Theologen lag und daß noch viel weniger den Fürsten ein Verdienst zugeschrieben werden darf, die Theologen zur Raison gebracht zu haben. Die Schuld lag an den Fürsten. Auch die schweren Sünden, welche man der katholischen Kirche zum Vorwurf zu machen pflegt und welche zu der gewaltsamen Katastrophe der Reformation hinführten, waren wesentlich nur Sünden der Fürsten, derjenigen Fürsten, welche wie die Valois den Papstsitz nach Avignon verlegt und dort nur Werkzeuge ihrer weltlichen Politik, sittenlose und unwürdige Subjecte zu Päpsten hatten wählen lassen, oder die wie die Mediceer dreimal den h. Stuhl usurpirten, um ihren weltlichen Fürstenbesitz zu vergrößern und den sittlichen Nerv der ganzen Kirche durch die Renaissance des Heidenthums zu zerstören, oder die gleich den meisten deutschen Erzbischöfen und geistlichen Kurfürsten, zu Luthers Zeiten, namentlich die Brandenburger in Mainz und Preußen, ihr geistliches Amt nur zu weltlichen Zwecken ausbeuteten. Was in diesem Sinn im 15. und Beginn des 16. Jahrhunderts Frevelhaftes geschah, auch die Corruption des niedern Clerus und der Mönche, fällt nur den gottlosen Fürstensöhnen zur Last, die ihr heiliges bischöfliches Amt geflissentlich mißbrauchten und die Sitten nach unten hin verdarben, um selber weniger sträflich zu erscheinen. Wenn das christliche Europa über diese Dinge endlich in sittlichen Zorn gerieth, so hätte es denselben nicht an der unschuldigen Kirche, sondern an den schuldigen Fürsten auslassen sollen. Aber die Fürsten, längst in der Kunst geübt, die einfältigen Völker zu täuschen, benutzten wie früher die alte Kirche, so jetzt die neue Reformationspartei nur zu ihrem weltlichen Vortheil. Die einen unterstützten die Reformation, um dadurch gegenüber dem katholisch gebliebenen Kaiser selbständig und souverain zu werden. Als der Kurfürst von Sachsen diese selbständige Stellung erlangt hatte, beneideten ihn wieder andere Fürsten, die ebenso unabhängig wie er vom Kaiser werden, aber sich auch dem Sachsen nicht unterordnen wollten. Diese wurden daher calvinisch. Sie alle aber bedienten sich zu ihren politischen Sonderzwecken der Theologen und nährten geschickt den theologischen Zwiespalt. Die schlimmsten theologischen Zänker und Hetzer waren den Fürsten zu ihren Zwecken am dienstbarsten, wurden daher auch von ihnen auf den Universitäten, wie eine Zucht Streithähne gehegt, genährt und gepflegt, die wüthendsten Lutheraner in Jena, die wüthendsten Calvinisten in Heidelberg. Also sind auch die meisten Fehler und Sünden, die auf der protestantischen Seite begangen wurden, hauptsächlich den Fürsten vorzuwerfen.

Wenn die richtige Erkenntniß dieser geschichtlichen

Vorgänge früher schon ins Volk gedrungen wäre, würde sich der Haß der andersgläubigen Bevölkerungen und der Theologen selbst nicht so verbittert haben. Die nothwendig gewordene Reformation der Kirche würde haben stattfinden können, ohne daß unser unglückliches deutsches Volk zwischen drei Kirchen zerrissen worden wäre.

Das Christenthum kam in allen drei Kirchen zu kurz und wurde, wenigstens bei den gebildeten Classen, durch das neue Heidenthum ersetzt, welches aus den classischen Studien hervorging und durch die Alleinherrschaft des Renaissancestyls überall hin verbreitet wurde. Auch in Bezug auf dieses Uebel fällt alle Schuld auf die Fürsten, denn es ging von ihren Höfen aus und diente ihrer Politik. Zum Besten, was wir in dem vorliegenden Werke gefunden haben, gehört die ausführliche Erörterung des siècle de Louis XIV. und besonders die Parallele, die der Verfasser zieht zwischen der scheinheiligen Frömmigkeit des damaligen französischen Hofes und der furchtbaren heidnischen Corruption, die sich dahinter versteckte.

Der Verfasser verfehlt nicht, auch der modernen Philosophie seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sie begann in Frankreich auf katholischem Gebiete, bildete sich aber nachher vorzüglich in England und Deutschland auf dem protestantischen aus. Ihr erstes Programm war das berühmte cogito ergo sum des Descartes. Der Menschengeist begann die heilige Offenbarung zu verschmähen, den Abgrund zwischen sich und dem ewigen Geiste zu übersehen und frischweg vorauszusetzen, er sey eins und alles, außer ihm gäbe es eigentlich nichts, oder alles außer ihm erhalte seinen Werth eben nur dadurch, daß er es bemerke. Diese Superklugheit, die den Maaßstab für das Unendliche nur in unserm eigenen endlichen und beschränkten Verstande suchte, war, indem sie die höchste Weisheit zu seyn vorgab, eine auffällige Dummheit. Denn dem natürlichen Verstande des Menschen konnte, so lange er natürlich und gesund blieb, auch das klare Bewußtseyn seiner eigenen Begrenzung nicht verschwinden. Es war schon Irrsinn, wenn man diese Begrenzung nicht mehr anerkannte. Mit der Anmaßung, der menschliche Verstand könne mittelst des philosophischen Denkens alles ergründen und alles ebenso genau wissen, wie der, der alle Dinge gemacht hat und erhält, mit dieser Anmaßung hing eine ungeheuere Frechheit in sittlicher Beziehung zusammen, nämlich die Verachtung der Gebote Gottes, die Verleugnung und Verspottung jeder Furcht und Ehrfurcht vor dem schrecklichen Geheimniß des Weltschicksals. Der tiefe Zusammenhang der Sünde mit dem Weltgericht blieb diesem eitlen Philosophenvolk gänzlich verborgen und vergessen. Sie merkten nicht, wie wenig ihre Sophistereien den schwachen, befangenen, geängstigten Seelen den Trost der Religion ersetzen konnten. Sie merkten nicht einmal, wie lächerlich ihr Allwissenheitsdünkel war, wenn ein Professor von seinem Katheder ins unermeßliche Weltall hinauskrähte, er sey Gott. Oder wenn die, welche sich in ihren akademischen Jahren selbst vergötterten, hinterdrein um ein kleines Amt betteln und vor einer Excellenz antichambriren mußten oder auf einem schmerzhaften Krankenlager vergebens ihr göttliches Ich anriefen. Obgleich nun die ganze moderne Philosophie von Descartes an bis auf Schoppenhauer mit allem Aufwande von Scharfsinn nur ein labyrinthisches Wahngebäude gegenüber der reellen Kirche Gottes ist, fällt es doch keinem Gebildeten ein, zu zweifeln, daß die gewaltige Geistesarbeit, die sich in der Entwicklung aller dieser Philosopheme kundgegeben hat, zu den werthvollsten Errungenschaften und zu den größten Fortschritten der Neuzeit gehöre und man faßt sie immer noch ganz unbefangen als ein Besseres auf, was an die Stelle des veralteten, nur finstern Jahrhunderten angemessenen Christenthums getreten wäre. Zwar ist den practischen Leuten jenes Leerestrohdreschen der Philosophie, die hohle Aufgeblasenheit der s. g. wissenschaftlichen Sprache zum Eckel und sie finden in allen diesen Seifenblasensystemen nichts Greifbares. Allein auch sie befinden sich immer noch mit den Philosophen auf dem nämlichen Standpunkt, sofern sie in den Naturwissenschaften allein die Wahrheit suchen und nach Humboldts großem Vorgange nur an die Allmacht des mit allerlei physikalischen und chemischen Apparaten die Materie zersetzenden Menschengeistes, aber nicht an Gott, nicht an eine h. Offenbarung, nicht an einen sittlichen Zweck der Schöpfung, nicht an eine sittliche Bedeutung der Weltgeschichte glauben.

Das alles ist nun, nachdem uns die h. Offenbarung zu Theil geworden ist und nachdem die Menschheit schon einen höhern Standpunkt eingenommen hatte, kein Fortschritt, sondern ein Rückschritt, keine Erweiterung des menschlichen Horizontes, sondern eine Verengerung desselben. Dieselben Denkkräfte, die man so sehr angestrengt hat, sind für einen nichtigen Zweck verwendet worden. Man hätte sie im Dienste Gottes besser verwerthen können.

Sehr wahr ist, was der Verfasser über die Tendenzen der europäischen Staaten unter dem Einfluß der Gottentfremdung sagt. Eine Recension kann in der ihr nothwendigen Kürze den Gedankengang des vorliegenden Werkes nicht besser charakterisiren, als indem sie folgende treffende Stelle über Rußland citirt. „Man kann zwar die Wiedererhebung des christlichen Orients

wie sie in dem Aufsteigen Rußlands sich vollzog, nur einen Fortschritt nennen, weil der Islam sich als unfähig für die Entwicklung der Menschen zu ihrer Bestimmung bewiesen hat. Allein es war nicht eine geistige Erneurung der griechisch-russischen Kirche, nicht ein Lebendigwerden des erstarrten und todten Christenthums des Morgenlandes, von der dieser Aufschwung ausging. Die Masse des Volks blieb in Rußland nach wie vor der Unwissenheit und dem Geistesschlaf überlassen, und unter der Leitung einer todten und finstern Geistlichkeit, gegen die die regsameren Elemente nur durch Bildung zahlreicher Sekten eine Gegenwirkung übten. Die Größe Rußlands beruht darauf, daß über diesen im Dunkel der geistigen Unthätigkeit liegenden Massen ein Regierungssystem sich erhob, das theils dem holländisch-englischen Handels- und Erwerbsstreben, theils dem französischen Kriegs- und Eroberungssystem nachgebildet ist. Gerade diejenigen Elemente des abendländischen Völkerlebens also, die im schroffsten Gegensatz zum Christenthum und zum wahren Fortschritt stehen, faßten durch die Gründung des russischen Reichs Fuß im Orient und vollbrachten dort, was das Abendland versäumt hatte, die Herstellung des Uebergewichts des christlichen Elements über das türkische. So wurde das europäische Abendland für seine Versäumnisse im Orient nicht blos damit gestraft, daß ihm die ungeheuren Vortheile entgingen, die aus einer Beachtung der hohen Ziele der Weissagung in Bezug auf den Orient entsprungen wären, sondern auch damit, daß im Orient an der Stelle der türkischen Macht eine andere sich erhob, die das Abbild der geistigen Verwirrung des Abendlands ist, und die mit der Wucht ihrer Masse auf das übrige Europa drückt. Der Untergang Polens und die Verwicklung der orientalischen Frage mußten die Früchte dieser neuen Erscheinung in der nächsten Periode werden."

Auch Deutschland wurde in dieselbe Strömung der Staatspraxis fortgerissen, das große Land, einst der Mittelpunkt Europas, das Reich schlechthin, in inniger Verbindung mit der Kirche viele Jahrhunderte hindurch vorherrschend in Europa, es wurde ein lockeres Conglomerat von Staaten, die alle mehr oder weniger zuerst die französische, später die holländisch-englische Praxis annahmen, nur zurückbleibend hinter ihren Meistern, es sank von seiner vorigen Höhe tief herab und hat sich auch jetzt noch nicht wieder zu erheben vermocht, weil es immer noch den Abfall von Gott, der seinen Verfall bedingt, für sein Heil, seinen Ruhm, für den alleinseligmachenden Fortschritt hält."

Kirchenwesen.

L'église libre dans l'état libre. Discours prononcés à l'assemblée gén. des catholiques à Malines. Par le comte de Montalembert. Bruxelles, imprimerie de la Révue belge et étrangère, 1863.

In diesen im vorigen August zu Mecheln gehaltenen Reden lobt der berühmte Graf vor allem die Freiheit in Belgien. Hier sey die Freiheit auch der Kirche gewährt, welche sonst gewöhnlich ausgenommen wird, wo man Freiheiten austheilt. Der Redner verlangt für die ganze katholische Christenheit ähnliche Zustände wie in Belgien. Indem er Freiheit für die Kirche verlangt, vertheidigt er den Satz, daß die Kirche selbst keine Feindin der Freiheit sey. Sie habe vielmehr in ihrem langen Kampfe gegen den Despotismus der ost- und weströmischen Kaiser und in so manchem spätern Kampfe gegen despotische Könige der Völkerfreiheit wesentliche Dienste geleistet. Wenn man der römischen Kirche Intoleranz vorwerfe, so treffe dieser Vorwurf nicht in der Weise zu, wie ihn die Parteien gewöhnlich auffassen. Man hätte sich längst darüber beruhigen können. Jene Intoleranz existire nur in Bezug auf das Dogma, nicht in Bezug auf das bürgerliche Leben. Man müsse unterscheiden entre l'intolérance dogmatique et la tolérance civile, l'une nécessaire à la vérité éternelle et l'autre nécessaire à la société moderne. Ein glänzendes Beispiel dieser civilen Toleranz erblickt er in Oesterreich, wo das Concordat bestehe und gleichwohl auch die protestantische Kirche mehr Freiheit genieße, als anderswo. Er wünscht dies Beispiel angewandt auf Rußland, wo die katholische Kirche unter so hartem Drucke seufzt und blutet. Auch verfehlt er nicht, mit geistvollem Witz Seitenblicke auf den Imperialismus in Frankreich zu werfen und schließt mit der Ueberzeugung, die Kirche und die Freiheit würden zuletzt überall triumphiren. Inzwischen sind unsere deutschen Protestantenvereine anderer Ansicht und hegen fort und fort das tiefste Mißtrauen gegen die katholische Kirche, als wolle sie nicht die Freiheit, sondern die Alleinherrschaft, und jedem weltlichen Despotismus wird die von der alten Kirche abgefallene neue Kirche nach wie vor ihre Dienste leisten.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels



Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Mittwoch, № 8. 27. Januar 1864.

Theater.

Das Theater in Nürnberg von 1612 bis 1863 nebst einem Anhange über das Theater in Fürth. Von F. E. Hysel. Nürnberg, Selbstverlag des Verfassers, 1863.

Dieses ziemlich dicke Buch von 514 Seiten enthält die Lebensgeschichte des Verfassers, eines bejahrten Schauspielers, welcher lange in Nürnberg zugebracht hat. An seine Biographie knüpft er eine ausführliche Geschichte des Nürnberger Theaters, wie es zu seiner Zeit war, und eine minder ausführliche Geschichte derselben Bühne in ihren frühern Perioden. Wir hofften, er würde uns reichere Notizen geben können über das berühmte Theater des Hans Sachs, Rosenpluet und Ayrer. Wir hofften, er werde uns noch alte ungedruckte Stücke mittheilen, die sich vielleicht in Nürnberg noch vorfinden. Indessen zeigt sich der Verfasser in der Literatur der Nürnberger Fastnachtsspiele nicht genügend orientirt und verräth Seite 24, daß ihm die vom literarischen Verein in Stuttgart herausgegebenen, bisher ungedruckten Fastnachtsspiele unbekannt geblieben sind. Die einzige Reliquie, die er im Facsimile mittheilt, ist eine Art Theaterzettel oder Anschlag aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Erst über die Comödiantenbanden des 18. Jahrhunderts gibt der Verfasser mehr Aufschluß und erwirbt sich das Verdienst, auf einer Tabelle zu Seite 34 eine Art von Genealogie jener Banden, wie sie aus einander entstanden sind und zuletzt irgendwo eine stehende Bühne errichteten, zusammenzustellen. Noch bis zum Ausgang des vorigen Jahrhunderts waren die stehenden Bühnen selten und wechselten namentlich zu Nürnberg eine Menge fahrende oder gastirende Gesellschaften miteinander ab.

Die Klagen über Unfug und Unsittlichkeit der Schaubühne begannen ungefähr gleichzeitig mit dem Pietismus. Es ist bekannt, daß Francke in Halle seine Mißbilligung aussprach und dafür vom König von Preußen gezwungen wurde, selber in die Komödie zu gehen. Auch Zinzendorfs Herrnhuterei entstand aus dem Abscheu vor der theatralischen Unzucht des Dresdner Hofes. Auch in Nürnberg muß sich eine kirchlich-sittliche Opposition gegen die Schaubühne erhoben haben, denn die Schuchische Bande, deren Principal als Hanswurst Furore machte, sah sich im Jahr 1749 veranlaßt, zu ihrer Rechtfertigung ein Schauspiel aufzuführen, welches hier abgedruckt wird. Es heißt „der Sieg der Schauspielkunst“, ist von einem gewissen Uhlich verfaßt und zeigt uns die Schauspielkunst verfolgt von der Schmähsucht, der Heuchelei, der Dummheit und dem Undank, worauf aber Apollo und die Musen sich ihrer annehmen und ihren Nutzen rühmen und preisen.

Herr Hysel führt an, daß die ältesten Schauspieler in Nürnberg gewöhnliche Handwerker gewesen seyen. „Ein gewisser Häublein war Meister in der kläglichen Rolle und brachte alle seine Zuschauer zum weinen. Der Telsinger, ein Hochzeitlader, war ernsthaft und sehr geschickt, den Türkischen Kaiser, oder gar den Teufel vorzustellen. Der Perschla, ein junger Mensch und Bürstenbinder, spielte eine Jungfrau so gut, daß es ihm keine Weibsperson bevorthat. Der Zischer, ein Tünchner, war ansehnlich und zur Rolle eines Königs oder Kaisers gemacht.“ In Nürnberg, wie in Basel, Bern und überall ergriffen die Komödianten beim Ausbruch der Reformation die Partei der letztern. Darin lag ein gewisser Instinct. Indem das Theater der Renaissance verfiel, wurde es heidnisch und mußte deshalb alles Heilige der alten Kirche verrathen, verachten und in den Koth ziehen. Die Hauptvertreter des gegen die Kirche wüthenden Theaters waren in der Schweiz Gengenbach und Niclas Manuel. In Nürnberg herrschte

der nämliche Geist und hier wurde sogar im Jahr 1526 eine ausgeplünderte Kirche zum Schauspielhause eingeweiht und in derselben spielten die Komödianten bis zum Jahre 1614. Da erst entriß der Magistrat ihnen die Kirche wieder, weil sie „gar zu viele Bübereien und Leichtfertigkeiten darin verübten.“ Dagegen räumte man ihnen das s. g. Fechthaus ein, in welchem sie Nachmittags (immer bei Tage und damals noch nicht bei Lampenbeleuchtung) spielten.

Ein besonderes Schauspielhaus wurde in Nürnberg erst 1668 erbaut für die berühmte Veltheimische Truppe, der verschiedene andere folgten. Im vorigen Jahrhundert zeichneten sich vorzüglich die Bühnen in Wien, Berlin, Hamburg, Weimar, Mannheim 2c. aus. Nürnberg stand nur noch in zweiter Linie. Im Jahr 1799 wurde dort ein neues Theater gebaut unter dem thätigen Director Aurenheimer. Dieser führt in unsere neuere Zeit hinüber. Auf seiner Bühne spielten als Gäste oder waren angestellt berühmte Schauspieler, welche Referent selbst noch in seinen jüngeren Jahren gesehen hat, z. B. Devrient und Eßlair. Herr Hysel füllt vier Fünftheile seines Werks mit actenmäßigen Erinnerungen an das aus, was sich Merkwürdiges seit Anfang des Jahrhunderts am Nürnberger Theater zugetragen hat. Zur Geschichte des deutschen Theaterwesens ist das immerhin ein reicher Beitrag, obgleich es ermüdet, die unzähligen Namen von vergessenen Stücken und vergessenen Mimen zu lesen. Mehr Unterhaltung gewähren die Scandalgeschichten, die dem Stande und Beruf, von dem es sich hier handelt, nicht grade zur Ehre gereichen, die wir aber gern entschuldigen. Wir sind nämlich der Meinung, daß diejenigen, welche nach Lessings, Schillers und Devrients Vorgang, das Theater zu einer Schule der Moral machen, wohl gar der Kirche an die Seite setzen und die Schauspieler und Schauspielerinnen zu ernsten Priestern und Priesterinnen der Kunst erheben möchten, in einer großen Täuschung befangen sind und die Natur der Dinge mißkennen. Beweglichkeit, Veränderlichkeit, fast beständige Aufregung, sanguinisch-cholerisches Temperament, Leidenschaftlichkeit und Leichtsinn zugleich, die Gewohnheit, die Charakterrollen zu wechseln, mehr im Schein als in der Wahrheit zu leben, Phrasen und Lügen zu sagen, das alles ist fast unzertrennlich von dem mimischen Talente oder von dem Naturell, aus dem des Mimen Kunst entspringt. Früher wurde der Leichtsinn und die Lüderlichkeit der Schauspieler noch mehr begünstigt durch ihr ewiges Herumschweifen und durch den Humor ihrer Armuth. Das gereichte aber der Kunst zum Vortheil, denn jene vagabundirenden Komödianten, die sich ganz der Natur und ihrem angeborenen Talent überließen, waren ungleich liebenswürdiger und spielten unvergleichlich besser, als so viele steife Zöpfe der Gegenwart, die, wenn sie den höchsten Zweck einer lebenslänglichen Anstellung erreicht haben, alles Feuer verlieren. Wir haben viele Schauspieler, ja mehrere der berühmtesten persönlich gekannt und die am hinreißendsten spielten, waren grade nicht die solidesten Haus- und Familienväter. Und wir haben das immer als eine natürliche Sache angesehen und den Schauspielern Moral predigen zu wollen, schien uns ebenso absurd als sich einzubilden, daß es die Aufgabe der Bühne sey, dem Publikum Moral zu predigen. Zur Kenntniß der Schauspieler grade in diesen Beziehungen ist das Buch des Herrn Hysel reich an Beiträgen. Es wimmelt nämlich von Berichten über Theaterhändel. Bald muß ein Theaterdirector die allzu lüderlichen, verschuldeten und sich deßfalls in Lügen verstrickenden Schauspieler maßregeln oder fortjagen. Bald fällt der Herr Director selbst aus der Rolle des strengen Censors, spielt den Großhans, macht selber Schulden und endlich Bankerott. So mußte der Nürnberger Director Aurenheimer im Jahr 1802 in Nürnberg den berühmten Eßlair verhaften lassen, wegen unerhörten Luges und Truges, womit derselbe die Gutmüthigkeit und Großmuth ausgebeutet und Schulden über Schulden gemacht hatte, um das erschwindelte Geld auf die lüderlichste Art zu verprassen. Die Actenstücke dieses häßlichen Prozesses werden in voller Ausführlichkeit mitgetheilt. Damit contrastiren dann die Festgedichte, mit denen später derselbe Eßlair auf derselben Bühne in Nürnberg wieder begrüßt wurde. Er war eben ein großer Schauspieler und das mußte die Welt anerkennen. Und er wäre es ohne seinen Leichtsinn vielleicht gar nicht geworden.

Eine gewisse Ironie liegt freilich darin, daß die Sitten unserer Zeit das Ansingen mit Hymnen, das Wagenausspannen und das Bekränzen mit Lorbeern grade nur jener Classe von Schauspielern und Schauspielerinnen vorbehalten oder übrig gelassen haben, jenen Scheinhelden, während man mit wirklichen Helden oder anderweitigen großen Männern, wenn sie gleich weit mehr Verdienste um die Nation haben, keinen solchen Cultus treibt. Im vorliegenden Buche begegnen uns oft seltsam contrastirende Scenen. Heute wird bekränzt, morgen fortgejagt. Heute empfängt der Director eine gastirende Dame wie eine Göttin, morgen zankt er mit ihr um das Honorar oder sie stellt sich krank. Heute umschlingen sich die Kunstbrüder mit unendlicher Liebe, morgen schimpfen sie auf einander wie Fuhrknechte.

Und die Intriguen, um einen Nebenbuhler oder eine Nebenbuhlerin wegzubeißen, um einen einmal eroberten Platz zu behaupten 2c., sind endlos. Herr Hysel erzählt viel davon und doch noch nicht alles, obgleich er seine Theaterchronik so weit ausführt, daß er sogar die mittelmäßigen Verse, mit denen sich ein alter Zettelträger den Abonnenten empfiehlt, mit abdrucken läßt.

Hier eine kleine Probe von den Theaternöthen kleiner Bühnen: „Nachdem Röder schon seit längerer Zeit, mit der damals berühmten Sängerin, Jenny Lind, in Unterhandlung stand, und immer vergebens auf ihr Eintreffen wartete, kam dieselbe plötzlich hierher. Röder eilte, in Begleitung des Herrn Dr. Mayer und Herrn v. Bader, zu der Gefeierten, um selbe zum Auftreten zu bestimmen. Er stellte der Künstlerin bei dieser Gelegenheit Herrn Dr. Mayer, und Herrn v. Bader vor. Fräulein Lind dankte für die Vorstellung beider Herren, bemerkte aber, daß sie vollkommen gesund sey, und weder einen Doctor, noch einen Bader bedürfe, und reiste mit dem Versprechen ab, später einmal zu kommen. Röder mußte Alles daran liegen, daß dieses Gastspiel zu Stande kam, denn seine finanziellen Verhältnisse waren schon so zerrüttet, daß er sich nicht mehr zu helfen wußte. Fräulein Lind befand sich später zu einem Gastspiel in Weimar. Röder beschloß, selbst hinzureisen, und Alles aufzubieten, um seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Allein die Eisenbahn existirte noch nicht; die Reise war somit kostspieliger, und Röder hatte kein Geld. Es mußten also Mittel und Wege geschafft werden, das Ziel zu erreichen. Röder machte einem hiesigen Gasthofbesitzer begreiflich, daß, wenn er ihm das Geld zur Reise vorstreckte, er dafür Fräulein Lind veranlassen würde, in seinem Hotel zu wohnen, und setzte ihm die Vortheile auseinander, die durch diesen Besuch erwachsen dürften. Natürlich wurde das Geld herbeigeschafft, die Reise angetreten, Fräulein Lind wohnte aber, als sie ankam, im bayrischen Hof.“

Wer mehr dergleichen erfahren will, möge das jedenfalls merkwürdige Buch selbst in die Hand nehmen.

Geschichte.

Mittheilungen des histor. Vereins für Steiermark. 12. Heft. Gratz, 1863. In Commission bei Hesse.

In diesem neuen Jahrgang finden wir unter andern interessante Notizen über den Tattenbach'schen Prozeß aus dem 17. Jahrh. Tattenbach wurde damals mit Nadasdi, Zriny 2c. einer gefährlichen Verschwörung angeklagt und hingerichtet. Es heißt in den Acten: „Obschon nichts Hauptsächliches wider ihn herauskommen sollte, so müsse er dennoch gestraft werden.“ Nicht minder interessant ist die Episode aus der Geschichte der Gegenreformation in Steiermark (1582 und 83). Damals verwendeten sich die protestantischen Fürsten für ihre unterdrückten Glaubensbrüder, aber ohne Nachdruck. Rührend ist auf Seite 139 die Bittschrift der Steierer, worin sie klagen, wie man sie um der Religion willen plage und verfolge.

Ferner enthält der Jahrgang die ältere Geschichte des Hauses Windischgrätz, welches 1551 in den Freiherrnstand erhoben wurde, und der Freien von Sunnek, aus denen die Grafen von Cilli hervorgingen, eine Geschichte der Judenverfolgung von 1310, eine Abhandlung über Haus- und Hofmarken, die Beschreibung einer antiken Broncefigur, die man in Steiermark gefunden hat 2c.

Sprichwörter.

1) Internationale Titulaturen. Von O. Frh. v. Reinsberg-Düringsfeld. Zwei Bände. Leipzig, H. Fries, 1863.
2) Das Sprichwort als Praktikus. Von Ida von Düringsfeld. Daselbst, 1863.
3) Das Sprichwort als Humorist. Von Derselben. Daselbst, 1863.

Im erst genannten Werke findet man eine sehr reiche und unterhaltende Sammlung aller der Spottnamen und charakteristischen Anekdoten, mit denen so ziemlich jedes Volk die Fehler des Nachbarvolks verspottet. Dazu die humoristischen Selbstverspottungen. Wir wollen einiges davon mittheilen, was uns besonders gefallen hat

„In Böhmen und Polen erzählt man, der Teufel sey, als Gott ihn vom Himmel herabgeworfen, mit solcher Gewalt auf die Erde geprallt, daß sein Körper stückweis nach allen Richtungen hin auseinander geflogen sey. Der Kopf sey nach Spanien gefallen, das Herz nach Italien, der Bauch nach Deutschland, die Hände in die Türkei und Tartarei, und die Füße nach Frankreich, und dies sey der Grund, warum die Franzosen so gern springen und tanzen, die Türken und Tartaren so mord- und raubgierig, die Deutschen so

eßlustig, die Italiener so verrätherisch und die Spanier so hochmüthig seyen. Die Slaven hätten vom Teufel selbst nichts abbekommen; nur das Täfelchen, welches Satan während des Falles bei sich getragen, sey in ihr Land geflogen, damit darauf die fremden Sünden aufgezeichnet würden, für welche die Slaven büßen müßten." Das ist sehr sinnreich. Nicht übel ist auch folgendes polnische Sprichwort:

„Der Teufel hat Eva wälisch verführt —
Die Eva den Adam böhmisch überführt —
Der Herr Gott schalt sie deutsch — dann stieß
Der Engel sie ung'risch aus dem Paradies."

Ein englisches Sprichwort wird so erklärt: „Der Vicar von Bray unter der Regierung Heinrichs VIII. blieb es nämlich auch unter der Edvard's VI., der Königin Maria und der Königin Elisabeth, indem er bald Papist, bald Anglikaner wurde. Als man ihm nun vorwarf, daß er vier Mal seinen Glauben gewechselt, entgegnete er: ‚Nicht so, ich blieb stets meinem Grundsatz treu, denn der ist: als Vikar von Bray zu leben und zu sterben." Ein anderes: „Ich bin in Taunton Dean geboren, wo sollt' ich sonst geboren seyn? sprechen die Bauern aus der Umgegend von Taunton, welche viele Kirchspiele enthält und so fruchtbar ist, daß sie, dem Ausdruck der Bewohner nach, mit ‚der Sonne allein,' ohne alle Düngung, genug hervorbringt. Die Bauern sind daher sehr reich, aber leider auch sehr grob, und besonders so eingebildet auf ihre Gegend, daß sie es als Beleidigung ansehen, wenn man annimmt, sie könnten anderswo geboren seyn, als in Taunton Dean."

Sehr hübsch sind auch die Sprichwörter aus Frankreich. In der Beauce haben drei Edelleute zusammen einen Degen, ungefähr wie in Sicilien 22 Markgrafen auf einem Feigenbaume zu Mittag essen. Vom Bretagner heißt es, er droht immer erst, wenn er schon geschlagen hat. „Die Einwohner vom Flessel theilen mit denen von Courgy, St. Florentin und Fransart den Vorzug, ‚Esel' genannt zu werden, weil man von ihnen folgende Geschichte erzählt: Ein Bauer belud seinen Esel mit Latten, dem bedeutendsten Handelsartikel von Flessel, band sie aber der Quere und nicht der Länge nach auf, so daß der Esel in Amiens nicht in's Thor hinein konnte. Sein Herr kehrte daher um und klagte überall darüber, daß die Thore von Amiens so eng wären, und es keine Möglichkeit gäbe, in die Stadt zu kommen." Das ist derselbe Witz wie der bei uns bekannte vom Ulmer Spatzen.

„Den echten Franzosen, heißt es in Frankreich, erkennt man an vier Dingen: Wenn die Uhr schlägt, wenn er Jemand frägt, wenn er Versprechungen macht, und wenn er von seinen Liebschaften spricht. Kaum hört nämlich ein Franzose eine Uhr schlagen, so frägt er augenblicklich, welche Zeit es sey, und will er Etwas wissen, so soll man ihm antworten, noch ehe er gefragt hat. Bei seinen Versprechungen ist man sicher, daß er stets das thut, was er nicht versprochen hat, und bei seinen Liebschaften macht es ihm größeren Genuß, von den Gunstbezeugungen, die er empfangen, sprechen zu können, als sie zu erhalten."

Aehnliche gute Volkswitze werden aus Spanien mitgetheilt. „Eines Sonntags früh verließ ein Aragonier mit einem Esel, der in Aragonien eine ebenso große Rolle spielt, wie in Navarra, sein Dorf. Bald erreichte er den Fuß eines Berges, auf dem eine Einsiedelei lag, und da in dieser eben zur Messe geläutet ward, beschloß er, religiös wie alle Spanier, die Gelegenheit wahrzunehmen und den Gottesdienst mit anzuhören. Kaum aber ging es bergauf, so legte sich der Esel auf die Erde und war weder durch Bitten, noch durch Hiebe zum Aufstehen zu bewegen. Endlich riß dem Aragonier die Geduld, voller Zorn rief er: ‚An Verstand kannst du mich übertreffen, aber an Kraft nicht!' (En razon me puedes ganar, mas en fuerza no!), und nahm das Thier an den Beinen auf den Rücken, um so belastet den Berg hinanzusteigen, dessen Gipfel er noch vor dem Anfang des Gottesdienstes erreichte."

Noch etwas aus Polen. „Osiek, ein kleiner Ort im Sandomir'schen, an der Weichsel gelegen, ist wegen seiner Richter verrufen. Man erzählt nämlich, ein dort ansäßiger Schlosser habe sich eines Verbrechens schuldig gemacht, für das er zum Tode verurtheilt werden mußte. Da er aber der einzige Schlosser in der Stadt war, und man ihn füglich nicht entbehren konnte, hingegen zwei Schmiede dort wohnten, so ließ man, um dem Rechtsgefühl zu genügen, statt des Schlossers einen der beiden Schmiede den Richterspruch erleiden, weshalb es noch jetzt heißt: Gerechtigkeit wie in Osiek."

Die beiden andern Sammlungen beschränken sich blos auf Sprichwörter und tragen dieselben aus allen Ländern herbei. Die des ersten Werkes haben mehr praktische Bedeutung, die des andern sind vorzugsweise humoristisch.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, № 9. 30. Januar 1864.

Reisen.

Die Insel der Heiligen. Eine Pilgerfahrt durch Irlands Städte, Dörfer und Ruinen. Von Julius Rodenberg. Zweite Ausgabe. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Otto Janke, 1864.

Ein gefühlvoller Reisender. Es thut wohl, einmal wieder einem solchen zu begegnen, da die meisten Touristen der Gegenwart sich in einer vornehmthuenden Kälte, Blasirtheit und Europamüdigkeit gefallen. Herr Rodenberg kommt mit vollem Herzen aus Irland zurück, dessen Naturschönheiten ihn entzückten, dessen Volksleiden ihm tiefes Mitleiden einflößten. Einem so zarten Sentiment des Reisenden darf man es verzeihen, wenn seine Ausdrucksweise auch hin und wieder ein wenig gezirt erscheint, z. B. Theil I, S. 155: „Wie soll ich dich nun schildern, selige Stunde, die du in meinem Wanderleben, soweit ich es mit schwärmendem Blick überschaue, eine der seligsten bist? Soll ich alle Gefühle zurückrufen, die damals so still, so leicht durch meine Seele wallten wie die Goldwolken über mir durch den Himmel? Wird es mir gelingen, jene Bilder zu erneuern, die dazumal mein trunkner Blick in sich sog und an deren Ewigkeit er glaubte? ... Ach, es ist Nichts ewig in uns, als die Sehnsucht.“ S. 174: „Und freundlich begrüßten die Bäume von Killarney den Wandrer auf dem Wagendach. Die ersten, vorwitzigen kleinen Aestchen — die Baumfräulein in dieser stattlichen Versammlung, schoben ihm den Wanderhut von der braunen Stirne. ‚Laß doch sehn, Fremdling! Woher, Fremdling? Wohin, Fremdling? Ha, ha, ha, Fremdling!‘ Dann fuhren sie mir gewaltig durch's Haar und rauften es und zerrten es und wisperten und lachten dabei; zuletzt aber fielen mir doch einige Blätter, wie Küsse, auf Mund und Wange. Als wenn's nicht immer so ginge, wenn man mit Frauen Streit hat! Welche Thorheit, ein Weib zu küssen! Neckt Euch mit ihm, so wird es Euch küssen! — Die alten, schweren Zweige — die bemoosten Häupter der Baumkrone — waren viel ernsthafter. Sie bewegten sich hin und her und berührten mich und umarmten mich und schüttelten mir die Hände und sagten: ‚Willkommen, willkommen in Killarney!‘ Und es war ein Leben und Weben in den dunklen Bäumen, da ich darunter hinfuhr — seltsam.“

Da der Verfasser durch das ganze Land reiste, hat er Gelegenheit, alle Schönheiten desselben, Seen und Thäler, Berge und Ruinen, zackige Uferfelsen und schäumende Meeresbrandung, aber auch die unheimlichen Haiden und Sümpfe zu schildern. In Bezug auf den gleichsam historischen Charakter der Landschaft macht er folgenden Unterschied. „Wie Glendalough der Boden ist, der die bedeutendsten Ruinen altchristlicher Baukunst in Irland trägt, so sind die Berge und Schluchten an den Seen von Killarney durch die Reste uralt heidnischer Bauten, die im düstern Schatten derselben traurig dastehen, nicht minder ausgezeichnet. Killarney ist das Land der druidischen Reminiscenzen, der zu Feen gewordenen Heidengötter — seine Seen sind voll lieblicher Wassergeister und plumper Felskobolde, voll Elfenmusik die Tiefe der Wogen, wie voll sphärenhafter Echo's die Höhe der Berge. Kein schwermüthiger Heiliger, keine trübe Sage von verschmähter Liebe — aber ein zaubrisch schöner Ritter auf weißem Roß, ein gluthvoll liebendes Weib, das dem Geächteten in die Tiefe, in den Tod folgt, und über dem niedertauchenden Liebespaar der duftreiche Himmel des ersten Maienmorgens. Kein asketisches Entsagen, kein christliches Märtyrerthum — Alles Liebe, Genuß und seliges Fortleben im Feenreiche.“ Der Verfasser besuchte viele heilige Stätten, an die sich Legenden knüpfen, vom h. Kevien, vom h.

Patrik ꝛc. wie auch alte Stätten des Heidenthums, an welche sich die reizenden irischen Märchen knüpfen, von denen uns schon Grimm die schönsten mitgetheilt hat. Auch hier werden mehrere eingeflochten, z. B. die schöne Sage von O'Donoghue's, welcher mit dem ihm untergebenen lieblichen Volke der Elfen in einem unterseeischen Palast wohnt und nur in der ersten Mainacht herauskommt, um die winterliche Erde zu verjüngen und den Frühling, wie das verlorne Paradies, zurückzubringen.

Das meiste Interesse wendet der Verfasser dem irischen Volke zu, unter das er sich überall mit großer Unbefangenheit und Zutraulichkeit mischte. Bekanntlich zählt Irland sechs ein halb Millionen Katholiken und noch nicht eine Million Protestanten. Alles Kirchengut ist den Katholiken genommen und den Protestanten gegeben worden, d. h. den englischen Eroberern, Gebietern und Einwanderern, so daß der ärmste protestantische Bischof in Irland jährlich 6308 Pfund Sterling, der reichste über 12000 Pfund Sterling, d. h. eine Siebtelmillion unsrer Gulden einnimmt. Auch die protestantischen Pfarrer haben große Besoldungen, die ihnen die katholischen Iren bezahlen müssen, auch wenn in der Gemeinde außer dem Pfarrer nicht ein einziger Protestant zu finden ist. Die protestantischen Pfarrer beziehen daher sehr häufig ihre Besoldungen, ohne ihre Pfarrei je zu besehen, und machen Vergnügungsreisen in Europa. Aller Grund und Boden in Irland gehört den Engländern. Die armen eingebornen Iren sind nur Pächter und Tagelöhner und werden von den englischen Grundherrn aufs härteste gedrückt. Wie diese elenden und verhungerten Menschen nun doch noch ihre katholischen Priester, denen der Staat keinen Heller Besoldung gibt, ernähren sollen, das ist ihre Sache. In der Schilderung der irischen Armuth stimmt der Verfasser mit allen andern Berichterstattern überein. Der irische Schmerzensschrei drang zu O'Connels Zeit durch ganz Europa. Es ist seitdem nicht besser geworden, nur hat sich Irland von Bewohnern mehr entleert, seitdem sie zu hunderttausenden nach Nordamerika ausgewandert sind. Nichts jämmerlicheres, als die irischen Wohnungen. „Ich habe, mit einziger Ausnahme der Georgestreet, in der Bannmeile von Limerick kein Haus gesehen, in welchem nicht das Dach durchlöchert, oder die Thür zerbrochen, oder mindestens doch einige Fensterscheiben zersplittert gewesen wären. Ich erinnere mich, durch ein großes Haus gegangen zu seyn, von dem nur noch die Wände standen, die Fensterhöhlen erkennbar waren und einige Fetzen Tapeten an den Wänden herabhingen. Und nicht blos hier, sogar in Newtown Perry, dem Stolz von Limerick, sah ich ganze Reihen von Ruinen; ja selbst mitten im Shannon, wo er am breitesten fließt und nirgend Weg, Steg oder Brücke zu erblicken war, standen zwei große, zerfallende Häuser, ohne Dach, ohne Fenster. Woher diese erschreckende Masse von Trödelbuden auf allen Straßen, von dach- und fachlosen Trümmern mitten im Strome des vollen Lebens? Ich weiß es nicht. Es ist, als ob das Volk in Irland ‚Ruinen' baue, wie man bei uns Häuser baut; und anstatt der Kleidungsstücke unserer Werkstätten gleich Lumpen und Moder auf den Markt bringe." Hier noch ein Bild aus der Haide. „Die Gegend wird immer wilder, der Himmel immer dunkler. Vom anhaltenden Regen genährt, stürzten die Wasserfälle. Dann wieder unbegrenzte Einsamkeit — die Haide so unabsehbar, der Regen so grau, so trostlos, als wolle er nun nie mehr aufhören, der Sturm so finster, so klagend. Nur selten zogen rothröckige Frauen auf Eseln vorbei, oder lagen, wie Traumgestalten, welche kein Gefühl für die Härte des Wetters haben, auf niedrigen Karren. Die Monotonie wurde zuletzt grauenhaft. Seltener wurden die Hütten, und wo sie — einsam im Morast, umgeben von der niederhängenden Dunkelheit des Himmels und der breiten, schrägen Regenschicht — erschienen, da waren es Löcher ohne Fenster, ja ohne Rauchfang. Licht, Luft, Menschen und Schweine hatten ihren Eingang durch die Thür und der Rauch, welcher bei den Spalten derselben herauswirbeln wollte, ward durch den Wind und Regen zurückgejagt."

Wie die Wohnungen, so sind auch die Kleider. „Die irische Nationaltracht — hier und überall — sind Lumpen; Lumpen von jeder Façon und noch so abentheuerlicher Form — Lumpen von jeder Farbe und jedem Stoff, — Lumpen auf dem Kopf, Lumpen am Leib und den Beinen, an den Füßen, wo diese nicht ganz nackt sind. Lumpen sind das Erkennungszeichen des irischen Volks, wie Ruinen das Erkennungszeichen des irischen Landes sind. So viel sich nun aus diesen Lumpen construiren läßt, so scheint es mir national zu seyn, daß das weibliche Geschlecht einen kurzen, rothen Rock und — über der meist nackten Brust — ein Tuch trägt. Beim Ausgehen verhüllen sie den Kopf entweder mit ihrem Mantel, den sie darüber ziehen, oder mit einem grellbunten, meist rothen Tuche. Hüte oder Mützen habe ich bei keinem Weibe gesehen; die von etwas bemitteltem Aussehen tragen einen langen schwarzen Tuchmantel mit einer Kapuze über dem Kopf, nach spanischer Art; diese pflegen auch Schuhe und Strümpfe zu haben; bei den meisten jedoch sind Beine und Füße, von den Waden ab, nackt." Echt irisch ist folgendes

Genrebild aus Limerick: „Trotz der unwirschen Kälte des Herbstmorgens wimmelte der Fluß von Pferden und Menschen, welche bunt durcheinander badeten; und das geschah in Front der fashionabelsten und lebhaftesten Straße von Limerick; und auf dem Steinpflaster der Quais, während die Pferde die Schauer des Bades gelassen abschüttelten, machten die Menschen ihre Toilette. Von einem solchen Naturzustand hat man keinen Begriff, wenn man es nicht selber gesehen. Es ist beinahe, als ob die wilden Bewohner Irlands, die nach Giraldus Beschreibung Ziegenbärte und Ochsenfüße haben, und nach Richard von Cirencester sich den Leib mit Blut beschmieren, aus den Haidegräbern wieder erstanden seyen, um sich in der nebligen Frühe des Octobermorgens, dem Sonntag, dem Anstand und der Georgestreet von Limerick zum Hohn im Shannon zu baden! Dabei sahen diese Menschen all' eher häßlich aus, als sonst Etwas; ihre Physiognomien waren gedrückt, ihre Züge roh, ihre Gestalt unangenehm."

Der Verfasser theilt eine Menge rührende Erzählungen mit, die in das ganze Unglück des irischen Volkes hineinblicken lassen, namentlich auch Liebesgeschichten, und er versteht es sehr gut, den schmerzlichen Ton zu treffen, der durch die Poesie des Volkes geht. Er theilt daher auch viele Volkslieder mit, wovon wir hier nur eins der schönsten wiedergeben wollen.

Dem Blicke der Frau'n, o Knabe,
Trau' nicht zu sehr, trau' nicht zu sehr;
Wie hold sie schau'n, o Knabe.
Die Wahl ist schwer, die Wahl ist schwer.
Wie dorten Sterngefunkel
Durch Blätternacht, durch Blätternacht:
So strahlt in's Erdendunkel
Der Augen Pracht, der Augen Pracht.
D'rum Wein her! Was, o Knabe,
Sich uns ergiebt, sich uns ergiebt —
Bei diesem Glas, o Knabe,
Es sey geliebt, es sey geliebt! —

Der Einen Augen feuchten
Sich still in Schmerz, sich still in Schmerz,
Als wollten sanft sie leuchten
Dir himmelwärts, dir himmelwärts.
Die Andre — glaub' ihr nimmer! —
In Wüstenei'n, in Wüstenei'n
Lockt dich ihr falscher Schimmer —
Gott mag's verzeih'n, Gott mag's verzeih'n!
Doch Wein her! — Was, o Knabe
Sich uns ergiebt, sich uns ergiebt —
Bei diesem Glas, o Knabe,
Es sey geliebt, es sey geliebt! . . .

Die Irländer sind sehr musikalisch, aber die Wehmuth in ihren Melodien springt leicht in lustigen Humor über, wie das überhaupt in der Sinnesart des Volkes liegt. Der Reisende wurde oft entzückt von der Naivetät und natürlichen Lustigkeit oder lustigen Natürlichkeit der Iren. Hier ein hübsches Genrebild. „Mr. Tupper hatte ein Paar Strumpfbänder gewonnen von rothem Zeug mit blauen Glasperlen. Indem er sie nun in Empfang nahm und hoch über sein Haupt schwenkte, rief er mit lauter Stimme: ‚Wer will sie haben?' Sogleich stürmte eine Schaar von Frauen und Mädchen heran, die sich in den zärtlichsten Ausdrücken von der Welt um die Strumpfbänder bewarben. Aber immer größer ward die Concurrenz; denn auch von den benachbarten Tischen, wo aus einer Brausewassermaschine ein ganzes Heer durstiger Lehrjungen und schmutziger Straßenfeger mit einem Getränke erquickt wurde, das zur Erhöhung seiner natürlichen Reize jedes Mal mit einem Tropfen sogenannten Himbeersaftes roth gefärbt ward — drängten sich nun Verschiedene herzu. ‚Lieber, schöner Herr, — ich!' — ‚Junger, edler Herr — nein ich!' . . . . ‚Mein vornehmster Herr . . . .' ‚Nein ich, Eure Gnaden . . . .' Keiner aber von Allen war eifriger, als eine reizende hübsche Person, die nicht älter seyn konnte, als 17 Jahre. Es war eine Art von wilder Schönheit, die irgendwo in der Gosse geboren und erzogen seyn mochte, denn sie war ebenso schön und feurig, als schmutzig und zerlumpt. Mit großer Kraft wußte sie sich aus der Mitte des Haufens nach Vorn vorzuarbeiten, wobei sie die nackten Arme in die Höhe hob, so daß sie über den dunklen Haaren der Umgebenden voll und üppig in der lauen Dämmerung, die sie umfing, erschienen. Als sie so vor uns stand — ganz glühend von Eifer und Anstrengung, die Wangen dunkelroth, die schwarzen Augen voll Leidenschaft, die schwarzen Haare wild zerstreut um den Nacken, da sagte Mr. Tupper: ‚Aber liebes Kind, was willst denn Du mit Strumpfbändern, Du hast ja keine Strümpfe an!' ‚Ei, lieber Herr,' stieß das Mädchen, dessen Busen hörbar arbeitete, in kurzen Sätzen heraus — ‚am Sonntag . . . wenn ich . . . in die Kirche . . . gehe . . . hab' ich auch wohl . . . Schuh' und Strümpfe . . . .' ‚Aber der Kaufpreis ist ein Kuß, liebes Kind' — sagte Mr. Tupper, indem er seine rothen Strumpfbänder mit den blauen Glasperlen auf's Neue emporschwenkte. Das arme Kind kam offenbar in die größte Verlegenheit — es sah nieder, wandte sich um und schien mit ihren

Freundinnen Rath zu pflegen. — Diese kicherten, flüsterten und drängten sie endlich vor, indem sie sie in die Seite stießen. — Mr. Tupper benutzte den Augenblick und drückte auf die Lippen des wilden, schönen Geschöpfes einen Kuß ꝛc."

Schließlich spricht der Verfasser die Hoffnung aus, Irlands Noth werde sich einst ändern und die schöne fruchtbare Insel zu dem Glücke gelangen, auf welches ihre Lage sie anweist. Denn sie liegt den vereinigten Staaten von Nordamerika am nächsten und sie ist daher auch berufen, in erster Linie den Verkehr zwischen der alten und neuen Welt zu vermitteln. „Das erste Signal eines bereits beginnenden Umschwungs ist die ‚Atlantische Dampfschifffahrts-Gesellschaft,' deren Gründer Mr. Lever, ein Manchester-Handelsherr, ist. ‚Der Hafen von Galway,' heißt es in dem von diesem Herrn dem Parlament und Volk von England (1858) vorgelegten Bericht, ‚besitzt unübertreffliche natürliche Vorzüge als westliche Poststation für die rasche Uebermittelung von Gütern und Passagieren von Großbritannien nach den Vereinigten Staaten und Britisch Nordamerika, da es Amerika um 360 Meilen näher ist, als Liverpool. Er ist für Schiffe der größten Classe bei jedem Wasserstand zugänglich ... Die Regierungen von England und Amerika, sowie die Handels- und Manufacturgemeinschaften beider Länder werden, wenn sie die Galway-Route annehmen, eine Ersparniß von 24—48 Stunden auf jeder Reise erzielen. Die Gefahren des Canals, in welchem jährlich mehr als 1000 Leben und über 500 Schiffe verloren gehen, werden vermieden werden. Die Ersparniß an Versicherungssummen auf Schiff und Ladung, an Abnutzung der Maschinerie und deren verminderter Kohlen-, Talg- und Provisions-Verbrauch werden diese Gesellschaft in den Stand setzen, eine solche Reduction des Fahr- und Frachttarifs zu machen, daß das Publikum es als eine Segnung empfinden und der Handel selbst an Umfang und Nutzen zunehmen wird.' In der Parlamentsverhandlung vom 16. Juni 1859 ward dann bestimmt, daß der regelmäßige Postverkehr zwischen England und Amerika via Galway vom 1. Juni 1860 ab beginnen solle; und mehrfache Anwesenheit des Mr. Lever in Paris, sowie einzelne Berichte über den Gang seiner Verhandlungen mit der französischen Regierung scheinen darauf zu deuten, daß auch Frankreich seinen Weg nach Amerika demnächst durch Irland nehmen werde."

Schulwesen.

1) Ueber das Wesen und die Ziele der evangelischen Pädagogik. Von Dr. A. Wittstock. Bleicherode, Nuediger, 1864.

2) Ueber die Gründung pädagogischer Facultäten an den Universitäten. Von Demselben daselbst.

Der Verfasser verlangt auf den Universitäten eine besondere Facultät für Pädagogik. „Durch die Gründung pädagogischer Facultäten müßte dann jeder Lehrer eine Rangordnung durchmachen: von der niedersten Classe der Volksschule angefangen, könnte Jeder von Classe zu Classe und von Schule zu Schule so hoch steigen, als ihn Befähigung, Neigung oder besondere Vorliebe für das eine oder andere Fach treibt. Die höheren Stellen müßten dann eben auch nur von solchen, welche Pädagogik studirt haben, eingenommen werden, und wie jeder französische Soldat den Marschallstab im Tornister hat, so muß jeder Studirende der Pädagogik, auch wenn er seine Laufbahn als Hauslehrer oder als Volksschullehrer anfängt, Aussicht haben, Schulrath zu werden, ja selbst Unterrichtsminister." Bekanntlich hat dieser napoleonische Trost noch nicht dem fünfzig tausendsten gemeinen Soldaten zur Marschallswürde verholfen. Der Verfasser verspricht also zuviel, wenn er sagt: „Durch die akademische Bildung der Lehrer würde die Besoldungsfrage in ein besseres Stadium treten." Im Gegentheil würden die auf Universitäten gebildeten Volksschullehrer, wenn sie in die Dörfer kämen, noch höhere Ansprüche machen, als die bisherigen Seminaristen, und welche Gemeinde oder welcher Staat würde solche Ansprüche befriedigen können, da die ungeheuere Mehrheit der Volkslehrer doch eben auf den Dörfern bleiben müßte, wo man sie braucht und nicht in die Städte und in höhere Schulen und Akademien einrücken könnte.

Sonderbarerweise nennt der Verfasser seine Pädagogik eine evangelische, da doch in den Evangelien überall vom Sohne Gottes die Rede ist, Herr Wittstock aber Seite 9 der ersten Schrift nur ein „menschenveredelndes, reformatorisch-jüdisches Religionssystem des Rabbi Jesu" kennt, welcher „auf einem großen Theile der Erde Humanität verbreitet hat."

Wie Diesterweg will der Verfasser nichts in den Schüler hineinlehren, sondern nur dessen eigenstes Wesen sich zu freier Selbstbestimmung entwickeln lassen. Das heißt eigentlich, er fordert die Jungen auf, den Herrn Professor, wenn er ihnen zu langweilig wird, zur Thüre hinauszuwerfen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Mittwoch, N° 10. 3. Februar 1864.

Theologie.

Geschichte oder Roman? Das Leben Jesu von Ernst Renan vorläufig beleuchtet von J. J. van Oosterzee, Dr. und Professor der Theologie zu Utrecht. Aus dem Holländischen. Hamburg, Agentur des rauhen Hauses, 1864.

Diese holländische Recension des französischen Buches ist ungemein geistreich. Man kann das Buch nicht treffender charakterisiren. Renan ist ein echter Franzose und in dieser seiner Nationalität hat ihn der Utrechter Theologe scharfsinnig aufgefaßt. Renan vereinigt mit der Sprache, die dem heutigen französischen Geschmack am besten zusagt, die längst verschollene Eleganz, die den französischen Geistern vor hundert Jahren eigen war. Die Schriftsteller jener Periode waren classischer und graciöser, als die spätern französischen Romantiker und auch da, wo sie frevelten, durchaus nicht so anwidernd, wie Victor Hugo, George Sand und Eugene Sue, sondern nur oberflächlich, leichtsinnig, außerordentlich frivol, aber immer heiter und liebenswürdig. Man kann nicht leugnen, daß sich mit der Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit der Schule Voltaires immer die Grazie paarte, während uns aus den Werken der neuern romantischen Schule immer die Furie entgegen grinzt. Wenn Renan aber auch an jene ältern Classiker erinnert und namentlich deren frivole Geringschätzung des Christenthums wieder in die Mode bringt, so hat er doch noch nicht ganz die Naiveität jener ältern Classiker erreicht. Er weiß seine Perfidie nicht schalkhaft zu verstecken, nicht mit der Miene unschuldiger Einfalt und Natürlichkeit zu kokettiren, sondern er drückt zu viel Selbstbewußtseyn aus, er docirt zuviel. Die Suffisance des allwissenden Professors verräth sich bei ihm, daß man zuweilen meinen sollte, er stünde auf einem deutschen Katheder.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschien eine „natürliche Geschichte des großen Propheten,“ worin das Leben Jesu als ein Roman von der empfindsamen Gattung behandelt war. Mit diesem Romane hat das Buch von Renan mehr Aehnlichkeit, als mit dem von Strauß. Herr Oosterzee hat daher ganz recht, wenn er sagt, Renan habe aus der evangelischen Geschichte einen Roman gemacht. Renan würde besser gethan haben, wenn er ihn nicht für Geschichte ausgegeben, sondern nur als Roman behandelt hätte. Eine kurze Skizze des Romans wird den Leser desfalls orientiren.

Jesus wuchs, nach Renan, in tiefer Einfalt auf, in einer kleinen Stadt als Sohn eines Zimmermanns. „Er lernte, was Kinder lernen können, und entwickelte im Stillen seine schöne religiöse Anlage. Daß er Hebräisch und Griechisch verstand, darf mit Grund bezweifelt werden; — aber unter diejenigen Schriften des alten Testaments, die er aus aramäischen Uebersetzungen kennen lernte und die auf ihn einen besonderen Eindruck machten, gehörte namentlich das sogenannte Buch Daniels, das Werk eines exaltirten Juden aus der Zeit des Antiochus Epiphanes, das ihm das Bild des Menschensohnes zeigte. Vielleicht las er auch das apokryphische Buch Henochs und einzelne andere. Daß er einige Kenntniß von der allgemeinen Beschaffenheit der Welt außerhalb der engen Grenzen des jüdischen Landes hatte, ist uns nirgends ersichtlich; von der römischen Macht hatte er keine klare Vorstellung. Blos der Name Cäsar war zu seinen Ohren gedrungen. In einigen Städten Galiläas, die er besuchte, lernte er die Kunstwerke der Herodesse kennen; diese waren für ihn gleichsam eine Art von ‚Rue de Rivoli‘ zu Paris. Das nannte er ‚die Reiche der Welt mit aller ihrer Herr-

lichkeit.' Weil er die Welt nicht kannte, fließen denn auch seine Gleichnisse, wo er sich auf dieses Gebiet wagte, von 'liebenswürdigen Unmöglichkeiten' über. Der junge Dorfbewohner sah die Welt durch das Prisma seiner eigenen Naivetät. Von dem Fortschritt der Vorstellungen in Babel und Persien, der darin bestand, daß man das Wunder leugnete, ahnte er nichts; das Uebernatürliche war seine Lebens- und Lieblingssphäre. Die Legende zeigt uns ihn schon früh widerspenstig gegen die elterliche Autorität, und bald sollte er in seinem hartnäckigen Kampf gegen die Natur Alles mit Füßen treten, was menschlich ist: die Stimme des Blutes, der Liebe, des Vaterlandes, um nur ein Herz für die Idee zu behalten, die nach seiner Meinung die höchste seyn soll. Er strebt nämlich dahin, die religiösen Erwartungen seines Volkes zu verwirklichen, die ihm ohne allen Zweifel gegründet erschienen. Fern von den aufrührerischen Bewegungen, die sich in seiner Zeit zeigten, begann er im Stillen von einem andern und bessern Gottesreich zu träumen. Er sprach vor denen, die ihm nachfolgten, einen Gottesbegriff aus, den er nicht in den Schulen des beschränkten Judaismus, sondern in den Schatzkammern seines eigenen Herzens gefunden hatte. Dieses Herz fühlte Gottes Gemeinschaft so unmittelbar, beständig, direct, wie nie ein Herz vor ihm oder nach ihm. Darin besteht also das Eigenthümliche dieses Menschen, daß er sich zu dem Einigen, Wahrhaftigen in eine so innige kindliche Beziehung versetzt fühlte, wie sie bis dahin nie ein einziger Jude gekannt hatte."

Aber das war, nach Renan, nur ein stiller Wahnsinn. „Zufolge seines transcendenten Idealismus hat er jedoch keine klare Vorstellung von seiner eigenen Persönlichkeit mehr, sondern identificirt sich stets mit seinem Vater. Durch die grenzenlose Bewunderung seiner Jünger immer weiter fortgerissen, begnügt er sich nicht länger mit dem Titel Rabbi und Gottesgesandter, sondern nimmt immer unzweifelhafter den Rang eines göttlichen Wesens in Anspruch." Dieser Anspruch war, nach Renan, unberechtigt und in jeder Beziehung polizeiwidrig. „Sicherlich hat sein Einfluß auf staatlichem und bürgerlichem Gebiete nachtheilig gewirkt; aber doch auch andrerseits uns erinnert, daß das irdische Vaterland, wie viel es auch sey, nicht Alles ist, und daß schließlich der Mensch noch über den Bürger hinausgeht. Was an Vorstellungen sich später in seinem Programm findet, geräth in peinlichen Conflict mit den Begriffen, die uns die positive Wissenschaft schenkte; aber um in Bezug auf ihn billig zu seyn, muß man sich über die Vorurtheile, die ihm ankleben, erheben. Vor den Führern und Tonangebern seiner Zeit und aller Jahrhunderte nimmt er wegen seines vollkommenen Idealismus eine ganz eigene einzige Stellung ein." Renan bemüht sich zwar, ihn immer als frommen Schwärmer zu entschuldigen, kann aber nicht unterlassen, ihn als einen sich unnütz machenden Ruhestörer zu verurtheilen. Er nennt ihn Seite 7 einen „jungen galiläischen Demokraten", er wirft ihm vor, daß er sich durch seine Umgebung immer mehr habe exaltiren lassen, daß er sogar aus Interesse oder Eitelkeit „sich bisweilen eines unschuldigen Kunstgriffs bedient habe" (Seite 5). Er nennt seine Jünger „eine Art von Heiligen der letzten Tage." (Seite 9), wie sich jetzt die Mormonen nennen. Er tadelt ihre Uebertreibungen, „die langweilige Aufzählung von Wundern in den Evangelien." Zuletzt, meint Renan, sey er vollends verwirrt worden. „Er schien zu Zeiten von Sinnen zu seyn. Seine Jünger begriffen ihn manchmal nicht mehr, fürchteten ihn und durch jeden Widerstand erbittert, ließ er sich bisweilen zu unerklärbaren oder scheinbar sinnlosen Thaten verführen (Marc. 11, 12—14). Mitunter bemeistert sich eine Vermessenheit seines Herzens; sein unstetes, ihm anfangs so angenehmes Leben beginnt ihn zu langweilen (Matth. 8, 20) und je weniger er seiner Widersacher schont, desto heftiger nimmt natürlich deren Widerstand zu." Daher die Katastrophe. Natürlicherweise glaubt Renan die Passionsgeschichte nicht. „Man darf nur sagen, daß die starke Einbildungskraft der Magdalena hier eine hervorragende Rolle gespielt hat. 'Göttliches Vermögen der Liebe; geweihte Augenblicke, worin die Leidenschaft einer von Sinnenverrückten (einer Hallucinée) der Welt einen wiederauferstandenen Gott gibt."

Das ist die Skizze des Renan'schen Romans. Der Heiland wird hier ungefähr wie Appolonius von Tyana und sogar wie Johann von Leyden aufgefaßt, denn er erscheint bei weitem nicht so edel wie Appolonius, sondern als ein viel gefährlicherer Volksverführer. „Hier war das Eigenthum Sünde. Jesus und die Apostel waren geradezu Communisten. (NB. vgl. Apostelgesch. 5, 3. 4; 12, 12 u. a. St.) — Gefallene Frauen, die sich leidenschaftlich an Ihn hingen, fanden in ihrer Bekehrung ein bequemes Mittel zu ihrer Rehabilitation." Das paßt genau auf die Wiedertäufer in Münster.

Renan ist sichtlich darauf ausgegangen, mit seiner frivolen Auffassung der Evangelien und besonders mit den Seitenblicken auf die schwachen und exaltirten Frauen, das Publikum zu reizen. Herr Oosterzee bemerkt: „Französische Klarheit, geistreiches einnehmendes Wesen, aber auch zugleich französische Oberflächlichkeit, die nicht

selten an französische Frivolität grenzt, wenn nicht darin überschlägt. Das ist so wahr, daß eine Uebersetzung, die ihren Weg außer Frankreichs Grenzen finden soll, sich gewisse Zurückhaltungen und Paraphrasen wird auflegen müssen, soll sie nicht hier und da Anstoß und Aergerniß erregen, auch bei einem nicht allzu gewissenhaften und ernstgesinnten Publikum. Dieser junge liebenswürdige Rabbi mit seiner köstlichen Unterhaltung mit einer gewissen Eifersucht auf alle schönen Creaturen, die zur Ehre seines Vaters dienen konnten, mit seiner entzückenden Gestalt rc., wird, glauben wir, blos da passiren und mit unbedingtem Wohlgefallen betrachtet werden können, wo in dem Bewußtseyn die Grenzlinie verwischt ist, welche die Religion von einer nicht einmal sehr verfeinerten Sinnlichkeit scheidet. Nicht unwichtig ist in dieser Hinsicht der Vergleich zwischen dem Leben Jesu von Renan und von Strauß. Der Ludwigsburger Gelehrte blieb innerhalb gewisser Grenzen, über welche der Pariser getrost hinausgeht, und das Buch des letzteren steht an Anziehungskraft für ein gemischtes Publikum grade ebenso hoch über dem des ersteren, als es an Tüchtigkeit darunter geblieben ist. Grade darum ist es vielleicht verführerischer, wenigstens in einer Zeit, die sicherlich mehr zur Oberflächlichkeit als zum Gegentheil neigt und die lieber mit dem Luftballon in einem Augenblick nach Oben geht, als mit der Taucherglocke in die Tiefe hinabsteigt."

Sehr wahr und schön ist auch, was der Verfasser Seite 51 bemerkt: „Die Geschichte der Offenbarung zeigt uns das Bild der suchenden, sich herablassenden, erlösenden Liebe Gottes und findet ihren Höhepunkt in dem Worte; ‚Gott wird Mensch'. Der Geist des Jahrhunderts zeigt das immer kräftigere Streben, sich von Gott zu scheiden, sich Gott zu widersetzen, sich über Gott zu überheben und triumphirt in der Losung: ‚der Mensch wird Gott'. ‚Das Wort ward Fleisch', ist das Motto des ‚bizarren' Johannesevangelium. ‚Das Fleisch wird Wort', könnte das Motto des nicht minder bizarren Buches Renans seyn. Es ist wieder ein Schritt weiter auf der abschüssigen Bahn, welche noch vor Kurzem Pécaut in seiner Schrift ‚le Christ et la conscience' betrat. Pécaut's Christus ist eine Sonne mit mancherlei Flecken; Renan's Christus ein Komet mit sehr geringem massiven Kern; keiner von beiden das Licht der Welt, worin gar keine Finsterniß ist. Grade in einer Zeit, die zu ihrer Losung erwählt zu haben scheint: ‚Nichts Entscheidendes, nichts Absolutes,' die wie ein großes Paris für die jahrhundertealten Beweise des jahrhundertealten Evangeliums blasirt ist; die mit ihren matten und schwachen Augen nicht gerne die volle Sonne, noch weniger gern die völlige Finsterniß sieht, sondern am liebsten ‚dieses milde Dämmerlicht', worin die Gegenstände sich in einem Nebel zeigen, die scharfen Linien erblassen, die harten Ecken abgeglättet werden und Alles in ein unbeschreibliches ‚beinahe' sich verliert, wobei Jedermann denkt, was ihm beliebt, — grade in einer solchen Zeit konnte und mußte ein Buch wie das Renan'sche erscheinen und Aufsehen machen."

Allerdings genügt es nicht, Bücher wie die von Renan und Strauß, einzeln zu tadeln, man muß sie in ihrem Zusammenhange mit dem Zeitgeist überhaupt auffassen. Es sind bereits vier Jahrhunderte verflossen, seitdem die Fürsten Europas und die von ihnen gestifteten Universitäten und besoldeten Dichter und Denker sich von der christlichen Kirche abgekehrt und dem classischen Heidenthum zugewendet haben. Sie ließen zwar um des gemeinen Volkes willen die Kirche noch stehen, aber geschändet, ausgeplündert, trümmerhaft. Sie zerstörten die Einheit der Kirche und schufen ein paar neue Nebenkirchen. Das Christenthum ließ sich nicht mit einemmal ausrotten und das war auch nicht einmal die Absicht, wenn nur die drei Kirchen sich der Staatsgewalt unterwürfig zeigten. Inzwischen blieb die Strömung der Bildung und nicht nur der Zug des Fleisches, sondern auch des Geistes, vom Kreuze abgekehrt, und die Entchristlichung ging allmälig von den höhern Ständen in die niedern über, so daß eine französische Revolution möglich wurde, in welcher ein ganzes Volk feierlich dem Christenthum abschwur. Dieses Extrem genügte nicht, die europäische Menschheit zu besserer Besinnung zu bringen, denn kaum war jene blutige Revolution verschmerzt, so stieg die antichristliche Bewegung wieder von neuem, besonders in Deutschland und es ist durchaus nicht abzusehen, wie dieser Bewegung Einhalt gethan werden soll, wenn die meisten Regierungen selbst fortfahren, im Wetteifer mit den revolutionären Parteien die Kirche zu schwächen.

Das gegenwärtige Schaukelsystem in Frankreich zwischen Beschützung des Papstes in Rom und Maaßregelung der Bischöfe, zwischen den beiden Principien, die man mit dem Namen Eugenie und Plombplomb bezeichnet, ist jedenfalls dem Buche Renan günstig; doch hat die Kirche in Frankreich Voltaire überstanden, sie wird auch Renan überstehen und der französische Leichtsinn ist dem Christenthum doch nicht ganz so gefährlich, wie die Geisteshoffahrt auf den deutschen Universitäten.

In der antichristlichen Strömung zeigen sich zwei Urkräfte des Bösen wirksam, die nämlichen, welche schon in der vorchristlichen Zeit die heidnischen Völker in ein solches Verderben stürzte, daß sie ohne die Menschwer-

dung Gottes nimmermehr hätten können gerettet werden. Die eine dieser Urkräfte des Bösen war die fleischliche Lust, die verführerische Sinnlichkeit, die vom alten Babel aus alle Völker des Südens ohne Ausnahme ergriff und in den letzten Zeiten des römischen Kaiserthums ein allgemeines Verderben herbeiführte, welches der Verwesung eines lebendigen Leibes durch sündhafte Ausschweifung gleich kam. Deshalb concentrirte sich das heidnische Bewußtseyn der südlichen Völker, bevor es vom Christenthum verdrängt wurde, im Glauben an den Demiurg, den bösen Gott, der die Welt regiere, bis erst am Weltende der gute Gott sein Reich zerstören werde. — Die zweite Urkraft des Bösen war der Stolz und Trotz des Menschen auf die eigene Kraft und ging vom germanischen Norden aus. Es war der Odinismus, die in der alten Edda dem Odin zugeschriebene und in ihm personificirte Lehre des rücksichtslosesten Egoismus, der kein Recht kannte, als das des Stärkern und Klügern, daher jedes fremde Recht mit Füßen trat und es sich zur höchsten Heldenehre anrechnete, den Göttern selbst zu trotzen. Das waren die schrecklichen Eroberer, die das römische Reich zertrümmerten, das schöne Hellas mit Brand und Mord verheerten und die hochgebildeten Athenerinnen zwangen, gothischen Bauernmädchen das blonde Haar zu flechten. Das waren die Normannen, die noch im Mittelalter sich rühmten, nur an sich selbst zu glauben und die, ohne Ausnahme Land- und Seeräuber, immer noch kein anderes Recht, als das des Stärkern kannten. Das waren alle jene deutschen Völkerstämme, die nicht nur fremde Völker ausrotteten oder zu ihren Sklaven machten, sondern auch unter einander selber sich mit Lust zerfleischten.

Zur Zeit der Völkerwanderung culminirte die rücksichtslose Barbarei dieser nordischen Völker und zugleich die Corruption im Süden. Wie hätte die europäische Menschheit sich generiren können ohne das Christenthum? Wie wäre es anders möglich gewesen in das entartete Griechen- und Römervolk wieder keusche Sitte, ein reines Familienleben und jene Heiligung zu bringen, die der alten Schlange der Verführung auf den Kopf trat? Und wie anders wäre es möglich gewesen, die schrecklichen Barbaren des Nordens zu zähmen und ihren unbarmherzigen Egoismus in edles Ritterthum und fromme Treue zu verwandeln? Beide Theile, der Süden wie der Norden, verjüngten und läuterten sich wunderbar durch die christliche Gesinnung und Gesittung. Aus diesem höhern welthistorischen Gesichtspunkt sollte man die Evangelien betrachten, aus denen solche Wunder, aus denen solcher Segen für die Menschheit hervorging. Die aber verstockten Herzens die Evangelien durchblättern, denen fehlt in der Regel auch die Fähigkeit, das Ganze der Weltgeschichte zu überblicken. Die Menschen, die nur dem Genuß und der Eitelkeit leben, sich innerhalb der Spanne Zeit, zwischen Wiege und Grab amusiren wollen und durch gleiche Neigung verbunden sich eine Convenienz und Mode schaffen, über deren Horizont sie nicht mehr heraussehen können, gleichen dem wimmelnden Volk in einem Ameisenhaufen, das nicht über sich sieht, noch die ewigen Sterne kennt. Die meisten Menschen, die in den Tag hinein lebend das Christenthum ignoriren, oder gar auf die Autorität von Strauß und Renan hin bespötteln, kennen es gar nicht und sind froh, wenn sie sich nicht näher damit befassen müssen, weil der Ernst, der daraus hervorblickt, sie genirt.

Sie wissen aber auch nicht, in welche dämonische Gewalt sie gerathen, indem sie sich von der wichtigsten Wahrheit, die es für den Menschen gibt, abwenden. Sie merken nicht, wie allmälig jene beiden Urkräfte des Bösen wieder mächtig und immer mächtiger werden, die wir als die heidnische Sinnenlust von Süden her und als den Trotz des Geistes von Norden her bezeichnet haben. Unsere Sitten und unsere Literatur haben sehr an sittlicher Strenge nachgelassen und die sinnliche Verführung hat nahezu wieder ebenso vieler ästhetischer Vorwände sich bedient, als zur Zeit der Griechen und Römer. Der Trotz des Menschengeistes aber hat sich in der wissenschaftlichen Form verschanzt und das alte eritis sicut deus zum Programm der modernen Philosophie gemacht. Es ist daher nicht zu verwundern, sondern nur natürlich, daß die beiden heidnischen Zeitströmungen, indem sie sich auf die Kritik der Evangelien warfen, das mehr Trotz athmende Buch von Strauß und das mehr im Sinnenzauber befangene von Renan erzeugen mußten.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, № 11. 6. Februar 1864.



Schulwesen.

Denkschrift des Erzbischofs von Freiburg. Die Reform des Schulwesens betreffend. Freiburg im Breisgau, Herder, 1863.

Die Denkschrift ist vom 3. Dezember 1863 datirt und bezieht sich auf einen badischen Schulreformplan vom 5. Mai 1863. Sie bemerkt im Eingang: „Durch landesherrliche Verordnung vom 12. August 1862 wurde der Oberschulrath ‚zur Beaufsichtigung und Leitung des Schul- und Unterrichtswesens als Central-Mittelbehörde errichtet und dem Ministerium des Innern unmittelbar untergeordnet.' — Gemäß §. 2 gehen auf den Oberschulrath alle Befugnisse und Obliegenheiten über, welche bisher dem Oberstudienrath, den beiden Oberkirchenräthen, der Oberschulconferenz und dem Oberrathe der Israeliten zukamen, und wurde dieser Behörde die Aufsicht und die Verwaltung der Schulfonds, sowie die Verleihung der sogenannten nichtkirchlichen Stipendien übertragen. Der §. 4 räumt den obersten kirchlichen Behörden des Landes das Recht ein, Vertreter zu bezeichnen, welche der Oberschulrath zu seinen Berathungen zuziehen wird, so oft es sich um Fragen des religiösen Unterrichts und dessen Verbindung mit dem Lehrplan handelt." Gleichwohl wurde der kirchliche Vertreter nur ein einziges Mal kurz vor der Veröffentlichung des Reformplans zu einer Berathung beigezogen, ohne irgend vorbereitet zu seyn. Auch wurde der Reformplan dem erzb. Ordinariate einfach zugestellt, ohne dasselbe zu einer Aeußerung aufzufordern. Eine solche abzugeben hält sich nun der ehrwürdige und hochbejahrte Erzbischof endlich für verpflichtet. Der Reformplan beabsichtigt nämlich einen Eingriff sowohl in das Recht, als in den Besitzstand der Kirche, bedroht dadurch das Recht der gesammten katholischen Bevölkerung und usurpirt eine unumschränkte Machtvollkommenheit, welche nicht minder die Rechte der akatholischen Bevölkerung bedroht. Denn gedachter Reformplan will die Eltern der schulpflichtigen Kinder zwingen, ihre Kinder über alles Bedürfniß hinaus und gegen die Natur und gesunde Vernunft einer Schulbehörde zur Verfügung zu stellen, welche die Schulzeit verlängert, den Lehrstoff vermehrt und längst als unpraktisch erprobten Volksbildungsidealen nachtrachtet. Dagegen zu protestiren haben vernünftige Eltern unbedingt das Recht. Die Jugend eines Volks gehört nicht den Schulmeistern, als ob sie alles mit ihr machen könnten, sondern wird den Schulmeistern nur auf eine beschränkte Zeit und in bestimmten Grenzen, welche Unterricht und Erziehung nicht überschreiten dürfen, anvertraut. Es handelt sich also hier um eine Frage, welche nicht blos das erzb. Ordinariat oder die Katholiken, sondern alle Bürger und Familienväter angeht.

Die Denkschrift hebt hervor, daß Baden ein Rechtsstaat ist und zwar ein paritätischer, in welchem die Rechte des Staats, der Confessionen, des Volks genau gegen einander abgewogen seyen, daß es also einer Behörde nicht einseitig zustehe, in anerkannte Rechte einzugreifen. „Der christliche, paritätische Rechtsstaat kann in Folge dessen nicht eine solche Oberaufsicht und Leitung der Schule ansprechen und ausüben, welche die Kirche ausschließt, deren Einfluß auf die Erziehung und Bildung der Jugend ihrer Mitglieder über Gebühr beschränkt und so die Existenz der Confessionen selbst bedroht. Je mehr sich der Rechtsstaat über den absolutistischen und über den Bevormundungsstaat erhebt und sich frei entwickelt, desto mehr wird er den beiden christlichen Confessionen es überlassen müssen, ihrer Organisation und ihren eigenen Gesetzen gemäß durch Anstrengung ihrer eigenen geistigen Kräfte miteinander

um den Preis der sittlichen Civilisation in ihren beiderseitigen Schulen zu ringen."

In das Recht der Kirche wird eingegriffen, wenn der letztern die Mitaufsicht und Mitleitung der Schule, sowie die Mitbildung der Lehrer verkümmert oder ganz entrissen wird und wenn kirchliche Stiftungsgelder, welche für eine fromme Bildung bestimmt waren und eine spezifisch katholische Bildung bezweckten, für Durchführung einer entgegengesetzten Bildung verwendet werden. „Wenn der Staat gemäß §. 20 der Verfassungsurkunde keine Stiftung ihrem Zwecke entziehen darf, so darf er die katholischen Schulfonds auch nicht als Staatsfonds erklären. Solches geschieht aber, wenn der Staat dieses katholische Vermögen ausschließlich und nach seinem Ermessen verwaltet oder verwendet. Würden diese Fonds oder die bekanntlich zahlreichen Beiträge aus kirchlichen Fonds zu confessionellen Schulzwecken, der Leitung, Verwaltung, Rechtsvertretung oder Verwendung der Katholiken als solche d. h. ihrer kirchlichen Vertreter entzogen und würde diese aus dem Eigenthum fließende Gewalt dem Staat übertragen, so käme solches einer neuen Inkamerirung des katholischen Schul- und Kirchenvermögens gleich. Da man aber ohne arge Rechtsverletzung den Katholiken diese ihre Fonds nicht entziehen kann, so könnte man sogenannte reine Staatsschulen wohl aus Staatsmitteln errichten, aber die erwähnten katholischen Fonds müßten alsdann den Katholiken zu katholischen, unter kirchlicher Leitung stehenden, Schulen belassen bleiben."

Die Kirche spricht hier nicht in ihrem Namen allein, sondern auch im Namen der Eltern. „Die Eltern haben nicht blos das natürliche, sondern auch das positive Recht, ihre Kinder nach ihrer christlichen Ueberzeugung in der Schule bilden und erziehen zu lassen. Es ist Thatsache, daß insbesondere die Familie auf dem Lande der Zucht der Kirche nicht entwachsen ist und daß hier noch der große Gedanke herrscht, daß die Kirche vor allen Mächten zur Erlösung des Geschlechts aus der socialen Verwirrung berufen sey. Christliche Eltern und christliche Gemeinden wollen deshalb ihre Kinder in ihrer Religion, also unter der Leitung der Kirche, welche solche rein hält, erzogen und gebildet wissen. Es ist folglich ein ungerechtfertigter Zwang und Eingriff in die Rechte der Familien, wenn sie angehalten werden, solche Schulen zu unterhalten und ihre Kinder dahin zu schicken, welche von der Kirche, also der Religion, getrennt sind."

Der Reformplan ist ganz im Geiste Diesterwegs entworfen, sofern er einem ewig unerreichbaren Ideale allgemeiner und hoher Volksbildung nachläuft. Man sollte fast glauben, Herr von Struve mit seinem Programm „Bildung für Alle" habe hier den Ton angegeben. Dieser pädagogische Wahnsinn ist freilich in Norddeutschland so sehr verbreitet, daß man ihn einer badischen Oberschulbehörde nur insofern zum Vorwurf machen darf, als wenigstens die norddeutschen Oberschulbehörden davon zurückgekommen sind und er nicht mehr, wie unter dem Ministerium Altenstein an der höchsten Stelle, sondern nur noch in den untern Regionen grassirt.

Die Hauptsache ist, daß der badische Reformplan die Jugend vielmehr und auf viel längere Zeit in Schulzwang nehmen will, als irgend nöthig und erlaubt ist, und daß gedachter Reformplan für eine religiöse Erziehung der Kinder die nöthige Bürgschaft nicht gewährt. Mit Recht sagt die Denkschrift: „In dem Vortrage vom 5. Mai wird zwar behauptet, daß unsere Volksschule hinter dem allgemeinen ‚Bildungsstand' zurückgeblieben sey. Es wird dies aber nicht bewiesen. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß es um die Volksschule besser stünde, wenn allen Factoren derselben eine selbständige, thätige Mitwirkung eingeräumt gewesen wäre, wenn auch von der Schule der Hemmschuh der Staatsbevormundung entfernt würde. Diese hat allerdings mit dem daraus emanirten stetigen Wechsel der Beamten und Ansichten das Ueberstürzen der sich stets verdrängenden Methoden, der Lehrbücher u. s. w. herbeigeführt. Diese staatliche Schuldirection hat oft bewirkt, daß das Kind zu früh an Abstractionen gewöhnt, kurz: die Schule ohne ausreichende Kenntniß des Volkes, seiner Bedürfnisse und der Natur des Kindes geleitet wurde. Die Erziehung, die Bildung des Charakters, also die Hauptsache wurde weniger als die Bildung der Talente gepflegt, und obgleich der vorgeschriebenen Lehrgegenstände schon zu viele für die Fassungskraft der Kinder waren, fügte man neue hinzu. Während anerkannte Autoritäten im Fache des Volksschulwesens dieses einfacher und intensiver gestaltet und die für das gründliche Wissen so schädliche Vielwisserei daraus entfernt wissen wollen, wird in dem genannten Vortrage die quantitative Vermehrung der Lehrgegenstände vorgeschlagen. Andrerseits wird aber behauptet, daß das seitherige, doch noch enger gesteckte Lehrziel nicht ausreichend genug erreicht wurde. Wie wird es erst bei einer Vermehrung der Unterrichtsgegenstände gehen! Es ist ein von der Erfahrung bestätigter Satz, daß eine zu große Ausdehnung derselben und das dadurch bewirkte vermehrte ‚Schulbanksitzen', insbesondere das zu frühzeitige abstracte Lernen, der physischen und geistigen Entwickelung der Kinder schadet. Der Staat

ist in keinem Falle berechtigt, von der Volksschule mehr zu verlangen, als zur Erfüllung seines Zweckes erforderlich ist. Er kann also die Kinder nicht zwingen, in der Volksschule mehr sich aneignen zu müssen, als was für den Staatsbürger allgemein zu wissen nöthig ist. Im Interesse der Freiheit und Selbstverwaltung muß der Staat das Weitere der Associations- und Einzelthätigkeit überlassen. Deshalb sind in Preußen, Württemberg, Hessen und seither auch bei uns als obligatorische Unterrichtsgegenstände in der Volksschule erklärt worden: Religion, Schreiben, Deutsche Sprache, Rechnen und Singen. Gewiß sagt zur Rechtfertigung dieses begrenzten Lehrkreises das königl. preußische Regulativ über die Elementarschule vom 3. October 1854 mit vollem Rechte: ‚Der Gedanke einer allgemein menschlichen Bildung durch formelle Entwicklung der Geistesvermögen an abstractem Inhalt hat sich durch die Erfahrung als wirkungslos oder schädlich erwiesen . . . Es wird weiterhin für die Elementarschule weniger auf die Ausarbeitung und Anordnung neuer und anderer Lehrgegenstände ankommen, als vielmehr auf eine richtige Auswahl und feste Begrenzung der Unterrichtsgegenstände'. Die Schulordung der Provinz Fulda 1853 verlangt nur Religionsunterricht, Lesen, Schreiben und Rechnen als ‚nothwendige Unterrichtsgegenstände. Die noch entbehrliche Unterrichtszeit ist auf das Unentbehrlichste von gemeinnützigen Kenntnissen als der Erd- und Naturkunde, lehrreichen Thatsachen aus der Geschichte zu verwenden.' In der That wird die Mehrzahl der Landleute und Arbeiter, also über 80 Procent unserer Bevölkerung nicht eines erweiterteren Wissens für ihre Lebenszwecke, wohl aber einer gründlichen Elementarbildung und einer eingehenden religiösen Unterweisung und Erziehung bedürfen. Der Staat kann diese Majorität nicht zwingen, zu Gunsten der Minderzahl einem erweiterten, für sie nicht erforderlichen, obligatorischen Unterricht, wie z. B. im Verfassungsrecht, in der Geometrie, im Turnen ihre Zeit und Kräfte zu opfern."

Riehl sagt in seiner Naturgeschichte des Volks II. 115: „Die allgemeine Volksbildung, für welche man den angehenden Dorfschulmeister erzieht, ist eine Phantasterei, ein Erzeugniß des nivellirenden Rationalismus. Es gibt keine allgemeine Volksbildung; je tiefer vielmehr die Bildung in das allgemeine Volk geht, um so schärfer individualisirt sie sich. Unsere Lehrerbildungsanstalten reißen den Zögling künstlich aus dem Bauernstande." Wir haben diese Ansicht längst getheilt und auch öfter Gelegenheit gehabt, sie in unsern Blättern auszusprechen.

Die Denkschrift macht noch auf einen nicht unwichtigen Punkt aufmerksam, betreffend die weibliche Schuljugend. Der badische Schulreformplan begnügt sich nämlich nicht, den armen pfälzer und schwarzwälder Bauerjungen in lang ausgedehnten Schuljahren die unnütze Vielwisserei einquälen zu wollen, welche man auf den Schullehrerseminaren angehenden Schulmeistern einlöffelt, damit sie sie auf den Dörfern wiederkäuen, sondern er nimmt auch die armen Bauermädchen noch ein weiteres Jahr als bisher für die Schule in Anspruch. Die Denkschrift sagt: „Gegen die in Thesis 6 ausgesprochene Verpflichtung zum Besuch der Volksschule für Mädchen bis zum vollendeten 14., statt wie bisher zum vollendeten 13. Jahre, müssen wir uns erklären. Für das seitherige Verfahren spricht das Interesse der Sittlichkeit sowie die Erwägung, daß diese weitere Verpflichtung bei der rascheren, geistigen und körperlichen Entwicklung der Mädchen weder ersprießlich noch erforderlich ist. Die in dem Vortrage vorgeschlagene ‚Befugniß des Ortsschulvorstandes zu Dispensen' (S. 29) ist kein Correctiv, weil diese besonders auf dem Lande, wo die Tochter früh im Hause unentbehrlich wird, die Regel bilden würden, Gesetze aber gehalten werden sollen. Ebenso müssen wir aus obigen Gründen, im Interesse der Erziehung und da Knaben und Mädchen für ihren verschiedenen Beruf eigens zu bilden sind, uns gegen die Thesis 9 erklären. Diese will sogar die seitherige Bestimmung, daß ‚wo 3 Lehrer in 4 Classen vorhanden sind, zwei Lehrer die 2 oberen Classen bei getrennten Geschlechtern unterrichten müssen,' aufgehoben wissen. Wir müssen vielmehr nicht blos verlangen, daß, wo es irgend thunlich ist, die Geschlechter in der Schule getrennt werden; sondern daß, wenn irgend möglich, die Mädchen von Lehrerinnen unterrichtet werden." Damit muß jeder vernünftige Mensch übereinstimmen.

Die Denkschrift reklamirt endlich auch das Recht der Kirche einen Einfluß auf die Bildung der Lehrer zu üben. „Die Gründe, welche wir oben gegen das Schulmonopol des Staats geltend gemacht haben, sprechen in erhöhtem Grade gegen das ausschließliche Recht des Staats auf die Bildung der Lehrer. Der Staat ist nicht berechtigt, die Lehrer zu zwingen, sich ihre Berufsbildung nur in Staatsinstituten zu erwerben. Dieser dem Bevormundungsstaate entsprungene Zwang widerspricht der Freiheit, der Selbstbestimmung, überhaupt den Principien des Rechtsstaaats. Die Ueberzeugungs- und Religionsfreiheit wird dadurch beschränkt, weil hierdurch die Lehrer des Volks nach den stets wechselnden Richtungen des Unterrichts-Ministeriums gebildet werden und weil auch hier die Staatsuniformität und Centralisation in argem Geistesdrucke jede selbständige

Richtung erstickt." Mit Recht wird hinzugefügt, es komme beim Volksschullehrer nicht auf vieles Wissen, sondern nur darauf an, daß er, was er für die Schule braucht, recht wisse.

Am Schlusse der Denkschrift lesen wir: „Mit Obigem glauben wir nachgewiesen zu haben, daß die vorgeschlagene Schulreform in einer Reihe von Sätzen die persönliche Freiheit, die Freiheit des Eigenthums, der Vereine oder Körperschaften verkümmere, daß sie die Freiheit des religiösen Bekenntnisses und des Unterrichts angreife, die Freiheiten, welche die Verfassung des Großherzogthums gewährleistet, beschränke und die Rechte der Kirche, der Gemeinde und der Familie verletze. Dieser Entwurf der neuen Schulordnung mißachtet anerkannte Grundsätze des allgemeinen Staatsrechts und ignorirt das besondere, in dem Großherzogthum bestehende Recht. Er widerspricht den Grundsätzen der Selbstverwaltung, welche die höchste Proclamation vom 17. April 1860 feierlich anerkannt und ausgesprochen; er widerspricht der Selbständigkeit der Kirche, dem Rechte derselben auf die religiöse Erziehung und Bildung, welche Rechte auch das Gesetz von 1860 gewährt hat und den besondern Vereinbarungen vom Jahr 1861. Der Entwurf ist im Widerspruch zu dem alten Satze des öffentlichen Rechts in Deutschland; daß jede Confession ihre Angelegenheiten selbständig und getrennt durch ihre Vertreter besorge. Die Anträge verneinen Grundsätze der Erziehung und Bildung, welche die Wissenschaft erkannt und die Erfahrung bestätigt hat. Die Ausführung der beantragten Reform würde die Schule dem positiven Christenthum entfremden und statt nach festen Grundsätzen und im lebendigen Glauben würden unsere Kinder nach zufälligen Meinungen erzogen, welche mit jedem staatlichen Leiter des Schulwesens sich ändern. So würde die Staatsgewalt einen Zwang des Glaubens und der Ueberzeugung ausüben, wodurch der Charakter und die christliche Gesittung unseres Volkes zerstört werden müßte. Die vorgeschlagene Reform der Schule ist ein Rückschritt zu dem Standpunkt der Staatsallmacht und des Staatskirchenthums, sie ist ein Rückschritt zu dem Standpunkt, welchen die Wissenschaft und das positive Staatsrecht längst schon überwunden hat."

Wir treten diesen Aeußerungen in jeder Beziehung bei und beklagen das schöne badische Land, daß es immer noch zu Experimenten sich hergibt, vor denen man anderwärts sich hüten gelernt hat. Seit dem vielgefeierten Karl Friedrich hat es Front gemacht gegen die Kirche, anfangs in der Form eines liberalen Despotismus, später und heute noch in der Form eines despotischen Liberalismus. Es hat Unkraut gesäet, was im Jahr 1848 dem armen Großherzog Leopold dick und wild über den Kopf wuchs. Es hätte aus der Erfahrung etwas lernen können, um nicht mehr so vieles lehren zu wollen, als der neue Schulreformplan lehren will.

Wir knüpfen hier noch eine praktische Bemerkung an. Es charakterisirt den „Zeitgeist" und „Fortschritt", daß er in blindem Fanatismus Natur, Vernunft, Logik mit Füßen tritt und keinerlei Inconsequenz scheut. Herr Reichensperger gedenkt in seiner neuesten Flugschrift der Debatten im Berliner Abgeordnetenhause in Bezug auf die Lehrfreiheit. Hier wurde der Antrag, „den Collegienzwang, wo er noch besteht, aufzuheben", mit großer Majorität angenommen, also die äußerste Licenz verlangt, während der badische Schulreformplan den äußersten Schulzwang einführen will. In dem einen Falle soll der Staat von seinen künftigen Staatsdienern keinerlei Notiz nehmen dürfen, soll der Student an keine Regel und Vorschrift mehr gebunden seyn, ganz allein sich selbst überlassen bleiben, ob er das Nöthige, oder überhaupt etwas lernt oder nicht, oder eigentlich, denn das ist die Hauptsache, er soll vom Strome des Zeitbewußtseyns getrieben und von der Partei gehörig bearbeitet und angeworben, nur die Collegien gewisser von der Partei auf den Schild erhobener Professoren hören. Auf der andern Seite soll der Staat wie ein Kinderfresser den Eltern die Kinder nehmen, den letztern nicht mehr die geringste Freiheit in Bezug auf ihre Kinder zustehen. Diese sollen in die Staatsschulen eingepfercht und über alle Gebühr, gegen alle Natur, im Widerspruch mit dem Bedürfniß, zu all dem Irrsinn abgerichtet werden, der in der Fortschrittspädagogik grassirt und dessen Grundzug der Christushaß ist.

Wir wollen alle Väter, welche dieses lesen, darauf aufmerksam machen, wie sehr es in ihrem Interesse liegt, daß sie auch ihrerseits ihr Recht wahrnehmen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, N° 12. 10. Februar 1864.



Volkssagen.

Die Sagen von Margaretha, der Maultasche. Erinnerungsgabe zum 29. September 1863. Von Dr. Ignaz Zingerle. Innsbruck, Wagner, 1863.

Der Verfasser, der schon so viel für die Volks- und Alterthumskunde Tirols geleistet hat, stellt in diesem kleinen Büchlein die mannigfaltigen Sagen von der berüchtigten Margaretha Maultasche zusammen und erkennt mit Recht, daß die Volkssage auf diese lüderliche Dame viele Erinnerungen aus heidnischer Zeit, die noch im Volke lebten, übertragen hat.

Er sagt desfalls Seite 29: „Betrachten wir die Sagen, so erscheint die Margaretha als ein gewaltiges ungebändigtes Weib, unersättlich in der Liebe, voll Kriegs- und Zerstörungslust. Wie die Payssener Greet als riesiges Gespenst bezeichnet wird, so stellt das Volk in Tirol und Kärnten sich die Maultasch groß wie eine Riesin vor (Schultes Großglockner S. 185, Carinthia 1862 S. 74). Mit dieser Auffassung stimmen andere Züge der Sagen überein. Wie Riesen und Riesinnen in der deutschen Sage Hügel und Berge aufwerfen, so lassen die Maultasche und die swarte Margret (Müllenhof XVI, 2) Bühle aufthürmen. Wie Riesen, nach dem Volksglauben, in Hügeln ruhen, so auch die Maultasche (Nr. 7). Bedeutungsvoll ist ferners der Zug, daß Margaretha als Unholdin auftritt, gegen welche die Gottesmutter schützt (Carinthia 1862 S. 74, Müllenhof Nr. XVI, 5). Zornergrimmt schleudert sie ein Hufeisen gegen die Cäcilienkirche (Carinthia a. a. O.). Das ist, wie V. Pogatschnigg mit Recht bemerkt, ein ächt mythischer Zug, den wir sehr häufig bei Riesen finden. Aus all diesem müssen wir schließen, daß in den Maultaschsagen Reste eines alten Riesenmythus sich erhalten haben. Den Grund der Uebertragung dieser alten Sagen auf Margarethe (Grete) gab Namensähnlichkeit, wie so oft in ähnlichen Fällen. In der jüngern Edda begegne uns eine Riesin Gridr. ‚Unterwegs nahm Thörr Herberge bei einem Riesenweibe, das Gridr hieß. Sie war die Mutter Widars, des schweigsamen. Sie sagte dem Thör die Wahrheit von Geirröd, er sey ein hundweiser und übel zugänglicher Jötun. Auch lieh sie ihm ihre eigenen Stärkegürtel und Eisenhandschuhe und ihren Stab, Gridarwölr genannt. Da fuhr Thörr zu dem Flusse, der Wimur heißt, aller Flüsse größtem. Da umspannte er sich mit den Stärkegürteln und stemmte Grids Stab gegen die Strömung ꝛc.‘ (Skalda c. 18. Simrock, Edda S. 334.) Nach einer jüngern Sage bläst die Unholdin Grid Platzregen, Sturm und Hagel aus ihrer Nase (Mannhart Götterwelt I, 220). Der Name Grid bedeutet Heftigkeit, Ungestüm und bezeichnet treffend eine Wetterriesin, welche Unwetter erregt und übers Gewitter herrscht (vgl. Mannhart germ. Mythen 201). Mit der Vorstellung einer solchen Riesin sind aber die Begriffe gewaltiger Kraft und Zerstörungslust nebst unersättlicher Genußsucht verbunden. Die Mythen von Grid lebten nach der Einführung des Christenthums noch fort und wurden auch Personen, die den ähnlich klingenden Namen Margarethe, Greth führten, übertragen — so auch auf die genannte Landesfürstin von Tirol, die auch durch ihren Charakter dazu Veranlassung geben mochte. Allein nicht nur auf die swarte Grete und die Margaretha Maultasche gingen Reste des alten Gridmythus über, sondern sogar auf die Heilige dieses Namens. Daraus erklärt sich, daß diese als Wetterfrau (Tinkhausers Diözese Brixen I, 251), als Patronin der Schwangern und Gebährenden (Menzel Symbolik II, 80, Nork Festkalender S. 466) verehrt wird. Daher heißt diese Heilige in Tirol ‚Fetzgret‘ (Tirol. Sitten 101) und in Gastein die Heusacherin (Muchar Bad Gastein

136). In Ostfriesland wird ihr Tag Pißmargreet, Margreet piß int Heu genannt (Kuhn Herabkunft des Feuers S. 184). Darauf beziehen sich der schleswigische Spruch:

Margreet
pist in de Naet (Müllenhof S. 598.),

der Volksglauben: Regnet es am Margarethentage, gibt es keine Nüsse (Kuhn Westfäl. Sagen II, 175, Montanus S. 37, Germ. Myth. S. 382) und der Kinderreim:

Dân hangt de klokken an de wand,
bâwen sitt Margrêten
lett dat water fleten. (Germ. Myth. 381.)

Aus der Substituirung der h. Margaretha für die Riesin Grid erklärt sich auch das Anrufen jener beim Kälberquicken in der Grafschaft Mark (Wüste Volksüberlieferungen S. 25, Wolf Zeitschr. II, 84, Kuhn Herabkunft S. 183)."

Wir fügen hier noch hinzu zu dem Citat aus Mannharts Götterwelt I, 220. In der Saga af Hluda Gridharfostra heißt die Riesin Gridhr, die aus ihren Nasenlöchern Hagel und böses Wetter schüttet. Uhland, Sagenforschungen 141. Hrimgerd heißt eine Zauberin, die Sturm und Ungewitter auf der See erregt. Afzelius, schwed. Volksſ. II, 291. Ein ähnliches Wesen ist die Margret, bei Müllenhof S. 598:

Margreet (St. Margarethen Tag)
pist in de Naet.
Swatt Greet (schwarze Greet)
hett pist in de Naet.

Wenn es an dem Tage regnet, werden die Nüsse faul. Es ist der 13. Juli. „Anel (Großmütterchen) mit der Laugen" heißt man in Bayern schwarze Regenwolken. Schmeller B. Wörterb. I, 63. Margarethe wird höhnisch die Heubrunzerin genannt in Altbayern. Wolf, Zeitschr. I, 447. In Runenkalendern ist ihr Tag mit einem Rechen bezeichnet, wegen der Heuerndte. Aber auch der Ausdruck canis os (Hundsfot?) wird wegen des Beginns der Hundstage auf sie bezogen. Oli. Wormii, fasti dan. p. 62. 115. — Hieher gehört auch der Mythus von einer Riesin, Geirrods Tochter, die, um den Donnergott Thor zu ersäufen, ihr Wasser ließ und eine ungeheure Ueberschwemmung verursachte, nach der jüngern Edda, 18. Auch im Eddalied von Helgi Hiorvardsson 18 wird die Riesin Hrimgerd beschuldigt, bei einem Kampfe den Fluß gestaut zu haben. Ganz dasselbe erzählt eine Esthnische Sage vom schlafenden Kallewe, den eine Hexe auf die beschriebene Art ersäufen wollte, nach Kruse's Urgeschichte des Esthnischen Volks S. 179. Jene Thorssage findet sich aber auch an mehreren Orten in Deutschland mehr oder weniger deutlich wieder. Um das neuerbaute Kloster Altenberg wegzuschwemmen, stellte sich der Teufel mitten in den Fluß und bewirkte eine Ueberschwemmung, nach Montanus Vorzeit von Cleve II, 192. Um die neue Kirche in Dürkheim zu zerschmettern, wollte der Teufel einen Fels darauf werfen, als ihn aber eine weiße Frau daran hinderte, ließ er vor Zorn sein Wasser auf den Fels, nach Panzers Beitrag zur deutschen Mythologie S. 204. Ganz ebenso wollte Frau Harfe, breitbeinig auf zwei Bergen stehend, den Havelberger Dom einwerfen, als ihr der Fels entfiel, auf den sie nun aus Zorn ihr Wasser ließ, Kuhns Nordd. S. Nr. 126. Auf dem Teufelsstein bei Lausnik laufen Adern herab wie Wasserströme. Beckmann, Historie von Anhalt I, 25. In der nordischen Illugasaga steht die Riesin Grimhildur gebannt mit ausgespreitzten Beinen auf zwei Häusern, und man macht große Feuer, um sie zu rösten, Ersch und Gruber s. v. Illuga. Auch der gallische Riese Gargantua, aus dessen Urin Rabelais die warmen Bäder in Frankreich entstehen läßt, stellt sich einmal breitbeinig in die Alpen hin und trinkt den Fluß Sane aus, nach Kuenlin in den Alpenrosen von 1824 S. 54. Ebenso die Stellung eines Riesen, welcher trinken will, in Wöste's Volksüberlieferungen aus der Grafschaft Mark 42 und in v. Falkensteins Kaisersagen 229.

In Vulliemins schönem Werke über das Waadtland II, 16 findet sich eine merkwürdige, wohl aber sehr entstellte Sage, die ich auch hierher beziehen zu müssen glaube. Man soll nämlich einmal und zwar schon in der christlichen Zeit den Wodan, den höchsten unter den Göttern der alten Deutschen, welcher im Bagnethal Vikar heißt: (wohl Nikur, Beiname des Odin, sofern derselbe über das Wasser herrscht), erblickt haben, wie er in einer Hand ein Schwert, in der andern die Weltkugel auf der Rhone herunterschwamm und ausrief: rigou hay oresson, Strom hebe dich empor! Darauf sey der Fluß aufgestiegen, habe das Wallis überschwemmt und einen Theil vom Kloster St. Moriz niedergerissen. Was hier dem heidnischen Gott im Gegensatz gegen das neue Christenthum zugeschrieben wird, beruht vielleicht auf einer noch ältern Sage, in welcher ein Wasserriese das Thal gegen die Cultur der Menschen vertheidigt.

Dagegen wird nach Schmellers bayr. Wörterb. III, 387 die h. Margarethe in Bayern angerufen, ihren Reifrock zur Abwendung des Hagels vorzuhalten.

Aehnliche Vorstellungen kehren auch in den Hexenprozessen häufig wieder. Nach Bodini daemonomania II, 7, deutsch von Fischart 139, wurde in einem Dorfe bei Constanz eine Hexe von einer Hochzeit ausgeschlossen,

rächte sich aber, indem sie ihren Urin mit Zauberworten gegen das Dorf spritzte, wodurch es mit Hagel überschüttet wurde. Bei Trier machte ein junges unschuldiges Mädchen durch umrühren und umherspritzen des eignen Wassers böses Wetter. Delrio, disqu. mag. II. quaest. 10. vergl. Philo, magiologia 684. 688. Horst, Dämonomagie II, 76. 88. 246. Eine Hexe ließ „aus dem Schlauch ihres Unwillens" einen solchen Sturmwind los, daß der Kirchthurm des Dorfes Ahorn bei Coburg davon krumm gebogen wurde. Bechstein, fränk. S. I, 206. Dieser Vorstellungsweise entspricht auch die schweizerische Benennung der Schlossen: Zibolln oder Gäßbolln, wobei man sich die Böcke denken kann, mit denen der Donnergott durch das Gewitter fährt. Dobler, Appenzeller Sprachschatz S. 67. Aber der Name Grete kommt immer wieder in verwandter Beziehung vor. In Frankfurt a. M. gibt es eine „schwarze Grete Lach" (Lache, Loch). Lersners Chronik II, 1. 814. In der Tiefe eines Thales, dessen Waldbach oft große Ueberschwemmungen anrichtet, liegt eine Capelle der h. Gertrud. Weber, Tirol III, 450. Ist dieser Name an diesem Ort blos zufällig?

Die berüchtigte Margarethe Maultasche scheint derselben Symbolik anzugehören. Sie soll einen großen Mund gehabt haben. Andere verstehen es euphemistisch von ihrer Lüderlichkeit. Der Name gehört nicht Tirol allein an. Walter Scott in seinen Erzählungen des Großvaters schildert ein in Schottland bekanntes ganz ähnliches mythisches Wesen unter dem Namen Grete mit dem großen Maule. Sie wollte gern heirathen, konnte aber wegen ihres häßlichen Maules keinen Mann finden. Endlich ließ man einem gefangenen Räuber nur die Wahl, sie zu heirathen oder zu sterben. Er entschloß sich zum Erstern und davon haben alle seine Nachkommen große Mäuler. Margaretha Maultasche soll früher sehr oft von Tiroler Malern als Wahrzeichen abgebildet worden sein und zwar immer nackt. Kaiser Maximilian I. sagt in seinem Tagebuch, er habe ein solches schandbares Gemälde am Waffenthurm in Insbruck übermalen lassen. Steub, drei Sommer in Tirol S. 303. Das erinnert an die gemalte Riesin in Nürnberg, die noch vor nicht langer Zeit von dort entfernt wurde. Sie war in dem Moment dargestellt, in welchem ein junger Schuster, dem sie zum Lohn für ein Paar neue Schuhe ihre Liebe gewährt hatte, eben bis auf die Füße in ihr verschwunden ist. Im Unterinnthal und an der Etsch geht an vielen Orten Margarethe Maultasch als wilde Jägerin umher und von vielen Burgen in jenen Gegenden heißt es, daß sie daselbst gehaust habe. So auch auf Falkenstein, das sich durch einen Wasserfall auszeichnet. Weber, Tirol I, 613. Vielleicht gehört hieher auch das sog. Frauenloch, eine Höhle im Tännengebirge, aus dem nach langem Regen ein Schwall von Wasser hervorbricht. Schaubach Alpen III, 107.

Der Name Grete selbst hat etwas sinnbildliches. In Bayern hießen die Schenkel Gritt, Grittel, daher gritteln, grätschen. Schmeller B. W. II, 125. Zwischen da Gridl. Schmidt, Westerwäld. Idiot. 88. Gretchen im Busch (der schwarze wilde Kümmel) gehört wohl derselben Symbolik an. Damit verbindet sich nun der Begriff der Geburt und die böse Grete erscheint hier nur als die dunkle Seite derselben Göttin, deren Lichtseite Perchtha oder Bertha darstellt.

Wahrscheinlich stehen die Sagen von Wetterhexen, die in Gänsegestalt als Eier den feldzerstörenden Hagel ausbrüten, sowie überhaupt die Sagen von launischen Luft- und Sturmgöttinnen, die auf Bergen böses Wetter machen, mit den Sagen von der guten Frau Bertha mit dem Gansfuß oder von der Mutter Gans in engem Zusammenhange, nur daß in ihnen ausschließlich die böse Seite der Naturgöttin hervorgekehrt erscheint. In des Albertus Magnus Thierbuch wird die wilde Gans Hagelgans genannt, angeblich, weil ihr dreieckiger Flug Hagel anzeigen soll. Im slavischen Volksglauben kommt eine Mutter des Hagels vor. Je länger sie brütet, um so größer wird der Hagel. Hanusch, Slavische Mythol. 276. Eine solche Hagelmutter sah man bei Trebnitz in Schlesien auf einem Baume, über vier Eiern sitzen. In dem einem brütete sie Hagel, im andern Dürre, im dritten Raupen, im vierten anderes Ungeziefer aus. Breslauer Sammlungen 1719, Juli. Zu Kalisch wurden acht Hexen wegen Hagelbrüten verbrannt, das. 1718. Daß auch in Deutschland der Glaube herrschte, dämonische Gänse brüten das böse Wetter aus, erhellt aus vielen Sagen. Nach Mone's Anz. VI, 395 sah ein Jäger sechs Wildgänse fliegen und schoß unter sie, da fiel aber statt der Gans ein nacktes Weib (die Wetterhexe) herunter. Dasselbe geschah bei Hall in Tirol. Seidl, Steiermark und Tirol 51. Ebenso bei Calais, Del Rio, disquisitiones magicae V, 3. 696. Von einem Weibe, welches länger als ein Jahr als wilde Gans umflog, meldet Niclas von Wyle, Grimm D. M. 1052. Hieher gehören auch noch andere Sagen, wenn auch der Gans darin nicht ausdrücklich gedacht wird. Einer hörte nach einem furchtbaren Blitz im Walde ein Gelächter vieler Frauen und erkannte in einer, die von einer Tanne herabfiel, eine Nachbarin. Wolf, Niederl. S. Nr. 289. Ein Anderer schoß in's Gewitter hinauf und ein nacktes Weib, die das Wetter gemacht hatte, fiel herunter, das. Nr. 290. Aehnliche Sagen bei Panzer, Beitrag I, 110.

Baader, Bad. Sag. Nr. 337. Einer schoß in die schwärzeste Stelle des Gewitterhimmels, da fiel ein nacktes Weib todt herunter. Mone Anz. IV, 309. Auch findet sich die Vorstellung, als rollten die Hexen Fässer in den Wolken, aus denen sie den Hagel ausströmen. Horst, Dämonomanie II, 243.

Zu den Wetterhexen, in denen sich die Mutter Gans verbirgt, gehört Catillon, die berühmte Hexe des Greyerser Landes, von der Kuenlin in den Alpenrosen 1824 S. 76 erzählt, sie habe auf dem Gipfel des hohen Moleson mit dem Bösen ihre Zusammenkunft gepflogen und einmal von dort aus ein grausames Ungewitter herabgeschickt, um die benachbarten Dörfer zu zerstören. Um den dadurch angeschwollenen Bach Erbivun zu dämmen und das ganze Thal zu überschwemmen, wälzte sie einen riesigen Felsblock herab, der aber durch Gottes Gnade zur Seite geworfen wurde. Noch jetzt sieht man daran die Spuren ihrer Hände und Füße und die Pferdehufe des Teufels. Von derselben Hexe heißt es aber S. 61, sie habe drei schöne Töchter gehabt, die durch Zauberei Eier gelegt und diese Eier in Freiburg verkauft hätten. Ganz ebenso verkauft eine Hexe Eier, die sie selbst gelegt hat, in Döblers Schauplatz der Strafen I, 416.

Jedenfalls weisen die Vorstellungen des Eierbrütens und der mütterlichen Gans auf die große Naturgöttin und Allgebärerin hin, welche wahrscheinlich im altdeutschen Heidenglauben, wie im indischen, zugleich als die Allverschlingerin und Allzerstörerin gedacht wurde. Bei den Indern galt Bhawani in der erstern, Durga Kali in der andern Bedeutung, und ihr Hauptsymbol war das weibliche Zeichen, die Yoni, oft in riesenhaftem Bilde dargestellt. Eine eben solche theils gütige, theils feindselige Naturmutter war in der altgälischen Mythologie die Ceridven, in deren Namen wir sogar unsere Grete wiedererkennen. Ich habe bereits in einer Recension von Zingerles „Johannissegen und Gertrudenminne" im Literaturblatt 1863 Nr. 24 darauf hingewiesen, daß unabhängig von der nordischen Asenlehre wahrscheinlich von Süden her ein älterer, allen südlichen Völkern gemeinsamer Cultus jener zugleich gutmüthigen, üppigen und bösartigen Naturgöttin bei den alten Deutschen eingedrungen ist, oder daß sie ihn schon aus der asiatischen Heimath mitgebracht haben.

Wie in den kerlingischen Heldenliedern Bertha die Mutter des Herrschergeschlechts ist, so erscheint auch Grytha gleich im Eingang der dänischen Geschichte von Saxo Grammaticus als die Stammmutter der Dänen. Sie wird hier bezeichnet als summae inter Theutones dignitatis matrona. Ihre Söhne sind die feindseligen Brüder Humblus und Lotherus. Das ist offenbar nicht historisch, sondern mythisch zu verstehen.

Es ist gewiß eine merkwürdige Uebereinstimmung, daß auch die christliche Heilige, die unter dem Namen Margarethe verehrt und zu den vierzehn Nothhelfern gezählt wird, grade bei schweren Geburten helfen soll. Ihren Gürtel pflegten sich ehemals kreisende Frauen anzulegen, um leicht zu gebären. Regis, Rabelais II, 35. Ebenso sollen Frauen den Mantel der namensverwandten h. Gertrud umlegen, um leicht zu gebären. v. Herrlein, Sagen d. Spessart S. 127. Die Heilige ist eine Griechin von Antiochia, auf die jene Wundergabe, in Geburten zu helfen, wohl erst im Abendlande übertragen wurde. In ihrer Legende heißt es, ein Drache habe sie verschlungen, sey aber zerplatzt, nachdem sie sich bekreuzigt habe, und sie sey frei und gleichsam neugeboren wieder herausgetreten. Nach dem possirlichen Marculphus 1741 Nr. 21 gehen die schwangern Frauen in die St. Margarethenkirche, um schöne Kinder zu bekommen. — In einem entfernten Zusammenhange damit steht vielleicht auch der Name der Margarethenblume in Frankreich. Liebende rupfen dort, wie auch bei uns, die weißen Kronenblätter dieser gemeinen Sternblume aus und zählen dabei: Er liebt mich — liebt mich nicht — liebt mich rc. Mésangère, dict. des proverbes 362. Die Geburtsgöttin ist zugleich die üppige Liebesgöttin. Das Schloß Maultasch in Tirol ist in der Sage berüchtigt durch die Buhlerei, die hier eine schöne Frau trieb, Jünglinge zu sich lockend. Aus dem Schloß Tirol selbst vertrieb Margarethe einst als Gespenst ein fürstliches Brautpaar, indem sie sagte, sie dulde hier keine Nebenbuhlerei. Unterredungen aus d. Reiche d. Geister II, 570.

Die Geburtsgöttin ist auch Todesgöttin. Derselbe Abgrund des Unendlichen gebärt alles und verschlingt alles. Ueber die h. Gertrud, in deren Legende und Symbolik Gertrud vorzüglich als Weiber- und Todesgöttin wiederkehrt, vgl. Zingerles oben angeführte Schrift über die Getrudenminne, und Literaturblatt 1863 Nr. 24. Hier tritt besonders charakteristisch das Symbol des Bechers hervor, der wohl mit dem Waschbecken der Ceridven identisch ist.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Würt. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, **№ 13.** 13. Februar 1864.



Missionswesen.

Die christlichen Missionen. Ihre Sendboten, ihre Methode und ihre Erfolge. Von T. W. M. Marshall. Drei Bände, Mainz, Kirchheim, 1863.

Den ersten Band dieses lehrreichen Werkes haben wir in unsern Blättern 1863 Nr. 34 und 35 ausführlich besprochen. Hier liegt uns nun das Ganze vor. Es unterwirft das moderne Missionswesen, hauptsächlich das der Engländer und Nordamerikaner, einer strengen Kritik, läßt aber überall die Augenzeugen, die Berichterstatter selbst, zuweilen auch die Untersuchungsacten reden, sofern Regierung und Parlament in England sich mehrmals genöthigt sahen, dem nichts weniger als evangelischen Treiben der Missionäre Einhalt zu thun. Der Verfasser hält sich in allen diesen Beziehungen an die Wahrheit. Andererseits rühmt er die katholischen Missionen etwas zu viel, denn sie haben in der neueren Zeit auch nicht viel ausgerichtet. Das ist nun freilich nicht ihre Schuld, denn die Engländer und Amerikaner standen ihnen überall im Wege. Ohne Zweifel mußten sich die Heiden in den fernen Welttheilen mehr angesprochen fühlen durch französische oder spanische Mönche, die ohne alle Ansprüche kamen, ihnen das Beispiel der Entsagung gaben und demüthig und brüderlich unter ihnen lebten, als von englischen Missionären, welche mit Gemahlin und Kindern und zahlreicher Dienerschaft als vornehme Herrn und Lebemänner kamen. Auch mußten sie sich leichter in den katholischen Cultus finden, als in die Streittheologie der Calvinisten, Methodisten, Baptisten. In der katholischen Form sind im sechszehnten und noch im siebzehnten Jahrhundert massenhafte und dauerhafte Bekehrungen erfolgt, mit denen sich die neuern nicht entfernt vergleichen lassen.

Der zweite Band des vorliegenden Werkes beginnt mit den Bekehrungen auf der großen Insel Ceylon. Sie gediehen unter den Portugiesen, und obgleich diese längst von der Insel verschwunden sind, haben sich dort noch katholische Gemeinden erhalten. Die Holländer thaten gar nichts für die Bekehrung. In Japan sagten sie: wir sind keine Christen, sondern Holländer, und traten das Crucifix mit Füßen, um sich dort damit das Handelsmonopol zu erkaufen. Auf Ceylon mutheten sie zwar jedem Eingebornen, der einen Dienst im Staate suchte, die Bekehrung zu, begnügten sich aber mit dem oberflächlichsten Scheinchristenthum und duldeten, daß alle diese Namenchristen in Wahrheit Buddhisten blieben. Als nun im Anfang unseres Jahrhunderts die Engländer Ceylon eroberten, schafften sie das holländische Gesetz ab und nahmen auch Heiden in ihre Dienste. Da wurden alle jene Namenchristen wieder Heiden. „Die Stunde der Freiheit war für diese armen Cingalesen gekommen, und während die katholischen Eingeborenen in dieser neuen Aera der Ruhe standhaft ihrem Glauben treu blieben, den sie während so langer Jahre der Qualen und Leiden bekannt hatten, warfen die sogenannten Protestanten mit Freuden die verhaßte Maske ab, und die Kirche von England verlor ihre 342,000 Glieder, bevor sie nur Zeit gehabt, sie zu zählen. 1806 bezeichnete Buchanan, der damals Ceylon besuchte, die protestantische Religion als erloschen.“ In neuerer Zeit haben sich englische Missionäre eingefunden, um die Bekehrung wieder aufzunehmen, allein mit schlechtem Erfolge. Die, welche sich leicht bekehren ließen, waren wie zur holländischen Zeit, gerade die schlechtesten Subjekte, nur ihrem Interesse folgend und gegen jede Religion gleichgültig. „Heiden, Muhamedaner und römische Katholiken, sagt Dr. Smith, der immer diese drei Classen, als identisch in ihrem geistigen Zustand, nebeneinander stellt, ‚waren alle ihren bezüglichen Systemen blind ergeben; der größere Theil der Protestanten da-

gegen war gegen die Religion, welche sie bekannten, vollkommen indifferent.'" Das ist weiter nicht zu verwundern, das kommt ja auch bei uns vor. „Ich habe Grund, zu glauben, sagt 1854 der Geistliche Percival, ‚daß Bekehrte in manchen Fällen wieder und wieder von demselben Geistlichen getauft worden sind, indem sie ein gewinnsüchtiger Katechist an bestimmten Tagen wieder vorstellte, um die Zahl der Candidaten zu erhöhen und den Glauben einzuflößen, daß das Bekehrungswerk immerfort im Zunehmen sey.'" Davon macht man glänzende Meldungen nach England und sammelt Geld ein.

Mit den englischen Missionären wetteifern noch zum Ueberfluß die nordamerikanischen, die ihren ganzen Sekteneifer und Sektenhaß mitbringen, alle anders gläubigen Missionäre in die Hölle verdammen und auf die sanften Singalesen, die an buddhistische Demuth gewöhnt sind, nur einen häßlichen Eindruck machen können. „Auch die Amerikaner, bei weitem die thatkräftigsten in ihren Missionsmethoden, bekennen, daß sie nach all ihren enormen Ausgaben und nach dreißig Jahren voll Mühe und Hingebung nicht mehr als 680 nominelle Bekehrte gezählt haben, die zu einer oder anderen Zeit in ihre kirchliche Gemeinschaft aufgenommen worden sind; und nun ist die Zahl, in Verbindung mit diesen, nur 357! Dies ist gewiß ein schwaches Resultat, verglichen mit den 300,000, welche die Holländer zählten, besonders da die Gläubigkeit selbst jener außerordentlich zweifelhaft und unsicher ist." Major Forbes beklagt sich am bittersten über das theologische Gezänk der Missionäre, wodurch man die, welche man bekehren wolle, nur irre mache. „Die Chinesen antworten den Missionären der verschiedenen Sekten, welche ihnen ihre widerstreitenden Religionen zur Annahme anbieten: ‚Ihr müßt in Europa so viele Christuse haben, als wir in China Götter verehren.'" Wenn man nun zugleich die äußere Erscheinung jener stolzen Missionäre in's Auge faßt, so kann man kaum umhin, wahr zu finden, was der Verfasser S. 105 bemerkt. „Wenn die Apostel von Damen begleitet und meistens von einer Kinderschaar umgeben überall erschienen wären, eifrig besorgt um Geld, Luxus und Behagen, in jedem Gespräch einander widersprechend und von den heidnischen Zuhörern nur durch das Bekenntniß von Wahrheiten unterschieden, welche ihr eigenes tägliches Leben am entschiedensten widerlegte — mit anderen Worten: wenn sie protestantische Missionäre gewesen wären, würde sich das Christenthum kaum über die Mauern Jerusalems hinaus erstreckt und innerhalb derselben nicht viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben."

Der Verfasser geht zu **Neu-Seeland** über, wo die englischen und amerikanischen Missionäre am schwersten gesündigt haben. Hier mußte die englische Regierung energisch eintreten. Im Jahre 1839 wurde in London der Bericht veröffentlicht, welchen Dr. Lang an das Ministerium richtete. Er schrieb: „Ich bin überzeugt, Ew. Herrlichkeit, es würde unmöglich seyn, in der Geschichte irgend einer protestantischen Mission seit der Reformation eine Parallele zu dem Maß von Unwirksamkeit und Schlechtigkeit zu finden, welche dieser Bericht bietet. In Wirklichkeit, die göttliche Vorsehung scheint allenthalben die Mission von Neuseeland mit Unwillen betrachtet zu haben und der Zorn des Himmels scheint selbst jetzt noch darauf zu verweilen. Und dann führt er, um eine solche Anklage zu rechtfertigen, aus seiner handschriftlichen Urkunde diese Beispiele an: ‚Der erste Vorstand der Neuseeland-Mission wurde wegen Ehebruch entlassen; der zweite wegen Trunkenheit; und der dritte noch im Jahre 1836 wegen eines noch unerhörteren Verbrechens.'" Es ist in der That auffallend, wie gerade der energischeste und bildungsfähigste unter den australischen Stämmen, der von Neuseeland, unter der ausschließlichen Einwirkung englischer und anglo-amerikanischer Missionen theils ausgerottet, theils in's tiefste Elend gerathen ist. Diese Missionäre dachten nicht daran, die Religion der reinsten Liebe und Sittlichkeit auszubreiten, sondern sie wollten nur Geld machen. „Der bischöfliche und wesleyanische Clerus, der sich nun mit erstaunlicher Schnelligkeit in diesem Lande der Verheißung ansammelte, rivalisirte mit einander in ‚Ankäufen,' deren Ruf den halben Erdkreis durchzog und die Ohren der geschäftigen und denkenden Menschen in den Märkten und Städten Englands zu erfüllen begann. Er drang selbst in die Gerichtshöfe und fand in den Mauern des Parlamentes einen Widerhall. Dies war die Grenze seines Fortschrittes; denn bald erhob sich von vielen Stimmen ein solches Geschrei, ein solcher aus Lachen und Indignation gemischter Chor, daß der Regierung keine andere Alternative blieb, als augenblickliche Maßregeln zu ergreifen, um die übermäßige Habgierde der Missionsgesellschaften und ihrer Agenten zu hindern. Etwas später, und ein großer Theil des Bodens von Neuseeland würde der Kirche von England und den wesleyanischen Missionären in die Hände gefallen sein. Unter den vielen Missionären, welche bis zum Jahre 1841 Ansprüche auf den neuseeländischen Boden machten, befanden sich die Geistlichen J. Matthews mit 2503 Morgen; R. Matthews mit 3000 Morgen; T. Aitken mit 7670 Morgen; W. Williams mit 890 Morgen; Clarke mit 19,000 Morgen; Davis mit 6000 Morgen; Fairburn mit 20,000 Morgen; Kemp

mit 18,000 Morgen; King mit 10,300 Morgen; Shepherd mit 11,860 Morgen und endlich, denn wir können sie nicht Alle aufzählen, der Geistliche H. Williams zuerst mit 11,000 Morgen, und später, wie Thomson berichtet, mit 22,000 Morgen Landes. Von einem protestantischen Geschichtschreiber hören wir: ‚Shepherd kaufte eine große Strecke vorzüglichen Landes, das vier oder fünf Meilen lang an einem der schiffbaren Flüsse lag, für zwei buntgewürfelte Leinwand-Hemden und einen eisernen Topf.' Der Geistliche Richard Taylor, der ein Buch voll Salbung und überfließend von Bibelstellen über Neuseeland geschrieben hat, wird 1845 von Wakefield der Art geschildert: ‚Richard Taylor, der im Jahre 1838 nach Neuseeland ging, beanspruchte vor den Landescommissären 50,000 Morgen Land.' Mehrere Missionäre, hatte Bidwill im Jahre 1841 vorläufig bemerkt, ‚beanspruchen Landstriche von einem bis sechsmalhunderttausend Morgen in verschiedenen Theilen des Landes.' 1845 sagte Hawes dem Unterhause, sie seyen nicht allein Landwucherer, sondern trieben auch, wenigstens Einige von ihnen, mehr oder weniger Handel. Und dieser ihr Charakter war nun so notorisch geworden, daß Charles Buller in einem amtlichen Schreiben an Lord Stanley nicht anstand, von ihnen als von Männern zu sprechen, die nicht einmal wagen dürften, ihr Verhalten zu vertheidigen. ‚Die Missionäre sind nicht im Stande, eine öffentliche Discussion über ihr früheres Verfahren einzugehen, und pflegen alle gegen sie gebrauchten Ausdrücke in sehr geschmeidiger Weise anzunehmen.' Sie waren zuletzt sprichwörtlich und zum Spott geworden! Endlich wurde selbst Dr. Dieffenbach, ihr vertrauter Freund und fortwährender Vertheidiger, durch seine eigene Erfahrung und Beobachtung gezwungen, von Männern, die er zu loben wünschte, in folgender Weise zu sprechen: ‚Die hochkirchlichen Missionäre in der Inselbucht besitzen in diesen Distrikten großes Eigenthum, was vielleicht auch der Grund ist, daß sie nicht schon längst in das Innere gingen, wo ihre Anwesenheit weit nützlicher wäre, als in der Bay der Inseln, die hauptsächlich ein Einschiffungsplatz ist. Einige der von ihnen besetzten Stationen sind von den Eingeborenen beinahe ganz verlassen, und sie besitzen daher keine Gemeinden, wenn sie nicht, wie der heil. Antonius, den Fischen predigen wollen.' Aber in Ermangelung der Gemeinden besaßen sie ihre Güter, die sie wahrscheinlich als eine befriedigende Entschädigung betrachteten."

Der Unfug würde noch lange haben fortdauern können, wenn nicht die neuen Colonisten aus England Ackerland gebraucht hätten, welches sie aus erster Hand von den Einwohnern wohlfeiler haben konnten, als aus zweiter Hand von den damit speculirenden Missionären. Es lag in ihrem Interesse, dem Güterschacher der letzteren Einhalt zu thun und ihnen das Monopol des Grundbesitzes zu entreißen. Sie erhoben laute Beschwerde, das scandalöse Treiben der Missionäre wurde vor dem Parlament enthüllt und die Regierung sah sich veranlaßt, die Colonie sogleich unter englische Verwaltung zu stellen und den Missionären Grund und Boden wieder abzunehmen, wenn sie nicht beweisen konnten, daß sie denselben um einen entsprechenden Werth erworben hatten. Wer also hunderte und tausende von Morgen Landes um ein Paar Aexte betrügerisch von vielleicht nicht einmal dazu berechtigten Wilden erkauft hatte, mußte sie jetzt wieder hergeben. Die Missionäre hatten die Wilden mit Pulver und Blei versehen, daß sie sich untereinander selbst ausrotteten. Sie sammelten die bekehrten Wilden nicht in Missionen um sich her, sondern trieben sie aus und verkauften den Grund und Boden um hohen Preis an die weißen Colonisten. Die Eingebornen, die sich zu ihnen hielten, sind allgemein bekannt als entartet und entsittlicht, und Edelmuth findet man nur noch bei den heidnischen Maoris. Die von der Regierung gemaßregelten Missionäre haben sich keineswegs gebessert. Treiben sie nicht mehr so viel Wucher wie vorher, so zanken sie sich desto mehr, namentlich Hochkirchliche und Methodisten.

Wenig besser steht es mit den Missionen auf Tahiti und den Sandwichsinseln. Hier haben die englischen Missionäre ihre scheinheilige Tyrannei, welche den Namen des Christenthums nicht verdient, nur unter den blutigsten Greueln eingeführt. Die Könige, welchen sie Schießwaffen verschafften, rotteten den größten Theil der Eingebornen, welche sich nicht unbedingt fügten, mit Mord und Brand aus, gehetzt von den Missionären. Der Rest der Einwohner mußte sich nun in Todesangst die puritanische Heuchelei angewöhnen, der alten kindlichen Fröhlichkeit entsagen und Manieren annehmen, wie einst unter Cromwells blutiger Herrschaft. Die Missionäre hatten aber auch nöthig, das arme Volk zu willenlosen Sclaven zu machen, weil sie allen Handel an sich reißen wollten. So auf Tahiti. „Vom Jahre 1830 haben wir das Zeugniß eines wegen der Entschiedenheit seiner religiösen Ueberzeugung wohl bekannten Mannes, des früheren Capitäns, späteren Lords Waldegrave. ‚Die Missionäre,' berichtet er nach vieler persönlicher Beobachtung, ‚sind Alle mit Handel beschäftigt, was, wie ich fürchte, ihrer Nützlichkeit Eintrag thut. Gegenwärtig haben sie das Monopol des Rindviehhandels, so daß die Schiffe beinahe ganz von ihnen

mit frischem Fleisch versehen werden. Wie es scheint, handeln sie auch mit Cocosnußöl und Arroroot.' Von ihren Bekehrten gesteht dieser eifrige Protestant vorsichtig: ‚Das Evangelium scheint nicht in Vielen tiefe Wurzeln gefaßt zu haben.'" Alle Reisenden in der Südsee, Kotzebue, Beechey rc. haben das mißhandelte Volk bedauert und waren empört gegen die Missionäre. Diese Zeugnisse werden durch die Ruhmredigkeiten eines Williams nicht entkräftet. „Und nun beansprucht das wohlbekannte Werk des Geistlichen John Williams, von dem im Jahre 1841 die fünfunddreißigste Auflage erschien, unsere Aufmerksamkeit. Williams verlor auf einer der Inseln des stillen Oceans sein Leben und wird von seinen Bewunderern für einen Martyrer gehalten. Sein Zeugniß verdient in mehrfacher Beziehung besondere Erwägung. Wir haben bereits von ihm erfahren, daß die Form des Christenthums, die er lehrte, auf keiner der Inseln, ‚ohne Krieg' eingeführt wurde. Nächstdem gibt er zu, daß die Polygamie von den Missionären gebilligt wurde, selbst während sie zu ihrer Unterdrückung Gesetze gaben. Sie hatten ihre polygamistischen ‚Bekehrten' ermahnt, sich eine ihrer Frauen auszuwählen, um mit ihr förmlich durch einen religiösen Act verbunden zu werden. Dem Gebot wurde scheinbar gehorcht; wenn aber die Eingeborenen zu einer späteren Zeit ihre erste Wahl bereuten, indem sie, wie Williams berichtet, mit Nachdruck behaupteten, wenn sie ‚gewußt hätten, daß die Wahl eine dauernde bleiben solle, so würden sie eine andere getroffen haben' — so wurde ihnen ruhig erlaubt, noch einmal zu wählen — eine Bewilligung, die freilich ihre Vorstellung von der Heiligkeit der christlichen Ehe etwas verdunkeln mußte. Von dem wirklichen Charakter der sogenannten Bekehrten gibt Williams gegen Ende seiner Laufbahn ein richtiges Urtheil ab, das aber mit seinen früheren Mittheilungen nur sehr wenig übereinstimmt. So hatte er Rarotonga wenigstens zwanzig Mal als eine Art von Paradies und seine Bewohner als Muster von Christen beschrieben; dennoch gesteht er in seinem Buch, daß ‚da eine ungeheure Masse von Denen, welche sich zum Christenthum bekannten, blos durch das Beispiel Anderer dazu bewogen worden war, die gewaltige, durch die Versetzung in einen ganz neuen Gesellschaftszustand herbeigeführte Aufregung sogleich einer anderen wich, als sie zu den Gewohnheiten zurückkehrten, in denen sie von Kindheit an erzogen worden waren.' Es ist wahr, daß Williams, wie Capitän Cook, von den Eingeborenen getödtet worden ist, und man kann nicht umhin, sein elendes Ende zu bemitleiden, wenn wir hören, daß er nicht nur in der Blüthe seines Lebens erschlagen, sondern daß auch ‚sein Leib geröstet und verzehrt wurde.' Dennoch wird die Geschichte, während sie sein trauriges Schicksal beklagt, niemals seinen Anspruch auf den Titel eines ‚Martyrers' zugestehen. Wenn dieser unglückliche Mann durch seine oder seiner Kinder Handlungsweise die gerechte Wiedervergeltung von Menschen hervorrief, welche sie schwer beleidigt und ausgeplündert hatten, so kann die schreckliche Strafe wohl Schmerz und Bedauern, aber nichts weiter hervorrufen." Williams trieb Handel und speculirte in's Große. Commodore Wilkes erzählt, wie Williams seinen Sohn in der Mechanik habe unterrichten und Schiffe bauen lassen, die er für den Handel benützen wollte. „Und Walpole wirft noch mehr Licht auf diese düstere Geschichte, wenn er uns sagt: ‚Der Sohn eines Missionärs zu Tahiti rüstete ein Brigg aus, bewaffnete sie und machte, unterstützt von einer Anzahl Eingeborener von Borabora, einen Einfall auf einer der Figie-Inseln, trieb das Volk in die Berge, fällte all ihr Sandelholz, braunte ihre Dörfer nieder und machte sich davon.' Ob dieser Mann, der, wie beigefügt wird, ‚nun eine sehr bedeutende Stellung in Tahiti einnimmt,' der Sohn von Williams war, ist nicht bestimmt angegeben; doch wir haben gerade genug gehört, um uns das tragische Schicksal des vereinzelten ‚Martyrers' der protestantischen Missionen erklären zu können."

Die englische Prüderie, die furchtbare Strenge, mit welcher auf den äußern Schein gehalten, der einfältige Naturmensch zum Anhören von Controverspredigten, die er nicht versteht, verurtheilt und jedes, auch das unschuldigste Vergnügen verboten wird, kann natürlich zu nichts anderem führen als zu Heuchelei. Deßhalb sahen wir, wie die Eingebornen auf Tahiti, als die Franzosen dort landeten und dem Terrorismus der englischen Missionäre entgegentraten, schnell in die ganze alte Lustigkeit zurückfielen und sich von der langen Qual durch tolle Lüderlichkeit erholten.

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 14. 17. Februar 1864.

Missionswesen.

Die christlichen Missionen. Ihre Sendboten, ihre Methode und ihre Erfolge. Von T. W. M. Marshall. Drei Bände, Mainz, Kirchheim, 1863.

(Schluß.)

Das Werk geht zu den Missionen in Afrika und in den muhamedanischen Ländern des westlichen Asien über. Hier sind die Erfolge außerordentlich gering geblieben. Es ist nicht möglich gewesen, durch die Bekehrungsversuche die schwarze Negerrace auf eine höhere Stufe zu erheben. Hier haben wohl edle und opferfreudige Missionäre gewirkt, aber verhältnißmäßig keine Erfolge erlangt. Wie viele Stationen mußten wieder verlassen werden, weil Klima oder Barbarei die Sendboten vertrieb. Andererseits beschuldigt der Verfasser die englischen Missionäre im Kapland, auch hier intrigirt zu haben wie überall, insbesondere im Kaffernkriege, wo sie beschuldigt werden, die Kaffern selbst gegen die Regierung aufgehetzt zu haben.

Am schwierigsten ist die Aufgabe unter den alten Christen des Orients und unter den Muhamedanern Proselyten zu machen. Die Christen in Abyssinien, Syrien und dem ganzen türkischen Reiche gehören zu den verderbtesten Menschenracen, die es Gott gefällt, auf der schönen Erde zu dulden. Ihnen gegenüber sind die Muhamedaner, die freien Araberstämme und die Türken ehrenwerthe, zuverlässige und ritterliche Naturen. Als Erben aller Laster des byzantinischen Reichs erscheinen die orientalischen Christen den edlen Türken heute noch so verächtlich, wie zur Zeit der Eroberung, und sind es wirklich. Einem Türken traut jedermann auf's Wort, einem Griechen niemand. Es gibt Ausnahmen, aber sie sind selten. Allerdings sind die wenigen lateinischen Christen im Orient nicht so verdorben, wie die griechischen, doch dürfte auch das Lob, welches der Verfasser den Maroniten spendet, einige Einschränkung erleiden. Was nun bei den verdorbnen und durch und durch verschmitzten Griechen die Missionäre der verschiedenen protestantischen Secten mit ihren Schulvorurtheilen und mit ihrem Schulfanatismus ausrichten sollen, dazu kann man nur die Achseln zucken. Der berühmte Missionär Wolf ist aufrichtig genug gewesen, desfalls die volle Wahrheit zu sagen, die er aus langjähriger Erfahrung kannte. Im Journal der amerikanisch-orientalischen Societät II, 237 lesen wir: „K. sitzt auf ihrem stolzen Pony, Mrs. T. reitet das schlanke, schmal-, aber tiefbrüstige Bergpferd, Mr. T. hat die stampfende Saba und ich sitze hoch oben auf dem mückenhaschenden Mahjub. Dies ist nicht, wie man glauben könnte, ein lustiger Bericht über eine Pic-nic-Partie, welche irgend eine syrische Aspasia an einen gleichempfindenden Freund richtete, sondern die officielle Erzählung ‚einer Missionsreise', ausgezogen ‚aus Notizen über eine Reise im Libanon, von einem Missionär des amerikanischen Bureau in Syrien', der feierlich in der amerikanisch-orientalischen Gesellschaft vorgelesen wurde." So muß man in Syrien bekehren wollen.

Die Einmischung der englischen und nordamerikanischen Missionäre im Orient hat nicht die geringste Frucht für das Reich Gottes auf Erden getragen, sondern nur störend und schädlich gewirkt. Das Hauptübel ist hier, daß sie die Trennung zwischen der orientalischen und occidentalischen Kirche auf's eifrigste betreiben, und die Muhamedaner mit noch viel mehr Spaltungen in der christlichen Kirche bekannt machen. Sie zeigen den Muhamedanern das Christenthum nicht als ein Paradies des Friedens, in dem Engel und Selige einander glücklich zu machen suchen, sondern als eine Hölle, in der wüthende Geister gegen einander toben und einander

zu verschlingen trachten. Sodann sind die englischen Missionäre den Orientalen immer als Spione der englischen Regierung verdächtig und können schon deshalb keine Sympathien finden. Endlich aber sind sie den ältern Christen offenbar zum Schaden gekommen. Viele Jahrhunderte hindurch wohnten die christlichen Nestorianer ungekränkt unter den Kurden. Erst als englische Missionäre zu ihnen kamen, um sie zur englischen Kirche zu bekehren, geriethen die Kurden in nicht ungerechte Besorgniß, wollten um jeden Preis die fremden politischen, gefährlichen Wühler aus ihrer Nähe fortschaffen und fielen jetzt erst in Wuth über die armen Nestorianer her.

Das Nächste wäre wohl, die morgenländische Kirche mit der römischen wieder zu vereinigen, allein schon vor vielen Jahrhunderten, schon zu den Zeiten des Photius erwies sich Klerus und Volk in der orientalischen Kirche schon viel zu sehr demoralisirt, als daß sie den Adel des abendländischen Geistes hätten begreifen und sich aneignen können. Wenn die protestantischen, hauptsächlich englischen und amerikanischen Missionäre auch aus Haß gegen die katholische Kirche derselben im Orient entgegenwirken, und wenn auch Rußland seine ganze gewaltige Macht dafür einsetzt, daß die griechische Kirche von der römischen getrennt bleibe, so ist doch das Wirken obgenannter Missionäre im Orient gleich Null zu achten und selbst Rußland würde der moralischen Macht einer unabhängigen und geisterfüllten Kirche nicht widerstehen können, wenn die letztere nur bei den Nachkommen der jämmerlichen Byzantiner zu ermöglichen wäre.

Der Verfasser macht der russischen Politik Vorwürfe, daß sie dem Christenthum keine bessern Dienste leiste, daß sie die Kirche gänzlich zur Magd des Staates mache, daß sie in der heiligen Synode einen Adjutanten den Vorsitz führen und keinerlei Geist und Klerus aufkommen lasse, und endlich, daß sie aus ihren weiten Grenzen keine Sendboten unter die benachbarten Heiden schicke. Aber dieser Vorwurf ist nicht ganz gerecht, weil er auf Voraussetzungen beruht, die nicht zutreffen. Er setzt nämlich voraus, die russische Politik könne derjenigen der Frankenkönige und deutschen Kaiser gleichkommen und Slaven könnten überhaupt welthistorische Werke aufrichten, wie Germanen und Romanen. Das können sie eben nicht. Die Barbarei ist dort nicht etwa ein Jugendalter, welches mit der Reife der Jahre überwunden werden kann, sondern der Nationalcharakter, der Racentypus, der sich immer gleich bleibt, und der sich durch keine glänzende Uniform, durch keine Glacehandschuhe und Pomade verwischen läßt.

Ueberdies ist das russische Christenthum, wenn es auch die Geister nicht zu höherer Thätigkeit weckt, doch immer Christenthum. Was es die Gläubigen lehrt, ist eine gute Lehre. Barbarische Völkerstämme sind dadurch, so viel es möglich war, veredelt, wenigstens ihre roheste Wildheit gezähmt worden. Es war ein Segen für sie. Wir können diese ursprünglichen Barbaren daher auch nicht verwechseln mit den byzantinischen Christen, bei denen sich mit der ältern classischen Civilisation auch die ganze antike Corruption fortgeerbt hat. Aber beide, jene slavischen Barbaren und diese griechischen Schelme, sollten sie denn durch Missionäre gebessert werden können? gebessert, wenn man sie mit der protestantischen Theologie Deutschlands, Englands, Scandinaviens und Amerikas bekannt macht? Mit der Theologie, welche in Deutschland nahe daran ist, ihren Stoff und sich selbst zu verzehren und nur eine gottfeindliche Philosophie übrig zu lassen, und welche in den andern Ländern eben so selbstmörderisch ihren natürlichen Mittelpunkt flieht und sich in Sekten ausbreitet, die unter sich immer uneiniger geworden, immer zahlreicher sich zerspaltend, bereits immer näher an Muhamedanismus und Heidenthum angrenzen, wie z. B. die Mormonen.

Die Mission unter den Heiden hat häufig den Schein eines verzweiflungsvollen Versuchs der Protestanten, in noch indifferenten Heidenländern wieder Christen zu machen, nachdem im alten Europa keiner mehr gefunden, oder wenigstens (die Katholiken) von ihnen nicht anerkannt werden.

Wenn auch Herr Marshall in seinem Werke übertreibt und hin und wieder die Redlichkeit und Opferwilligkeit so vieler protestantischer Missionäre, namentlich deutscher, nicht genug anerkennt, so hat er doch in der Hauptsache Recht, der Hochmuth und die weltlichen Nebenzwecke der englischen Missionäre, sowie der Sektenfanatismus der nordamerikanischen hemmen die Mission statt sie zu fördern, und im germanischen Centrum, grade im Heiligthum der protestantischen Theologie Deutschlands, sitzt des Teufels Großmutter wie daheim und wärmt sich behaglich in ihrem weichgepolsterten Neste.

Zwar versucht in jüngster Zeit Herr Renan, die französischen Katholiken mit derselben Erleuchtung zu beglücken, deren wir Gebildete in Deutschland uns schon lange zu erfreuen haben. Doch tritt der Unglaube in Frankreich immer von außen her als Feind Christi auf, er versteckt sich nicht arglistig in das Lager Christi selbst und gibt nicht das heilloseste Antichristenthum für das wahre und einzig echte Christenthum aus wie in Deutschland, wo es vor wenigen Jahrzehnten auf einer ganzen Reihe von Universitäten in der theologischen Facultät

Sitte war, grade die geschworensten Feinde Christi, die unverschämtesten Verhöhner des Evangeliums, die renommirtesten Rationalisten und Hegelianer zu Doctoren der Theologie zu ernennen. Alles auf gesetzlichem Wege, unter den Auspicien loyaler Cultministerien, zur Allerhöchsten Zufriedenheit und unter rauschendem Beifall der Bureaukratie.

Im dritten Bande handelt der Verfasser von den Missionen in Amerika. Ganz Süd- und Mittelamerika wurden von den Spaniern, nur Brasilien von den Portugiesen erobert. Die ersten Eroberer waren habgierige Soldaten und Kaufleute, welche unter den fast wehrlosen Ureinwohnern ganz ebenso unmenschlich wütheten, als es später und aus gleichen Gründen, Holländer und Engländer gethan haben. Dennoch gelang es nach dem Vorgange des edlen Bischofs Lascasas dem katholischen Klerus und vorzugsweise den Mönchsorden, Zucht und Ordnung durch Gottesfurcht in den spanischen Colonien herzustellen und die Wunden zu heilen, die man dem unglücklichen Volke der Indianer geschlagen hatte. Nie hat die Humanität einen schönern Sieg erfochten. Die Indianer sammelten sich überall, wo die frommen Mönche hindrangen, um ihre einfachen Hütten, nahmen von ihnen das Evangelium an und bildeten um sie her ackerbauende, friedliche, ja man darf sagen paradiesische Gemeinden. Selbst der ungläubige Humboldt, welcher im letzten Jahrzehent des vorigen Jahrhunderts noch Gelegenheit hatte, von dem segensreichen Wirken der Missionäre in Südamerika Kenntniß zu nehmen, spricht seine Bewunderung für sie aus und zollt ihren Anstalten für die Civilisirung und den Wohlstand der Indianer das unbedingteste Lob. Frieden und Glück der Indianer wurden erst wieder zerstört, als die unsinnige Verbindung der Häuser Habsburg und Bourbon zur Schwächung und Schändung der Kirche zuerst die Missionen des Jesuitenordens aufhob, und später, sobald sich im Anfang unseres Jahrhunderts die spanischen Colonien vom Mutterlande losrissen, der Revolutionsschwindel auch vollends alle andern Missionen vernichtete. Gehetzt durch Engländer und Nordamerikaner, haben die Revolutionslenker in den südamerikanischen Republiken sich blind in den modernen Unglauben Europas gestürzt, der alten Kirche gegenüber Maurerlogen erbaut und die Classe, welche lesen kann, durch massenhafte Verbreitung der Werke von Voltaire und der gott- und sittenlosesten Literatur Europas mit ihrem Freiheitswahnsinn angesteckt. Daher sind auch die ihrer gewissenhaften Hirten beraubten Indianergemeinden mannigfach vom schlechten Modegeist der Städte inficirt worden und die Corruption hat schrecklich überhand genommen. Fast überall ist der Klerus seiner Güter beraubt, mißhandelt und verfolgt worden. Napoleon III., fast der einzige Monarch in Europa, der productive Ideen hat, wollte die Zwietracht in Nordamerika benutzen, um die romanische Race in Mittel- und Südamerika endlich wieder aus dieser Corruption herauszureißen. Gewiß ein edler und ein wahrhaft welthistorischer Gedanke, der aber natürlicherweise nur das allgemeine Schicksal richtiger und großer Gedanken haben konnte, nämlich verkannt, verleumdet und verspottet zu werden.

Was in jenen unglücklichen Republiken, in denen seit mehr als fünfzig Jahren der Bürgerkrieg wüthet, noch Gutes übrig ist, hängt alles an der Kirche und ist der noch fortwirkende Segen der ehemaligen Missionen. In dieser Beziehung hat der Verfasser des vorliegenden Werkes vollständig Recht. Nur hätte er, anstatt die geringe Wirksamkeit der protestantischen Mission mit einer unermüdlichen Schadenfreude zu kritisiren, die Ursachen in's Auge fassen sollen, aus welchen in den katholischen Ländern selbst die Kirche und die Frömmigkeit so sehr verfielen. Alle Gottesleugner unter den Protestanten Englands und Deutschlands wiegen den einzigen Katholiken Voltaire nicht auf und alle Greuel, wozu es die Gottlosigkeit in protestantischen Gebieten gebracht hat, erreichen noch lange nicht die der Revolution im katholischen Frankreich.

In Nordamerika sind die katholischen Colonien der Franzosen schon, als sie noch wenig bevölkert waren, in die Gewalt der protestantischen Engländer und Angloamerikaner gerathen. Die letztern haben es zwar an Missionen unter den heidnischen Indianern nicht fehlen lassen, allein der Yankee ging doch immer lieber darauf aus, die menschlichen Rothhäute wie die Pelzthiere auszurotten, als zu bekehren, und wollte sich nur ihren Grund und Boden ausschließlich aneignen. Zudem zersplitterte sich die christliche Kirche in Nordamerika in hunderterlei Neben- und Afterkirchen und wenn die eine ihren Missionär unter die Wilden schickte, mußte er mit den Missionären der andern concurriren, wie ein Handelsreisender mit denen einer andern Firma. Jeder verlästert den anderen, jeder schändet den Christus des andern: „Ein indianischer Sachem bemerkt: ‚Wenn es nur eine Religion gibt, warum streiten sich die Meisten so viel darüber?' und ein Anderer mit einem Gefühle von Superiorität, das er nicht zu verheimlichen suchte, ausrief: ‚Wenn ich im Sinne haben sollte, Christ zu werden, könnte ich nicht sagen, welcher Religion ich angehören wollte.' Ein Dritter entfaltete eine noch schärfere Ironie, als er die Lehre, welche ihm ein pro-

testantischer Missionär nur allzu gut eingeprägt hatte, gegen denselben anwandte und sich positiv weigerte, Protestant zu werden, auf den protestantischen Grund hin, daß ‚ein Jeder seine Kanoe seinen eigenen Weg rudern solle.' Endlich versicherte ein Vierter, der Häuptling des Cre-Volkes, nachdem er die Mannigfaltigkeit der seinem Stamme vorgeschlagenen Lehre erwähnt, vor Kurzem Herrn Kane, ‚da er nicht wisse, welches die rechte sey, meine er, sie sollten ein Concil unter sich zusammenberufen und dann wolle er mit ihnen allen gehen; aber er wolle warten, bis sie einig seyen.'"

Wenn man erwägt, zu welchen Corruptionen die Freiheit in Nordamerika geführt hat, wie die Wahlen vom bezahlten Pöbel beherrscht, die öffentlichen Aemter und Kassen einer Diebsbande preisgegeben werden, wie Humbug dort statt Christus regiert, wie die Mormonen ganz offen die Vielweiberei des Islam treiben rc., muß man fragen, was eigentlich gewonnen wird, wenn sich noch Missionen bemühen, aus bisherigen Nichtchristen solche Christen zu machen?

3) Die Papst-Fabeln des Mittelalters. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte v. J. J. J. von Döllinger. München, lit. art. Anstalt, 1863.

Herr von Döllinger verspricht dem Publikum eine umfassende Geschichte der Päpste, welche gewiß von hohem Interesse seyn wird, und theilt als eine kleine Probe daraus hier eine Blumenlese der Märchen mit, die sich in die wirkliche Geschichte der Päpste eingeschlichen haben. Wir möchten sie nämlich lieber Märchen als Fabeln nennen.

Gleich in der ersten Abhandlung über die berüchtigte Päpstin Johanna bewährt der Verfasser seine staunenswürdige Belesenheit und seinen natürlichen Scharfsinn, indem er die geistvolle Erklärung von Blasco, Henke und Gfrörer als eine doch nur künstliche und unzutreffende nachweist und die Entstehung des Märchens auf eine viel einfachere und wohl jedermann befriedigende Weise erklärt. Vor allen Dingen beweist er, die erste Spur des Märchens finde sich in der Zeit Bonifacius VIII. bei Dominicanern und Minoriten, denen dieser Papst nicht wohlwollte. Sodann erklärt er die weitere Ausbildung des Märchens aus römischen Oertlichkeiten. Da gab es eine, jetzt längst verschwundene altheidnische Statue in langem weiblichen Gewande und mit einem kleinen Kinde. Das sollte die angebliche Päpstin vorstellen. Ferner gab es eine Straße, welche die päpstliche Procession regelmäßig zu durchschreiten vermied, blos weil sie allzueng war. Da hieß es nun, das sey die Straße, in der die angebliche Päpstin während einer Procession eines Kindes genesen sey. Aus einer alten Inschrift, auf welcher Pater patrum der Titel der Mitraspriester und noch drei P vorkamen, machte man boshafterweise die Inschrift Papa Pater Patrum papissae pandito partum, die auch noch anders variirt wurde. Endlich erklärt der Verfasser die Beziehungen auf Mainz, England und Athen, die in dem Märchen vorkommen, auf ebenso einfache Art und widerlegt die zuletzt noch von Gfrörer auf's sinnvollste ausgeführte Hypothese durch den Nachweis, daß das Märchen von der Päpstin erst viel später verbreitet und weiter ausgesponnen worden ist, als zu der frühen Zeit, in der es eine satirische Anwendung auf Pseudo-Isidor hätte finden können.

Das zweite Papstmärchen betrifft den angeblichen Papst Cyriacus, welcher nach der berühmten Legende der h. Ursula sein Amt in Rom niedergelegt haben soll, um den eilftausend Jungfrauen zu folgen. Das Märchen sollte dazu dienen, die Resignation Cölestins V. zu rechtfertigen.

Das Märchen vom Papst Marcellinus, welcher den heidnischen Göttern geopfert haben, aber durch eine Synode gerechtfertigt seyn soll, diente nur zur Erhärtung des Satzes, daß der Papst keinen Richter über sich habe.

Das vierte Märchen handelt vom Papst Silvester, welcher angeblich Constantin den Großen durch die Taufe vom Aussatz geheilt haben soll. Das fünfte sodann von der berühmten Constantinischen Schenkung, welche der Verfasser in einer langen gelehrten Untersuchung als nichtig und blos zu leichterkennbaren Zwecken ersonnen bezeichnet.

Die noch übrigen vier Papstmärchen von Liberius und Felix, von Anastasius II. und Honorius I., von Gregorius II. und Leo dem Isaurier und von Silvester II., welche von weniger Erheblichkeit sind, möge man im Buche selber nachlesen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 15. 20. Februar 1864.

Neuere Geschichte.

Wie ward der letzte Orientalische Krieg herbeigeführt? Eine historische Untersuchung. Leipzig, Hinrich, 1863.

Der ungenannte Verfasser will diese Flugschrift schon unmittelbar nach dem Krimkriege im Sommer 1856 geschrieben, den Druck aber zurückgehalten haben. Warum, sagt er nicht. Es läßt sich jedoch leicht erklären. Er hält sich nämlich ziemlich feindselig gegen Frankreich, die rasche Annäherung Rußlands an Frankreich aber nach dem Kriege verbot ihm, ein Schriftstück drucken zu lassen, das zur russischen Politik nicht mehr paßte. Der Verfasser gehört nämlich zu den Publicisten, welche, wie der Verfasser der Denkschrift von 1834 und der Pentarchie 1839 unbedingt das Lob Rußlands singt. Im gegenwärtigen Augenblick besteht das intime Verhältniß zwischen Rußland und Frankreich nicht mehr, also kann der Verfasser jetzt sagen, was er vor acht Jahren nicht sagen durfte, und er deutet in der Vorrede an, daß er mit seiner Vertheidigung der russischen Politik im Jahre 1853 indirect auch die heutige vertheidigen will.

Der Hauptsatz, den er zu beweisen sucht, ist der, daß Rußland an dem Krimkriege vollkommen unschuldig war, daß es nur durch die von den Westmächten aufgehetzten Türken ganz gegen seinen Willen zum Kriege gezwungen worden sey, wie es, beiläufig gesagt, früher auch zur Theilung Polens nur gezwungen worden sey. Das letztere wagt er in der That auf Seite 140 zu behaupten. Was den Krimkrieg betrifft, so wirft er alle Schuld auf die Westmächte, in zweiter Linie auf Oesterreich, in dritter auf die liberale Presse, die unausgesetzt Rußland verleumdet habe. Ueberall habe man gesagt, Rußland sey schon zu mächtig, es störe durch sein Uebergewicht das europäische Gleichgewicht, es bedrohe Europa durch seine Eroberungssucht und durch sein die Völkerfreiheit unterdrückendes System. Aber das sey alles nur Verleumdung gewesen. Rußland soll Europa bedrohen? „Ist das ein Grund und nicht vielmehr eine Einbildung? und darauf hin einen allgemeinen Krieg zu unternehmen wäre eine wahre Monstrosität! Rußland ist ein Staat, stark in der Defensive, weil es dabei auf Vaterlandsliebe, Festigkeit und Ausdauer ankommt; schwach in der Offensive, weil diese geistige Ueberlegenheit und expansive Leidenschaften beim Volke voraussetzt, die nicht vorhanden; kein Volk fühlt weniger den Drang in sich, sich auszubreiten, andere zu bekehren und sich zu unterwerfen."

Man müßte über eine solche Aeußerung erstaunen, wenn man überhaupt noch über etwas erstaunen könnte, was aus der Feder eines russischen Publicisten fließt. Rußland hat mehr erobert, als alle andern europäischen Nationen zusammen genommen. Es hat, seitdem es das tatarische Joch abgeworfen, unaufhörlich erobert, die tatarischen Reiche, Bessarabien und die Krim, den Kaukasus, Transkaukasien und den Norden von Armenien, eine Menge Weideländer der Kalmucken, Kirgisen und Baschkiren, das ganze unermeßliche Sibirien mit Kamtschatka, dem Amurlande und der Norwestecke des amerikanischen Festlandes, die deutschen Ostseeprovinzen, Finnland und das ganze altpolnische Reich mit Lithauen, mit einziger Ausnahme der geringen polnischen Gebiete, die jetzt noch zu Oesterreich und Preußen gehören. Und dieser russische Staat sollte kein erobernder seyn? In Rußland sollte kein Drang vorwalten, sich auszubreiten und Andere zu unterwerfen? Nicht einmal das alte Rom hat so viel erobert, als Rußland.

Daß die Eroberung der Türkei Zweck des Kaiser Nicolaus war, hat er selbst in seiner berühmten Unter-

redung mit Lord Seymour ausgesprochen und in hundertfachen Echo widerhallten es die Petersburger Zeitungen von 1853. Wir heben hier nur eine Stelle aus, welche damals der Presse des europäischen Westens in einer Petersburger Hymne, dergleichen uns noch viele vorliegen, entgegen geschleudert wurde. „Der Zeitungen freches, lügenhaftes Winseln (wörtlich) wird verstummen im Donner der Siege. Wir, Rußlands Söhne, wollen den lasterhaften (poroсаnüj — heißt auch entehrt, geschändet) Söhnen des Westens beweisen, wie denkwürdig uns der heilige Name Byzanz, und wie er uns testamentarisch vorbehalten (verbrieft) ist. Die furchtbare Faust Rußlands wird die Feinde zu Boden werfen, und von Nicolaus wieder aufgepflanzt, wird das heilige Kreuz leuchten über dem byzantinischen Lande und durch seinen Heiligenschein die wankenden Throne der Fürsten befestigen. —“

Die Eroberung der Türkei war längst das Ziel der russischen Politik. Schon Katharina II. hatte an das Thor von Cherson schreiben lassen: Weg nach Constantinopel! und sie hatte ihren zweiten Enkel Constantin genannt, um ihm Constantinopel als Secundogenitur zu geben. Das Jahr 1853 war bedeutungsvoll, weil 1453 Constantinopel von den Türken erobert worden war. Eine Prophezeihung ging durch ganz Rußland, die Türken würden in diesem Jahr vertrieben werden. Kaiser Nicolaus war ein Herrscher voll Energie und, man kann nicht leugnen, von großen Gedanken. Ein großer Gedanke war es gewiß, in seinem weit ausgedehnten Reiche der Einheit der Czaarengewalt auch die kirchliche und sprachliche Einheit hinzuzufügen. Ob es natürlich war und ob er nicht gute Rechte damit verletzte, war eine andere Frage. Aber groß mußte der Herrscher seyn, der seiner Gewalt soviel vertraute, um bei allen seinem Scepter unterworfenen Nationen die russische Uniform, Sprache und Confession durchzusetzen. Es ist allgemein bekannt, wie schonungslos er gegen die Unirten und Katholiken in Polen, gegen die Lutheraner in Livland und selbst gegen die Juden verfuhr. Und ein so gewaltiger Herrscher sollte nicht daran gedacht haben, seinen starken Arm nach Constantinopel auszustrecken? Wenn man sich auf seinen Standpunkt versetzt und in seinen kräftigen Charakter hineindenkt, muß man sagen, keine Aufgabe war seiner würdiger und für ihn natürlicher, als die Eroberung von Constantinopel.

Aber gegen alle diese thatsächlichen Wahrheiten verhält sich der Verfasser unserer Flugschrift blind und taub. Wenn wir ihm glauben wollten, wäre Kaiser Nicolaus der friedliebendste Mann von der Welt gewesen, der nie ein Wasser getrübt hätte. Nur wider seinen Willen, nur durch die bösen Westmächte sey er in den Krimkrieg hinein gezerrt worden. Das berüchtigte Testament Peters des Großen, welches die russische Eroberungspolitik proklamirte, sey nur die hämische Erfindung eines Polen gewesen, um Rußland zu verleumden. Auch das brutale Auftreten des Fürsten Menzikof im Divan sey nur Verleumdung, sey ihm nur angedichtet worden. „Beim Sultan erschien Menzikof immer in Uniform; zur Pforte begaben sich die auswärtigen Minister nach dem Brauch in Civilkleidung; und da es grade Winter war, so war der Paletot an seinem Platz.“ So wird uns hier auf Seite 27 erzählt. Aber Menzikof erschien im feierlich versammelten Divan mit der Reitpeitsche in der Hand und mit beschmutzten Stiefeln, so daß Fuad Pascha die geistreiche Bemerkung machte: Er will uns zeigen, daß Rußlands eherner Koloß thönerne Füße hat.

Die Enthüllungen der vorliegenden Schrift sind, wie man sieht, nicht von der Art, daß sie auf Glauben Anspruch machen können. Kaiser Nicolaus selbst, wenn er noch lebte, würde indignirt seyn über die schwache Rolle, die ihn der Verfasser spielen läßt.

Was der Verfasser über die Westmächte und Oesterreich sagt, ist ungerecht. Was auch die europäische Cabinetspolitik in andern Beziehungen gesündigt haben mag, ihr gemeinschaftliches Vorgehen gegen Rußland im Jahr 1854 war durchaus correct, den Umständen angemessen, gerecht und natürlich. Die Westmächte und Oesterreich mußten um jeden Preis die Einverleibung des türkischen Reichs in das russische verhindern, denn durch diesen neuen Anwachs der russischen Macht würde das Gleichgewicht von Europa zur Chimäre und alle bisher noch unabhängigen europäischen Staaten würden in kurzer Zeit die Vasallen Rußlands geworden seyn. Wie oft wurden nicht Oesterreich und Preußen, Schweden und Dänemark, die deutschen Mittelstaaten, Griechenland, Neapel und Sardinien von russischen Publicisten schon als solche Vasallen behandelt. Und wie oft werden wir auch künftig noch dieselbe stolze Sprache hören müssen, wenn sich Rußland seinen innern Wirren entreißt und wieder erstarkt!

Biographie.

Johann Major, der Wittenberger Poet. Ein Beitrag zur Geschichte der protestantischen Theologie und des Humanismus im XVI. Jahrhundert von Lic. G. Frank. Halle, C. E. M. Pfeffer, 1863.

Aus dieser kleinen, nur 47 Seiten zählenden Schrift fällt doch ein helles und scharfes Licht in die trostlosen Glaubenskämpfe in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Major war ein treuer Anhänger Melanchthons und kämpfte für denselben gegen dessen Gegner, namentlich gegen Flacius, in lateinischen Satiren. Kaum ist jemals ein theologischer Zank bissiger und liebloser geführt worden. Die Reformation schien nur Haß geboren und alle Teufel losgelassen zu haben. Während die protestantischen Fürsten kein Gebot Gottes und keiner Menschen gute Sitte mehr achteten, das Haupt dieser Fürsten, der sächsische Kurfürst, Vater und Sohn, fast nie aus viehischer Besoffenheit erwachten, der Brandenburger in Wollust schwelgte, der Hesse Vater zwei Weiber nahm und die armen Reformatoren zwang, seine Schandehe einzusegnen, der Hesse Sohn an den Erbfeind sich verkaufte rc.; während die Juristen Stände und Volk um die letzte Freiheit betrogen und den altrömischen Despotismus einführten, dabei in den crassesten Aberglauben versunken und in dämonischer Mordgier lechzend nach der Carolina gräßlichen Vorschrift die unglücklichen Deutschen zu vielen Tausenden jährlich foltern und in gräßlicher Mannigfaltigkeit hinrichten, die unschuldigen Weiber zu vielen Tausenden als angebliche Hexen lebendig verbrennen ließen; während alledem lagen sich die Theologen, die erstgebornen Söhne Luthers, die das Wort Gottes allein gepachtet zu haben meinten, einander wüthend in den Haaren und verfolgten einander bis zum Tod auf dem Schafott. Denn indem jede Partei das Wort Gottes anders auslegte, bettelte sie, um den Sieg zu behaupten, um die Gunst der Fürsten und ihrer abgefeimten Juristen und verschaffte sich dadurch die Mittel, ihre theologischen Gegner peinlich anzuklagen, in's Gefängniß, in die Marterkammer und endlich auf's Blutgerüst zu bringen.

Natürlicherweise triumphirte die äußerste Einseitigkeit hier bei den Lutheranern, dort bei den Calvinisten. Hier fiel das Haupt des edlen Crell unter dem lutherischen Eisen, dort wurde Servet auf dem calvinischen Holzstoße verbrannt. Das schlimmste Loos traf dabei die Gemäßigten und Liebevollen, die gern zwischen den Extremen vermittelt hätten. Melanchthon war glücklich genug, die große Verfolgung seiner Anhänger nicht mehr zu erleben. Major aber wurde in den Sturz der Melanchthon'schen Partei in Kursachsen mit hineingerissen und ins Gefängniß gesetzt. Man hatte das Volk so sehr fanatisirt, daß es ihm auf dem Wege zum Gefängniß mit Steinen warf und zu Boden riß. Ein zehnjähriges Mädchen warf ihm Koth in's Gesicht und schrie: O du calvinischer Schelm! Er kam zwar wieder los, starb aber nach wenigen Jahren als Privatmann in der Verbannung.

Seine lateinischen Gedichte sind eigenthümlich und wenn auch nicht gerade geschmackvoll, sondern im schlechten Renaissancestyl überkünstelt, doch ein treuer Spiegel jener verpesteten Sümpfe, welche damals den Namen protestantischer Universitäten führten. Der durchlaufende Faden seiner Gedichte ist die Wortspielerei mit Namen. Ein Gedicht ist seinem Lehrer Mathesius geweiht. „Dieses Gedicht führt den Vogel redend ein, welcher im Deutschen seinen Namen von der Kunst zu lehren hat (d. i. die Lerche), weil er die ihm anvertrauten Vögel mit Sanftmuth unterweist; von den Lateinern ist er, weil er beim Lächeln des Lenzes (Maio Ridente, Anspielung auf des Dichters Namen), sich in die Lüfte schwingt, die Tage des ewigen Frühlings begrüßt und dem Schöpfer ein Loblied singt, vom Lobe (a laude, also alauda) genannt worden. Er aber bittet, man möge ihm den vom weißen Adam mit dem Storche (storge) gemeinsam, wegen der ähnlichen Abzeichen der Pietät, ihm ertheilten Namen ‚Chassidda' — nicht de saeva casside, sondern aus der heiligen Sprache, also avis pia — wieder beilegen. Und sogleich beweist er seine Pietät gegen seine Lehrmeisterin, die Nachtigall (Philo Mela = Phil. Melanchthon), in gerührten Worten, woran nachfolgende Verse sich reihen:

Götter erhaltet die Vögel, die guten, die mit Gesängen
Herzen rühren, und Haß ernten statt Freundlichkeit ein.
Wildes Vögelgeschlecht hinweg mit der blutigen Kralle,
Kreischend verstöre mir nicht klügerer Vögel Gesang.
Gleichwie ein Vogel es thut, am Fittiche bläulich gesprenkelt,
Der auf des Fingers Wink pfleget zu wenden den Hals.
Weil er so wendet den Hals umdrehend, so haben die Finkler
Diesem dummen Geselln davon den Namen ertheilt.

Dieser ‚Wendehals' ist augenscheinlich Flacius, welcher von seinen Gegnern gelegentlich aufgeführt wird als ‚ein fremder, verächtlicher Wende.'"

In einem andern Gedicht von der Philomela feiert

er seinen großen Meister Melanchthon. „Der Dichter ergeht sich im Frühling sinnend am Elbgestade, da vernimmt sein Ohr die süßen Weisen der Nachtigall. Aber wie er nun dasteht, bewundernd die Schöne der Stimme

Sieh', da erhebt ein Gekreisch mit dem Schnabel ein häßlich Geflügel
Kreischend reizet zum Zorn mich die rumorende Schaar.
Feindlich bestürmt Philomelen ein hergelaufener Kukuk
Aberwitzig stößt flälhige Reden er aus.
Ihn zum Gefährten erwählt mit lärmender Stimme der Schreihahn
Welcher des ruhigen Schlafs nächtlicher Störenfried ist.

Auch der stinkende Wiedehopf (d. i. Wigand), die listige Amsel (Amsdorff, gleichsam Amseldorf), die wüthende Osyna, die an fischreichen Gestadten wohnt (d. i. Osiander, der Bischof von Samland) wenden sich zum Kampf. Der, welcher Hoffnung gab, zu stützen des Friedens Ruine (Sarcire ruinam, Anspielung auf Erasmus Sarcerius, früher melanchthonisch, später streng flacisch), fachte neuen Hader an, ebenso die bösliche Grille in des Landmanns rauchiger Grotte (Agricolae fumoso Grilius in antro d. i Agricola, von Luther Grickel genannt). Friedsam und frommen Herzens erträgt Philomela all' das Ungemach." Unter dem Kukuk obiger Verse und seinen flälhigen Reden (Flaccida verba) ist Flacius Illyricus gemeint, der sich in Wittenberg als Nachfolger Luthers gerirte, die sola fides auf's äußerste übertrieb und des gemäßigten Melanchthons Anhänger, die s. g. Philippisten, wie wahnsinnig verfolgte.

Gegen ihn ist auch ein Gedicht des Major die s. g. Vogelsynode, gerichtet: „Als der Schwan (d. i. Luther) am Ufer der Elbe seinen Lauf beschlossen hatte, gefiel es alsbald den sangeskundigen Vögein eine Versammlung zu halten, um die vacante Stelle nach dem Loos mit einem Meister zu besetzen, der die sangreichen Stimmen der Vögel zusammenordnen, Recht sprechen, Streit schlichten könnte. Ein Theil der Versammlung behauptet, den Kukuk (Flacius) wähle das Schicksal selbst, denn ein Seher trag' er die Zukunft in der Brust und sein Ruf sey Bote der wärmeren Jahreszeit. Andre rathen dem (Nic. Gallus) des Reiches Zepter zu leihen, weil er durch sein Krähen des Petrus Fall bezeichnet habe und den Landleuten zum Anzeigen diene, aus welcher Gegend der Wind weht. Eine gleiche Anzahl verlangt stürmisch die Amsel (Amsdorff) —

Täuschet und wird getäuscht, wer hängt am Munde des Volkes.

Die verständigeren und milden Vögel, die sich Mühe geben im Singen, stimmen einmüthig für die Nachtigall (Melanchthon), die nicht streitsüchtig ist, nicht furchtbar durch Schnabel und Klauen."

Wie blind und unversöhnlich der Haß in jener Zeit auch die sonst sanfte und gemäßigte Partei gemacht hatte, beweist der arme Major nur zu oft in seinen Gedichten, denn er vergleicht seinen Feind Flacius nicht nur mit dem in eine Löwenhaut verkleideten Esel und nicht nur mit einem Faun, „dem die in einem Morast sich wälzende Mutter, das fahle Euter in die borstigen Lippen melkt," sondern er beschuldigt ihn auch, er sey nur gekommen, um Deutschland an die Türken zu verrathen, zu denen er selber als ein Illyrier gehöre. Deßgleichen wirft er ihm vor, er schweifwedle vor den Fürsten, weil das Volk nichts von ihm wolle.

Als das bekannte Interim zu Stande kam, hatte Major den Muth, sich dagegen zu erklären, und schrieb gegen Andreä, den hauptsächlichen Urheber des Interim, weßhalb er wieder von Nikodemus Frischlin angegriffen wurde, der seinen schwäbischen Landsmann vertheidigte, aber zuletzt selbst ein trauriges Ende nahm. Wozu haben diese braven Leute, die sich recht gut hätten verständigen können, sich so gehässig begeifert? Die ganze Zeit lag eben damals unter einem schweren Fluche, am meisten aber die Universitäten.

Philosophie.

Die Räthsel der Natur und des Lebens. Von Theodor Hasche. Hamburg, Otto Meißner, 1863.

In dieser kleinen Schrift wird gezeigt, wie jede Creatur nach der „vollständigen Ausbildung ihrer Anlagen" strebe, also auch der Mensch, dessen Anlage aber hienieden ihre volle Ausbildung nicht finden könne, der also auf das Jenseits angewiesen sey. Wir vermissen in der Erörterung nur die Rücksicht auf das Böse, auf die sündige Anlage im Menschen. Dieser Mangel ist auch Ursach, warum der Verfasser die Bedeutung der christlichen Offenbarung mißkennt.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Mittwoch, N° 16. 24. Februar 1864.

Kulturgeschichte.

Kulturbilder aus Hellas und Rom von Dr. Hermann Göll. I. Leipzig, L. Wiedemann.

Dieses Buch ist gut geschrieben und beruht, wenn es auch nirgends gelehrte Anmerkungen und Citate bringt, doch auf einem sehr reichen und sorgfältigen Studium. Es entwirft ein Bild der Kulturzustände der gebildeten alten Welt, hauptsächlich in Athen und Rom und zwar in diesem ersten Bande handelt es in 18 Abschnitten vom Volksunterricht, von den Professoren und Zuständen der römischen Kaiserzeit, vom Musikdilettantismus, vom Reisen in der alten Welt, von den geselligen Spielen, von den Parasiten und Hofnarren, von den Gauklern, von der griechisch-römischen Pantomimik, von der Astrologie, von den Actiengesellschaften, Banken und Geldkrisen, von den Aerzten, von der attischen und römischen Armenpflege, von den Handwerkern, Fabrikanten und Zünften, von den griechischen Milizen und Landsknechten, von den Sclaven und von der Polizei. Es wird gewiß viele Leser interessiren, durch das scharfe Glas des Verfassers so tief in's gemeine Leben der Griechen und Römer hinein zu sehen, wie es sich hier darstellt. In vielen Beziehungen gleichen jene alten Bildungszustände den unsern, denn unter gleichen Verhältnissen kehrt immer das gleiche Leben wieder. Große Menschenmassen in einer Hauptstadt zusammengehäuft, werden immer in ähnlicher Weise dem Genuß und dem Erwerb nachgehen, in dieselben Laster fallen, durch dieselbe Polizeigewalt im Zaum gehalten werden. Nur in einem Punkte unterschied sich das Volk von Athen und Rom von dem unserer modernen Hauptstädte sehr auffallend, sofern es nämlich in seiner Mehrheit aus Sclaven bestand.

Es ist sehr ergötzlich hier von den Vergnügungen der Reichen, von den öffentlichen Schauspielen, von der Claque im Theater, von den gefeierten Künstlern und Künstlerinnen, von der Macht der Mode ꝛc. zu lesen, weil sich das alles in unserer Zeit wiederholt hat. Vieles erinnert übrigens mehr an New-York, z. B. die ungeheuere Charlatanerie der Aerzte. Ueber den Finanzschwindel hätte der Verfasser noch mehr sagen können. Die Verpachtung der Zölle wirkte im römischen Kaiserreich so verderblich, wie vor der Revolution in Frankreich. Die Monopolisten des Handels, deſſen ſich hauptsächlich die Corporation der Ritterschaft in Rom bemächtigt hatte, drückte schwer auf die systematisch ausgesogenen Provinzen. Diesen „Seewucher" und die Proconsulate behandelt der Verfasser zu kurz.

Der abscheulichste Handel, den man damals trieb, war der Sclavenhandel. „Byzanz, die lüderlichste Stadt des Alterthums, deren Einwohner die Häuser sammt den Frauen an Fremde vermietheten und ihre Wohnung in den Kneipen nahmen, und deren Milizen einst in Kriegsgefahr nur dann zum Wachtdienst gebracht werden konnten, als man Garküchen und Schenken auf der Stadtmauer etablirte, war der Hauptstapelplatz aller pontischen Sclaven, die schon damals für die schönsten galten. Die von Strabon erwähnte Menschenräuberei der wilden Zichen und Heniochen in der Nähe des Kaukasus wurde von manchen Städten des schwarzen Meeres unterstützt, die ihnen ihre Häfen öffneten und den Raub abkauften. Wie in Griechenland waren auch in Rom die Neger besonders geschätzt. Sie blieben aber immer nur eine Art Rarität, und Martial stellte sie mit Meerkatzen, sprechenden Elstern, Schooßhündchen und andern Liebhabereien auf eine Linie. — Die Sclavenhändler standen wegen ihrer Betrüglichkeit im schlechtesten Rufe. Sie stellten ihre Waare mit weiß gefärbten Füßen auf einem Gerüste oder einer steinernen Erhöhung aus und ließen sie durch den Herold ver-

steigern. Am Halse trugen die Feilgebotenen eine Tafel mit Angabe ihrer Vorzüge und etwaigen körperlichen Fehler. ‚Die Sclavenhändler', sagt Seneka, ‚verstecken durch irgend einen Aufputz alles Mißfällige. Daher ist den Käufern jeder Schmuck verdächtig. Mag man daher einen Schenkel oder einen Arm umwickelt sehen, man läßt ihn entblößen und sich den Körper selbst zeigen. Siehst du jenen Prinzen aus Skythien oder Sarmatien, mit einem Kopfschmucke geziert? Wenn du ihn taxiren willst und genau wissen, was er werth ist, so löse ihm die Fürstenbinde! Viel Uebles ist unter ihr verborgen.' Der Dichter Klaudian schreibt im Hinblick auf die früheren Schicksale des oströmischen Ministers Eutropius: ‚Wenn du die Fluthen des Meeres, die Sandkörner Libyens kennst, so zählst du die Herren des Eutropius. Wie oft hat er den Besitzer, wie oft das Aushängeschild, wie oft seinen Namen vertauscht! Wie oft stand er nackt da, während der Käufer den Arzt zu Rathe zog, damit ihm nicht durch verborgenes Uebel ein Verlust drohte! Aber Alle reute der Handel und immer wieder wurde er losgeschlagen.' Für schöne oder gelehrte Sclaven zahlte man enorme Summen und 100,000 Sesterzen (7248 Thlr.), ja, das Doppelte kommt nicht selten vor. Der reiche Kalvisius Sabinus, ein Zeitgenosse Senekas, hatte ein schwaches Gedächtniß und verwechselte immer die bekanntesten Namen der Vorzeit. Da er aber den Schein der Gelehrsamkeit verbreiten wollte, so kaufte er sich einen Sclaven, der den Homer, einen zweiten, der den Hesiod, neun Andere, welche die lyrischen Dichter auswendig wußten."

Die Sclaven wurden auf's liebloseste behandelt. Der Verfasser bringt eine Stelle aus Juvenal. „Wenn sich die Herrin geärgert hat, ist die Spinnmeisterin verloren, die Garderobiers bringen nie die rechten Kleider, der Sänftenträger kommt zu spät; auf dem einen zerbrechen die Ruthen, den anderen röthet die Peitsche, den dritten die Knute; manche Frauen zahlen den Folterknechten ein besonderes Jahrgeld. Sie läßt zuschlagen und schminkt sich dabei das Antlitz; sie gibt ihren Freundinnen Audienz oder betrachtet die breite Goldstickerei ihres Gewandes, und dabei regnet es Schläge; sie überliest die langen Zeilen des langen Ausgabejournals: die Schläge fallen fort und fort, bis endlich die Schlagenden ermüden und ein donnerndes: Hinaus! erschallt.' Dann schildert Juvenal die Leiden des unglücklichen Geschöpfes, das die schwere Aufgabe hatte, das Haar der Gebieterin nach der Mode zu frisiren, und mit bloßen Schultern und zerrauftem Haar vor ihr steht: ‚Warum ist diese Locke höher als die andere? ruft die Dame unwillig, und sofort straft der Ochsenziemer das Verbrechen.'"

Die Zahl der Sclaven war außerordentlich groß „Es herrschte in Rom unter der niederen städtischen Bevölkerung eine viel größere Armuth als in Athen, und man kann getrost behaupten, daß 700,000 Freie gar nicht an Sclavenhalten denken konnten. Nun überwog aber allerdings die Zahl die Sclaven, so daß man vielleicht auf ungefähr 2 Millionen Einwohner 1,100,000 Sclaven rechnen kann. Man wird sich deshalb nicht wundern, daß der schon vor Senekas Zeit im Senate gemachte Vorschlag, die Sclaven durch eine besondere Kleidung zu kennzeichnen, nicht durchging. ‚Man sah ein,' sagt der Philosoph, ‚welche Gefahr drohte, wenn unsere Sclaven anfingen, uns zu zählen.'"

Die Zahl der Sclaven war aber noch viel größer auf dem Lande, denn die kleinen freien Grundeigenthümer, der vormalige Kern der römischen Bürger, waren nicht mehr vorhanden, durch den Kriegsdienst weggerafft, oder in die Städte gezogen. Der Grund und Boden in ganz Italien kam in die Hände der Senatsfamilien oder reicher Emporkömmlinge, welche die kleinen Güter zusammen schlugen. „Die Sclaven wurden zur Bewirthschaftung der Ländereien und großen Güter (latifundia) verwendet, und da wir die agrarischen Verhältnisse Italiens genauer kennen als die Attikas, so ist es interessant, zu sehen, wie die Sclaverei, verbunden mit den großen Güterkomplexen, in nationalökonomischer Hinsicht hier dem Lande eben so viel geschadet hat, wie den Sclavenstaaten des heutigen Amerika. In Folge der unaufhörlichen Eroberungskriege Roms konnte es gar nicht anders kommen, als daß die freie Bevölkerung Italiens nicht nur abnehmen, sondern auch dem friedlichen Ackerbau entfremdet werden mußte. Schon Tib. Gracchus fand in Etrurien das Land wüste liegend und Hirten und Ackerleute aus Sclaven und Barbaren bestehend. Das unselige System der Militärkolonien vollendete die Ausrottung des freien Bauernstandes. Reiche Spekulanten legten ihr Geld in den zusammengekauften Gütchen an, um die Hände ihrer sich immer mehrenden Sclaven vortheilhaft zu beschäftigen, und verdrängten sogar oft ihre ärmeren Nachbarn mit Gewalt, wenn ihnen deren Besitzungen recht gelegen waren. So verschwand allmählich der kleine Grundbesitz. Aber auch der Boden erfuhr nun eine andere Benutzung, die den Bedürfnissen der Bevölkerung nicht entsprach. Der reiche Mann entzog auf seinem Besitzthum, dessen Grenzen oft ganze Landschaften umschlossen, den Acker dem Getreidebau, indem er oft den fruchtbarsten Raum für seine Landhäuser, Gärten, Haine und Fischteiche brauchte. Auch der Spekulant vernachläßigte die Getreideproduktion, die zu Kolumellas Zeit kaum 4 Procent Gewinn

abwarf und legte sich auf Viehzucht, Wein und Oelbau. So findet man denn gegen das Ende der Republik die ungeheuren Sclavenmassen der römischen Schwelger in den Oel- und Weinpflanzungen abtheilungsweise unter ihren Aufsehern, zudem noch großentheils gefesselt, arbeiten. Deshalb sagt Martial: ‚Du glaubst vielleicht, daß ich mir aus dem Grunde Reichthum wünsche, weshalb der große Haufe und der ungebildete Schwarm ihn erstrebt: damit die Satinische Scholle meine Hacken abnutze und mein Tuscischer Acker von unzähligen Fesseln klirre.'“

Man kann sich denken, welche Rohheit und Barbarei damals auf dem Lande herrschte und wie das schöne Italien das Gegentheil von den idyllischen Zuständen darbot, die einst Theokrit in Sicilien pries und an die auch in der Nähe Roms noch Cincinnatus erinnert. Statt friedlicher und zärtlicher Hirten und statt ehrbarer freier Bauern sah man nur Sclaven aus fremden Nationen, die bei jeder Gelegenheit ihre Ketten zu brechen suchten, unter der Peitsche unbarmherziger Aufseher. Die großen Grundbesitzer hielten sich meist in der Hauptstadt auf, die in der Provinz blieben, verwilderten unter ihren Sclaven. „Der ältere Plinius spricht es an verschiedenen Stellen unumwunden aus; ‚die Latifundien', heißt es irgendwo, ‚haben Italien zu Grunde gerichtet und beinahe auch schon die Provinzen.' — ‚Wir wundern uns, daß jetzt die Kraftanstrengungen der Züchtlinge geringer sind, als die der ehemaligen Feldherren. Es taugt gar nichts, daß die Fluren von den Sclaven bearbeitet werden und eben so wenig taugt Alles, was durch solche verzweifelte Menschen geschieht.' Selbst die Landstraßen wurden zuweilen durch die Sclavenhalter unsicher gemacht, indem die habsüchtigsten unter ihnen harmlose Wanderer, einerlei, ob Sclaven oder Freie, aufgreifen und unter ihre Sclaven stecken ließen.“

Tacitus bezeugt, daß die große Masse der Sclaven in Italien, wenn sie auch die römische Sprache lernen mußten, doch Fremde blieben. „Nachdem wir aber Nationen in unserem Gesinde besitzen, die verschiedene Gebräuche, ausländische Religionen oder gar keine haben, kann man dieses Chaos nur durch Furcht bändigen.'“

So sah es in Italien aus zur Zeit des Plinius und Tacitus. Nun denke man sich noch dazu, daß sich in den zwei oder drei nächstfolgenden Jahrhunderten die Verhältnisse nicht besserten, sondern immer mehr verschlimmerten, daß der Grundbesitz auch in den Provinzen außerhalb Italiens in immer weniger Hände kam, daß die Zahl der Sclaven aus allen Nationen gemischt, immer wuchs, daß beim Verfall der Legionen die Imperatoren immer mehr fremde Truppen, namentlich Deutsche, anwerben mußten und daß auch diese sich zum Theil in Italien ansiedelten, daß nachher ganz Ober- und Mittelitalien von Rugiern, Herulern, Gothen und zuletzt von Longobarden, das südliche Italien und Sicilien aber von Neugriechen, Sarazenen und zuletzt von Normännern überschwemmt wurde, und nun sage man noch, die heutigen Italiener seyen echte Nachkommen der Scipionen und Catonen. Die Longobarden, welche Jahrhunderte lang von Aquileja und Turin bis Benevent herrschten, hatten die Eingebornen sämmtlich für unfrei erklärt, ihnen allen Grund und Boden genommen und nach deutscher Weise unter sich vertheilt, so daß jeder ein freier Grundherr war, auf seinem Hofe wie in Deutschland und sie, wenn sie sich in Städte zusammenzogen, dort ihre adelige Corporation bildeten. Dasselbe thaten später die Normänner in Sicilien und Neapel. Der ganze Adel Italiens und der Kern der Bürgerschaft war germanisch. Unter den deutschen Kaisern kam noch viel Adel aus Deutschland hinzu, der dort Reichsämter verwaltete und kaiserliche Lehen erhielt. Man muß daran erinnern, sofern die modernen Italiener nicht aufhören, ein altes Römerthum gegenüber von Deutschland geltend machen zu wollen, wozu sie nach ihrer Abstammung gar nicht berechtigt sind.

Kunstgeschichte.

Die Soester Patrocli Kirche und Nicolai Kapelle mit ihren restaurirten mittelalterlichen Wandmalereien. Von Prof. Dr. Joh. Kayser. Soest, Nasse, 1863.

Der Erlös ist zum Besten der im Titel gedachten und noch einer andern Kapelle bestimmt und die kleine Schrift hat zunächst den Zweck den vielen Fremden, welche jährlich zu den reichen Kunstreliquien des altehrwürdigen Soest pilgern, zum Wegweiser zu dienen, gewährt aber zugleich einen sehr interessanten Beitrag zur deutschen Kunstgeschichte.

Die Wandgemälde, von denen es sich hier handelt, gehören zu den seltenen, die aus der Zeit des romanischen Styles im 12. und 13. Jahrhundert erhalten sind. „Die Wandgemälde der Nicolai Kapelle sind zwar schon in Lübke's bekanntem Werke: ‚Die mittelalterliche Kunst in Westfalen, Leipzig 1853' beschrieben; es waren jedoch damals die Bilder des breiten Triumphbogens noch

nicht bloßgelegt, das Kuppelbild von seiner ungeschickten Uebermalung aus dem vorigen Jahrhundert noch nicht gereinigt, so daß ihm eine vollständige Darstellung nicht möglich war." Die Bilder sind von guten Meistern. „In den Gestalten spricht sich eine entschiedene Individualisirung aus, die über das schematisirende Nachahmen jener Zeit durch naturwüchsige Eigenart sich vortheilhaft erhebt. Die Gesichter zeigen sämmtlich ein edles Oval, welches jedoch durch mannigfachen Ausdruck der Züge, durch verschiedene Behandlung des Bartes und Haares lebensvolle Abwechselung erhält. Auf die nackten Hände und Füße ist zwar nicht so großer Fleiß verwendet; sie leiden an Mattigkeit der Zeichnung; im Uebrigen aber verräth die Behandlung des Körperlichen ein in jener Zeit ungewöhnliches Naturverständniß und zeugt von einer ungemeinen Energie der Auffassung. Ohne die statuarische Ruhe zu stören, zeigt sie eine so fest begründete und fein nüancirte Bewegung, als nur eine tiefe künstlerische Durchbildung und geniale Erfindungsgabe an die Hand geben konnte. Obwohl die Gewandung durchweg römisch ist und überdies auf ganz römische Weise um den einen Arm geschlungen getragen wird, so ist doch eine Drappirung in schönem, wenn auch zuweilen etwas manirirtem Faltenwurf erreicht, welche sich den Gliedern sanft anschmiegt und ihren Bewegungen ungezwungen folgt."

Gegenstand der Bilder ist hier Christus mit den Heiligen, dort Maria in der Glorie, und in der Kapelle insbesondere der h. Nicolaus. Durchgängig bemerkt man, wie das in jener Zeit Sitte war, Bild aus dem neuen, und symbolisches Vorbild aus dem alten Testament. Der Herr Verfasser hat sich das Verdienst erworben, die auf den ersten Blick räthselhaften Sinnbilder zu deuten. Hier nur ein Beispiel. Im zweiten Felde des ersten Fensters links „ist ein ehrwürdiger Greis abgebildet, der auf einem Ruhebette sitzend die Füße auf einen Schemel setzt und mit gekreuzten Armen zwei Knaben segnet; links von den beiden Knaben steht eine jugendlich-rüstige Mannesgestalt. Diese Schilderei zu deuten, kann nicht schwer fallen: Jakob spricht den Segen über Ephraim und Manasses, die Söhne Josephs, aus (Gen. 48). Nun erklärt Tertullian in seiner Schrift über die Taufe (De bapt. c. 8), Jakob habe mit verschränkten Armen den Segen ertheilt, um das Kreuz Christi vorzubilden. Joannes Damascenus behauptet (Fid. orth. IV. 12), Jakob habe durch diese Haltung der Hände das Kreuz Christi aufs deutlichste gezeichnet (manifestissime descripsit). In diesem leicht verständlichen Bilde müssen wir also einen alttestamentlichen Typus des Kreuzes erkennen. Die Analogie mit den bisher beschriebenen Reihen von Darstellungen zwingt uns zu der Annahme, daß die Darstellungen der Reihe, aus der die Adoption der Söhne Josephs durch Jakob nur ein Glied ist, demselben Gedanken dienstbar sind, also ebenfalls alttestamentliche Vorbilder des Kreuzes Christi enthalten. Damit sind wir der Lösung der dunkelen Räthsel um einen bedeutenden Schritt näher gerückt. Versuchen wir dieselbe ganz zu erreichen. In dem mittleren Fenster ist auf dem unteren Laibungsfelde rechts eine sitzende Mannesgestalt abgebildet: die Rechte ist ausgestreckt, die Linke ruht auf dem Knie, das Haupt ist von einem Heiligenschein umflossen. Vor derselben steht eine Frau mit zwei sich kreuzenden Holzscheiten in der Hand, welche sie dem dasitzenden Manne zeigt oder darreicht. Eine andere männliche Gestalt steht hinter ihr. Auch die beiden Scheite Holz, welche das sareptanische Weib fand, um sich aus dem wenigen Mehl und Oel einen Kuchen zu backen (3. Könige 17, 12) galten als ein Vorbild des Kreuzes Christi. Doch lassen wir lieber einen unantastbaren Zeugen reden, den hl. Augustinus. Im 12. Buche 34. Kapitel seiner Schrift gegen den Faustus sagt er über die beiden Holzscheite der Wittwe: ‚Nicht blos durch den Namen des Holzes, sondern auch durch die Zahl der Stücke wird das Zeichen des Kreuzes angedeutet.' Und an einer andern Stelle sagt er: ‚Jene Wittwe hat nichts mehr; was ihr noch übrig geblieben, war am Ende — und sie stand im Begriffe, mit ihrem Sohne zu sterben. Sie ging also hinaus und suchte zwei Holzscheite (duo ligna), damit Brod zu backen: da erblickte Elias dieselbe, da erblickte sie der Mann Gottes, als sie zwei Holzstücke suchte. Dieses Weib ist ein Vorbild der Kirche, und da zwei Holzstücke das Kreuz ausmachen,' so suchte sie Angesichts des Todes das Mittel, wodurch sie ewig leben sollte.' (Hom. 18, lib. 50, hom. et serm. 201 de temp.) Nach diesen Worten des hl. Augustinus scheint es uns überflüssig, eine Silbe zur Deutung des typischen Gehaltes der vorliegenden Darstellung hinzuzufügen."

Nicht selten ist die Deutung schwierig. So z. B. die des Delphins mit der Perle im Munde neben dem Bilde des h. Patroclus. Die Erklärung, welche der Herr Verfasser von dem Fische gibt, ist gewiß sehr gelungen, die der Perle scheint uns jedoch noch einen Zweifel übrig zu lassen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart

Wolfgang Menzels



Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Sonnabend, N° 17. 27. Februar 1864.

Theologie.

Die Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Theologie. Eine Rede von J. J. J. von Döllinger. Regensburg, Manz, 1863.

Man erhält hier einen zwar nur kurzen, aber sehr klaren Ueberblick über die christliche Theologie seit ihren ersten Anfängen. Dabei dient zur Richtschnur, daß die Wissenschaft stets der Ueberwachung und Correction der Kirche bedurft habe, daß sie sich niemals über die Kirche erheben dürfe, daß aber unter dieser Voraussetzung einzelne Irrthümer, wie sie selbst bei Kirchenvätern gefunden werden, im übrigen wahres Verdienst nicht schmälern können. Dies wird namentlich am Beispiel des Origenes gezeigt. Der Verfasser geht von der alexandrinischen zur antiochenischen, römischen und byzantinischen Schule über und sodann zur Scholastik und Mystik des Mittelalters. Der Verfasser erkennt vollkommen klar in der Scholastik den Schuldämon, der auch schon in den heidnischen Philosophenschulen sich einnistete, auch jetzt noch auf unsern Universitäten zu Hause ist und, so lange es Schulen gibt, niemals ausgetrieben werden wird. Obgleich sich auch die Reformatoren alsbald eine neue Scholastik herrichteten, kam man doch endlich von den speculativen Spitzfindigkeiten mehr zurück und insbesondere die französischen Theologen erwarben sich das Verdienst, zu einer historischen Auffassung überzugehen. „Vom Beginne des siebzehnten bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hat die französische Nation das Scepter der theologischen Wissenschaft in der katholischen Welt geführt. Die französische Kirche war es, welche der patristischen Literatur erst Daseyn und rechte Gestalt gab; sie war es, welche durch Fleüry die erste, des Namens werthe Kirchengeschichte, und in Tillemont's großem, in seiner Art einzigen Werke ein Musterbild historischer Forschung lieferte. Sie gab in Bossuet der Kirche wieder einen Kirchenvater, welcher die Vorzüge der scholastischen Bildung mit dem reichsten historischen und patristischen Wissen, die Herrschaft über den Inhalt der heiligen Schrift mit dem Glanze der Beredsamkeit verband. Ihre de Marca, Morin, Thomassin behandelten in epochemachenden Werken die Geschichte der kirchlichen Institutionen; ihr Petavius wurde der Reformator der Dogmatik und legte den Grund zur Dogmengeschichte. Arnauld, Nicole und andere Männer der Schule von Portroyal führten im Vereine mit Bossuet die Theologie in den Kreis der classischen National-Literatur ein, und erhoben nach dem Vorgange des Cardinals du Perron die wissenschaftliche Polemik und die Apologetik der Kirche gegen die Anklagen des Protestantismus zu einer vorher nicht dagewesenen Würde und Gründlichkeit. Richard Simon legte, der protestantischen Wissenschaft lange vorauseilend, den Grund zu einer Geschichte des Kanons. Maudult, Sacy, Calmet erreichten oder übertrafen in der Exegese ihre besten Vorgänger."

Diese Blüthezeit der französischen Theologie ist vorüber. „Mir sind die Ursachen nicht bekannt, welche die französische Kirche seit fünfzig Jahren abgehalten haben, auch nur einmal den Versuch zu machen und einen Anlauf zu nehmen zur Gründung einer gemeinsamen centralen Schule für Theologie und die verwandten Wissensgebiete."

Deutschland allein trägt jetzt die Theologie und der Verfasser erkennt darin den großen und heiligen Beruf, der uns geworden ist, uns durch größere Einheit auch mehr Kraft zu geben. Alles strebt jetzt in Deutschland nach Einheit, aber gerade im wichtigsten Gebiete herrscht noch die schroffste Spaltung. Der Verfasser adoptirt einen Ausspruch, der kürzlich in der Augsburger allgemeinen Zeitung stand: „Die deutsche Einheit ist die Vereinigung der Confessionen in Deutschland."

Daran knüpft der Verfasser folgende lehrreiche Betrachtung. „Deutsche Theologen sind es gewesen, welche die Spaltung begonnen, welche das Feuer der Zwietracht entzündet, und es seitdem, emsig Holz zutragend, genährt haben. Deutsche vor allem haben die Lehre, an der die Einheit der Christen sich verblutet hat, mit allen Mitteln des Geistes ausgebildet, mit wissenschaftlichen Bollwerken umgeben und befestiget. So hat denn auch die deutsche Theologie den Beruf, die getrennten Confessionen einmal wieder in höherer Einheit zu versöhnen. Sie wird dies nur unter drei Bedingungen vermögen. Die erste Bedingung ist die, daß unsere Wissenschaft das wahrhaft Trennende und Unkatholische, das heißt das dem Gesammtbewußtseyn der Kirche aller Zeiten Widersprechende und die Continuität der Ueberlieferung Zerstörende in der Lehre der Gegenseite mit allen ihr, jetzt mehr als je, zu Gebote stehenden Mitteln überwinde, wofür noch sehr viel zu leisten übrig bleibt. — Die zweite Bedingung ist, daß sie die katholische Lehre in ihrer Totalität, ihrer Verbindung mit dem kirchlichen Leben, ihrem organischen Zusammenhang und inneren Consequenz zur Darstellung bringe, daß sie aber dabei auch das Wesentliche, Bleibende scharf unterscheide von dem Zufälligen, dem Vorübergehenden und den der Idee fremdartigen Auswüchsen. Dies ist noch durchaus nicht geschehen, und die aufrichtige Beantwortung der Frage, warum es noch nicht geschehen sey, dürfte einen Beitrag zu der uns so nöthigen und heilsamen Selbsterkenntniß liefern. Endlich die dritte Bedingung wäre, daß die Theologie und durch sie die Kirche die Art und Kraft jenes Magnetberges der Fabel annähme, der alles Eisen aus dem ihm nahe gekommenen Schiffe herauszog, daß es auseinanderfiel — ich meine, daß sie alles Wahre und Gute, das die getrennten Genossenschaften in Lehre, Geschichte und Leben entdeckt oder erzeugt haben, sorgfältig von dem beigemischten Irrthume ausscheide, und dann frei und offen acceptire, ja als das rechtmäßige Eigenthum der Einen wahren Kirche, die dies Alles einmal, im Keime wenigstens und in der Anlage, besessen habe, in Anspruch nehme. Der Irrthum lebt ja nur von den Wahrheitskörnern, die er in sich trägt, wie er denn in gar vielen Fällen auch nur die Karicatur einer verborgnen Wahrheit ist. Vor zwei Jahren habe ich öffentlich gesagt: die Vereinigung sey für jetzt und in der nächsten Zukunft nicht möglich, weil die Mehrzahl der Protestanten sie nicht wolle. Ich wollte, ich hätte hinzusetzen dürfen, daß sie dafür auf unsrer, der katholischen Seite um so ernstlicher gewollt und erstrebt werde. Aber Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit verboten mir damals, und verbieten mir heute, dies zu sagen. Denn nur derjenige will wirklich einen Zweck, der auch die Mittel will, ohne deren Anwendung der Zweck nicht erreichbar ist, und dieses sein Wollen durch die That kundgibt. Die Mittel aber heißen hier: Demuth, Bruderliebe, Selbstverläugnung, aufrichtige Anerkennung des Wahren und Guten, wo es sich auch findet, gründliche Einsicht in die Gebrechen, Schäden und Aergernisse unsrer eigenen Zustände, und ernstlicher Wille, die Hand anzulegen zu ihrer Abstellung."

Daran muß immerwährend wieder erinnert werden, wenn auch noch wenig Hoffnung auf einen größern Erfolg vorhanden ist. Vor allem ist es nothwendig, die geschichtliche Klarheit zu gewinnen, denn in geschichtlichen Irrthümern, in der Unkunde des wahren Zusammenhanges der kirchlichen und politischen Vorgänge wurzeln die meisten und gröbsten Vorurtheile, welche die Confessionen gegen einander in Harnisch bringen. Man muß erst die Entdeckung gemacht haben, daß es die weltliche Politik war, welche ihr böses Unkraut in die alte Kirche säete, und daß es die weltliche Politik war, welche sich auch der Reformation zu bemeistern wußte und ihr Unkraut hineinsäete, und daß es die gutmüthige Einfalt des deutschen Volkes war, welche sich von der weltlichen Politik, wie in so vielen andern Beziehungen, so vor allen in den kirchlichen, hat bethören und mißbrauchen und confessionell wie politisch hat in Stücke reißen lassen.

Zeitgeschichte.

Ein Rückblick auf die letzten Sessionen des Preußischen Abgeordnetenhauses und ein Wort über die Deutsche Verfassungsfrage von Dr. August Reichensperger. Erste Abtheilung. Paderborn, F. Schöningh, 1864.

Die Ereignisse drängen sich und man ist zu sehr auf die weitere Entwicklung gespannt, als daß man sich noch viel um das, was schon vorüber ist, bekümmert. Indeß wirft die vorliegende Flugschrift ein helles Schlaglicht in das Berliner Abgeordnetenhaus und die darin heute noch vorherrschende Majorität, was jedem Leser von Interesse seyn muß.

Der berühmte Verfasser hat wegen Krankheit sein Mandat niedergelegt, bis dahin aber eine vorragende Stellung in jenem Abgeordnetenhause eingenommen, zu einer Zeit, als die jetzt herrschende demokratische Partei

sich gar nicht um die Verfassung und deren Vertheidigung bekümmerte. „Während einer Reihe von Jahren hatte bekanntlich die nunmehrige Fortschrittspartei den Mitgliedern der katholischen Fraktion und einer weit kleineren Anzahl von s. g. Gothaern es überlassen, die in ihren Grundvesten bedrohte Verfassung zu vertheidigen und nicht einmal einen Versuch gemacht, den Landräthen in den Wahlversammlungen oder in der Kammer die Spitze zu bieten. Die erstgedachte Partei hatte also gewiß, nachdem die ‚neue Aera' ihr so zu sagen in den Schoos gefallen war, keinen besonderen Anspruch auf immer größere Beschränkung der königlichen Gewalt zu erheben; die gemäßigten Liberalen aber, die um des Beifalls jener Partei willen darnach strebten, schnitten sich, wie gesagt, geradezu in das eigene Fleisch, indem sie nach Oben hin operirten, statt vor Allem darauf bedacht zu nehmen, das gewonnene Terrain möglichst, und zwar nach zwei entgegengesetzten Seiten hin, zu befestigen." Der Verfasser stand an der Spitze der katholischen Fraktion. „Sonderbar, so lange die Liberalen in der Minorität waren und unserer zu bedürfen glaubten, gab jene Bezeichnung so wenig Aergerniß, daß man mich sogar zweimal zur Würde des Ersten Vicepräsidenten erhoben hatte; jetzt aber, als sie die Majorität bildeten," wurden die bisherigen Führer der katholischen Partei nicht einmal mehr in die Commissionen gewählt.

Der Terrorismus der s. g. Fortschrittspartei ging noch weiter, indem er der Minorität im Abgeordnetenhause nicht nur die Theilnahme an den Commissionen, sondern auch die freie Rede abschnitt, zuerst durch tumultuarischen Schlußruf und sodann durch einen förmlichen Kammerbeschluß. „Es ist bereits bemerkt worden, wie die Majoritätsomnipotenz in unserer Zeit eine so ungewöhnliche Geltung erhalten habe und ihre Herrschaft immer mehr ausdehne, so daß man wohl sagen kann, daß das ‚göttliche Recht' der Majorität sich dem der Fürsten bereits substituirt habe. Mir scheint nun aber diese modernste Form des Absolutismus, ihrer Wurzel, wie ihren Consequenzen nach, sogar weit schlimmer zu seyn, als die althergebrachte. Sie läuft auf die Staatsomnipotenz, den Gott-Staat (Dieu-Etat) hinaus, in deren Bereich alle Sonderrechte und Interessen vor Demjenigen schwinden, was eine, meist zufällige, immer sehr dem Wechsel unterworfene Mehrzahl beliebt, die kein Gefühl der Verantwortlichkeit in sich trägt, oder in welcher dieses Gefühl sich doch dermaßen dividirt, daß der Einzelne sich gar wenig dadurch afficirt fühlt. Die Abnormität übersteigt aber jedes denkbare Maaß, falls die Majorität, nachdem sie in den Commissionen, und demnächst in ihren Fraktionssitzungen, die im Abgeordnetenhause zu fassenden Beschlüsse im voraus festgemacht hat, auch sogar im Hause selbst den Mitgliedern der Minorität es verwehrt, auch nur ihre abweichende Ansicht von der Tribüne herab zu motiviren. Wenn der Liberalismus die Freiheit des Wortes und der Discussion in solcher Art versteht, und diese Freiheit dann noch durch eine entsprechende Freiheit der Presse ergänzt wird, so kann man nicht umhin, des Wortes von Tacitus eingedenk zu werden: Omnia liberaliter pro dominatione. Und so ist es denn auch wirklich: der vulgäre Liberalismus will nur herrschen, herrschen um jeden Preis. Um an meinem geringen Theile zu thun, was möglich sey, damit die Freiheit des Wortes der Minorität wenigstens prinzipiell gewahrt bleibe, brachte ich zufolge des oben erwähnten Vorganges den Antrag in das Haus: zu beschließen, ‚daß der Schluß einer Debatte, zu welcher Redner angemeldet seien, nicht herbeigeführt werden könne, bevor nicht mindestens Einer der Angemeldeten das Wort erhalten habe.' Meine schließliche dringende Bitte, ‚im Interesse der Redefreiheit, im Interesse des Landes und der gesunden Entwickelung des Verfassungslebens, ja im Interesse der Majorität selbst, die doch ganz füglich wieder einmal Minorität werden könne, meinem Antrage zuzustimmen', blieb unerhört: nach vorgenommener Zählung ergab sich, daß er mit 140 gegen 113 Stimmen verworfen war. Damit ist es also förmlich Rechtens geworden, daß die Majorität unbedingt darüber zu bestimmen hat, ob die Minorität überhaupt gehört werden soll."

Derselbe Terrorismus reicht auch noch weit über die Wände des Ständesaals hinaus. Der Verfasser führt an, daß ihm in den Zeitungsberichten seine Kammerreden gänzlich entstellt worden seyen. Alles im Interesse der herrschenden Partei, daß man ihm zuweilen reinen Unsinn in den Mund gelegt habe und daß jede Reclamation von Seite der betreffenden Parteiblätter unbeachtet geblieben sey.

Wir müssen gestehen, daß wir uns über alle die Willkürlichkeiten und Ungerechtigkeiten nicht wundern, noch irgend etwas Besseres der herrschenden Partei zugetraut und von ihr erwartet haben. Parteien sind immer nur nobel und gerecht, wenn sie in der Minorität sind. Sobald sie die Majorität haben, terrorisiren sie immer und überall, hier gröber, dort feiner. Die demokratische Partei aber hat als solche ein natürliches Vorrecht, gröber, rücksichtsloser, unnobler, oder sagen wir einfach yankeemäßiger zu seyn, als jede andere. Da sitzt das Herz im Ellenbogen und pufft und stößt jeden, der im Wege steht.

Der Verfasser hat eine correcte Politik eingehalten,

wie überhaupt seine Partei, und ist daher nicht mitschuldig an den Fehlern, die unter der neuen Aera im Schooße der liberalen Partei begangen worden sind und wodurch diese Partei eine gedeihliche Fortentwicklung des Constitutionalismus unmöglich, den Sturz der neuen Aera unvermeidlich gemacht hat.

Der Verfasser wurde in den Tagen, in welchen es sich um Anerkennung des Königreichs Italien handelte, weil er den Sardenkönig nicht als guten Bundesgenossen Deutschlands anerkennen und Venedig nicht ohne Weiteres preisgeben wollte, im Abgeordnetenhause zu Berlin heftig angefochten, als ein schlechter Preuße charakterisirt und vom Freiherrn von Vincke sogar verhöhnt. Und doch war keine Politik correcter als die seinige. Das Zeugniß der Geschichte wird das einst bestätigen. Wer Venedig aufgeben will, ist ein ebenso schlechter Deutscher, als wer Schleswig aufgeben will. Das adriatische Meer haben wir so nöthig wie die Nord- und Ostsee. Eine imposante und haltbare Machtstellung Deutschlands zwischen Rußland und Frankreich ist gar nicht denkbar, wenn nicht alle Deutschen den letzten Heller und letzten Blutstropfen einsetzen, um alle österreichischen Erbstaaten bei Deutschland festzuhalten, weil wir sonst allen Einfluß am Mittelmeer und im Orient verlieren würden. Wenn eine österreichische oder südwestdeutsche Partei mit eben solcher Gleichgültigkeit das ferne Ost- und Westpreußen, Posen, Schleswig-Holstein aufopfern wollte, hätte sie dazu dieselben Scheingründe, wie der norddeutsche Nationalverein, sofern er Venedig opfern will, aber eins wäre so Unrecht, wie das andere, eins wäre Vaterlandsverrath wie das andere. Unser großes nationales Gesammtinteresse verpflichtet uns sogar noch weiter zu gehen und auch die Schweiz, Belgien und Holland, obgleich sie politisch nicht mit uns verbunden sind, doch mit gleicher Liebe, als Kinder der großen deutschen Mutter zu hüten und den letzten Blutstropfen, den letzten Heller auch für sie herzugeben, damit sie nicht unter die Fremdherrschaft fallen. Das ist deutsche Politik und eine andere gibt es nicht. So lange sich nicht ein deutscher Nationalverein bildet, der diese Grundsätze zu seinem Programm macht, haben wir immer nur eine preußische, eine österreichische oder eine Mittelpartei, aber noch keine Vereinigung, die wahrhaft und ausschließlich nur das deutsche, aber auch das ganze deutsche Interesse verfechten will. Die Parteien, die um die Wette, nur um einander zu ärgern, um bald Preußen hier, bald Oesterreich dort zu schwächen, deutsche oder zum deutschen Machtgebiet gehörige Provinzen dem gemeinsamen Nationalfeinde Preis geben, sind Feinde der deutschen Nationalität, selbst wenn sie sich Nationalverein schlechthin nennen.

Wer als Deutscher mit den Czechen, Polen, Ungarn und Italienern sympathisirt, um Oesterreich zu vernichten, ist ein eben so klarer und offenbarer Verräther deutscher Nation, wie wer mit Dänemark, Rußland und England sympathisirt, um die deutschen Elbherzogthümer dem allein rechtmäßigen Erben Friedrich von Augustenburg zu entreißen, und wie der seyn würde, der die deutschen Rheinprovinzen aufgeben würde, um dadurch Frankreichs Gunst und Beistand zu erkaufen. Nach allen Seiten hin muß Deutschlands Recht, Interesse und Ehre vertheidigt und gesichert werden, und nicht blos nach einer, während man die andere leichtsinnig Preis gibt. Das allein ist deutsche Politik, wir wiederholen es, obgleich wir wohl wissen, daß wir zu tauben Ohren und verstockten Herzen reden.

Wie weit wir von der Erfüllung jeder großen nationalen Hoffnung entfernt sind, zeigt das völlig undeutsche Benehmen des Abgeordnetenhauses in Berlin, dem die Schwächung Oesterreichs die heiligste aller Angelegenheiten und die eigentliche Aufgabe des deutschen Patriotismus zu seyn scheint. Herr Reichensperger wurde aus diesem Grunde, als er im Abgeordnetenhause billige Rücksicht auf Oesterreich zu nehmen empfahl, schwer angefochten und wurde der Handelsvertrag mit Frankreich, wie die Anerkennung des Königreichs Italien mit lautem Beifall aufgenommen und ganz im Sinne des s. g. deutschen Nationalvereins vom Berichterstatter Michaelis „eine echte deutsche That Preußens“ genannt. Aber das nämliche Preußen geht heute wieder mit Oesterreich Hand in Hand. Was also damals alles in Berlin gegen Oesterreich plaidirt wurde, gilt heute schon wieder nichts.

Wenn die Parteien gar so blind sind, verdienen sie nicht blos, wie hier der Fall ist, die Ironie des Schicksals, sondern eine noch härtere Strafe, die auch nur durch Gottes besondere Gnade abgewendet werden kann.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Mittwoch, N° 18. 2. März 1864.

Zur Reformationsgeschichte.

Astrologie und Reformation. Oder die Astrologen als Prediger der Reformation und Urheber des Bauernkriegs. Von Dr. Joh. Friedrich. München, Rieger, 1864.

In diesem merkwürdigen Buche wird eine Seite der Reformationsgeschichte beleuchtet, welcher man bisher zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet hat. Der Verfasser hat ohne Zweifel Recht, wenn er dem Aberglauben der Zeit einen großen Antheil an der revolutionären Bewegung im Anfang des 16. Jahrh. zuschreibt. Er hätte nur vielleicht noch etwas weiter greifen und die heidnische Opposition gegen die christliche Kirche, die in diesem Aberglauben lag, zuerst bei denen charakterisiren sollen, bei denen er anfing. Er kam zu den Bauern erst, nachdem er schon bei den Höfen und auf den Universitäten herrschend geworden war. Der Verfasser nennt uns zwar die berühmtesten Sterndeuter an den deutschen Höfen und auf den deutschen Universitäten und erörtert des Nähern den großen Einfluß, den sie geübt haben, aber er verfolgt diese Zeiterscheinungen nicht bis in ihre Wurzeln. Die Astrologie kam im 15. Jahrh. zugleich mit der Renaissance auf und wurde erst durch die classischen Studien belebt, denn wenn sie auch früher schon in Salerno und auf einigen spanischen Universitäten in der arabischen Form gelehrt worden war, so kam sie doch erst in allgemeinen Aufschwung und wurde Modesache durch die Renaissance. Und zwar zuerst am Hofe zu Florenz, Mailand, Ferarra &c. Die kleinen italienischen Fürsten pflegten auf den von ihnen gegründeten Universitäten den wiedergeborenen classischen, d. h. heidnischen Geist in einer bestimmten politischen Absicht, nämlich um den Geist, der bisher im ganzen Mittelalter geherrscht hatte, zu verdrängen und sowohl die alte Kirche, als das heilige, römische Reich deutscher Nation aus den Fugen zu reißen und auf ihren Trümmern den modernen Despotismus nach dem Muster des antiken zur Geltung zu bringen. Es war ihnen in Italien zunächst darum zu thun, die Autorität des Papstes und des deutschen Kaisers zu entkräften und die italienische Nation für das alte heidnische Römerthum zu begeistern. Sie fanden indeß bald Nachahmer an den Königen von Frankreich und an den deutschen Fürsten, weil diese das nämliche Interesse hatten, um ihre eigene Souveränetät zur Geltung zu bringen, die Einheit der Kirche und des deutschen Reichs, das Ansehen des Papstes und des Kaisers zu schwächen. So kamen nun aus Italien mit der Renaissance die Romanisten oder römischen Rechtslehrer als Kanzler und Geheimeräthe an die Höfe, als Rechtslehrer auf die Universitäten in Deutschland, und mit ihnen die Philologen, Lehrer der alten Sprachen, die fanatischen Schwärmer für das classische Alterthum, die gekrönten Poeten, die nur noch griechischen und römischen Dichtern nachahmten und in innigem Bunde mit Bildhauern und Malern die heidnische Ueppigkeit und Unzucht verbreiteten, die frühere christliche Strenge und volksthümliche Ehrbarkeit verachtend, als etwas barbarisch gothisches und altfränkisches. Mit ihnen kamen nun auch aus demselben Italien die dort schon an den Höfen sehr beliebten Aerzte, Mathematiker und Astrologen, welche mehr noch aus den Classikern, als aus den arabischen Autoren den ganzen Aberglauben des heidnischen Alterthums in Bezug auf Heilkunde und Magie wieder aufwärmten. Die Heilkräfte der Natur wurden durchgängig in den astralischen Einwirkungen gesucht und aus dem Stande der Planeten erklärt. In den Sternen las man auch wieder der Menschen Schicksal, und wie zuerst jeder der kleinen Tyrannen in Italien sich seinen Hofastrologen gehalten hatte, um sich von ihm das Horoscop

stellen zu lassen und ihn bei jeder wichtigen Entschließung zu Rathe zu ziehen, so nisteten sich solche Sterndeuter bald auch an den deutschen Höfen ein. Fast noch wichtiger waren für die Höfe die Adepten, Alchymisten oder Goldmacher und solche Wunderdoctoren, welche das Leben verlängern zu können, die Jugendkraft zu erhalten oder gar den Stein der Weisen bereiten zu können vorgaben, zu denen sich noch magische Künstler gesellten, die den Fürsten im Kristall sehen ließen, was er wünschte, ihm Liebestränke brauten, Geister citirten 2c.

Alle diese Erscheinungen müssen hier im Zusammenhange erwogen und auf ihren Ursprung in der italienischen Fürstenpolitik zurückgeführt werden, wenn man sie richtig verstehen will. Die oberdeutschen Bauern wurden von dem Dämon, welcher in diesen Erscheinungen gegen das christliche Weltalter die Zähne fletschte, um die europäische Menschheit in alle Greuel des alten Heidenthums zurückzuführen, viel später als die Fürsten und Gelehrten ergriffen. Der Aberglaube, welchem sie anheim fielen, ging von den Höfen und von den Universitäten aus und wurde unter ihnen durch zahllose Flugschriften verbreitet. Wenn selbst die mediceischen Päpste nur für das classische Alterthum schwärmten, wenn die Fürsten fast ohne Ausnahme dem wieder aufgewärmten heidnischen Aberglauben huldigten, wenn fast alle Geschichtschreiber der Zeit davon angesteckt waren, wenn dieser Aberglaube sich wie ein mephitischer Dunst durch fast alle Bücher der Zeit, auch die Luthers und Melanchthons, hindurch zieht, wie hätte er nicht auch im gemeinen Volke die Köpfe verrücken sollen?

Warum aber die oberdeutschen Bauern durch den astrologischen Wahn der Zeit gerade in die Revolution hinein getrieben wurden, das erklärt uns der Verfasser in einer sehr interessanten geschichtlichen Nachweisung, welche seiner Belesenheit und seinem Scharfsinn zur Ehre gereicht.

Unter den vielen Astrologen jener Zeit nahm der „weit berühmte“ Johannes Lichtenberger einen vorragenden Rang ein. Man hat ihn für eine mystische Person gehalten, der Verfasser aber weist nach, daß er wohl ohne Zweifel als Hofastrologe Kaiser Friedrichs III. wirklich existirt hat. Von ihm nun rührt eine weit verbreitete Schrift her, die in vielen Auflagen seit 1487 (eine frühere Ausgabe hat Herr Friedrich wenigstens nicht auftreiben können) unter das Volk kam und von welcher auch noch Luther im Jahr 1522, für so wichtig hielt er sie, eine neue Auflage besorgt hat. In dieser Schrift lesen wir, es stehe in den Sternen geschrieben, daß ein neues Gesetz und eine neue Ordnung kommen soll und zwar durch das Volk. „Denn in allen Gesetzen ist die Bewilligung des Volkes dazu vonnöthen. Aber das Volk folget gemeiniglich der Sinnlichkeit nach durch welche es von den himmlischen Körpern wird getrieben. Derhalben muß ein Gesetzgeber eine Hülfe haben von den himmlischen Körpern, auf daß das Volk seiner Meinung folge und drein bewillige. Diese Aenderung aber und Ordnung kann nicht geschehen, es sey denn allda eine Bewegung und Bewilligung in dem Volke. Daraus erfolget, daß die Gesetze nicht können angenommen oder abgethan werden, denn nach dem Einfluß der Sterne, welcher Einfluß solche Bewegung in dem Volke anrichtet, wie gesagt ist.“ Im Folgenden stellt sich Lichtenberger ganz auf den Standpunkt der kleinen italienischen Tyrannen und weissagt dem Papstthum und Kaiserthum den Untergang, nur daß er auf ihren Trümmern nicht den fürstlichen Despotismus, sondern die Volksherrschaft gründen will und die Neuerung nicht blos aus den Sternen, sondern auch aus der hl. Schrift als recht und nothwendig erweisen will. „Der Brunn des lebendigen Wassers ist die heilige Schrift, darin behalten wir das lebendige Wasser. Aber die Gruben, die kein Wasser können halten, ist das kaiserliche und geistliche Recht, welche heute die Wasser der Weisheit in sich halten, morgen werden sie sie nicht halten, denn morgen wird man sie abthun. Und also sind sie nicht von göttlichen Gesetzen, da David sagt, Psalm 118: Deine Gerechtigkeit Herr, ist eine ewige Gerechtigkeit und dein Gesetz ist Wahrheit. Es ist auch beide, das kaiserliche und geistliche Recht eine irdische Kunst, und gleicherweise, wie die Erde in's Wasser gemischt, verhindert, daß man nicht klar dadurch kann sehen, also verhindern auch die irdischen Ding viel gelarte Leute in beiden Rechten, daß sie nicht nach der Billigkeit richten und urtheilen, welches nicht geschieht in göttlichen Rechten und in der hl. Schrift.“ Der Sternseher sagt den Sturz des Klerus voraus. „Nehmt wahr, wie wird verwundet das christliche Volk in Anfechtung, Angst und Noth, sonderlich das Levitenvolk, die ganz Geistlichkeit, daß sie wird gleich als ein Armer auf Erden, schnöd und verschmähet, beraubt der Prälaturen und des Glanzes der königlichen Würdigkeit, und so viel die römische Kirche hat glorirt in Prälaturen und in Würdigkeiten und Reichthum, so viel wird ihr geben Verwerfung und Anfechtung.“

Das sieht nun freilich nicht so aus, als ob es von einem Vertrauten Kaiser Friedrichs III. hätte geschrieben seyn können. Gleichviel, es wurde geschrieben und that seine Wirkung. „Ich möchte darin keinen bloßen Zufall erblicken, daß wenige Jahre nach dem Erscheinen von einigen rasch auf einander folgenden Ausgaben der

Lichtenberger'schen Prognostication bereits im J. 1493 im Elsaß sich ein Bund mißvergnügter Bürger und Bauern bildete. Ich glaube, daß ganz bestimmt ihrem Bunde die Tendenzen Lichtenbergers, der ohnehin ein Elsäßer war und dessen Weissagungen besonders in der Rheingegend zahlreiche Auflagen erlebten, zu Grunde liegen, wenn sie sich verschwören, ‚in Zukunft nicht anders als nach eigener freier Bewilligung zu steuern, Zoll und Umgeld abzuschaffen, die Geistlichen zu beschränken, die Juden geradezu zu tödten und ihre Güter zu theilen.' Es sind dies keine radicalen Umsturzideen, sie halten sich einigermaßen conservativ, und zwar genau innerhalb der Schranken, welche Lichtenberger gezogen hatte: das Volk muß bei den Gesetzgebungen wie Gesetzesabschaffungen eine Stimme haben, ohne seine Zustimmung habe nichts Gesetzeskraft; der Klerus insbesondere ist auf einen besseren Stand zurückzuführen. Es wird sich übrigens bald herausstellen, daß wirklich Lichtenberger die Quelle war, aus welcher die Bauern schöpften. Ganz im Sinne desselben schrieb im Jahre 1500 Jacob Pflaum von Ulm. Man sieht aus seiner ‚Praktik', wie sich die Ueberzeugung, welche sich in Lichtenbergers Schrift ausgesprochen fand, immer weiter verbreitete, wie sie immer mächtiger und bereits schon bestimmter wurde. Diese hatte ja auch in dem letzten Decennium des 15. Jahrhunderts mehrere Auflagen erlebt, wie zu Augsburg 1488, Mainz 1492, zu Straßburg 1499 bereits eine zweite Auflage, und an siebentausend Bauern im Bisthum Speier 1502 und 1503 zu einer Organisation vereinigt, um den Aufruhr über alle deutschen Länder hin zu tragen und eine Reformation herbeizuführen."

Im Jahr 1508 schrieb Josef Grünbeck, Sekretär Kaiser Maximilians I., einen „Spiegel der natürlichen himmlischen und prophetischen Sehungen aller Trübsale rc. der Christenheit, sonderbar derer, so dem Krebs und Scorpion aus natürlichem Einfluß des Himmels unterworfen sind." Darin heißt es: „Ich besorge, das Reich (werde es nicht bald vorkommen) bei uns (werde) von inwendig ausfaulen, ausbrennen und ausdorren. Ich fürchte, es werden grausame Aufruhr in (innen) mit deutscher Nation und an allen Oertern erweckt. Die Krone am Himmel ein fremder Kaiser, die Steine, so vom Himmel mit seltsamen Gestalten und Figuren gefallen, sind mit sammt den Kreuzzeichen Durchächtung eines Standes, des anderen Verwüstung und Zerstörung aller Zier deutscher Lande einführen. Ich besorge fürwahr und fürchte, unsere Mannlichkeit und Stärke werde in Erschrockenheit der Hasen verwandelt; dennoch Krieg, Hunger und Pestilenz werden nicht aufhören zu wüthen, bis die ganze Kraft, Macht und das Mark aus den niedersten Gliedern als den meisten des Reichs ausgesogen sind. Die gemeine Sage ist, daß St. Peters Schifflein zu diesen Zeiten soll an vielen Felsen der Ungefälle zerstoßen, und die Gott ergeben sind manchfaltig betrübt werden. Sie ist weder heut noch gestern entsprungen, sondern viel Zeit her von den Menschen getrieben worden. So wird noch diese Stunde weder in den Versammlungen der Menschen, noch unter besonderen Personen jetzt öfter, noch von Mannen, noch von Frauen, gebraucht, denn dies Wort, daß dies die Zeit sey, daß sich die Weltlichkeit durch die Verhängniß Gottes soll mit der Kirche Gütern vermischen und vergiften." Diese Weissagung des modernen Staatskirchenunfugs ist hauptsächlich deswegen merkwürdig, weil sie schon neun Jahre vor Luthers Auftreten gedruckt wurde.

„Noch in demselben Jahre, 1508, ließ man in einer deutschen Uebersetzung ein allerdings schon älteres Manifest Lucifers: ‚Des höllischen Königs Mandat und Sendbrief' — ausgeben, worin der Geistlichkeit auf's Schlimmste mitgespielt wurde. Früher, heißt es in diesem Pamphlete, war mein höllischer Hof im Abnehmen begriffen, weil die Diener der Kirche fromm waren und die Gläubigen zur Frömmigkeit führten. ‚Darum solches vorzukommen künftige Zeit haben wir nothdürftig Einsehens gehabt und andere Nachfolger Christi in Sitten und Leben durch unsere Kunst und Macht verordnend gesetzt euch, die zu diesen Zeiten verwesen seine Kirche ... In euch, die da abgetreten sind von dem Stande der Gnade und dienen uns auf dieser Erde, ist das oben berührte unser Gelübde erfüllt worden; jetzt werden durch euch besessen Güter und Herrschaften, die wir euch verliehen haben. Aber Jesus hat von euch gesagt, als ihr wißt: Es wird kommen der Fürst der Welt und wird regiren über die Söhne der Hoffart."

Auch Lichtenbergers Schrift wurde alle Jahre wieder neu gedruckt und verbreitet, so daß man sich allerdings nicht wundern darf, wenn es in den Köpfen der Bauern gährte und endlich 1524 der große Bauernkrieg ausbrach. In dem Projekt der neuen Reichsordnung, welches Wendel Hipler dem Rathe der Bauern unterbreitete, herrscht Lichtenbergers Grundgedanke vor.

Zur Charakteristik des Reformationszeitalters ist das vorliegende kleine Buch kaum zu entbehren. Es verdiente übrigens noch ergänzt zu werden. Mit dem astrologischen Aberglauben nämlich ging eine andere Verblendung unseres unglücklichen Volkes Hand in Hand, nämlich die Teufelsfurcht und Teufelssucht. Indem man der Kirche den Rücken wandte und alles,

was vorher für heilig und liebenswerth gegolten hatte, mit Hohn und unflätigem Spotte von sich stieß, wurde man auf eine unwiderstehliche Weise von der bösen Macht gebannt und für das Häßlichste und Böseste interessirt. Bei den einen kam eine Angst vor dem Teufel auf, die man bisher nicht gekannt hatte, und man sah überall Teufel, wo bisher keiner gewesen war. Andere suchten den Teufel und schöpften aus den classischen Schriften der Alten alle möglichen Beschwörungsformeln, um den Teufel herbeizulocken und ihm für allerlei irdische Genüsse die Seele zu verschreiben. Dieser Wahn der Zeit griff noch tiefer in's Volksleben ein als die Astrologie und wirkte noch giftiger, zerstörte noch radiealer die alte Unschuld, Treue und Ehrenhaftigkeit im Volke.

Man hat später vorgegeben und diese Ansicht ist jetzt noch verbreitet, die Hexenprozesse und sämmtliche Diablerien des 16. und 17. Jahrhunderts seyen nur Reste des christlichen Mittelalters gewesen und durch die classische Aufklärung beseitigt worden. Allein dem ist nicht so. Im Mittelalter bis zum Ende des 15. Jahrhunderts war der Teufel gebannt und zerquetscht unter die Pfeiler und das Gebälke der Kirche, ohnmächtig grinsend. An's Herrwerden durfte er nicht denken. Der Aberglauben an die Hexen wurde im Mittelalter mehrfach durch geistliche und weltliche Gesetzgebungen als leerer Wahn bezeichnet und verboten. Der greuliche Unfug der Hexenprozesse begann erst in Folge der Renaissance. Ein erst von der Renaissance verführter Papst war es, der das Signal zu den vielen tausend Hexenbränden gab, die dann aber doch seltner in dem katholischen Süden, als im protestantischen Norden Europas aufflammten und weniger von der Geistlichkeit, als von den, wie allem christlichen so allem Nationalgefühl entfremdeten, ganz in classischen Vorurtheilen befangenen Juristen geleitet wurden.

Sprachkunde.

Ursprung und Entwicklung der Lautverschiebungen im Germanischen, Armenischen und Ossetischen. Eine gründliche Darlegung rc. von T. H. A. de Marte. Hamm, Selbstverlag des Verfassers. Leipzig, in Commission bei R. Hartmann.

Der Verfasser glaubt, J. Grimm stehe in Widerspruch mit sich selbst, sofern die von ihm anerkannten vielen Ausnahmen von der Lautverschiebung gerade die Regel sey, und auch Bopp habe irrige Folgerungen aus willkührlichen Voraussetzungen gezogen. Nach de Marte gründet sich „a) die Einstufigkeit der systematischen Laut- oder Mutenverschiebung im Ossetischen auf den vollständigen Sieg des tenuisfeindlichen vocalischen Einflusses, welcher mit all seiner Macht und Gewalt sich der Bildung einer neuen Tenuis widersetzte, über das tenuisfreundliche Princip der Lückenausfüllung oder des ersetzenden Nachdrückens, welches für die verlorne alte eine neue Tenuis herzustellen strebte; — b) die Zweistufigkeit der systematischen Laut- oder Mutenverschiebung im Armenischen einerseits auf den vollständigen Sieg des tenuisfreundlichen, lückenausfüllenden, nach Ersetzung der verlornen alten Tenuis durch eine neue strebenden Princips über das tenuisfeindliche, welches der Bildung einer neuen Tenuis widerstrebte, andererseits darauf, daß hier der vocalische Einfluß sich zu seiner Bethätigung des Mittels der Erweichung bedient und demnach die alte Tenuis in eine neue Media umgewandelt hatte. In Folge des letztern Umstandes gab es hier nach der Creation einer neuen Tenuis (aus der alten Media) keine Lücke mehr, die auszufüllen gewesen wäre; — c) die Dreistufigkeit der systematischen Laut- oder Mutenverschiebung im Germanischen einerseits ganz wie im Armenischen auf den vollständigen Sieg des tenuisfreundlichen, lückenausfüllenden, eine neue Tenuis erstrebenden Princips über das tenuisfeindliche, andererseits dadurch, daß hier der vocalische Einfluß sich zu seiner Bethätigung des Mittels der Aspiration bedient und demnach die alte Tenuis in eine neue Aspir. Tenuis umgewandelt hatte. In Folge des letztern Umstandes entstand hier nach Erhebung der alten Media zu einer neuen Tenuis eine neue Lücke; für die geopferte alte Media mußte eine neue kommen, und dies geschah dadurch, daß man die dazu allein noch disponible alte Aspir. Tenuis zur neuen Media machte. Durch diesen letztern Vorgang selbst aber konnte keine Lücke mehr herbeigeführt werden, weil ja durch den vocalischen Einfluß bereits aus der alten Tenuis eine neue Aspir. Tenuis gebildet worden war. Man hatte auf diese Weise eine neue Aspir. Tenuis, eine neue Tenuis und eine neue Media gewonnen, die Mutenordnung keine Stufe eingebüßt und somit die Lautverschiebung sich vollendet."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, № 19. 5. März 1864.



Zur deutschen Kirchengeschichte.

Historischer Auszug für Welt- und Kirchengeschichte aus der Schrift: „Aufklärung nach Actenquellen“ über den 1835 bis 1842 zu Königsberg in Pr. geführten Religionsprozeß von Ernst Grafen von Kanitz, Königlich Preußischem Tribunalsrath a. D. Basel und Ludwigsburg bei Balmer und Riehm, 1864.

Der berüchtigte Königsberger Muckerprozeß, welcher vor dreißig Jahren so großen Lärmen in der Welt machte, seitdem aber ziemlich vergessen ist, wird hier einer neuen scharfen Beleuchtung unterzogen und werden die damals Angeklagten von jeder Schuld frei gesprochen. Dabei ist zu beachten, daß sie seiner Zeit der Gerichtshof selbst freigesprochen hat und daß die Entlassung zweier Geistlichen nur wegen ihrer angeblich heterodoxen Meinungen, keineswegs aber wegen eines sittlichen Makels erfolgte. Es blieb indeß an den Angeklagten, weil einmal die öffentliche Meinung gegen sie eingenommen war, immer noch etwas kleben und insofern erschienen schon früher mehrere Schriften zu Gunsten der ungerecht Angeklagten und ist auch heute noch eine gründliche Reasumirung der Thatsachen am Platze, damit sich nicht eine irrthümliche Darstellung derselben in die protestantische Kirchengeschichte einschleiche.

Es war die traurige Zeit, in welcher die religiöse Gleichgültigkeit, die man aus dem vorigen Jahrhundert in das unserige mit herüber genommen hatte, der seichte und gutmüthig bornirte Rationalismus sich gesteigert und vergiftet hatte zu einem verbissenen Christushaß. Paulus in Heidelberg erlangte den Doctorhut aller Fakultäten, die Herrschaft über das ganze Kirchen- und Schulgebiet im Großherzogthum Baden, eine mächtige Stimme in der periodischen Presse, das allgemeinste Ansehen im protestantischen Deutschland, weil er der allgemeinen Entchristlichung das zeitgemäße Wort lieh und in seinem „Leben Jesu“ unsern himmlischen Erlöser als einen frommen Volkstäuscher charakterisirte, ganz so wie Renan es jetzt in Frankreich thut. Noch mehr Energie entwickelte der Christushaß in dem „Leben Jesu“ von Strauß, worin die evangelische Geschichte nicht mehr rationalistisch ausgelegt, sondern überhaupt geleugnet und zu einem bloßen Mythus gemacht wird. Um aber das überflüssig gewordene Christenthum durch etwas anderes zu ersetzen, hatte der Philosoph Hegel die Selbstvergötterungslehre erfunden und außerhalb des philosophirenden Menschengehirns eines Gottes Daseyn und Möglichkeit geleugnet. Dieser Hegel und seine nichtswürdige Clique und Meute erhielt durch die Gunst des Cultministers von Altenstein unter dem freilich daran unschuldigen, leider nur höchst übel berathenen König Friedrich Wilhelm III. die Dictatur auf allen Universitäten. Diese Clique gebot im weitesten Umfang über die Anstellungen in Schule und Kirche. Die Gebildeten, längst des Christenthums entwöhnt, fanden darin gar nichts Arges. Die wenigen Prediger und Gemeinden, welche noch fest an Luthers Glauben hingen, wurden von der herrschenden Partei im Ministerium und Consistorium grausam und unbarmherzig verfolgt. In eine Kirche, deren fromme Gemeinde in Andacht versammelt war, um nicht etwa nach einer sektirerischen Laune, sondern einfach nach den Gebräuchen der lutherischen Landeskirche Gottesdienst zu halten, stürmte der Consistorialrath Hahn mit Infanterie und Cavallerie herein und hatte noch Artillerie im Rückhalt, um nöthigen Falls die Kirche zusammen zu schießen. Eine Menge unschuldiger Christen (nicht etwa Sektirer), sondern einfache Anhänger der Landeskirche, wurden eingekerkert und Jahre lang mißhandelt. Eine Anzahl frommer

Prediger schmachteten auf der Festung bis zum Tode des Königs. Erst der frommgesinnte Friedrich Wilhelm IV. ließ sie wieder frei. Andere mußten auswandern. So Scheibel, der rechtschaffenste und geistvollste Prediger in Breslau, des Philosophen Steffens intimer Freund. Aus Preußen mit Schmach vertrieben, von der rationalistischen Meute in Sachsen und Thüringen wie ein edler Hirsch gehetzt, konnte er nur unter dem Schutz des katholischen Königs Ludwig von Bayern ein letztes Asyl finden.

Gegen diese Tyrannei des Christushasses im modernen Staate und gebildeten Publikum wagte zuerst Claus Harms in Holstein und nach ihm (1830) Hengstenberg in Berlin die Stimme zu erheben. Da brach ein unermeßliches Geheul aller rationalistischen und Hegel'schen Meuten in Deutschland gegen diese wenigen Männer aus und jeder Koth wurde aufgewühlt, um sie womöglich darunter für immer zu begraben. Wenige Jahre nach Hengstenbergs erstem Auftreten (1835) erschien das oben genannte Leben Jesu von Strauß und wurde wieder von der ganzen Meute mit einem Jubelgeheule begrüßt. Mit diesem Buche, träumte man sich, sey die ganze christliche Kirche aller Confessionen ein für allemal wie mit Schießpulver in die Luft gesprengt. Man kündigte bereits das Ende der christlichen Aera an.

Genau in diese Zeit nun, nämlich in's Jahr 1835, fällt jener Königsberger Prozeß. Zwei Prediger in Königsberg, Ebel und Diestel, hatten mitten in der Sündfluth der antichristlichen Zeitströmung am Worte Gottes festgehalten und einen großen Anhang in der Gemeinde. Das mußte ihnen nothwendig den Haß der damals in Preußen herrschenden Partei und die feindseligsten Anfechtungen von Seite der s. g. Gebildeten zuziehen. Da nun alles, was diesen Männern zu leide geschah, in der damaligen Zeit auf Beifall der Behörden und der verführten öffentlichen Meinung rechnen konnte, war nichts natürlicher, als daß sie auf das boshafteste angegriffen und verleumdet wurden. Auch der Neid spielte dabei eine Rolle, weil die beiden Prediger in der Stadt einen verhältnißmäßig großen Anhang hatten.

Folgen wir dem vorliegenden Buche, so datirte sich der Haß gegen Ebel schon vom Jahr 1809, weil er schon als Jüngling durch einen frommen Mann, Namens Schönherr, von der Wahrheit der christlichen Religion überzeugt worden war und diesen Glauben nun auch predigte. Diese Anmaßung eines noch jungen Mannes in einer Stadt, in welcher Kant so lange einzig die unchristliche Vernunftreligion gepredigt hatte, erregte damals Staunen und Erbitterung, hauptsächlich beim Consistorium, welches zwar noch christlich lutherisch hieß, es aber längst nicht mehr war. Ebel wurde damals schon (1809) chikanirt, vorgeladen, inquirirt und hatte es nur, da man ihn sogar noch einem neuen Examen unterwarf, seinen ausgezeichneten Kenntnissen mehr noch als seiner Unschuld zu verdanken, daß man es noch nicht wagte, ihn abzusetzen. Der berühmte Schleiermacher war damals Referent im geistlichen Ministerium und hauptsächlich sein Votum rettete Ebel vor der Verfolgung des Königsberger Consistorialrath W., seines Todfeindes, eines fanatischen Rationalisten. Aber der Haß ruhte nicht.

Es kam die Zeit der Befreiungskriege. „Ebels Predigt weckte in den todten Massen ein neues Leben, gewährte den durch die Drangsale des vorhergegangenen Krieges niedergedrückten und geschreckten Gemüthern in beredter Schilderung der Liebe und Gnade Gottes einen Anhalt, den Frieden mit Gott zu finden, und lenkte die patriotische, im Befreiungskampfe sich bethätigende Begeisterung zu einer dankbaren Erwiederung der Wohlthaten Gottes. Das Verlangen des Herzens, sowie das denkende Bedürfniß befriedigend, entzündete er den Funken ächter Gottesfurcht in Alt und Jung, Vornehm und Gering, Gelehrt und Ungelehrt, bei der studierenden, sowie bei der in die Freiheitskämpfe ziehenden und aus denselben heimkehrenden militärischen Jugend, so daß Zuhörer aus allen Classen und Ständen, ja selbst Solche, die sonst nicht die Kirchen zu besuchen pflegten, Nahrung für ihren Geist in Ebels Predigt suchten und empfingen. Viele begnügten sich nicht sein Wort zu hören, sondern schrieben es während der Predigt nach, um es auch andern mitzutheilen. Es war kein Zulauf wie bei Modepredigern, es war ein Zusammenfluß frischbelebter Geister, welche sich durch ernste Rüge der Sünde und nachdrückliche Mahnung zur Sinnesänderung nicht abschrecken ließen. Der edlere Geist des so von Ebel gepflanzten Christenthums durchwebete alle Lebensverhältnisse und machte sich darin geltend. So wurde durch die gewissenhafte Amtsführung eines treuen Predigers und Seelsorgers in Königsberg ein Licht angezündet, das weithin leuchtete. Ebels Predigt rief die alten Bibelwahrheiten, die in ihrer Bedeutung vergessen, verkehrt und entkräftet waren, in ihrer eigentlichen Bedeutung wieder in's Leben. Ein specielles Zeugniß für diese Thatsachen enthalten die Acten des später eingeleiteten Prozesses, indem der Abfasser des, behufs Begründung des Antrages auf Untersuchung gebrauchten, theologischen Gutachtens, in seiner Ausdrucksweise erklärte: daß ‚gerade der Ernst und Eifer, womit Ebel gewisse, damals' (in den Jahren 1810 bis 1814) ‚für

antiquirt erachtete, dem kirchlichen Lehrbegriff eigene Modificationen jener Begriffe geltend machte', es gewesen, ‚was ihm zum Vorwurf gemacht wurde.'"

Grade das große Ansehen, welches Ebel genoß, wurde ihm von denen am wenigsten verziehen, die, nachdem die Begeisterung nach dem Kriege wieder einschlief, ihren alten Rationalismus hervorholten oder für Hegel zu schwärmen anfingen. Ebels Feinde, die in Königsberg nicht soviel Ansehen genossen, wie er, und ihn beneideten, verstanden geschickt mit dem Winde zu segeln. Der Wind der Zeit blies aus vollen Backen, um nicht nur die deutsche Eiche, die man seit 1813 wieder hatte grünen sehen, auf's neue zu entblättern, sondern auch, um das neu aufgerichtete Kreuz wieder umzubrechen. Weil die deutsche Jugend hatte „christlich deutsch" seyn wollen, was auf der dreifarbigen Fahne der Burschenschaft geschrieben stand, verfolgten und verurtheilten die damaligen Regierungen nicht nur jede deutsche, sondern auch jede christliche Begeisterung. Wer sich empfehlen wollte, mußte den Patriotismus und das Nationalgefühl als demagogischen Umtrieb, und ehrliches alt-hergebrachtes Christenthum als gefährliche, heuchlerische oder wahnsinnige Muckerei denunciiren. Die Denuncianten sahen sich mithin im Rücken gedeckt und durften etwas wagen. Hatte doch das geistliche Ministerium zu Berlin ohne alle Ursache am 24. October 1825 ein Edict erlassen, welches vor Mysticismus und Pietismus warnte. Hieß das nicht die Denuncianten ermuntern und ihnen im Voraus den Schutz der Gesetze versprechen? In Wirklichkeit war für die Regierung auch nicht die geringste Gefahr von Seiten der Frommen im Lande zu fürchten. Es war reine Bosheit der damals herrschenden christushassenden Partei, die Ohnmächtigen und Unschuldigen zu verfolgen, und dem Wolfe gleich das arme Schaf anzuklagen, es trübe ihm das Wasser.

Ein gewisser Herr O. und ein gewisser Herr T. werden als die ersten angeführt, die seit 1826, also bald nach dem obigen Rescripte, ihr Müthchen an Ebel zu kühlen suchten. Es gelang ihnen damals noch nicht, sein Ansehen zu erschüttern und sie verließen das Feld. Ihnen gesellte sich ein jüdischer Arzt zu, den Ebel getauft und dem er in seinem weiten Kreise eine gute Kundschaft verschafft hatte, der aber durch seinen unsittlichen Lebenswandel den Verlust dieser Kundschaft selbst verschuldete, und sich nun durch Verleumdungen Ebels bei dessen Gegnern in Gunst zu setzen suchte. Der Verfasser der vorliegenden Schrift beschuldigt sodann seinen eigenen Schwager, einen Grafen F., die Verleumdung noch weiter getrieben zu haben, blos weil der Verfasser zu Ebels Freunden und Verehrern gehörte. „Es war F., den pecuniäre Rücksichten dergestalt aufregten, daß seine Animosität zu einem erbitterten Angriffe sich steigerte. Die Kündigung eines väterlichen Erbtheils von Seiten seiner Schwester (der zweiten Frau des Verfassers), dessen Zinsen sie ihm jahrelang geschenkt, und die er, als sie deren bedurfte, nur mit Widerwillen und Vorwürfen zahlte, so daß, um des Friedens willen, dies Verhältniß aufgehoben werden mußte, hatte ihn, ungeachtet aller ihm dabei zu Theil gewordenen Berücksichtigung (vergl. ‚Aufklärung' S. 59 f.) dergestalt aufgeregt, daß dies der äußere Anstoß wurde, das unter der Asche glimmende Feuer der Erbitterung gegen lebendiges Christenthum zum Ausbruch zu bringen." Inzwischen würden alle diese Personen gegen Ebel nicht viel ausgerichtet haben, wenn sie nicht einen mächtigen Beschützer im höchsten Beamten des Landes gefunden hätten.

Das war der Oberpräsident von Schön. „Eine in der ‚Aufklärung' Seite 68 Note angeführte Druckschrift zeigt, wie die in den Vierziger Jahren sich breit machenden öffentlichen Lobhudeleien Schöns, die sich abmüheten, die Lorbeeren von den Häuptern Anderer, des Ministers von Stein, des Oberpräsidenten von Auerswald, und des Generals von York, auf Schöns Haupt zu übertragen, durch keine andern Beweise unterstützt waren, als durch die Behauptung: ‚er (Schön) habe es selbst gesagt.' Dagegen erklärt E. M. Arndt: ‚Es ist unter Stein's, Dohna's ‚Auerswald's und York's' (also nicht Schön's) ‚Auspicien, das edle Land Preußen mit altem Muth und alter Liebe und Treue seiner Männer und Jünglinge gerüstet und bewaffnet worden.'" In der That schreibt sich die Begeisterung für Schön nicht aus den Freiheitskriegen, sondern erst aus der Zeit her, in welcher er die Christen in Ostpreußen zu verfolgen anfing. Deshalb und nur deshalb erhob ihn die s. g. Fortschrittspartei auf den Schild und in dieser erhabenen Würde hat er als Präsident des Landtags in Berlin im Jahr 1848 seinen moralischen Lohn dahingenommen.

Die Gehässigkeiten gegen Ebel von Seiten des Oberpräsidenten begannen schon kurz nach der Ernennung des letztern im J. 1824. Er brach nämlich dem frommen Prediger das Gotteshaus über dem Kopfe ab. „Eines der schönsten Gotteshäuser der Stadt, hatte diese Kirche schon über fünfhundert Jahre unerschütterlich fest gestanden. Eine seit Jahrhunderten bestandene geringe Neigung des Thurmes war die Veranlassung gewesen, daß man schon seit lange, von fünfzig zu fünfzig Jahren, Messungen vorgenommen hatte, um sich zu überzeugen, ob dieser Umstand irgendwie Gefahr drohe. Da sich

jedoch jedesmal bei jenen technischen Untersuchungen zeigte, daß der Stand des Thurmes sich nicht veränderte, so hatte sich bei Sachverständigen die Ueberzeugung gebildet, daß sich der Bau — wie solches öfter geschieht — gleich nach seiner Vollendung in einer Art in sich gesetzt und gefestigt habe, daß dadurch eine unbedeutende ganz gefahrlose Abweichung von dem Senkblei entstanden. Eine der ersten Handlungen des neuen Oberpräsidenten aber, womit er, noch vor seiner Ankunft in Königsberg begann, war die, von Marienburg aus an das altstädtische Kirchencollegium erlassene Verfügung, die Kirche innerhalb vierzehn Tagen abbrechen zu lassen. Königsberg, so ließ er sich verschiedentlich vernehmen, habe Kirchen genug, und da die Gemeinde zu arm sey, um ihre Kirche wieder aufzubauen, könne die Kirche eingehen. Zwar wurde die Ausführung jenes Planes einstweilen dadurch vereitelt, daß, nach sachverständigem Gutachten, allein zum Abbruch der Orgel — wenn dies schöne Werk, eins der größten in Deutschland, nicht ganz zerstört werden solle — ein viel längerer Zeitraum erforderlich seyn würde. Indeß wurde der Zerstörungsplan deßhalb nicht aufgegeben; vielmehr dahin gewirkt, daß die Kirche noch ein Jahr lang dem Gottesdienst verschlossen bleibe und während dieser Zeit beobachtet werde. Diese Frist wurde dazu benutzt, einen beanstandeten Pfeiler, angeblich um die Sicherheit des Fundamentes zu prüfen, von allen Seiten so lange zu untergraben, bis derselbe völlig unter Wasser gesetzt und seiner Widerlage beraubt war. Natürlich mußte nach solchen Maßnehmungen, welche die Gemeinde nicht hindern konnte, der beanstandete Pfeiler endlich wanken, was die Baufälligkeit des ganzen Gebäudes nach sich zog." Die schöne Kirche wurde zerstört, Ebel mußte sich in eine andere entlegene Kirche zurückziehen.

Der Oberpräsident v. Sch. blieb Ebels Feind. Seine Stimmung gegen Ebels Wirken identificirte sich immer mehr mit der der Ankläger des Letzteren.

Graf F. gab 1834 den Ausschlag, indem er sich vergewisserte, daß der Oberpräsident nicht ungern Partei gegen Ebel ergreifen würde, wenn man diesen angriff. Hierauf wurden Schmähschriften geschmiedet und überall in Deutschland ausgestreut. Diestel schrieb eine Vertheidigung, wegen welcher Graf F. ihm einen Injurienprozeß anhing. „Diese Injurienklage des Grafen F. gegen den Prediger Diestel wurde — wie es in Preußen vorgeschrieben ist — dem Königsberger Consistorio, als der geistlichen Aufsichtsbehörde, abschriftlich mitgetheilt. Unter ihren Beilagen befand sich der oben gedachte Brief F.'s an Fräulein Z. v. M., der nichts als eine Menge loser Verdächtigungen Ebels und seiner Freunde ohne allen Beweis enthielt (vergl. ‚Aufklärung' S. 80), und der, zumal einer stets rühmlich anerkannten vieljährigen Amtswirksamkeit gegenüber, die geistliche Behörde bei rechtlichem Verfahren hätte veranlassen müssen, den Briefsteller deshalb zur Rechenschaft zu ziehen. Aber schon der erste Schritt des Consistorii, dessen Präsident, der Oberpräsident v. Sch. (wie erwähnt) schon früher von F. vorbereitet worden war, gab eine andere Absicht kund. Indem es an F. die Aufforderung erließ, seine — sich selbst verurtheilenden — Angaben, als verdienten dieselben eine Berücksichtigung, vor einem Richter näher zu begründen, vergaß es seine amtliche Stellung so weit, dabei die Aeußerung einfließen zu lassen: daß es ‚nur der kurzen Anführung einiger Thatsachen' bedürfe, ‚um die Einschreitung gegen Sectirerei zu motiviren.'" Diese erfolgte nun wirklich. Schön selbst, als Vorstand des Consistorii, nahm sie vor und zog auch den Arzt S. herbei, um die Anklage noch mehr in's Schwarze und Schmutzige zu malen. Sowohl Ebel als Diestel wurden nun vom Amte entfernt und die Presse mit unerhörten Fabeln von der Muckerei in Königsberg überschwemmt. „Die beiden daselbst erwähnten Lügenproducte, welche vorzugsweise mitgewirkt haben, die Publicität zu besudeln, ein im Jahr 1836 erschienener pöbelhafter lithographirter Brief aus Königsberg und ein von dem Adoptivsohne des Kanzler v. W. in eine kirchenhistorische Zeitschrift eingeschwärztes verleumderisches Libell haben zwar, ersterer schon im Jahre 1836 durch eine Cabinetsordre des Königs Friedrich Wilhelm III., letzteres durch eine später erschienene Schrift von Hahnenfeld: ‚Die religiöse Bewegung zu Königsberg in Preußen' ꝛc. die verdiente Beurtheilung erfahren, indeß ist das durch sie ausgesäete giftige Unkraut dadurch noch nicht völlig weggeräumt worden, weil der Oberpräsident v. Sch., gleichsam dem königlichen Befehle zum Trotz, alle daraus geschöpften verleumderischen Mittheilungen ungehindert verbreiten ließ, während er eine diese Lügen vernichtende Schrift Diestels: ‚ein Zeugenverhör' unter Berufung auf die königliche Cabinetsordre (die das Gegentheil — den Schutz der Angeklagten — bezweckte) nicht in der Zeitung ankündigen ließ und später das Verbot derselben auszuwirken wußte."

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 20. 9. März 1864.



Länder- und Völkerkunde.

Nordwestdeutsche Skizzen. Fahrten zu Wasser und zu Lande in den untern Gegenden der Weser, Elbe und Ems von J. G. Kohl. 2 Theile. Bremen, Kühtmann, 1864.

Herr Kohl schreibt bekanntlich sehr angenehm, versteht sich auf geistreiche Auffassung jedes Terrains, das er beschreibt, und ist auch immer anziehend in den Einzelheiten. Obgleich er schon sehr viele Reisebeschreibungen drucken ließ, hat er sich doch noch gar nicht erschöpft, merkt man bei ihm noch keine Abnahme des Interesses für die Länder und Völker, die er besucht, und weiß er auch dem Leser immer neues Interesse einzuflößen.

Diesmal führt er uns in die weiten Ebenen des nordwestlichen Deutschland durch die berühmte porta Westphalica. In einem großartigen Ueberblick entfaltet er uns die Niederungen von diesem Gebirgsrande aus. Von uralten Zeiten her hat sich an dieser Pforte der Angriff westlicher Eroberer gestaut. Von hier wurden schon die Römer zurückgeschlagen, hier mußte Karl der Große in langen wiederholten Kriegen den Durchbruch in's Herz des Sachsenlandes erzwingen. Eine ähnliche porta war Pforzheim für die Alemanen und ist gegenwärtig in Amerika Harpers Ferry für die Nordstaaten. Eine Bergöffnung im Angesicht einer großen Ebene gehörte immer zu den strategischen Punkten. Das Gebirge, durch welches die porta den Weg öffnet, besteht aus Sandsteinen, mit denen seit alter Zeit ein lebhafter Handel getrieben wird. „Wie die Bürger von Minden und Bremen seit Jahrhunderten unter Porta-Sandsteinbogen sonntäglich zum Gottesdienste einzogen, so haben auch die Weser-Marschbewohner bis in's Butjadinger- und Wurstener-Land hinab ihre alten kleinen, dickmaurigen Kirchen, die ihnen in Kriegszeiten so oft als Festungen dienten, meistens aus dem soliden Material, welches die Porta lieferte, gebaut. Derselbe Sandstein hat auch überall längs des Weserstromes dazu gedient, um die Bollwerke und Hafenbauten der Ufer zu festigen. Auch das junge Bremerhafen hat in seinen Bassins, und Canälen ganze Riffe von Porta-Sandstein verschlungen, so wie denn der preußische Hafen an der Jahde noch jährlich deren viele bedarf und verschreibt. Auch die jetzt fertig gewordene Eisenbahn von Bremen zur Wesermündung hat seiner zu Brückenarbeiten bedurft. Viele Portablöcke segelten auch seit langen Zeiten zur Mündung der Weser hinaus in fremde Länder, nach Petersburg und zur Weichselmündung, wo sie in den letzten Jahren bei den großen Weichselbrücken verwendet wurden. Die Holländer kennen die Sandsteine aus der Porta und vom benachbarten Obernkirchen seit lange und nennen sie ‚die Bremischen Steine‘, weil sie sie durch Bremer Schiffe erhalten. Sie haben neuerdings bei Gelegenheit ihrer großen Eisenbahnprojecte für nicht weniger als 150 Brücken, Baumaterial bei der Porta bestellt.“

Indem uns der Verfasser den Steinen nach in die Ebene hinabführt, lenkt er unsere Aufmerksamkeit auf die Abwechselungen des Bodens, auf die wenigen bergähnlichen Erhebungen des Landes und auf die größeren Senkungen oder Seebecken. Zunächst auf das Steinhuder Meer, welches er sehr ausführlich beschreibt. Es hat sechs Stunden im Umfang, aber durchschnittlich nur 10 Fuß Tiefe und ist von Moräſten umgeben. Es bildet zugleich die Grenze zwischen Lippe-Bückeburg und Hannover. Der erstgenannte kleine Staat macht Anspruch auf den ganzen See und hat denselben bis jetzt mit großer Zähigkeit vertheidigt. „Natürliche Inseln hat das Steinhuder Meer nicht. Dagegen ist in seiner Mitte auf Anordnung des berühmten Prinzen Wilhelm

von Bückeburg eine künstliche erwachsen, die aus Baumstämmen, Schutt und Sand aufgeführt wurde und nun das kleine Fort Wilhelmstein auf ihrem Rücken trägt. Diese kleine Insel mit ihrer militärischen Ansiedlung, die einst in ihrer Kriegsschule Feldherren wie Scharnhorst erzog, bildet gleichsam das Auge des Sees. Man sieht sie von allen Seiten her, und ihre Gebäulichkeiten, Bäume und Gärtchen bringen einiges Leben und Wechsel in den sonst einförmigen Spiegel des Wassers." Die Anwohner des Sees auf der hannöverschen Seite sind von denen auf der lippischen ziemlich auffallend verschieden, was auf einem schon alten Gegensatze der Volksstämme beruht.

Weiter wird uns das merkwürdige alte Städtchen Verden beschrieben. Es ist interessant genug, „daß Karl der Große trotz seiner dreißigjährigen Kriege im Sachsenlande das Volk und seinen separatistischen Geist nicht dauernd beugte, und daß es noch immer wieder heutzutage selbständige unabhängige niedersächsische Fürsten, Nachfolger der von Karl bekämpften Wittekind's gibt. Aber im Mittelfenster des Verdener Domchors kommt Karl der Große in einer noch auffallenderen Verbindung vor, da steht sein Portrait in derselben Reihe und von derselben Größe neben demjenigen Luthers und Melanchthons und des heldenmüthigen Herzogs Christian von Braunschweig. Der Ideengang der jetzigen Domherren bei dieser Combination war wohl der, daß Karl der Große für Verden der Begründer, Luther und Melanchthon die Reformatoren des Christenthums und die Vollender des vom Kaiser begonnenen Werks gewesen seyen. Nach unserer Weise mag dies ganz richtig gedacht seyn. Aber schwerlich war jener Ideengang in dem Geiste Karls des Großen selbst, der sich vermuthlich nicht wenig darüber gewundert haben würde, sich hier in seinem Dome Schulter an Schulter mit einem Luther zu sehen. Er hätte in der Auflehnung dieses sächsischen Mönchs gegen Kaiser und Papst vermuthlich weiter nichts erblickt, als einen abermaligen Abfall seiner Sachsen und einen nach 8 Jahrhunderten erneuerten Beweis ihrer ‚unverbesserlichen Hartnäckigkeit.'"

Wir gehen zum Blockland bei Bremen über. Die eigenthümlichen Bewohner desselben sind eine friesische nur niedersächsisch gewordene Colonie. Sie leben von Viehzucht, Fischfang und Entenjagd, denn das ebene Land ist reichlich von Wasser- und Torfmooren unterbrochen. Bei Waakhausen schwankt sogar der Boden. „Die Torfmoorschicht, auf welcher Alles steht und wandelt, gewährt begreiflicher Weise eine sehr unsolide und zitterhafte Basis. Ueberall wo man geht und steht, bebt der Boden ein wenig unter den Füßen. Wenn man in den Häusern ein mit Wasser gefülltes Glas auf den Tisch stellt, und draußen die Pferde trampeln oder auch nur ein Mensch auftritt, so ziehen sich über dem Wasser im Glase Wellenrunzeln." In der Nähe des Wassers wird der Torf häufig durch Sturmwinde abgerissen und dann entstehen schwimmende Inseln. „Wenn sich aber im Frühling, wie es zuweilen geschieht, ein heftiger Westwind aufmacht, dann wird der Aufruhr und die Unordnung unter den zerstückten Landparzelen der Waakhuser größer. Dann setzt sich der Luftstrom hinter die Bäume, die auf den zum Theil noch gefrorenen und durch tiefe Gräben von einander geschiedenen Erdschollen stehen, bringt Lokomotion in sie hinein und läßt sie auf einander stoßen, wie im Hafen liegende Schiffe, wenn ein Sturm in sie hineinfuhr. — Zuweilen nimmt dann der Wind wohl ein größeres Stück Land mit fort und treibt es, die Bäume wie Segel blähend, weit in's Wasser hinaus, wie Plinius dies beschreibt, wenn er sagt, ‚die großen Eichen mit ihren Zweigen auf den schwimmenden Inseln der Weser hätten wie rudernde Riesen ausgesehen.'" Indessen hat die Cultur doch auch in diesen Regionen Fortschritte gemacht. So im s. g. Teufelsmoor. „Hier ist seit etwa 150 Jahren auf einem mehre Meilen langen Striche das garstige Teufelsmoor bis auf wenige Reste weggegraben, und es leben dort nun in einer Lokalität, wo ehedem, wie gesagt, nicht einmal Füchse existiren mochten, Tausende von zufriedenen Menschen. Ich spazierte einen ganzen Tag lang durch eine Reihe von freundlichen Dorfschaften, von denen die eine vor 30, die andere vor 50, die dritte vor 100 Jahren begründet war. Man kann keinen stärkeren und wohlthuenderen Gegensatz sehen als den eines solchen Coloniedistrikts mit dem zur Seite liegenden grauenhaften Hochmoore."

Neben dem Moor behauptet auch der Wald hier noch sein altes Recht. „Der Forstmann ist nicht dazu da, um pitoreske Baumruinen für Poeten und Maler zu erzeugen oder zu conserviren. Er soll gesundes gerades Holz schaffen. Er verwandelt die anmuthig gewundenen Waldpfade nach der Meßkette in gradlinigte endlose Wege, die keine Ueberraschung darbieten. Er zerlegt den ganzen von der Natur so lieblich gruppirten Wald wie ein Schachbrett in lauter rechtwinkliche ‚Bestände'. Alte Stumpfe, in ihrem Schmucke von wilden Rosen und Epheu rottet er unbarmherzig aus. Er denkt und empfindet wie ein Regiments-Commandeur und hat seine Lust daran, wenn die Bäume in seinen ‚Abtriebschlägen' so recht von gleicher Höhe, in gleichen Abständen, und ihre Stämme wie Soldaten das Ge-

mehr zum Himmel hinauf präsentiren, alle von derselben Art und Farbe, alle gleich uniformirt. Die neumodigen Waldpoesie-Zerstörer haben glücklicherweise noch nicht lange in dem großen Eichenwalde von Haßbrook gehaust, der sich im südöstlichen Winkel des Herzogthums Oldenburg auf der hohen Geest im Angesichte der tiefen Wesermarschen als ein Ueberrest der alten deutschen Urwaldungen, bis auf unsere Tage behauptet hat." Hier findet man noch uralte kolossale Eichen. „Der bekannte Oldenburger Maler Willers soll der erste gewesen seyn, der einige der schönen Eichen von Haßbrook in einer würdigen und ansprechenden Weise porträtirte. Er habe, so hatte man mir schon früher einmal in München erzählt, seine Bilder in der Bayrischen Hauptstadt ausgestellt, und dort habe König Ludwig diese Oelgemälde gesehen. ‚Die Bilder sind effektvoll und gut gemalt', soll der König dem Künstler bemerkt haben, ‚aber Ihre Bäume sind nicht naturgetreu, es gibt weder solche phantastisch gebildete noch so mächtige Eichen in Deutschland'. — Der Maler versicherte dagegen, sein Werk sey ein keusches und naturgetreues Portrait ohne Zuthat, ‚und der König, um sich authentisch davon zu überzeugen sandte seinen Hofmaler hin, und dieser brachte ihm dann eine ganz befriedigende Kunde von den ästhetischen Schätzen des Haßbrook'. Seitdem wurden diese nun berühmt in Deutschland. Mehre Künstler, — unter ihnen einige unserer ausgezeichnetsten Landschaftsmaler, z. B. Preller aus Weimar, — wanderten dahin und hausten wochenlang in den Dörfern neben dem Walde, ihre Studienbücher zu füllen, und das Revier künstlerisch auszubeuten." Auch hohe Personen besuchten den Urwald, um die herrlichen alten Eichen zu bewundern, z. B. die Königin von Griechenland, welcher zu Ehren der schönste Baum jetzt die Amalieneiche heißt.

Wir übergehen einige weitere Schilderungen, um uns im zweiten Theile des Werks nach der Lüneburger Haide zu wenden. Bekanntlich ist diese weite Steppe fast ganz mit rothblühendem Haidekraut bedeckt und die Weide der berühmten Haidschnucken, der kleinsten und häßlichsten Gattung von Schafen, die man kennt. Sie sind nur anderthalb Fuß hoch und geben nur wenig und schlechte Wolle. Nur ihre Menge sichert einen verhältnißmäßigen Gewinn aus ihrer Zucht. Man ist indessen auch hier darauf bedacht gewesen, den Grund und Boden nutzbarer zu machen. „In diesen lüneburgischen Haidefeldmarken ist nun in letzter Zeit ein ganz neuer und sehr reger Geist erwacht. Da findet man ehemalige Sumpfstrecken, die nichts als ein saures Kraut erzeugten, und in denen ein Paar elende Kühe bis an die Kniee im Morast umherstelzten, durch Entwässerung und künstliche Berieselung in die schönsten Wiesen verwandelt. Da ist neuerdings die ‚Lupine' eingedrungen, ein Gewächs, welche man nun auch auf dem Sandboden der Haide gedeihlich aufzupflanzen gelernt hat, und das jetzt in diesen Haiden wahre Wunder wirkt. Sie tritt als Winterfutter immer mehr und mehr an die Stelle der dürftigen Haidegestrüppe, und setzt die Leute in Stand, statt der Haidschnucken auch feinere Schafe aufzuziehen. Sie wird mehr und mehr der ganzen Wirthschaft in den Haiden eine solidere Basis geben."

(Fortsetzung folgt.)

Zur deutschen Kirchengeschichte.

Historischer Auszug für Welt- und Kirchengeschichte aus der Schrift: „Aufklärung nach Actenquellen" über den 1835 bis 1842 zu Königsberg in Pr. geführten Religionsprozeß von Ernst Grafen von Kanitz, Königlich Preußischem Tribunalsrath a. D. Basel und Ludwigsburg bei Balmer und Riehm, 1864.

(Schluß.)

Die Schwerbedrängten appellirten natürlich. Ueber den Ausgang des Prozesses berichtet Oberlandsgerichtsrath Crelinger wie folgt: „Bereits seit 1842 ist das zweite und letzte Erkenntniß Seitens des Appellationssenats des Kammergerichts gefällt. Das Resultat ist die einfache Amtsentsetzung beider Geistlichen gewesen, weil man sich mit ihren philosophischen Ansichten über religiöse Gegenstände nicht einverstanden erklären wollte, mithin im Wesentlichen ein ‚Glaubensgericht' über sie verhängte, dessen Erscheinung damals wenigstens eine unerwartete, und der gesetzlich garantirten Denk- und Glaubensfreiheit direct zuwiderlaufende war . . . ‚Anders als Verfolgung ist ein Verfahren nicht zu bezeichnen, welches die inneren Ansichten des Angeklagten zur Basis einer auszusprechenden Strafe nimmt' . . . Dagegen sind von den Richtern die Anschuldigungen der Sectenstiftung und der im Publico verbreiteten unsittlichen Gerüchte für durchaus ungegründet erklärt, auch in dem zweiten Erkenntnisse die Extravaganzen der Presse bei diesem Punkte nachdrücklich gerügt worden. Dies ist in einem, in der allgemeinen Leipziger Zeitung, 1842, No. 80 enthaltenen Aufsatze dem Publico mitgetheilt worden."

Für Ebel und seine Unschuld sprachen sich die ehrenwerthesten Stimmen aus. So Major Graf C. v. M., Baron E. v. H., Professor Dr. Fr., Schulrath U. In der edelsten Entrüstung die Gräfin J. von der Gr. „In einer zu den Acten gekommenen Eingabe vom 18. October 1835 an das geistliche Ministerium zu Berlin erklärte sie sich dahin: ‚Zunächst sehe ich mich genöthigt, einem königlichen Ministerio es auszusprechen, wie ich zu dieser Angelegenheit stehe, indem ich das offene Bekenntniß ablege, daß die auch gegen mich gerichteten Lästerungen mir in Hinsicht auf meine Person ganz gleichgültig sind, es mir vielmehr zur Beruhigung gereicht, daß man in Mißachtung des Höchsten und Heiligen im Menschen, nicht etwa mit mir eine ehrenrührige Ausnahme gemacht' . . . . ‚Sodann, daß es mir eine Genugthuung ist, in eine Sache persönlich eingeflochten zu seyn, welche, als eine völlige reine, unabweislich gerechte, vor Gott und Menschen, in ihrem innersten Grunde, und in ihrem ganzen Inbegriff gerechtfertigt dasteht.' ‚Es ist hier nämlich nichts als der schmale Weg, die richtige Straße, welche das Oberhaupt der Kirche, Christus, selbst gegangen und derselben zur Nachfolge angewiesen hat, und die Seine Feinde von jeher ‚eine Secte' genannt haben.' Nachdem sie die Ungerechtigkeiten des Consistorii hervorgehoben, sagt sie unter Anderem: ‚Es hat sich das Consistorium thatsächlich auf die Seite der Verleumder gestellt; indem es, die Lüge in seinen Schutz nehmend, einen Angriff auf göttliche und menschliche Rechte gewagt, hat es seiner hohen Berufung: das heilige Amt vor Mißhandlung zu schützen, entsagt, und es nicht bedacht, daß es hiemit sich selbst als geordnetes Haupt des geistlichen Amtes und seine eigene Würde vernichtete.' Sie verlangte, daß ‚der Ungerechtigkeit Einhalt' geschehe, und daß ‚die heimlichen Wege, welche das Consistorium eingeschlagen, um durch Herbeisuchung feindlicher Zeugen die geachtetsten Personen zu verfolgen, zur Untersuchung gezogen würden.' Diese Eingabe theilte sie dem Präsidenten des Consistorii, ihrem Schwager, dem Oberpräsidenten v. Sch., in einem Privatschreiben mit, in welchem sie mit specieller Darlegung seiner Stellung zu der betreffenden Angelegenheit und aus genauer persönlicher Kenntniß der Verhältnisse und Personen das von ihm begangene Unrecht in ernster und offener Aussprache ihm vorhielt."

Das ungläubige und gewissenlose Publikum kümmerte sich übrigens nicht um die letzte Entscheidung des Gerichts, noch um die Rechtfertigungsschriften, sondern sättigte sich an der Lust, über Mucker und Pietisten lachen und lästern zu können. Was gegen Ebel und seine Freunde geschrieben wurde, war Labsal für die gemeinen Seelen und hat sicher nicht wenig dazu beigetragen, den Fanatismus gegen die christliche Religion, der in den Vierziger Jahren so hoch aufloderte, entzünden zu helfen. Denn der Prozeß war noch in frischem Andenken, als der wahnsinnige Haß gegen den Minister Eichhorn und indirect gegen den frommen König Friedrich Wilhelm IV. sich in frechster Weise Luft machte, als der Berliner Magistrat unter Vortritt des Oberbürgermeister Krausnik vom König förmlich so etwas wie Abschaffung des Christenthums vorschlug, als Rupp, Krause und andere Prediger sich auf der Kanzel feierlich vom Christenthum lossagten, als Wislicenus in Halle sein berüchtigtes Manifest „Ob Schrift, ob Geist?" ausschleuderte und öffentlich die h. Schrift verhöhnte, als die Lichtfreunde ihre tollen Versammlungen anfingen, als sogar die Mehrzahl der Pastoren und Professoren in ihren berüchtigten Protesten die Erklärung der Hengstenbergischen Zeitung verdammten, nach welcher, wer nicht mehr an Christum zu glauben versichert, auch nicht mehr als christlicher Prediger und Seelsorger anerkannt werden sollte. Dieser einfache Satz, der sich von selbst versteht, wurde damals auf das heftigste bestritten, weil die Christusfeinde, um das Christenthum gründlich zu vertilgen, das ganze Terrain, auf welchem Christus bisher geherrscht hatte, für sich behalten und den wirklichen Christen kein Plätzchen mehr übrig lassen wollten.

Alle diese traurigen Erfahrungen mußte der sanfte und fromme Friedrich Wilhelm IV. machen, weil unter der frühern Regierung durch die Ministerien, Consistorien, Universitäten und Schulen dem Unglauben jede Art von Vorschub geleistet worden war. Sein redlicher Wille und alle Bemühungen seines Cultministers reichten nicht mehr hin, ein Uebel, welches schon so furchtbar um sich gegriffen hatte, zu heilen.

Wer weiß auch, wie weit die Zerrüttung der protestantischen Kirche noch gegangen wäre, wenn nicht zu derselben Zeit die Glaubenskraft in der katholischen Kirche sich verjüngt und gestählt hätte. Die alte Kirche stand felsenfest, während der s. g. Deutschkatholicismus, der ihre Mauern umblasen wollte, selber nur wie Spreu im Winde zerstob. Diese Thatsache blieb nicht ohne Wirkung auf die getrennten Kirchen. Auch in ihnen verjüngte und stählte sich das christliche Bewußtseyn.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels



Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Sonnabend, **N° 21.** 12. März 1864.

Länder- und Völkerkunde.

Nordwestdeutsche Skizzen. Fahrten zu Wasser und zu Lande in den untern Gegenden der Weser, Elbe und Ems von J. G. Kohl. 2 Theile, Bremen, Kühtmann, 1864.

(Schluß.)

Nachdem Herr Kohl sich über den Gebrauch der Holzschuhe im nordwestlichen Deutschland verbreitet hat, folgen wir ihm auf die Elbinseln bei Hamburg. Leider befanden sich die Hansestädte schon zur Zeit ihrer Blüthe in einer gewissen Abgeschiedenheit vom mittlern und südlichen Deutschland. Der Verband des Reiches war damals schon zu sehr aufgelockert. Ganz Deutschland hätte hinter den Hansestädten stehen müssen. Wie in Arterien und Venen hätte das deutsche Blut dorthin und wieder von da zurückfließen müssen. Aber die Adern waren uns schon damals unterbunden. Daher die Verbindung über die Elbe herüber immer nur sehr unvollkommen blieb. „Der Verkehr Hamburgs mit dem Süden, ist in Folge dessen vielfach behindert und gehemmt. Nur zur Zeit der Herrschaft Napoleons, der bald erkannte, was hier noth thue, wurde diesem Uebelstande auf einige Zeit abgeholfen. Er ließ von Harburg nach Hamburg quer durch die Elbinseln hindurch eine hölzerne Brücke von fast einer Meile Länge bauen. Dieses so wichtige Bauwerk wurde im Jahre 1818 auf Geheiß deutscher Nachbarmächte, die es hätten repariren, kräftigen und noch solider umgestalten sollen, wieder abgebrochen. — Es in großartigerer Weise wieder herzustellen bleibt nach den Brückenbauten bei Cöln, Straßburg und Danzig noch immer eine der wichtigsten Aufgaben unserer deutschen Straßenbauer und Ingenieure. Jetzt führt in der Richtung jener ehemaligen französischen Brücke ein Stück mit Dampffähren combinirter Chaussee über die Inseln, die das transalbingische Eisenbahnnetz mit dem südalbingischen Lande in sehr unvollkommener Weise verbindet."

Man könnte daran noch weitere traurige Betrachtungen anknüpfen. Unsere Hansa war einmal die Beherrscherin der nordischen Meere, aber sie wurde von Kaiser und Reich nie gehörig unterstützt, ja die benachbarten Reichsfürsten befehdeten die Hansa Jahrhunderte hindurch auf's feindseligste und benutzten vornämlich die Reformation, um den bürgerlichen Geist in der Hansa zu unterdrücken. Das damalige energische Haupt der Hansa, der Bürgermeister Wullenweber, fiel als das Opfer der norddeutschen Fürsten und der mit ihnen verbundenen städtischen Aristokratie. Von diesem Augenblick an war die deutsche Seemacht vernichtet und fiel das unglückliche Deutschland einer heillosen Fürstenwirthschaft nach französischem Muster anheim und konnte nicht einmal mehr ein großer Gedanke, geschweige eine große That für Deutschland aufkommen. Spanier und Portugiesen, Holländer und Engländer, Franzosen, Dänen und Schweden, endlich die Russen entfalteten ihre Flaggen auf den Meeren und von der deutschen Flagge war nicht mehr die Rede. Auch noch in spätern Zeiten, als die Noth und Schmach der Fremdherrschaft die deutschen Fürsten nöthigte, endlich einmal gegen den äußeren Feind zusammen zu halten, geschah nichts für die Hansestädte, nichts für die Wiederherstellung einer deutschen Marine. Hamburg erhielt für die ungeheuern Verluste, die es unter der Continentalsperre und zuletzt noch durch den großen Räuber Davoust erlitten hatte, keine Entschädigung, ja es hing nur von einem Haare ab, so wären die Hansestädte wie Lauenburg, Holstein und Schleswig an die Dänen verkauft worden. Der Vertrag war im Beginne des Jahres 1813 durch den russischen Fürsten Dolgorucki zwischen Rußland, Schweden

und Dänemark bereits abgeschlossen. Die Hansestädte sollten mit zu der Entschädigung geschlagen werden, welche Dänemark forderte, wenn es Norwegen an Schweden abtreten müßte. Kaiser Alexander von Rußland, der sich für den Protektor Deutschlands ausgab, verkaufte ohne weiteres deutsche Städte und Länder an Dänemark. Wenn nicht England energisch gegen diesen infamen Plan eingeschritten wäre, hätten ihn die deutschen Mächte so gewiß genehmigt, wie später das Protokoll von 1852.

Nach dem großen Siege über Napoleon hatte Deutschland die Macht, das Recht und die Pflicht, mit den heimtückischen Dänen, welche uns Deutsche im Unglück nur verhöhnt und mit Napoleon im Bunde auf's gehässigste angefeindet hatten, kurzes Federlesen zu machen. Nach so viel Feindseligkeiten, wie sie Dänemark gegen Deutschland geübt hatte, war Deutschland in seinem vollen Rechte, wenn es den Dänen Schleswig und Holstein wegnahm und nie wieder zurückgab. Wir hätten dazu nicht nur ein Recht gehabt, sondern wir hätten es auch als eine für die Zukunft nothwendige Sicherheitsmaßregel ausführen müssen, um dem Dänen endlich die Lust zu verleiden, uns immer wie ein kleiner Hund von hinten in die Beine zu beißen, wenn wir mit größern Feinden zu kämpfen haben.

Aber der Wiener Congreß glich nur einer großen Verschwörung gegen das deutsche Nationalinteresse, wie es auch damals im Congreß zu Washington offen ausgesprochen worden ist. Das besiegte Frankreich behielt bessere Grenzen, als es vor der Revolution gehabt hat. Elsaß und Lothringen kamen nicht wieder zu Deutschland. Ebenso wenig die früheren österreichischen Niederlande und das Bisthum Lüttich. Das strafwürdige Dänemark durfte Schleswig, Holstein und Lauenburg behalten. Von der Consolodirung eines starken deutschen Staates an der Nordsee, wodurch eine deutsche Marine möglich gewesen wäre, wurde eben so vollständig Umgang genommen, wie von der Sicherung unserer Westgrenze.. Die deutsche Nation wurde, nachdem sie Ströme von Blut vergossen und obgleich sie gesiegt hatte, durch die Diplomatie vollständig betrogen und nicht nur um alle mit dem Schwert errungenen Vortheile, sondern auch um viele Rechte gebracht, deren sie sich früher erfreut hatte. Niemals ist ein größerer Verrath von Deutschen an Deutschen verübt worden.

Daraus erklärt sich nun auch zur Genüge, warum die Hansestädte isolirt blieben, warum es möglich war, daß fünfzig Jahre lang und heute noch ihr kleines Gebiet durch Zollschranken vom übrigen Deutschland abgesperrt bleiben konnte und warum man sich dort immer lieber nach England als nach Deutschland richtete. Daraus erklärt sich auch die mangelhafte Communication, über die Herr Kohl sich beklagt und das Lob Napoleons, das uns so sehr beschämt.

Herr Kohl entwirft eine reizende Schilderung der Elbeufer bei Hamburg und der s. g. Altenländer, jedes merkwürdigen Völkchens, welches, seiner alten Tracht und Sitte treu bleibend, sich von Obstzucht und Schifffahrt nährt. Auch widmet Herr Kohl dem hamburgischen Naturdichter Brockes ein freundliches Andenken.

Indem er zum Meer übergeht und die sandigen Ufer der Nordsee beschreibt, malt er uns ein ergreifendes Bild aus vom Kampf der Elemente in jener Zone und von den räuberischen Eingriffen des Meeres in das deutsche Festland. „Die große Leidensgeschichte der langgestreckten friesischen Marschen und ihrer Bewohner stellt einen fortgesetzten Kampf mit dem Nordwestwinde, der gerade auf die Stirn dieser schönen Länder herabstürmt, dar. Gegen die Ebbe und Fluth des Meeres allein hätten sie sich wohl leicht geschützt. Bei Süd- und Ostwinden, die das Wasser vom Lande fern halten, ist ihnen nie ein Haar gekrümmt. Aber die unbändigen Nordwestwinde, wenn sie mit den Springfluthen vereinigt den Ocean aus dem Grunde hoben, waren die Feinde, die das Land zerrissen und verschlangen. Alle großen und kleinen durch wiederholte Sturmfluth in's Land eingedrungenen Meerbusen haben die Richtung aus Nordwesten nach Südosten. So die Zuider-See, der Dollart, der Jahde-Busen. Auch die Mündungen der Weser und Elbe sind von dem stets in sie hineinblasenden Nordwestwinde in dieser Richtung geweitet und ausgearbeitet. — Je mehr ein Uferstück in diesen Flüssen dem Nordwestwinde ausgesetzt ist, desto gefährlicher erscheint es, und desto größer sind auch die Anstrengungen, welche die Menschen zu seinem Schutze vornehmen mußten. In einer Lage, die häufig vom Nordwestwind bestrichen werden kann, gedeiht nicht leicht ein Baum. Sey es in Folge der Kälte, sey es in Folge der Heftigkeit dieses rauhen Windes, der die zarten Pflanzentheile beständig erschüttert und das Laub zerzaust. Ein Baum, der ihm exponirt ist, hat nur einen langsamen und dürftigen Wachsthum. Die Anwohner unserer Nordseeküsten erklären den Nordost geradezu für ‚giftig', und sprechen viel von der ‚salzen Luft', die er mit sich führe, und welche es vorzugsweise verhindere, daß das zarte Aroma fruchtbarer Blüthen sich in seiner Strömung entfalte. Von Holland bis Dänemark kann man dies überall im Kleinen, wie im Großen, in der Vegetation ganzer geschützter oder exponirter Landstriche, in der Gruppirung der Wälder, ja in jedem Haine und Gärtchen,

zuletzt auch in der Beschaffenheit jedes Pflanzenindividuums erkennen und nachweisen. Diesem nach ist zum Beispiel die ganze große Jütische Halbinsel nebst Schleswig-Holstein durch den Nordwestwind in zwei große, sehr stark contrastirende Abschnitte getheilt. In einen westlichen, der jenem Winde ausgesetzt und deshalb in hohem Grade baumlos ist, und in einen östlichen, der vor ihm Schutz hat und sich daher stark bewaldet zeigt. In Holstein, in Schleswig, in Jütland liegen überall nach Westen hin kahle Haiderücken. In der Nähe des Meeres, wo die ‚Giftigkeit' am stärksten empfunden wird, sind sie am ödesten. In einiger Entfernung von den Küsten, nach der Mitte des Landes hin, fangen einige Gehölze an, sich zu halten. Sie sind zuerst klein und niedrig, vergrößern sich, je weiter man nach Osten vorschreitet, und endlich ist der ganze dem Osten völlig eröffnete Strich dieses Landes fast ein zusammenhangender lieblicher Buchenhain und Obstbaumgarten. Doch ergießen sich die nordwestlichen Luftströmungen vom deutschen Meere her mit so großer Gewalt über die ganze Halbinsel, daß man selbst nahe an der Ostsee in einzelnen exponirten hohen Lagen noch Bäume sehen kann, die ihre Zweige dem Nordwesten abwenden und die in ihrer ganzen Physiognomie zeigen, daß sie nicht unter dem Einflusse der nahen Ostseewinde, sondern unter der Gewalt des heftigen Nordwests stehen."

Wir kehren nach Westfalen zurück, um uns mit der Roggencultur, dem Schwarzbrod und dem berühmten Pumpernikel, mit den Bauernhäusern, mit Hünengräbern und andern heidnischen Denkmälern bekannt zu machen. Interessant sind besonders die Reste der s. g. langen Brücken, welche die alten Römer hier durch die Torfmoore gelegt haben. „Bei der ersten Entdeckung der Brücke vor drei Jahren, hatte man in gewissen Abständen mehre Löcher oder Schachte bis auf die Oberfläche der Brücke hinabgehen lassen, um das Holz wenigstens stellenweise blos zu legen und die Weise des Baues untersuchen zu können. (Dasselbe Verfahren hatten im Jahre 1818 die Holländer bei ihrer Römerbrücke in der Provinz Drenthe beobachtet). Und bei diesen Ausgrabungen hatte man dann Folgendes erkannt: Die Bohlen, welche die Brücke bildeten, waren überall circa 8 Fuß lang, und von 5 bis zu 16 Zoll breit, bei einer Dicke von 2 bis 3 Zoll. Sie bestanden meistens aus Eichenholz. Sie waren überall nur mit dem Beile roh bearbeitet und abgeplattet, und nicht mit der Säge geschnitten. Doch war diese Abplattung mit Sorgfalt ausgeführt, so daß die Bretter wenigstens auf der oberen Seite eine durchaus ebene und glatte Fläche darboten. Das Holz hatte durch die Länge der Zeit, während welcher es in dem Moraste steckte, sehr gelitten, war zu Anfang, wenn es blos gelegt wurde, weich wie Korkholz, und man konnte es mit einem spitzen Eisen mit leichter Mühe durchstechen. An der Luft getrocknet erhärtete dasselbe zwar allmählig, ohne jedoch die ursprüngliche Stärke des Eichenholzes wieder zu erhalten. Die Bohlen lagen alle lose, aber dicht anschließend neben einander. Sie waren weder durch Eisen noch durch Holz mit einander verbunden. Auch hatten sie stellenweise keine weitere Unterlage. In den meisten Fällen jedoch gab es allerdings der Länge nach gelegte Bohlen, auf denen die Queerbalken mit ihren Enden auflagen. Zuweilen, vermuthlich da, wo das Moor besonders naß, weich und schlammig war, gab es sogar eine doppelte Unterlage von mehren unter oder neben einander gelegten Längs-Bohlen. ‚Das sämmtliche Holzwerk der Brücke lag, wie man in der Zimmermannssprache sich ausdrückt, kalt auf.' Kein Pflock oder sonstiges Bindemittel war an demselben zu finden. Sie war mit einem Worte ganz so construirt, wie die berühmten sogenannten ‚Plankroads', welche die Bewohner der Vereinigten Staaten und Canada's noch heutiges Tages in sumpfigen Terrains ihres Landes bauen, und die ebenfalls aus losen neben einander gelegten Planken bestehen, auf denen der Reisewagen, so lange sie nicht verfaulen, leidlich dahinrollt."

Ferner gibt uns Herr Kohl ein Bild der periodischen Auswanderungen der Niedersachsen nach Holland, der s. g. Hollandsgänger. Seit uralter Zeit gehen die Bewohner des Haidelandes in die fetten Marschlande auf Arbeit aus. Nach und nach haben sich viele davon in Holland angesiedelt. „Aus allen den kleinen Städten des Emslandes, des Hümmlings und weiterhin bis in's Oldenburgische und Osnabrückische hinein sind junge Industrielle und Kaufleute hervorgegangen, die sich nach Holland wandten, und dort in den Städten der Provinzen Drenthe und Groningen irgend ein Gewerbe etablirten. Da sie es als Kaufleute und Künstler in Gewandheit, Biegsamkeit und Artigkeit den etwas steifen und phlegmatischen Eingeborenen zuvorthun, so hat das Publikum sie gern. Sie gedeihen daher unter den ‚Mynheers' und es gibt jetzt bis nach Rotterdam hin fast keine holländische Stadt, die nicht ein Anhängsel von einer mehr oder weniger blühenden und zunehmenden deutschen Colonie besäße."

Schließlich handelt Herr Kohl von dem berühmten Norderney und den benachbarten Inseln, denen die Sturmfluthen immer mehr Vernichtung drohen. „Alle Inseln gehen leider, wie es scheint einem unabwendbaren Untergange entgegen. Manche, die früher noch ihr

helles ‚Auge‘ offen hatten und als bewohnte oder bekannte Ländchen existirten, haben ihr Auge längst geschlossen. Der Ocean segte ihnen die Aecker und Häuser vom Rücken und sie stehn nur noch als dem Schiffer gefährliche Untiefen, ‚Platten‘ und ‚Kliffs‘ auf den Landkarten, wo sie noch mit ihren alten Inselnamen figuriren. So das ehemalige ‚Band‘, bei Norderney, das jetzt nur noch ein Leichnam von Insel, eine nackte sandige Platte ist. So die sogenannte ‚Alte Mellum‘ bei der Weser, auf der man die Reste und Fundamente eines ehemaligen Schlosses findet. So das berüchtigte ‚Hooge Riff‘ bei der Emsmündung, auf dessen Rücken ein Forscher bei der Ebbezeit Reste von Wohnungen, ausgemauerte Brunnen und sogar Spuren von Ackerfurchen entdeckt hat. Und so viele andere. Auch die jetzt noch bestehenden Inseln scheinen mehr und mehr im Meere zu zerschmelzen und zu vergehen. Auf manchen findet man blos noch einige traurige Ruinen des alten jetzt fast völlig niedergewehten Dünenschutzes. Auf einer (Wangeroog) scheinen es Wind und Wellen gerade zu unserer Zeit besonders abgesehen zu haben.“ Weiter wird vom Schellfisch- und Häringsfang, von der gefährlichen Schifffahrt zwischen den Sandbänken und von den großen Tonnen gehandelt, welche Schiffern zum Wahrzeichen dienen.

Wir nehmen mit einem schmerzlichen Gefühle von diesem interessanten Werke Abschied und empfehlen es allen Lesern, denen unsere Nordseeküsten bisher weniger bekannt geworden sind. Jahrhunderte lang hat die erbärmliche deutsche Politik jene wichtigen Küsten vernachläßigt und noch in diesem Jahrhundert geduldet, daß die Engländer Helgoland gleichsam den Hamburgern vor der Nase weggenommen haben.

Predigt.

Eben Ezer. Ein Denkmal der Hülfe. Predigt über 1 Samuelis 7, 10—14. Von Pastor Dr. Friedrich Mallet. Zum Besten der Wittwen und Waisen der in Schleswig gefallenen Krieger. Bremen, C. E. Müller, 1864.

Eine sehr schöne, zeitgemäße Predigt. Der hochwürdige Redner spricht den Deutschen zu Herzen: „Stürme und Fluthen der Verwüstung sind über es hingegangen, wie sonst über kein anderes Volk und Land, und doch ist die Wüste immer wieder zum reichen Acker geworden und die Einöde zum blühenden Garten; aber es ist nach und nach durch seine Sünden, durch seine Schuld, hauptsächlich durch innere Zwietracht heruntergekommen, es hat die Macht, die es zu Schutz und Wehr gegen seine Feinde einmüthig hätte gebrauchen sollen, gegen sich selbst gemißbraucht. Deutsche Fürsten und deutsche Völker haben nicht selten an der Seite des Reichsfeindes gegen einander gekämpft. Ein Reich, das in sich selbst uneins ist, kann nicht bestehen. So ist das große und mächtige Volk klein und schwach geworden, es hat seinen guten Namen und seine Ehre verloren, es ist so weit herabgesunken, daß man es als ein rechtloses Land und Volk zu behandeln sich bereits gewöhnt hat, daß es bei Conflicten als eine bloße Ausgleichungsmasse behandelt wird, daß auswärtige Mächte über seine innersten Angelegenheiten entscheiden, ja so tief ist es gesunken, daß das allerkleinste Völkchen in der allerherrlichsten Neuzeit unsres Vaterlandes vor 50 Jahren von Deutschland eine Entschädigung forderte und auch wirklich erhielt für einen Raub, den wir an ihm nicht begangen hatten, und daß dasselbe Völkchen seit Jahren, ungeachtet aller Klagen und Vorstellungen, seine Mißhandlungen an deutschen Völkerstämmen fortsetzte und Verträge brach und Rechte kränkte. Aber die Schule der Leiden ist unserm Volk doch nicht vergebens gewesen; es ist sich seiner wieder bewußt geworden, es ist zu einem neuen Leben erwacht. Ein Todter empfindet nicht, wenn ihm Glied vor Glied abgeschnitten wird. Sonst fühlten Einzelne es wohl, aber kein Schmerz traf in das Herz des Volkes hinein, wenn ihm ganze Provinzen abgenommen, wenn ganze Länder von ihm losgerissen wurden. So war es einst. Aber in einem lebendigen Leib fühlen es alle Glieder, wenn auch nur ein Finger verwundet wird. So ist es jetzt. Das deutsche Volk fühlt seine Schmach und empfindet den Schmerz seiner entferntesten Glieder; es ist zu der Erkenntniß gekommen, daß ein Volk untergeht, das sein Recht nicht wahrt und seine Gränze nicht schützt. Und dieses Leben ist eine Macht geworden.“

Das Leiden, die Noth, die Schmach sind nur zu wahr geschildert. Ob aber die Hülfe so nahe, als der fromme Redner glaubt, möchten wir bezweifeln. Das Volksgefühl ist 1813 auch lebendig gewesen und doch sind in beiden Pariser Frieden und auf dem Wiener Congreß Verfügungen getroffen worden, die das Volksgefühl nicht achteten.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 22. 16. März 1864.

Lebensweisheit.

Hausapothek' oder das Familienleben gesund und krank, in Leid und Freud', mit 100 eingeflochtenen Geschichten von Leopold Kist, Pfarrer. Mainz, F. Kirchheim, 1863.

Eine moralische Hausapotheke, berechnet auf die sittlichen Schäden und Krankheiten im modernen Familienleben. Die guten Lehren werden durch Beispiele aus dem gemeinen Leben sehr deutlich erläutert. Der von edlem Eifer erfüllte Verfasser greift schonungslos in dieses gemeine Leben hinein und wenn er auch die Wahrheit derb findet, sagt er sie doch und genirt sich nicht, wie so viele andere. Seine Hauptthemata sind das eheliche Leben, die Kinderzucht und das Dienstbotenwesen. In allen diesen Beziehungen haben sich die letzten Zeiten verschlimmert.

Was den Ehestand betrifft, so gilt er nur noch den wenigsten Ehepaaren als ein heiliger Stand, sondern er wird meist nur ergriffen aus Nützlichkeitsgründen. Die Abwesenheit einer echt christlichen Gesinnung verschuldet dann in der Regel auch den Egoismus bei beiden Eheleuten, der ihre Verträglichkeit verhindert. „Bei weitem die Allermeisten finden ihre Wünsche und Hoffnungen durch den Ehestand nicht befriedigt, weil sie von der Heiligkeit dieses Standes, von seinen wichtigen Pflichten und den unberechenbaren Folgen, die sich unausbleiblich für die Ehegatten und Kinder an die Beobachtung oder Vernachläßigung ihrer Pflichten knüpfen, gar keinen Begriff und keine Ahnung haben. Sie treten in den Ehestand, entweder ohne zu wissen, was sie thun, oder ihr frühes, leichtsinniges, ausschweifendes Leben drängt sie in den Ehestand, oder blos der natürliche Zug des Menschenwesens führt sie in diesen Stand, oder sie suchen im Ehestand und durch denselben ihre Versorgung, oder sie verehelichen sich aus kluger Berechnung ihres Vortheiles, um reich zu werden, ein Geschäft gründen oder das gegründete vergrößern zu können. Viele treten in diesen heiligen Stand ohne Beruf, ohne Vorbereitung, ohne heilige Absicht und ernstlichen Willen, den Ehestand heilig zu halten, und daher kommt dann das Unglück, der Unfrieden, die Enttäuschung, die Tyrannei, das Elend und das sogenannte ‚Pantoffelregiment', daher kommen die Verwünschungen und die Thränen in der Ehe." Der Verfasser erläutert dieses Thema durch viele charakteristische Geschichten und Anekdoten. „Wollen wir nicht die silberne Hochzeit feiern? fragte einst eine Frau ihren Mann, nachdem sie schon fünfundzwanzig Jahre mit einander verehelicht waren. Ihr Mann aber meinte und sagte: ‚wir wollen lieber noch fünf Jahre warten, dann feiern wir den dreißigjährigen Krieg!' Traurig, aber wahr! Vor der Verehelichung lustwandelte einst ein Pärchen neumodischer Heiden im Tempel der Natur. Da lag ein Stein im Wege. Voll zarter Aufmerksamkeit lispelte honigtriefend der Bräutigam zu seiner angebetenen Braut, die er am Arme führte: ‚Holder Engel, stoß' ja nicht deinen zarten Fuß an diesem Steine!' Ein Jahr später ging dasselbe Pärchen denselben Weg, Eins hinter dem Andern. Ein Stein lag wieder im Wege. Das Weib stolpert an dem Steine. Da ruft barsch ihr Mann, sich umwendend, ihr zu: ‚Ho! du alte Kuh, bist d' denn blind, daß den Stein nicht siehst!'"

Der Verfasser erzählt aus seiner eigenen Praxis interessante Beispiele. „Einst wollte ein Katholik, der im Begriffe stand, eine Protestantin zu ehelichen, von mir getraut werden. Ich verlangte nach Vorschrift unserer Kirche, daß er vorher die heiligen Sakramente empfange. Dieser getaufte Heide entgegnete mir aber: ‚ich habe seit meiner Schulentlassung nicht mehr ge-

beichtet und werde und will auch jetzt nicht beichten. Ich ersuche Sie, mich mit solchen ‚Albernheiten' gefälligst verschonen zu wollen. Begnügen Sie sich damit, daß ich die Kinder aus meiner gemischten Ehe katholisch werden lasse!' Auf diese Entgegnung mach' ich ihm Vorstellungen, ermahne ihn, halte ihm ernstlich seine heilige Pflicht vor — doch vergebens! Da erkläre ich ihm denn endlich, daß bei seiner ausgesprochenen Weigerung, die heiligen Sakramente vor der Kopulation zu empfangen, von kirchlicher Trauung von meiner Seite keine Rede seyn könne. Hohnlachend dreht mir darauf der neumodische Heide den Rücken und sagt im Fortgehen: ‚nun da werde ich mit meinen Kindern lutherisch'. Ein Kind hatte er aber schon und das zweite wurde in vierzehn Tagen nach der Verehelichung in der protestantischen Kirche getauft."

Wenn in den höhern und wohlhabenden Classen die Rücksicht auf den äußern Anstand auch häufig das mangelnde Pflichtgefühl ersetzt, so tritt doch die Nichtachtung der Heiligkeit der Ehe in den niedern Classen in desto grellerer Scheußlichkeit hervor. „Es ist keine Kleinigkeit für eine Familie zu sorgen, eine Familie zu erhalten, zu ernähren, zu kleiden; dazu gehört: daß man etwas Tüchtiges gelernt habe, daß man sein Geschäft verstehe, daß man unermüdet fleißig seye, daß man vernünftig hause und spare. Wer nicht im Stande ist, eine Familie zu ernähren, für Frau und Kind das tägliche Brod zu erwerben, den sollte man durchaus nicht in den Ehestand treten lassen. Wir haben jetzt schon zu viel ‚Proletarier', polizeiwidrige und ‚konfiszirte' Gesichter, Taschendiebe und Tagdiebe, Taugenichtse und ‚Industrieritter!' Dieses Gesindel ist eine wahre Landplage und eine schreckliche Last für die Gemeinden. Wer nicht arbeiten will, taugt in ein Arbeitshaus, aber nicht in den Ehestand; wer kein anderes ‚métier' als das ‚Fechten' und den Bettel versteht, der braucht wenigstens nicht noch ein Häuslein Kinder an den Bettelstab zu bringen. ‚Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen', sagt die heilige Schrift, also soll er auch nicht in den Ehestand treten; denn im Ehestand muß man gegessen haben und überdieß noch den Hunger von Weib und Kind stillen." Es wird jedoch dem Proletariat außerordentlich erleichtert, zu heirathen. Die Gesetzgebung ist durchaus für dasselbe und zwingt die Gemeinden Proletarierfamilien unter sich aufzunehmen. Diese vermehren sich wie Unkraut, denn nicht den Eltern, sondern der Gemeinde fallen die Kinder zur Last. Uns ist ein Fall aus der neuern Zeit bekannt, die Schädigung einer ehrbaren Dorfgemeinde durch vier Proletarierfamilien, welche nur dem Müssiggang und Diebstahl oblagen, die durch nichts gebessert werden konnten und die man endlich nur los wurde, indem man sie mit großen Kosten für die Gemeinde nach Amerika übersiedelte.

Es ist inzwischen für das öffentliche Leben von dem nämlichen Erfolge, ob man die Proletarierehen erlaubt oder verbietet, denn im letztern Fall treten die unehelichen Kinder an die Stelle der ehelichen. Nachdem die Gesetzgebung die Ueberhandnahme unehelicher Geburten so gar leicht genommen und ihrerseits die Heiligkeit der Ehe so gut wie ignorirt hat, richtete sich darnach auch bald die öffentliche Sitte und Meinung. Vor wenigen Wochen lasen wir in einem Volksblatt folgendes: „Schon einigemal ist in diesem Blatt das Schießen bei Taufen und Hochzeiten gerügt worden. Wenn aber bei Taufen unehelicher Kinder dieses tolle Schießen verdoppelt und verdreifacht wird, wenn jedermann in der Pfarrei schon aus der Menge der abgefeuerten Freudenschüsse zur Wissenschaft gelangt, daß wieder ein außerehelich geborenes Kind zur Taufe getragen wird, da muß einem vollends die Galle überlaufen. Ist es doch grade, als ob man durch derlei laute und freudige Kundgebungen die ledigen Leute des Orts auffordern wollte, die ohnehin stets im Wachsen begriffene Zahl der unehelichen Geburten noch zu vermehren."

Der Verfasser entwirft von der jetzt herrschenden Zuchtlosigkeit ein nur zu treues Gemälde. „Von Einfachheit des Lebens, von Mäßigkeit, Zurückgezogenheit, Ortstracht und häuslichen Freuden ist kaum mehr die Rede. Die jungen Buben rauchen Cigarren und schleichen sich in's Wirthshaus; die großen Buben rauchen Cigarren und aus Pfeifen und verschlagen viel' Geld auf den Bierbänken, auf der Kegelbahn und auf dem Tanzboden. Wenn das verdiente Geld nicht ‚langt' so ‚visitirt' und brandschatzt man dem Vater den Geldbeutel oder macht mit einem krummen Nagel den Kasten auf, wo das Geld sich befindet oder verkauft heimlich Frucht vom Speicher oder Tabak aus dem Schopf. Am Sonntag wird von Jung und Alt das Wirthshaus regelmäßiger besucht, als die Kirche und wacker gezecht und gespielt und mehr verbraucht als in zwei bis drei Tagen unter der Woche verdient wurde. Gewisse Handwerksgesellen, z. B. Hutmacher, Steinhauer und Maurer und durchschnittlich alle Fabrikarbeiter ‚verjubeln' am Sonntag Nachmittag und am ‚blauen' Montag rein Alles, was sie die Woche über und am Sonntag Morgen verdient haben. Und wenn sie dann in den Ehestand treten, so bringen sie einen siechen Leib, eine ‚durstige Leber', ein schlechtes Herz und schlechte Grundsätze zur Aussteuer mit. Wer an der Eisenbahn oder in ihrer Nähe wohnt, der macht Ausflüge an Sonn- und Feiertagen;

's ist ja so wohlfeil bei den Retourbilleten, und man lebt ja nur einmal! Die alte, ortsübliche Tracht verschwindet immer mehr, Tand und Flitter aber kommen auf. Die alten, soliden Stoffe und Tücher kauft man nicht mehr, weßwegen sie auch nicht mehr fabrizirt werden, dagegen kauft man leichte, feine, durchsichtige Waare, die den Macherlohn nicht werth ist. Jede Dorfnäherin und jeder Dorfschneider arbeitet nach dem Pariser Modejournal, und ein Schnitt verdrängt in kurzer Zeit den andern, eine Fason die andere. Das Alles kostet Geld, schweres Geld und steigert sich das Jahr über zu einer hohen Summe."

Im Gegensatz gegen die alte Zucht und Frömmigkeit wird hier folgender Zug aus der neuesten Zeit berichtet. „In einem Städtchen der Lütticher Diözese fand man Abends einen kleinen Knaben, der sich aus dem elterlichen Hause entfernt und in den Straßen verirrt hatte, weinend und heulend in einer engen Gasse. Mehrere Leute versammelten sich um den Knaben und fragten ihn, weil sie ihn nach Hause führen wollten: ‚Wie heißt dein Vater?' Der Knabe antwortete: ‚Satan.' Die Leute stutzen und fragten abermals: ‚Wie heißt dein Vater?' Der Knabe aber antwortete wieder: ‚Satan.' ‚Und wie heißt deine Mutter?' fragten sie weiter. Der Knabe antwortete: ‚Satan.' ‚Und wie heißt du?' fragten sie abermals: ‚Satan', antwortete der Knabe wieder. Und endlich fragten sie: ‚Wie heißt denn das Haus, in dem du wohnst?' ‚Satanshaus', erwiderte der Knabe. Da war guter Rath theuer: wem gehörte der Knabe? Ein Arzt, der zufällig des Weges kam und den Knaben kannte, löste nun das Räthsel: der Knabe hatte gottlose, lüderliche Eltern. Die Mutter dieses Knaben sagte ihrem Manne gewöhnlich ‚Satan' und der Vater dieses Knaben seiner Frau ‚Satan', und Vater und Mutter hießen ihre Kinder gewöhnlich ‚Satanskinder', und wenn dann ‚der Teufel recht los war' und Alle wild durcheinander schrieen; so gaben Alle der Wahrheit die Ehre und schrieen: ‚das ist ja ein wahres ‚Satanshaus'." Der Verfasser fährt fort: „Ich selbst habe einmal einen Bettelbuben, dessen Eltern ich wohl kannte, gefragt: ‚Was ist dein Vater?' und der ‚Höllenbraten' hat mir geantwortet: ‚ein —kerl' — ‚und deine Mutter?' fragte ich weiter: ‚ein —mensch', antwortete er." Das sind keine Uebertreibungen. Uns sind ganz ähnliche Fälle von äußerster Rohheit und Verwilderung bekannt.

Man darf allerdings nicht vergessen, daß es zu allen Zeiten schlechte Leute und rohe Gesellen gab. Nicht nur haben die heidnischen Weisen, sondern auch unsere christlichen Kirchenväter darüber geklagt. Böse Neigungen sind in der menschlichen Gesellschaft unausrottbar. Indeß verrieth sich die richtige Menschenkenntniß früherer Gesetzgeber grade darin, daß sie jenes Böse und die Schwachheit des Menschen, die sich demselben nur allzu leicht hingibt, voraussetzten, daher Gesetze gaben, wie kluge und wohlwollende Väter sie unmündigen Kindern geben, streng zugleich und liebevoll. Eine Zucht des Gesetzes und der Sitte ist nur möglich, wenn man die Unmündigen als solche behandelt. Deswegen war in frühern Zeiten die Jugend und waren die niedern Classen mehr von Gottesfurcht und Gesetzesfurcht erfüllt, als jetzt, seitdem die moderne Gesetzgebung einer falschen philosophischen Theorie folgend, sich nicht einmal mehr für competent hält, eine väterliche Autorität über die unmündigen Massen zu handhaben, sondern die Mündigkeit und Freiheit und Gleichheit aller Staatsgenossen voraussetzt. Vergebens ruft der Verfasser die Gesetzgebung an, sie soll helfen und wieder eine strengere und zugleich väterlichere Zucht handhaben. Dieses Bevormundungssystem ist es grade, was der Zeitgeist nicht mehr leidet. Und haben etwa die Regierungen, welche bisher ihre Völker bevormundeten, diesen Beruf pflichtmäßig erfüllt? Waren sie es nicht vielmehr selbst, welche durch das von den Höfen gegebene böse Beispiel, durch die Unterdrückung des kirchlichen Ansehens und durch die Pflege der heidnischen Schule und Bildung die alte gute Sitte verdarben und die Zucht auflösten?

Nächst der christlichen Gottesfurcht war es die altdeutsche nationale Gesinnung und Sitte, das gute alte Herkommen in den Familien, die Wahrung der Keuschheit und Ehrenhaftigkeit, welche die höchste Autorität ausübte. Aber die moderne Bildung hat, weil sie auf heidnischem und classischem, durchaus undeutschem Boden wurzelte, mit der Gottesfurcht auch die deutsche Sitte entkräftet. Nichts in der Welt ist nun schwerer, als das Verlorene wiederzubringen. Mit dem Befehlen ist es nicht gethan. Man muß dem Volke wieder Glauben an das, was sich schickt und ihm frommt, einflößen. Aber wer besitzt die sittliche Kraft dazu, seitdem man alles gethan hat, um die kirchliche Autorität zu erschüttern?

Gegen diese kirchliche Autorität hat nicht nur der weltliche Staat, um seine Autorität an die Stelle der ihrigen zu setzen, alle Zeit eigennützig geeifert, sondern auch die Völker haben sich gegen die Kirche aufgelehnt, weil dieselbe in der That eine Zeitlang ihre Autorität mißbrauchte. Die Besorgniß nun, daß mit ihrer Macht auch dieser Mißbrauch wiederkehren würde, ist der Hauptgrund, warum heute noch auch von den

Volksmännern die Kirche scheel angesehen wird. Es ist eine traurige Betrachtung, daß die Menschen eben alles mißbrauchen und daß auch die besten Beispiele und Einrichtungen nichts fruchten. Grade weil die Kirche im Mittelalter eine so große Autorität genoß, drängte sich alles zu ihr, um an ihrer Autorität theilzunehmen, ohne innern Beruf, ohne Demuth, nur um des gemeinen Vortheils willen, nur aus Hochmuth, Eitelkeit und weil es eben Mode war. So überfüllte sich der Klerus mit unnützen und unwürdigen Subjecten. Die Zahl der Welt- und Klostergeistlichen wuchs über alle Gebühr. Die Tertiarier, Beginnen 2c., griffen dazu noch tief in die Laienwelt ein. Alles wollte heilig seyn, oder vielmehr nur scheinen und sich über den Laienstand erheben. Da verlor sich natürlicher Weise die wirklich vorhandene Heiligkeit in der Unzahl Unberufener, die sich des Heiligen anmaßten, wie Wein im Wasser.

Das wurde nun der Kirche zum schweren Vorwurf und deshalb kam die Reformation und die Unterdrückung der Kirche durch den Staat. Die Kirche wurde nun freilich von all den unberufenen Massen gereinigt, von denen sie früher überfüllt gewesen war. Aber die Menschen sind Menschen geblieben. Dieselben unberufenen Massen, denen man die Kirche verleidet hat, maßen sich jetzt des Staates an und auf jeden überflüssigen Priester, Mönch und Laienbruder der frühern Zeiten kommt jetzt ein überflüssiger Volksredner, Zweckesser und Gesetzgeber. Zahllose Leute, die so wenig zu Staatsmännern taugen, wie jene frühern unberufenen zu Priestern, wollen doch alle jetzt mitregieren. Wie man ehemals die unmündigen Kinder schon in Franziscanerkutten steckte, so hört man jetzt unbärtige Schulknaben schon politische Reden halten. Die erste Reihe liberaler Chorführer ist schon von den Demokraten überholt. Die letztern sind aber als Advocaten, Professoren, Industrielle den Ehrgeizigen in etwas niedrigern Regionen noch viel zu aristokratisch und bald werden sich, wie in der französischen Revolution an ihre Stelle die Redner aus dem Pöbel drängen und um nicht hinter dem Zeitgeist zurückzubleiben, wird man zum Costüm der Sansculotten und zur Sprache der Poissarden zurückgehen, um ein Staatsmann zu seyn, wird man den Gentleman über Bord werfen müssen.

Es ist zwar noch nicht so weit gekommen, aber der Anspruch wird gemacht, daß jedes Individuum im Staate zu völlig freier Selbstbestimmung erzogen und, welches auch der Grad seiner Intelligenz, seiner sittlichen und ökonomischen Befähigung wäre, für völlig berechtigt erklärt werden müsse, als Volksredner, Wähler und Gewählter den Staat lenken zu helfen. Diese Theilnahme aller, auch der Unberufensten und Unfähigsten, am Gesetzemachen und Regieren steht nun im directen Widerspruch mit dem wahren Bedürfniß des Volks, denn dieses Bedürfniß ist und bleibt väterliche Autorität und Fürsorge für die Unmündigen und Schwachen.

Wir sind weit entfernt, damit dem alten Bevormundungssystem das Wort zu reden, denn jene Fürsten und Minister, die sich desselben anmaßten, mißbrauchten nur das Volk, um es zu ihrem Nutzen wie einen Schwamm auszusaugen. Ihnen fehlte eben die Weisheit und der väterliche Sinn, der dem Bedürfniß entsprechen würde. Nur auf dem Wege, welchen die moderne Demokratie eingeschlagen hat, vermögen wir eben so wenig Heil zu erblicken, denn er kann zuletzt immer nur zur Pöbelherrschaft und diese muß wieder zur Säbelherrschaft führen.

Zwischen diese beiden Extreme in die Mitte gestellt, wird das arme Volk wohl noch lange die Sünden und Leiden tragen müssen, über welche der humane Verfasser des vorliegenden Werks in so edlem Unmuthe klagt. Bis das Volk sich über sich selber klar wird, um sich nur solche Lenker und Gesetzgeber gefallen zu lassen, die seinem wahren Bedürfnisse genügen, können noch Jahrhunderte verrinnen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 23. 19. März 1864.



Geschichte.

Die dänisch-deutsche Verwicklung nach ihren Entstehungsgründen und ihrem Verlaufe dargestellt nebst einer genealogischen Beleuchtung der dänischen Erbfolgefrage von Professor Gustav Majer. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung, 1864.

Dieses gründliche Buch folgt dem Faden der Geschichte und reiht in chronologischer Folge von Monat zu Monat von Jahr zu Jahr alle Daten an einander, die sich auf die schleswig-holsteinische Frage beziehen. Eine solche einfache geschichtliche Uebersicht aller Thatsachen und Urkunden des ganzen bisherigen Verlaufes der Sache ist gewiß sehr dankenswerth für jeden, der sich in diesem Gebiete klar orientiren will. Ob für einen befriedigenden und gerechten Austrag der Sache etwas damit gewonnen ist, steht freilich sehr in Frage, da die vorliegenden Daten hinlänglich beweisen, wie wenig die dänische Politik und ihre Gönner sich um längst ausgemachte Rechte und Verträge bekümmert haben und wie oft dem alten Recht ein neues willkührliches Quasirecht aufgepfropft wurde. Wenn irgend in einem Streithandel bewiesen wurde, daß Recht und Verträge vor der Gewalt nichts gelten, so ist es dieser unselige schleswig-holsteinische Handel. Da aber alles in der Welt seine Ursache hat, so ist auch jene Gewalt, welche hier das Recht überwältigt hat, nicht aus der Luft gegriffen, sondern war nur eine natürliche Consequenz der großmächtlichen Constellationen in Europa. Um also die schleswig-holsteinische Frage nicht blos rechtlich, sondern als eine geschichtliche Thatsache zu verstehen und politisch motiviren zu können, müßte man der chronologischen Suite des Herrn Professor Majer noch eine zweite an die Seite stellen, welche nicht die Rechtsfrage der Herzogthümer, sondern die politischen Interessen der Großmächte in's Licht setzte.

Denn was hilft es, wenn der Verfasser S. 220 ausruft: „In dieser großen Frage wird sich der seiner selbst gewisse Rechtssinn der deutschen Nation nie und nimmer irren lassen." Auf das Recht und daß man es erkenne, kommt es leider hier nicht an. Es frägt sich lediglich, wer die Macht hat, um den Ausschlag zu geben. Der ehrenwerthe Rechtssinn der deutschen Nation hat sich auch in andern nationalen Fragen redlich bewährt und doch sind, man denke nur an den Wiener Congreß, diese Fragen, grade die wichtigsten der Nation, nicht nach deren Recht und Rechtssinn, sondern nach dem Interesse der europäischen Großmächte entschieden worden. Der Rechtssinn ist immer eine Tugend, wenn aber doch immer nur Unrecht geschieht, ist diese Tugend nur ein trauriger Trost.

Erwägt man, in welchen Conflicten sich gegenwärtig die europäischen Großmächte befinden, so kann man nicht anders glauben, als daß die schleswig-holsteinische Frage bald in den Hintergrund treten wird, um ganz andern Fragen von einer weit größern geographischen Ausdehnung Platz zu machen, und daß schließlich die schleswig-holsteinische Frage nur von den europäischen Großstaaten entschieden werden wird, die in den bevorstehenden großen Conflicten die Macht behaupten. Ob es dann im Interesse dieser Großstaaten liegen wird, sich noch um den Rechtssinn der deutschen Nation, wie er sich heute ausprägt, zu bekümmern, ist eine andere Frage.

Wenn von dem unbeugsamen Rechtssinn der deutschen Nation die Rede ist, so muß man das auf ein enges geographisches Gebiet einschränken. Versteht man unter der Nation alle Stämme deutscher Zunge, so sind diese keineswegs in ihrer Gesammtheit von der gegenwärtigen Rechtsbegeisterung für Schleswig-Holstein er-

griffen. Reden die Holländer, die Vlämingen, die Elsäßer und Lothringer, die Schweizer nicht auch deutsch? Und hat in den beiden Großstaaten irgend eine Volksmeinung Stärke genug, die Politik von Wien und Berlin zu modificiren? Also sehen wir den guten Willen auf die Mittel- und Kleinstaaten des deutschen Bundes beschränkt. Es sind dies zwar echt germanische Stämme, der eigentliche Kern des deutschen Volks, aber seit Jahrhunderten durch Theilungen geschwächt. Ihre vielen Dynastien sind im Verlauf der Zeiten, wenn sie sich gegenüber von Oesterreich und Preußen behaupten wollten, mehr und mehr abhängig geworden von Frankreich, England und Rußland. Obgleich der Kern der Nation, sind sie fort und fort beschnitten und verstümmelt worden. Ihre alte Verbindung mit den stammverwandten Alemannen in den Alpen und Vogesen und mit den stammverwandten Franken und Friesen in den Niederlanden ist aufgelöst. Indem dieser Kern der deutschen Nation immer mehr von Außen beschnitten und im Innern zertheilt wurde, bildeten sich in Südost und Nordost auf erobertem, halb slavischem Gebiete die beiden Großstaaten Oesterreich und Preußen aus, jedes von beiden selbständig, den eigenen Schwerpunkt in sich tragend. Sie wurden groß und immer größer und bildeten mächtige Einheitsstaaten, während die echtgermanischen Staaten zu Mittel- und Kleinstaaten zusammenschrumpften. Wie hätten diese Mittel- und Kleinstaaten sich noch anmaßen dürfen, jenen beiden Großstaaten im Namen der deutschen Nation etwas vorschreiben zu wollen! Als sich unter der Napoleonischen Herrschaft in der deutschen Nation zum erstenmal wieder ein Nationalgefühl regte, waren es grade die mit Napoleon verbündeten Fürsten der Mittel- und Kleinstaaten, welche jede Regung des patriotischen Geistes fanatisch unterdrückten. Von Oesterreich und Preußen wurde nur in der äußersten Noth und Gefahr zugestanden, daß neben dem österreichischen und preußischen Nationalgefühle auch noch ein deutsches zu existiren berechtigt sey, ja dasselbe wurde aufgerufen, um auch die nichtösterreichischen und nichtpreußischen Deutschen, welche bisher nur unter den Fahnen Napoleons gefochten hatten, zu den ihrigen herüberzuziehen. Sowie aber Napoleon besiegt und nicht mehr zu fürchten war, erklärte zuerst Oesterreich, ein deutsches Nationalgefühl als solches sey nicht berechtigt, weil die Deutschen in verschiedene Staaten getheilt seyen und nur gegen deren respective Souveräne Verpflichtungen hätten, nicht gegen ein chimärisches deutsches Reich, was gar nicht existire. So fertigte Gentz im Namen des Fürsten Metternich den rheinischen Merkur, das Organ des deutschen Patriotismus, ab und Preußen folgte dem österreichischen Beispiel. Man durfte in Preußen nicht mehr deutsch, nur noch preußisch seyn. Als der König damals zufällig einen Studenten frug, was er für ein Landsmann sey? und dieser antwortete: „Ich bin ein Deutscher!" rief der König unwillig: „Deutscher seyn, Narr seyn!"

Bald darauf kam eine neue Partei in Deutschland auf, die liberale, ganz nach französischem Muster gebildet, alles allein hoffend vom Verfassungswesen und von der politischen Freiheit. Diese Partei wollte nichts mehr von dem Patriotismus des Jahres 1813 wissen, ja spottete darüber. Erst viel später, erst 1848 mischten sich wieder nationale Gefühle in die liberalen ein und man wollte das chimärische deutsche Reich plötzlich verwirklichen. Weil das hauptsächlich durch Oesterreich und Preußen vereitelt wurde, setzte sich in den Mittel- und Kleinstaaten viel Haß gegen Oesterreich und Preußen an, wobei man, sich selbst überschätzend, nicht selten in eine große Ungerechtigkeit verfiel und sich an eine unbesonnene Art, die Dinge anzusehen, gewöhnte. Wir erwähnen nur, daß man gänzlich außer Acht setzte, welches Verdienst Oesterreich und Preußen sich schon seit Jahrhunderten um die deutsche Sache erworben haben, indem sie die schwachen Mittel- und Kleinstaaten wenigstens gegen Osten hin sicherten und den deutschen Einfluß nach Polen, Ungarn und bis zum Orient ausdehnten. Man darf sich nur an die Geschichte des neunten und zehnten Jahrhunderts erinnern, in welchen Deutschland auf's furchtbarste durch Slaven und Magyaren bedrängt war, um Gott zu danken, daß sie die deutsche Herrschaft weit nach Osten hin ausgedehnt und bis jetzt auch dort behauptet haben. In welcher Lage wären die Mittel- und Kleinstaaten, wenn Oesterreich und Preußen verschwänden und statt ihrer entweder ein übermächtiges russisches Reich, oder ein neues polnisches, böhmisches, ungarisches, rumänisches und illyrisches Reich neben dem italienischen voll Deutschenhaß, alle gegen uns vereinigt, bis an die bayrische Grenze vorrücken würden. Wir würden dann Ost- und Westpreußen und Posen nicht länger behaupten können, wir würden vom Mittelmeer, wie vom Orient abgeschnitten seyn, wir würden die Vasallen Rußlands oder Frankreichs werden müssen.

Alle unsere Verluste im Westen haben wir erlitten, weil die Mittel- und Kleinstaaten immer nur ein lockeres Conglomerat bildeten, viel zu schwach, um dem Gewaltstoß der concentrirten französischen Monarchie widerstehen zu können, und weil sie, wenn sie mit dem deutschen Osten in Conflict kamen, sogar die französische Hülfe ansprachen und dieselbe immer mit deutschen

Provinzen bezahlen mußten. So ließen sie sich von Frankreich helfen zur Reformationszeit, als die reformirten Fürsten dem katholisch gebliebenen Kaiser trotzten. So ließen sie sich von Frankreich helfen im spanischen Erbfolgekrieg und zur Rheinbundzeit, um sich vom deutschen Kaiser unabhängig zu machen und ihre kleinen Souveränetäten auf Kosten Oesterreichs und Preußens zu vergrößern. Und niemals hätten sie das Joch des Rheinbundes zerbrochen, wären nicht Oesterreich und Preußen für die große Sache der deutschen Nation aufgestanden. Man bilde sich doch ja nicht ein, daß sich ein mittel- und kleinstaatliches Deutschland ohne das deutsche Oesterreich und Preußen auch nur sechs Monate lang eines französischen Protectorats würde wehren können.

Welche Meinungsverschiedenheiten auch im Einzelnen obwalten und wie berechtigt in den Mittel- und Kleinstaaten der Wunsch ist, Oesterreich und Preußen möchten die deutsche Sache in Schleswig-Holstein unzweideutiger unterstützen, als es bis jetzt der Fall war, so ist doch nicht zu verkennen, und sollten die Deutschen in den Mittel- und Kleinstaaten dessen immer eingedenk bleiben, daß Oesterreich und Preußen wesentlich deutsche Staaten sind, daß im weiten Umfang ihres Gebietes der Deutsche über Nichtdeutsche herrscht, also die deutsche Machtstellung, das Uebergewicht der Deutschen über die Nichtdeutschen hier noch immer so gut bewahrt ist, wie in den besten Zeiten unseres alten Reichs. Die Deutschen in den Mittel- und Kleinstaaten sollten sich dabei erinnern, daß sie ihrerseits die deutschen Grenzen und den deutschen Einfluß nach Westen hin bei weitem nicht so gut bewahrt haben, als Oesterreich und Preußen nach Osten hin. Daraus folgt, daß man von Seite der Mittel- und Kleinstaaten sich nicht gegen Oesterreich und Preußen erhitzen und am wenigsten eine Zertrümmerung der beiden Großstaaten durch Revolution oder äußern Krieg wünschen soll, denn Oesterreich und Preußen sind für Deutschland unentbehrlich und ein Kleindeutschland ohne sie, wovon man hin und wieder träumt, wäre viel zu schwach, um sich gegen seine mächtigen Nachbarn halten zu können. Kleindeutschland als Einheitsstaat würde dem Ausland in keiner Weise so imponiren können, wie es unsere große Föderation heute noch vermag, wenn Oesterreich und Preußen einig bleiben und sich mit den Mittel- und Kleinstaaten billig abfinden.

Die vereinigte Macht Oesterreichs und Preußens und der Anschluß der Mittel- und Kleinstaaten, ist so groß, daß auch der unternehmende Franzose es nicht wagen würde, sie anzugreifen. Darin liegt auch die einzige Garantie für die Befriedigung des Rechts in Schleswig-Holstein. Je einiger das Ausland die Mittel- und Kleinstaaten mit Oesterreich und Preußen finden wird, um so weniger wird es wagen, das Recht der Deutschen in Schleswig-Holstein durch ein Zurückfallen dieser Herzogthümer an Dänemark fernerhin verletzen zu wollen, wenn Oesterreich und Preußen eine feste Sprache für die Herzogthümer führen. Eine solche Sprache gegenüber dem Ausland zu führen, würde ihnen nur erschwert werden, wenn es zwischen ihnen und den Mittel- und Kleinstaaten zu einem Bruche käme.

Indem wir nun in unserm Süden zum Frieden mit Oesterreich und Preußen mahnen und das verbitterte Mißtrauen gegen diese beiden Staaten für etwas halten, was die deutsche Sache überhaupt und in den Elbherzogthümern insbesondere nimmermehr fördern kann, müssen wir andrerseits auch den hochmüthigen Ton rügen, mit welchem die großstaatliche Presse auf die Mittel- und Kleinstaaten herunter sieht, und die Hartnäckigkeit, womit das vorgebliche Recht des Protokollprinzen auf die deutschen Herzogthümer bevorwortet wird, wodurch natürlicherweise das deutsche Nationalgefühl in den Mittelstaaten tief gekränkt wird. In der That geht selbst der englische Unverstand in der Inschutznahme des dänischen Interesses gegen das deutsche kaum so weit, als die Sophistik eines Theiles der deutschen Presse, die sich conservativ nennt.

Man stellt hauptsächlich fünf Scheingründe auf, welche die deutschen Mächte veranlassen müßten, die Elbherzogthümer zuletzt doch wieder den Dänen, wenn auch nur in der Form einer Personalunion anheimzugeben, was so viel sagen will, als die treulosen Dänen gehorsamst bitten, sie möchten das schon hundertmal von ihnen gebrochene Recht, auch noch zum hundert erstenmal brechen. Der erste Scheingrund ist: Preußen werde in dem Maaße geschwächt, in welchem die ihm ohnehin abgeneigten Mittel- und Kleinstaaten durch einen neuen Staat ihresgleichen, Schleswig-Holstein unter dem Augustenburger, verstärkt würden. Der zweite Scheingrund ist: Wenn nach Verlust der deutschen Herzogthümer der dänische Rest mit Schweden vereinigt würde, so würde Schweden zu mächtig und der Sund den preußischen Schiffen geschlossen werden. Aber das sind nur Scheingründe, denn Schleswig-Holstein unter einem Augustenburger würde grade bei seiner bloßgestellten Lage den Schutz und das Protectorat Preußens nie entbehren können. Auf der andern Seite würde ein erstarktes Schweden der natürliche Bundesgenosse Preußens und Deutschlands gegenüber von Ruß-

land und England seyn und was den Sund betrifft, so würde es Schweden sicher nicht wagen, die Stipulationen zu annulliren, durch welche der Sundzoll aufgehoben worden ist. Der dritte Scheingrund, der für Oesterreich geltend gemacht wird, ist das Interesse dieses Staates, sich im dänischen Gesammtstaat immer einen guten Bundesgenossen gegen Preußen zu erhalten und zu sichern. Dieser Scheingrund fällt jedenfalls weg, so lange Oesterreich und Preußen verbunden sind, und wir bemerken nur, daß die schlechte Moral, die in diesem Scheingrunde liegt, doch nicht schlechter ist, als die, welche dem Abgeordnetenhause in Berlin und dem s. g. deutschen Nationalverein innewohnt, sofern sie das Gedeihen des neuen Königreichs Italien und selbst den Erwerb Venetiens auf Kosten Oesterreichs gut hießen, um sich Italiens als eines Bundesgenossen gegen Oesterreich bedienen zu können. Man erkennt daraus, wie heilsam es für die deutsche Sache ist, wenn Oesterreich und Preußen Hand in Hand gehen und sich nicht mehr in eine Rivalität hineinhetzen lassen, welche hier im Norden, dort im Süden ihnen selbst nur mit Schwächung und Verlusten droht, das große deutsche Nationalinteresse im höchsten Grade gefährdet und nur den ewigen Feinden Deutschlands Vortheil bringt. Der vierte Scheingrund ist: Wenn die deutschen Großmächte dem ungestümen Drängen der deutschen Bewegung zuviel nachgeben, so dienen sie den Demokraten, die ihnen am Ende über den Kopf wachsen. Es ist wahr, daß sich die Demokraten vorgedrängt haben, doch sind sie selbst ehrlich genug gewesen, anzuerkennen, daß die nationale Bewegung weit über die Grenzlinie ihrer Partei hinausgeht. Man würde ihnen also sicher zuviel Ehre anthun, wenn man die nationale Sache von ihrer Parteisache nicht zu unterscheiden und zu trennen wüßte. Grade was man verhindern wollte, würde geschehen. Die moralische Macht der Partei nämlich würde ungeheuer anwachsen, wenn man es ihr allein überlassen wollte, gut deutsch zu denken, und die Mächte ihr hierin nicht vielmehr zuvorkämen. Die Partei wird sehr schwach werden, wenn die Mächte selbst das Nothwendige thun, um dem berechtigten deutschen Nationalgefühl bei der letzten Entscheidung über Schleswig-Holstein zu entsprechen.

Da nebenbei die deutsche Parlamentsfrage immer wieder auftaucht, glauben wir andeuten zu müssen, daß grade sie das Glatteis für die Demokratie ist. Ein deutscher Reichstag, wie er seyn soll, gehört zu den schönen Idealen, die wohl jedem guten Patrioten vorschweben. Allein zu einem Reichstage gehört vor allen Dingen ein Reich und das haben wir nicht. Das Parlament von 1848 und 1849 hat bewiesen, daß sich ein deutsches Parlament innerhalb der deutschen Conföderation nicht behaupten kann, weil es nicht soviel Autorität und Macht zu erreichen vermag, um Oesterreich und Preußen, oder auch nur den Mittelstaaten Gesetze vorzuschreiben. Es lag durchaus in der Natur der Dinge und war der Machtstellung der beiden Großstaaten gemäß, daß jenes angeblich deutsche Parlament einfach in eine österreichische und preußische Partei auseinander fiel und daß der demokratische Rest sein Heil in der Flucht suchen mußte. Preußen allein versuchte nachher das kleindeutsche Parlament in Erfurt, das blieb aber ein todtgeborenes Kind, weil ihm das übrige Deutschland fehlte. Oesterreich versuchte noch im vorigen Herbst, die Delegirtenversammlung in Frankfurt vorzubereiten, aber auch diese blieb ein todtgebornes Kind, weil das mächtige Preußen wegblieb. Nun ist die Machtstellung Oesterreich und Preußens die nämliche geblieben und jetzt haben sie sich sogar geeinigt. Welcher vernünftige Mensch könnte sich da einbilden, daß ein neues deutsches Parlament ohne Oesterreich und Preußen irgend etwas würde ausrichten können. Nur von Frankreich her könnte es vielleicht unterstützt, d. h. für französische Zwecke verwerthet werden. Da wäre denn für die deutsche Freiheit, Einheit und Größe bestens gesorgt.

Wir halten immer noch die Größe, d. h. die Machtstellung nach Außen für die Hauptsache. Alle inneren Zwiste lassen sich zuletzt naturgemäß im vaterländischen Interesse erledigen, wenn nur das Ausland sich nicht einmischt, wenn wir nur nicht wieder uns trennen, einzeln schlagen lassen und Provinzen verlieren.

Wir haben deßfalls schon so schlimme Erfahrungen gemacht, daß endlich jedem Deutschen die Augen aufgehen sollten. Nur im Zusammenhalten nach Außen liegt unsere Stärke. Nur sie ist die Bedingung unserer politischen Existenz. Vernachläßigen wir immer wieder von neuem, uns nach allen Seiten hin gemeinschaftlich gegen das Ausland zu wehren, so wird bei der nächsten Umänderung der Karte von Europa Deutschland vielleicht an den Rand des Abgrundes geführt werden, in welchem, wie die Weltgeschichte beweist, noch alle Völker untergegangen sind, die über dem innern Hader die Vertheidigung der Grenzen vergaßen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{1}{2}$ Thaler.

Mittwoch, N° 21. 23. März 1864.

Biographie.

Kaiser Napoleon III. und seine Herrschaft. Pariser Betrachtungen von einem Nichtdiplomaten. Dresden, C. Meinhold und Söhne.

Ohne Jahrzahl, die vom Anfang Oktober datirte Vorrede bezieht sich aber auf das vorige Jahr, wie denn auch die Betrachtung bis zur neuesten Zeit fortschreitet. Das kleine Buch ist mit sehr vieler Ruhe und Besonnenheit geschrieben.

Es beginnt mit den großen Umgestaltungen der Stadt Paris seit der neuen kaiserlichen Regierung. „Die jährliche Einnahme von Paris wird jetzt durchschnittlich auf jährlich 106 Millionen Francs veranschlagt, so sehr ist solche durch die Herausrückung der Barrièren, Erhöhung des städtischen Octrois für manche Gegenstände, durch enormen Zuwachs der Bevölkerung, die jetzt $1\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner beträgt, und noch einige andere Abgaben gestiegen. Sind doch allein während der Regierung des jetzigen Kaisers an 54,000 neue Wohnungen, die für sich bewohnt werden, entstanden." Der Umbau der Stadt erklärt sich nicht blos aus der Vermehrung der Einwohner oder aus der Ruhmsucht des Herrschers, sondern hauptsächlich aus der Rücksicht auf die Arbeiter, welche immer beschäftigt und gut beschäftigt werden müssen, wenn sie nicht revolutioniren sollen. Der Kaiser wollte den 50—70,000 Bauhandwerkern, welche die Stadt beherbergt, stets eine lohnende Beschäftigung geben. „Der sparsame, in nichts energische König Louis Philipp hatte sehr wenige große Bauten unternehmen lassen, und die Republik von 1848—51 natürlich noch viel weniger; die Bauhandwerker in allen ihren zahlreichen Abstufungen feierten und hungerten daher häufig, fielen aus Müssiggang und Noth sehr leicht den socialdemokratischen Agenten zum Opfer und waren stets unzufrieden. Der Kaiser, der dies Alles mit richtigem Scharfblick erkannte, griff sogleich mit gewohnter Energie ein, schickte die demokratischen Führer in die wohlverdiente Verbannung nach Cayenne oder Lambessa und gab den Arbeitern Beschäftigung und Verdienst, so daß sie vorerst wenigstens zufriedengestellt wurden. Er wußte dabei auch, daß je glänzender im Aeußeren, bequemer in allen Einrichtungen und verlockender zum Aufenthalt Paris gemacht würde, desto zahlreicher die Schaaren der reichen Fremden aus allen, durch des Dampfes gewaltige Kraft jetzt nahe aneinander gerückten Welttheilen, dahin strömten. Diese Tausende von wohlhabenden Reisenden aus allen Nationen, welche jetzt hier zusammenkommen, tragen aber nicht allein auf indirecte Weise sehr viel zur Erhöhung der Steuereinnahmen mit bei, sondern sind auch die besten Abnehmer für die größtentheils in Anfertigung aller möglichen höchst eleganten, zierlichen, und im Grunde eigentlich doch unnützen Sachen, bestehenden sogenannten Pariser Industrie. Nicht allein, daß sie während ihrer Anwesenheit jährlich für mehrere Millionen Francs von allen diesen zahllosen Artikeln des Luxus kaufen, sondern sie tragen auch, nach ihrer Rückkehr in die Heimath, den Geschmack daran in immer weitere Kreise. Der Bojar im Innern Rußlands, wie der reiche Plantagenbesitzer Brasiliens, der türkische Pascha und der Fischhändler in Drontheim, der Nabob in Ostindien und der reich gewordene Goldgräber in Californien, oder der Schafzüchter Australiens, sie Alle, Alle, weilen jetzt gerne in Paris und verwenden einen bedeutenden Theil ihres Geldes zum Ankauf der Pariser Waaren. In dieser Hinsicht hat der Kaiser seinen Zweck vollkommen erreicht und nicht allein die Bauhandwerker, sondern auch die ungefähr 180,000 Köpfe zählenden Arbeiter der Pariser Industrie finden jetzt eine so beständige Beschäftigung

und so hohe Arbeitslöhne, wie dies unter keiner früheren Regierung der Fall war. Die Preise der Wohnungen und aller nothwendigen Lebensbedürfnisse sind zwar seit den letzten zwei Decennien um mindestens 25 Procent gestiegen, aber der Arbeitslohn auch dagegen um 50 Procent und der Pariser geschickte und fleißige Ouvrier lebt jetzt in jeder Hinsicht besser, als es jemals in einer früheren Zeit der Fall war."

Indem der Verfasser die Zufriedenstellung der Pariser Arbeiter erörtert, knüpft er eine gute Bemerkung an. Er hat nämlich gefunden, daß die Luxusarbeiter weit geneigter zur Revolution sind, als die, welche nützliche Handwerke treiben, und als die Feldarbeiter. Wer die Galanteriewaaren und alle die Spielereien des Luxus, die zu nichts nutzen, verfertigt, kann auch die Arbeit nicht mehr um ihres guten und edlen Zweckes willen schätzen, sondern lernt nur die Reichen beneiden, die ihr Geld für das Thörichte verschwenden können. „Die Barrikadenkämpfer in der Juni-Schlacht von 1848 gehörten fast durchweg den Luxusarbeitern an, und es sind stets vorzugsweise viele Friseure, Kellner aus den vornehmen Gasthöfen, Livrébediente reicher Herrschaften, kurz derartige Personen als Hauptagenten der Socialdemokraten erkannt worden. Konnte man bei uns in Deutschland, namentlich in den Jahren 1848—49, doch auch eine gleiche Erfahrung machen. Die Goldschmiede waren ungleich demokratischer, als die Grobschmiede, die Schuhmacher zeigten sich conservativer als die größtentheils äußerst tumultuarischen Schneider, und die Arbeiter oder, wie sie sich in selbstgefälligem Stolze lieber nennen hören, Künstler aus den Luxuswerkstätten in Berlin, Frankfurt, Wien, Hanau, Pforzheim u. s. w. lieferten die Hauptschaar der Barrikadenkämpfer, während die wirklich hartarbeitende ländliche Bevölkerung sich fast durchweg ruhig verhielt."

Weiter führt der Verfasser aus, der Kaiser begnüge sich nicht, den Cerberus zu füttern, sondern er halte auch Mittel in Bereitschaft, ihn zu bändigen, wenn er je losbreche. „Er schuf sich eine besondere Garde von circa 50,000 Mann, nur zusammengesetzt aus schon bewährten tüchtigen und durch mancherlei ihnen verliehene Vorzüge ihm besonders ergebenen Soldaten, und gab solchen Offiziere, bei denen nicht blos ihre militärische Tüchtigkeit, oder gar ihre vornehme Geburt, sondern wesentlich auch ihre politische Gesinnung mit in Betracht kam. So möchten denn unter den 1000 Offizieren aller Grade und Waffengattungen der Garde, nicht einige Dutzend gefunden werden, welche nicht eifrige Bonapartisten vom Kopf bis zur Sohle sind und die einen Augenblick zaudern würden, jeden ihnen vom Kaiser ertheilten Befehl auf das Kräftigste auszuführen." Dazu kommt die bestorganisirte öffentliche wie geheime Polizei. Der Verfasser spricht seine volle Ueberzeugung dahin aus, daß ein solches Regierungssystem, welches die Ziegel stramm hält, das allein mögliche in Frankreich sey. „Und wenn heute ein König aus dem Hause der Bourbons, oder ein Orleans, oder ein früherer Arbeiter als demokratischer Präsident, kurz irgend eine andere noch so verschiedene Person das Staatsoberhaupt Frankreichs würde, nur eine kluge und kräftige Tyrannei vermöchte dessen Herrschaft zu schützen. Selbst der eitelste deutsche Kammerredner, der den Wahn hegt, mit bloßen Reden, und seyen sie auch noch so geistreich oder inhaltsschwer, lasse sich ein Land regieren, oder der doctrinairste Professor, der nach seiner in der Studirstube erdachten, oft freilich in der Theorie ganz vortrefflichen, in der Wirklichkeit aber leider nur zu unausführbaren Doctrin, die Geschicke der Völker lenken zu können glaubt, sie Alle würden sehr schnell eine ganz andere Ueberzeugung gewinnen, sobald sie die Franzosen regieren sollten." Die verschieden schattirten Oppositionen in Frankreich sind zwar nicht dieser Meinung. Demokraten, Liberale, Orleanisten und Klerikale, der feurige Graf Montalembert an der Spitze, fahren fort, in beredten Worten nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Nothwendigkeit der Freiheit für das französische Volk zu behaupten, aber die Thatsachen stimmen nicht zu ihren Worten. Schon die alten französischen Könige hätten sich nicht halten können, wenn sie nicht die damalige ständische Opposition, die unbändigen Barone, mit Gewalt und trotz aller Verfassungsparagraphen unter ihr Joch gebeugt hätten. Nur unter den absoluten Königen verhielt sich das französische Volk ruhig. Erst als die Gewalt ohne Verstand geübt wurde und Laster, Dummheit und Schwäche die Monarchie verzehrten, kam in Frankreich jene Freiheit auf, die nicht so viele Jahre brauchte, um sich selbst wieder unmöglich zu machen, als die Monarchie vorher Jahrhunderte gebraucht hatte, um ihr Ansehen zu schwächen. Diese Thatsache allein beweist, daß die Franzosen regiert werden wollen und zur Volksherrschaft nicht gemacht sind. Sie versuchten zwar nach Napoleons Sturz die wiederhergestellte alte Monarchie mit constitutionellen Schranken zu umgeben und das englische Parlamentsleben in Frankreich einzubürgern. Aber das war eine für sie fremde Sache. In schönen Reden ließen sich zwar die französischen Deputirten kaum übertreffen, aber es war nichts dahinter. Alles was sie leisten konnten, war vernichten, nicht gründen. Sie stürzten die altersschwache Dynastie, wußten aber durchaus nichts besseres

an die Stelle zu setzen als die Lüge des Bürgerkönigthums, hinter der keine andere Wahrheit versteckt lag als die pfiffige Ausplünderung des Landes durch Hof und Deputirtenkammer in Compagnie. Diesem Regimente des Wuchers und der leeren Wortmacherei bereitete seine eigne Nichtswürdigkeit, wie einst dem gleich habgierigen Direktorium, ein schnelles Ende. Ein abermaliger Versuch der Republik konnte noch weniger gelingen. Das französische Volk griff mit ungeheurer Stimmenmehrheit freiwillig wieder zur Säbelherrschaft. Die Deputirtenkammer hatte sich unter Ludwig Philipp ausgeschwatzt und durch eigne Schuld so herunter gebracht, daß sie nur noch so viel galt, wie ein Sumpf voll Rohrsperlinge. Der besitzenden Classe graute vor der Wildheit der Arbeiter und vor dem Gespenst der rothen Republik. Eine überwiegende Mehrheit im französischen Landvolk aber hatte unbekümmert um das Parteitreiben in den Städten am Nationalruhm und an den großen soldatischen Traditionen festgehalten. Deshalb war das Aufkommen des Napoleoniden das natürlichste Ereigniß von der Welt und nichts war für die wirklichen Zustände und Interessen des französischen Volkes besser geeignet.

Der Verfasser bemerkt S. 29, er wolle, wenn er auch die Nothwendigkeit der napoleonischen Regierung vertheidige, doch nicht Alles, was der Kaiser bisher gethan habe, entschuldigen. Er bringt damit „den wahnsinnigen Luxus und die damit verbundene, immer mehr zunehmende Corruption der höheren Stände“ in Verbindung. Allein daran ist doch wohl der Kaiser nicht schuld. Das Uebel ist groß, aber wenn ein Cato Censorius je Kaiser in Paris wäre, würde er es nicht lange bleiben. „Ueber den kaiserlichen Hofstaat in Paris und die vielen Herren und Damen, welche unter allen möglichen Titeln und Vorwänden ihr Wesen an demselben treiben, läßt sich im Allgemeinen wohl nicht viel Rühmliches sagen. Unter den Adjutanten und Ordonnanz-Offizieren sind mehrere muthige, gewandte Soldaten, unter den Damen manche pikante Erscheinungen; dies sind aber auch die besten Eigenschaften, welche man ihnen nachrühmen kann. Leichtsinn, Frivolität, ungehemmte Genußsucht, wahnwitzige Verschwendungslust und die Gierde, das oft auf eine nichts weniger wie anständige Weise erworbene Geld in unsinnigem Luxus möglichst bald wieder zu vergeuden, ungemessener Egoismus und gänzliche Charakterlosigkeit; alle diese und noch viele andere böse Eigenschaften sind an diesem äußerlich sehr glänzenden Hofe in nur zu großem Maßstabe vertreten. Es befinden sich Damen dort von anerkannt nur zu schlechtem Ruf, und Herren, die man eigentlich ohne Weiteres als reine Glücksritter bezeichnen müßte, und doch spielen sie eine oft glänzende Rolle, weil sie reich sind oder ein elegantes gewandtes Benehmen besitzen, oder der Kaiser sie für seine Zwecke schon benutzt hat oder noch benutzen will und daher augenblicklich begünstigt. Es ist wirklich, als ob die Mehrzahl dieser äußerlich glänzenden Hofleute beiderlei Geschlechts selbst davon durchdrungen wäre, daß, wie ihre Geschlechter keine Vergangenheit besitzen, sie auch keine Zukunft haben werden, sie nur reine Eintagsfliegen sind, lediglich die augenblickliche Gegenwart ihnen gehört und sie solche daher auf jegliche Weise möglichst ausbeuten müssen. ‚Après nous le déluge‘, diesem Wahlspruch huldigt die Mehrzahl der täglichen Gäste der Tuilerien. Trotz alles Glanzes der Einrichtung und des Flimmerns der kostbaren Diamanten, des Rauschens der weiten Roben der Damen aus den schwersten Stoffen der Lyoner Fabriken und der mit Goldstickereien überladenen und mit bunten Ordenssternen übersäeten Uniformen der Herren, sollen die kaiserlichen Hoffeste doch keinen wahrhaft vornehmen Anblick gewähren. Trotz ihres Glanzes sollen alle Hoffeste in den Tuilerien dem Kundigen etwas theaterhaftes zeigen und besonders, was das Benehmen der dabei mitwirkenden Personen anbetrifft, häufig an dergleichen Aufzüge in der großen Oper in Paris, wo man sich auf den äußerlich glänzenden Effect ebenfalls vortrefflich versteht, erinnern. Und in eine solche gemischte Gesellschaft das Ceremoniell der alten Zeit, was überhaupt für unsere Verhältnisse nicht mehr paßt und nur noch einigen Werth besitzt, wo eine wirklich vornehme Aristokratie, die sich mit Leichtigkeit in diesen Formen zu bewegen versteht, noch vorhanden ist, einführen zu wollen, ist eine Lächerlichkeit, die unwillkürlich den Spott herausfordern muß. Was eine Königin von England, dem einzigen Lande der Welt, welches noch eine vornehme, wirklich lebensfähige Aristokratie besitzt, etwa hierin vermöchte, wird der Kaiser der Franzosen nun und nimmermehr erreichen können. Der bessere Theil seines Hofstaates paßt für das rauhe Feldlager und trägt den Reiterstiefel sicherer, als den Galanteriedegen; der schlechtere und größere aber für die Coulisse des Theaters oder häufiger noch den Roulettisch des öffentlichen Spielsaales.“

Diese Schilderung entspricht der verhältnißmäßigen Neuheit der Zustände. Die alte Aristokratie zieht sich noch vom Hofe zurück. Dasselbe thut die Opposition der Bourgeoisie und der Liberalen, die unter dem Bürgerkönigthum allein das große Wort führen. Stünde der Thron des Imperators schon länger, so würde auch der Hof den Parvenücharakter mehr verlieren. Wir

legen keinen großen Werth auf die Moral der höhern Gesellschaft. Wenn ihre Schattenseiten in Paris offner hervortreten, so ist damit nicht gesagt, daß sie in London nicht vorhanden wären. Der jüngste Prozeß Palmerston wiegt doch wohl manchen Pariser Scandal auf.

Ungleich wichtiger ist die Corruption in den mittlern und niederen Classen. „Der Luxus ist in allen Ständen so gestiegen, die Sucht, alle Einnahmen, entweder in unnützen Modesachen oder für äußere Vergnügungen auszugeben, hat so um sich gegriffen, daß die Kosten einer Haushaltung immer unerschwinglicher werden. So leben denn viele Tausende von Personen aus allen Ständen im Concubinat und deren Zahl wächst alljährlich immer bedeutender. Von den Arbeitern und Arbeiterinnen in den Fabriken und Luxuswerkstätten heirathen immer weniger, sondern sie leben in wilder Ehe zusammen, wobei sie sich häufig eine Treue und gegenseitige Anhänglichkeit bezeigen, die eines sittlicheren Verhältnisses würdig wäre. Ein gleicher Zustand findet häufig bei den Tausenden von Künstlern, jungen Angestellten, Handlungsgehülfen, Offizieren aller Grade statt, welche nicht die Mittel besitzen, eine Familie zu gründen und eine Frau standesgemäß zu erhalten und es daher vorziehen, sich durch das Zusammenleben mit einer Grisette wenigstens den Schein einer Häuslichkeit zu verschaffen, wenn sie auch deren wahre Segnungen entbehren müssen." Es mag seyn, daß der französische Leichtsinn sich eher über die Heiligkeit der Ehe hinwegsetzt als der größere Ernst anderer Nationen. Allein das Uebel liegt hier nicht in den Charakteren, sondern in den Umständen. Die Landbevölkerung bleibt sich gleich, die der Städte wächst zusehends überall, nicht blos in Frankreich. Zugleich wächst die große Industrie, die aus der Werkstatt des Handwerkers, der noch eine Familie hatte, in die kolossalen Paläste gezogen ist, wo Tausende von Fabrikarbeitern zusammenleben, die keine Familie mehr brauchen, denen sie zur Last ist. Daher haben auch bei uns die Concubinate und die Zahl der unehelichen Geburten arg zugenommen.

Der Verfasser macht eine sehr richtige Bemerkung, indem er die arbeitende Classe in Deutschland mit der in Frankreich vergleicht. Wenn nämlich in Frankreich die rohe Masse in revolutionäre Bewegung kommt, ist sie augenblicklich disciplinirt, gehorcht geschickten Führern und zeigt militärischen Takt. „Bei uns Deutschen findet gerade das Gegentheil hiervon statt. Unsere unteren Stände gehorchen für gewöhnlich gern dem Gesetz und sind leicht zu lenken, sind sie aber einmal erst aufgewühlt, so gehorchen sie Niemandem und am allerwenigsten ihren selbstgewählten Führern. Aus diesem Grunde sind französische revolutionäre Schaaren kriegstüchtig, deutsche aber niemals, weil bei Letzteren, sobald die alten Bande gelockert werden, sogleich eine vollständige Anarchie und ein unbedingter Ungehorsam aller Einzelnen einreißen."

Dieser militärische Geist der Nation hat viel mehr Werth und welthistorische Bedeutung, als alles Kammergeschwätz und in ihm liegt daher auch zuletzt immer die Entscheidung. Napoleon III. weiß das wohl und hegt und pflegt deshalb diesen militärischen Geist. In der Armee behaupten sich Tugenden, die anderwärts vielmehr der Corruption unterliegen. Der Soldat gehört nicht zu denen, die da speculiren, denn er ist arm, mäßig und voll Ehrgefühl. „Die Unteroffiziere nehmen in der französischen Armee eine ungleich höhere Bedeutung ein, als es bei uns in Deutschland der Fall ist und bilden wesentlich mit deren vorwärtstreibende Kraft. Wie ich schon früher erwähnte, wollen sehr Viele der französischen Unteroffiziere noch zu Offiziersstellen befördert werden und erreichen auch in der Regel ihr Ziel. Dies und der Umstand, daß wieder sehr viele Offiziere früher auch längere Zeit als Unteroffiziere gedient haben, macht, daß zwischen beiden Chargen lange keine so große Kluft besteht, als solches bei uns der Fall zu seyn pflegt und gerade dies halte ich für einen Vorzug der französischen Truppen. Es ist mir auch kein zweites Heer bekannt, welches nur annähernd eine solche große Zahl von tüchtigen, wirklich oft ritterlich gesinnten Unteroffizieren besäße, als gerade das französische. Alle Vorzüge, die man von einem Soldaten fordern soll, besitzen diese wackeren Männer oft im hohen Grade und da sie noch nicht von der Corruption des Gelderwerbes und der Fäulniß des Luxus, der die höheren Stände Frankreichs immer mehr verfallen, angesteckt sind, so findet man nicht allein Muth, sondern auch Uneigennützigkeit, Anhänglichkeit und wahrhaft chevalereßken Sinn bei ihnen." Auch ist in Frankreich für die Invaliden und für Pensionen ausgedienter Militairs gut gesorgt.

(Fortsetzung folgt.)

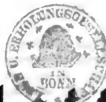
Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{3}/_{4}$ Thaler.

Sonnabend, N° 25. 26. März 1864.



Biographie.

Kaiser Napoleon III. und seine Herrschaft. Pariser Betrachtungen von einem Nichtdiplomaten. Dresden, C. Meinhold und Söhne.

(Schluß.)

Die große Masse des Landvolks identificirt sich gern mit der Armee und merkwürdiger Weise gerade am meisten in den östlichen d. h. deutschen Provinzen. „Die treuesten, uneigennützigsten und wenn es seyn müßte, auch wirklich thatkräftigsten Anhänger der napoleonischen Partei sind entschieden unter der ländlichen Bevölkerung der mittleren und östlichen Provinzen Frankreichs zu finden. Diese tüchtigen, arbeitsamen, zwar nicht sehr unterrichteten, aber auch noch nicht im Allermindesten von den Lastern unserer modernen Civilisation angesteckten Bauern, in ihren Blousen, Zipfelmützen und Holzschuhen, sind fast durchweg eifrige Napoleonisten. Wie man in den altpreußischen Landestheilen selten ein echtes und rechtes Bauernhaus finden wird, wo nicht — oft freilich mehr einer Karrikatur gleichend, ein Bildniß vom ‚alten Fritz' hängt, so hat im Elsaß, Lothringen, Burgund, der Franche-Comité, Champagne und den anderen Provinzen des Ostens, jeder Bauer den Kaiser Napoleon I., entweder als Bild oder häufiger noch als Gypsfigur in seiner Wohnstube. Ganz ungemein tief wurzelt das Andenken dieses großen Mannes bei diesen schlichten, sich sonst nicht im Allermindesten um das Getreibe der Weltgeschichte kümmernden Menschen und sie waren glücklich, als es hieß, sie sollten wieder einen Napoleon, den Neffen ihres großen Kaisers, zum Herrscher haben. Auch jetzt ist diese Anhänglichkeit an ihren nunmehrigen Kaiser noch nicht erloschen und fast die gesammte ländliche Bevölkerung in allen diesen Gegenden wetteifert aus freiem Antriebe, solche bei jeder Gelegenheit zu zeigen. Auf diesen Dörfern sind die letzten Siege der französischen Truppen in der Krim, Algerien und Italien, mit aufrichtigerer Freude als selbst in Paris gefeiert worden, aus ihnen kommen die muthigsten, ausdauerndsten, und gehorsamsten Soldaten und die Regimentschefs freuen sich stets, wenn sich unter den ihnen zugewiesenen Rekruten recht viele lothringische und elsaßische Bauernburschen befinden. Sind solche im Anfang auch vielleicht etwas unbehülflicher, so geben sie nach einem Jahr doch ungleich zuverlässigere Soldaten als die mehr verweichlichten Städter ab. Fast zwei Drittel aller Stellvertreter, Gensd'armen und alte Korporale, die nicht weiter avanciren, sind aus den Dörfern der östlichen Departements gebürtig und eben so verdienen sich verhältnißmäßig sehr viele Soldaten aus diesen Gegenden das Ehrenlegionskreuz oder die Militairmedaille."

Es ist sehr beschämend für uns Deutsche, daß unsere wackern Stammgenossen so gute Franzosen geworden sind. Aber es darf nicht Wunder nehmen. Die Deutschen sind von Haus aus das am meisten kriegerische Volk der Welt. Sie sind überall gern, wo mit dem Schwert Ehre einzulegen ist, und da muß die französische Armee allerdings mehr Anziehungskraft auf sie üben, als die Klein- und Winkelwirthschaft unseres Bundesstaatenconglomerates. Bildeten wir ein großes Reich und folgten unserem Reichsadler wie ehedem Sieg und Ruhm und Eroberungen, so würden die deutschen Elsäßer und Lothringer bald einsehen, daß sie nicht nöthig hätten, französisch zu lernen, um ihrer Ehrbegierde zu genügen.

Der Verfasser kommt auf Napoleon III. zu sprechen, kann sich in dessen Politik nicht ganz finden und wirft ihr Inconsequenz vor. Wir finden indessen, daß Napoleon III. sehr consequent gewesen ist, indem er ohne

Uebereilung doch einen Vortheil nach dem andern über die mit ihm revalisirenden Mächte davon getragen hat. Wie im Krimkriege, so war auch im Lombardischen Kriege der Gewinn ganz auf seiner Seite, er hat Rußland und Oesterreich besiegt und geschwächt. Er hat England immer glücklich Schach geboten und wird bei der Abwickelung der dänischen Frage seinen Vortheil wieder recht gut wahrzunehmen wissen. „Bevor der deutsche Bund seine schwerfälligen Rüstungen trifft und wirklich marschiren läßt, kann die Hauptsache schon längst entschieden seyn — so lautet das Raisonnement der französischen Offiziere.“ Dem läßt sich allerdings nicht widersprechen. Der deutsche Bund steht den Franzosen stets offen. Die kleinen Contingente an den Grenzen reichen nicht aus, um ein französisches Heer aufzuhalten. Noch weniger die paar Bundesfestungen, deren Anlage nicht einmal dem modernen System der Projectile entspricht. Nur ein festes Zusammenhalten Preußens mit Oesterreich vermöchte die Gefahr am Rhein abzuwenden. Dieses feste Zusammenhalten existirte 1859 nicht, als Oesterreich die Lombardei verlor. Es existirt heute gegenüber von Dänemark, aber niemand kann voraussagen, auf wie lange Zeit. Freilich, wenn Oesterreich, Preußen und die Mittelstaaten immer einig gewesen wären, sich ihren Besitz immer gegenseitig garantirt und gemeinsam mit dem Schwerte vertheidigt hätten, so könnte Deutschland heute noch so mächtig seyn, wie zu den Zeiten Ottos des Großen oder Barbarossas. Aber wir haben nicht die allergeringste Bürgschaft dafür, daß sich an dem farbenreichen Blüthenstande der deutschen Uneinigkeit etwas Wesentliches geändert hätte; im Gegentheil deutet der blitzschnelle Wechsel der Sympathien und Antipathien auf nichts weniger als feste und sichere Willenskräfte hin. Die drei deutschen Faktoren, Oesterreich, Preußen und die Mittelstaaten haben in der neuesten Zeit viel zu oft mit ihren Fronten gegeneinander gewechselt, als daß nicht neue Wechsel derselben erwartet werden müßten, während für Deutschland kein anderes Heil ist, als daß alle drei Front machen gegen das Ausland und keine Beeinträchtigung unseres großen Nationalinteresses dulden.

Gleichwohl würden wir, wenn wir im Rath des Kaisers der Franzosen säßen, ihm einen Angriffskrieg gegen Deutschland nicht empfehlen, denn wenn er auch unsere großen Regierungen nicht einig, die kleinen nicht vorbereitet fände, wenn er auch Erfolge erränge, so würde er doch so wenig wie sein großer Oheim im Stande seyn, der Massenerhebung des deutschen Volkes zu widerstehen, die dem Volk der Franzosen alle Schläge auf eine noch schrecklichere Weise zurückgeben würde, als 1813. Das sicherste Mittel, die Deutschen einig zu machen, ist eine französische Plünderung. In dieser Beziehung ist unser Volk sehr kitzlich geworden und seiner Stärke sich wohl bewußt.

Zeitungswesen.

Phrasen und Schlagwörter. Ein Noth- und Hülfsbüchlein für Zeitungsleser. Zweite, bedeutend vermehrte Auflage. Paderborn, Schöningh, 1863.

Eine Verspottung der modernen Zeitungsphrasen, in denen so ungeheuer viel Schein und Lüge enthalten ist und die doch eine große Macht ausüben, weil man an eine lang fortgesetzte, immer wiederholte conventionelle Entstellung der Wahrheit am Ende glaubt. Der Verfasser hat ganz Recht, wenn er unserer Zeitungsphilister folgendergestalt spottet. „Bevor derselbe Morgens seine Zeitung gelesen hat, ist er nur ein halber Mensch; über dem Lesen aber geht ihm Ein Licht nach dem andern auf, so daß er Abends beim Schoppen über alle Tagesfragen sprechen kann wie ein Buch und nicht begreift, wie es möglich ist, anderer Meinung zu seyn. Eine Art von Hochschulen für das Zeitungsphilisterium sind die Casino-Lesezimmer. In feierlichster Stille, die Denkerstirne bald auf den einen bald auf den anderen Ellenbogen gestützt, sitzen sie hier und machen den Eindruck, als ob auf ihnen zunächst der schwere Beruf lastete, die Welt in den Fugen zu halten. Hier entspringt eine Hauptquelle der ‚öffentlichen Meinung,‘“ die eben keine ist, sondern nur Convenienz einer Partei, von der sich aber der Philister umnebeln läßt.

Es ist dem Verfasser nicht entgangen, daß der Liberalismus allmählig von der Demokratie überholt worden ist und darauf beziehen sich die bedeutendsten Zusätze dieser neuen Auflage. Der ältere Liberalismus war häufig verblendet, in unpraktischen Theorien befangen, auf ganz unbesonnene Weise der Kirche feindlich, im Uebrigen aber ehrlich, nobel, uneigennützig. Und er hatte den wahren Muth, er kämpfte bei fast hoffnungsloser Aussicht und unter Gefahren tapfer gegen überwiegende Mehrheiten und trat arm vom Schauplatz. Die heutigen Wühler und Schreier sind anderer und jedenfalls geringerer Art, indem sie auf ihre Mehr-

heit pochend, unritterlich die Minderheit schmähen und verleumden und zum Theil gemein genug sind, sich von der Regierung mit Aemtern und Besoldungen versehen zu lassen und sie doch feindlich angreifen. Die berühmteren Altliberalen sind gestorben und der Nachwuchs hat seine Stellung verfehlt. „Ein Hauptmerkmal der ‚Liberalen' ist noch, daß sie sich für viel gescheidter halten, als alle andern Leute, und deshalb glauben, dieselben in aller Bequemlichkeit ausnutzen und, sobald es ihnen beliebt, bei Seite werfen zu können. So meinen sie dann auch, kraft ihrer untrüglichen Rezepte für alle Staatsabnormitäten, jeder von ihnen in Gang gebrachten ‚Bewegung' nach Gutdünken Halt gebieten oder sie doch in ein beliebiges Geleise hineinschieben zu können. — Bekanntlich wird durch fremden Schaden fast Niemand belehrt, die Liberalen aber selbst nicht durch eigenen; so oft sie auch schon Basiliskeneier ausgebrütet haben, immer lassen sie sich solche wieder von Neuem unterschieben; berauscht von ihren eigenen Phrasen, gedenken sie des Wortes nicht, daß ‚wer Wind säet, Sturm erntet.' Der zahme Liberalismus frißt der wilden Demagogie so lange aus der Hand, bis letztere ihn plötzlich mit einem kühnen Griffe packt und zur Schlachtbank führt." Mit Recht fügt der Verfasser hinzu, daß der Liberalismus seine Niederlage nur seiner unpractischen Principienreiterei, seiner doctrinären Professoreneitelkeit und seinem Haschen nach falscher Popularität verdankt, denn da er immer noch zu anständig und rücksichtsvoll ist, kommt er mit seiner Popularität doch nicht so weit als die Demokraten, oder muß mit diesen kokettiren, sich an sie anschließen und mit ihnen stimmen, um sich von ihnen ihre Protection zu erbetteln. Die parlamentarische Geschichte des letzten Jahrzehnts ist überreich an Belegen dazu, ja kennzeichnet sich eigentlich nur durch den Untergang des alten Liberalismus in der Demokratie. Den Uebergang macht die Fusion in der s. g. Fortschrittspartei, welche beide Elemente vereinigt. Aber nach und nach „schließt der Fortschritt den Liberalismus aus, weil letzterer zu zahm und zaghaft ist."

Ueber die Uneigennützigkeit der Partei sagt der Verfasser einige schlagende Wahrheiten. „Großherzige Förderer des ‚Volkswohls' sind alle diejenigen, welche auf anderer Leute Kosten alte, krumme Straßen in neue, gerade umwandeln, oder Prachtgebäude aufführen und solchergestalt die Säckel der Speculanten füllen; ferner Solche, welche mächtige Industrien gründen und die zu diesem Ende gebrauchten Arbeiter, sobald sie dieselben vernutzt haben, der öffentlichen Wohlthätigkeit überantworten, oder welche an die Spitze von Actiengesellschaften treten und als Direktoren, Verwaltungsräthe, oder wie sonst die Titel lauten, das Fett unter der Rubrik: ‚Tantièmen' abschöpfen, nachdem sie das Gros der künstlich aufgetriebenen Actien glücklich in andere Hände zu spielen gewußt haben. Das Verdienst solcher und ihnen ähnlicher Volkswohlthäter wird in der Regel nebenher auch noch durch Dankvoten, die sie mitunter wohl, als Mandatare der Actionäre handelnd, sich wechselseitig darbringen, und von den Regierungen durch Ordenskreuze, Commerzienrathstitel oder selbst Adelsverleihungen belohnt, wie denn überhaupt Solchen, die ‚nichts umsonst thun', die ihnen benöthigte Ehre meist umsonst angethan wird, während diejenigen, welche den Erwerb in echtchristlichem Sinne auffassen und betreiben oder um Gottes und der guten Sache willen für Andere thätig sind, meist froh seyn können, wenn sie nicht noch obendrein als Finsterlinge oder Rückschrittsmänner verfolgt und verhöhnt werden, wie es z. B. den Mitgliedern des Vinzenz-Vereines und den barmherzigen Schwestern oftmals ergangen ist. — Einen Hauptzweig der Obsorge für das ‚Volkswohl' bildet dermalen das, was man die Emancipation der Arbeiter, insbesondere des Handwerkerstandes nennt. Es besteht dieselbe im Wesentlichen darin, daß man den ‚goldenen Boden' des Handwerks einschlägt und ihm gestattet, aus der Hand in den Mund von den Brosamen zu leben, welche die Großindustrie und der Actienschwindel ihm übrig zu lassen für gut finden, oder daß man den Arbeitern eine Anweisung auf den Staat ausstellt, der dann sehen mag, wie er mit denselben fertig wird. Es gibt wenig ergiebigere Felder für die Intriguanten, Utopisten und Agitatoren, als die s. g. Arbeiterfrage. Die nur auf momentanen Gewinn und Genuß basirte maßlose Freiheit der Selbstsucht ist die verlockendste von allen Freiheiten, und was verschlägt es für die kosmopolitischen Agitatoren, wenn die ‚Emanzipation' von der Religion, vom Eigenthum und vom häuslichen Herde die Arbeiter in's Wirthshaus, in's Concubinat, in die geheimen Gesellschaften und endlich auf die Barrikade führt."

Auch der Muth der Partei wird gerechtem Spott unterzogen. Für tapfere Volksmänner gelten die gemeinsten Beschmeichler des Volks, zum Theil solche Leute, welche früher dem Hofe und der Bureaukratie schmeichelten, die bei der s. g. Volkspartei nur ihren Vortheil suchten und Prahler und Maulhelden sind, weil sie eine große Kammermehrheit und die Macht der Presse hinter sich haben. Nicht in solchen Stellungen zeigt sich der wahre Muth, der kommt nur vor in der Minderheit und in Gefahr. Nur wer diesem Strome von Zeitungsgemeinheit, Zeitungsfrechheit und parlamentarischen Terrorismus entgegen zu treten wagt, der

zeigt wahren Muth, nicht aber der, welcher mit dem Strome schwimmt, mitschreiet und mitterrorisirt.

Sehr richtig ist ferner, was der Verfasser über die Phrasen bemerkt, mit welchen die Fortschrittspartei ihren gänzlichen Mangel an Nationalsinn und Patriotismus zu verschleiern pflegt. Sie spricht von unleidlicher Fremdherrschaft, vom Schmerzensschrei unterdrückter Nationen, wenn von Italien, Ungarn und Polen die Rede ist und wenn es sich davon handelt, die Deutschen aus jenen Ländern zu vertreiben. Man sympatisirt laut und offen mit Mazzini, Kossuth, Mieroslawski. Man widmet Garibaldi Adressen und Ovationen. Man ladet seine Alpenjäger zu deutschen Schützenfesten ein. Man fraternisirt mit denen, die sich am morte ai Tedeschi heiser schrieen, zu La Chaux de Fond; aber man denkt mit keiner Sylbe an die deutschen Provinzen, die sich unter fremder Herrschaft befinden. Man wirft Venedig hin, aber man verlangt das Elsaß nicht zurück, nicht Lothringen, nicht Belgien. Die s. g. deutsche Fortschrittspartei, welche sich sogar anmaßt, die Nationalfrage endgültig entscheiden zu wollen, verlangt die deutsch redenden Provinzen unseres alten Reiches nicht zurück, gibt aber nicht nur alle nichtdeutsch redenden Provinzen, die jetzt noch unter deutscher Herrschaft stehen, sondern auch solche Provinzen preis, in denen Bevölkerung und Sprache gemischt sind. Das ist doch gegen alle nationale Logik und gegen den gesunden Menschenverstand.

Wenn dieselbe Partei gleichwohl die feurigste Begeisterung für Schleswig-Holstein zur Schau trägt, so weiß man nicht, warum sie es grade mit den Schleswig-Holsteinern so gut meint, und nur gegen die Dänen sich so echauffirt, an allen andern Grenzen aber die deutsche Sache Preis gibt und unsern Feinden Glück wünscht? Man darf nicht ermüden, immer und immer zu wiederholen, Venedig ist uns so nothwendig wie Schleswig-Holstein, wenn wir eine große Macht in der Mitte Europas bleiben wollen. Wer den Sarden als König von Italien anerkennt und feierlich erklärt, es liege nicht im deutschen Interesse, Venetien gegen den Sarden zu schützen, der versündigt sich am großen deutschen Nationalinteresse um kein Haar weniger, als wer Schleswig-Holstein den Dänen zurückgeben will. Das deutsche Interesse, die deutsche Nationalehre ist nicht blos an der Eider zu schirmen und zu vertheidigen.

Darüber sollte die gesammte deutsche Presse einverstanden seyn, wie trotz aller politischen Parteien in England und Frankreich, so oft es Ansehen und Größe der Nation betrifft, alle Parteien einig sind und die gesammte Presse einstimmig urtheilt. Aber unsere Presse ist zu lange bevormundet worden, um ein reifes Urtheil zu haben. Sonderinteressen und Parteien verschleiern immer die eigentliche nationale Frage.

Leider wird die Verblendung vermehrt durch eine ganz unter dem Einfluß der Partei stehenden Geschichtsschreibung, die der historischen Wahrheit geradezu in's Gesicht schlägt, aber mit der größten Dreistigkeit sich für die allein privilegirte und von der öffentlichen Meinung getragene Wissenschaft ausgibt. Nicht genug, daß man die Mitwelt belügt, man verfälscht auch, was in der Vergangenheit geschehen ist. Das Mittelalter, die Zeit unserer Größe und unseres Ruhmes wird fortwährend beschrieen und verleumdet und während man den Kaiser zu suchen affectirt, verachtet man die Kaiserzeit. Um das Gesammtinteresse der Nation bekümmert sich diese Geschichtschreibung niemals. Sie vergißt alles, was der h. Bonifacius für die Einheit Deutschlands gethan, blos weil es eine katholische war. Sie vergißt alles, was Gustav Adolf dem deutschen Reich und Volk geschadet hat, und lobt und preist ihn blos, weil er gegen die Katholiken focht. Sie vergißt, daß Johannes Huß ein Czeche war, ein Todfeind der Deutschen, daß er alle Deutschen aus Prag vertrieb, daß seine fanatischen Anhänger deutsche Städte zu hunderten verbrannten, deutsche Männer, Weiber und Kinder zu Hunderttausenden mordeten. Sie vergißt das alles, und preist und rühmt jenen Czechen, blos weil derselbe ein Feind der katholischen Kirche war. Diese lügenhafte Geschichtschreibung spiegelt sich in allen Zeitungen, wenn über die neuesten Ereignisse referirt wird. Da wird die Popularität Cialdinis in Neapel gerühmt, wird Victor Emanuel als ein Ideal königlicher Ritterlichkeit geschildert, werden die Royalisten im Neapolitanischen durchaus und lediglich als Banditen der öffentlichen Verachtung Preis gegeben ꝛc.

Im Uebrigen bescheiden wir uns, daß alle Dinge vom unerforschlichen Verhängniß gelenkt werden. Der Sturm, der über die Welt geht, ist heraufbeschworen worden durch die Sünde der früheren Regierungen. Wo die Weisheit aufhört, löst sich der Staaten-Organismus auf und walten wieder die rohen Elemente.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{1}{3}$ Thaler.

Mittwoch, № 26. 30. März 1864.



Geschichte und Alterthumskunde.

Argovia. Jahresschrift der histor. Gesellschaft des Kantons Aargau durch Prof. Rochholz und Stadtpfarrer Schröter. Jahrgang 1862 und 1863. Aarau, Sauerländer, 1864.

Die erste Abhandlung dieser Jahresschrift ist aus der Feder des geistreichen Professor Rochholz und verbreitet sich über den Steincultus in der Schweiz, sprachlich, mythologisch und historisch.

Wie poetisch derselbe die Alpenwelt auffaßt, mag aus der folgenden Stelle (S. 100) erhellen: „Die Edda dichtet bereits von dem Zauber, mit dem die Bergriesinnen jedes Herz ergreifen. Seitdem der Schönheitsgott Freyr, erzählt sie, die Gerd erblickt hatte, des Bergriesen Gyme Tochter, sprach er kein Wort mehr und weigerte sich aller Nahrung. Dies war damals geschehen, als Gerd, der Thüre ihres Hauses zuschreitend, die Hände unter dem Gewande hervorhob, um den Pfortenring zu ergreifen, und plötzlich von ihren blanken Armen Luft und Wasser, Himmel und Erde widerstrahlten. Das zunächst Unaussprechliche der feierlichen Firnenpracht der Gebirgswelt ist hier durch die dichterische Phantasie des eddischen Mythus zu einem inneren Erlebnisse veranschaulicht, glücklicher als das Vermögen aller nachmaligen Künstler und Dichter es vermocht hat. Wir rufen die Erinnerung aller unserer Leser auf, welche gesehen haben, wie die Alpenpyramide der Jungfrau in die Länder niederstrahlt. Ihr Fuß badet im milchweißen Gletschermeer, durchsichtiges Schleiergewölke umgibt sie bis zum Gürtel, lebendig wogend heben sich die Gliedmaße daraus hervor, Schulter und Brust sind von zarter Röthe überflogen, das leuchtende, stets wolkenlose Haupt ist geschmückt mit firnblanken Silbernadeln und kristallenen Diademen."

Vom Bergcultus der heidnischen Vorzeit bekommen wir ein anschauliches Bild, wenn wir lesen, was Herr Rochholz von der uralten Heiligkeit des Pilatusberges erzählt. Die Legende vom Pilatus ist erst später auf den Berg übertragen worden, nachdem er schon in der Heidenzeit unter anderm Namen für sehr heilig gegolten haben muß. „Gleichwohl bleibt die ursprüngliche Heiligung des Pilatusberges etwas unbestreitbares und wird vom 13. Jahrhundert an bis in's sechszehnte durch eine fortlaufende Reihe geschichtlicher Angaben verbürgt; der Berg erscheint als in den Geisterbann gelegt, erst vom Volksglauben, später von der Obrigkeit, Niemand sollte ihn ohne eingeholte Erlaubniß besteigen, Zuwiderhandelnde wurden mit Gefängniß bestraft. Im Jahr 1518 mußten der in Luzern sich aufhaltende Herzog Ulrich von Württemberg und der St. Galler Bürgermeister Joachim Vadian, dann im Jahr 1555 der Naturforscher Konrad Gessner von Zürich, 1580 der Basler Arzt und Anatom Felix Platter die besondere Erlaubniß bei der Regierung einholen, um den Berg besuchen zu dürfen. Leider haben uns auch diese bevorzugten Reisenden alle in ihren Berichten nur die Trümmer der Kirchenlegende wiedererzählt, die sie hier ihrem eigenen Verstande widersprechend vorfanden, alles übrige aber, was sie sonst auf dem Berge gehört oder gesehen haben mochten, bleibt uns von ihnen verschwiegen. Und doch nur dieses Besondere allein würde uns heute den Grund des Schreckens und der heiligen Scheu einsehen lassen, womit dieses Gebirge so lange umgeben war; jetzt vermögen wir aus blos einzelnen letzten Bruchstücken der Ueberlieferung auf das Ganze zurückzuschließen. Unserm bisherigen Verfahren gemäß ziehen wir einige besondere Gipfel und Felsen des Berges nach ihren Namen und Eigenthümlichkeiten hier in Betrachtung. Nahe bei der Bründelenalp liegt in der senkrechten Fluhwand, der steilsten Kluft, die über das

Widderfeld zum Berggrat hinaufführt, die Höhle Tomilisloch. Tume und Dummlin ist sie schon bei Chappeller, hist. mont Pilati 1767, 178 genannt. Das ahd. tuoma judicium, tômaheit majestas, führt auf die Eigennamen Tuomhilt, Tuomrich, Tuomgêr, Tuomwirc, Tuompurc (mons majestatis). Wollte man diese Etymologie zu kühn finden, so läge dem von Chappeller gemeldeten Namen Dummlin eine andere Ableitung für unsern Zweck ebenso nahe. Der Bergriese heißt in der deutschen Sprache der Dumme, nicht weil er zunächst schwachköpfig ist, sondern weil er dämmerig, dumpf und gewitterfinster in die Landschaft hereinblickt; ähnlich spricht man vom dummen Teufel. Der Dimmersöhn schleiert die Gegend ein durch Dunst und Höhenrauch, düffiges, düppes Wetter ist dumpfes, schwüles. Grimm, Myth. 495 gewährt auch einen ahd. Segensspruch aus dem XI. Jahrh., der heidnisch gedacht und kirchlich gefaßt an einen Bergriesen gerichtet ist, damit man von Wunden genese. Der Riese heißt hier der Dumme (hebes) in dem Sinne des Wortes, daß er sammt seinem Sohne stumm und schlaftrunken auf dem Saum des Berges liegt:

Tumbo saz in Berke
mit tumbemo kinde in arme.
tumb hiez der bere,
tumb hiez daz kint,
der heilege tumbo
versegene tisa wunda!"

Auch das Echo des Berges war heilig. Es wird dem Riesen Dominik zugeschrieben, hinter dem der oben genannte Tume oder Dummlin verborgen ist. „Der Riese Dominik pflegte von seiner Höhle aus über die Sicherheit des Landes zu wachen und rief, so oft ein Feind den Grenzen sich nahte, das Volk zum Kampfe auf. Nur einmal war er eingeschlafen. Als er wieder erwachte, erblickte er unten zu seinem Schmerz den Bürgerkrieg und erstarrte darüber zu Stein. Doch todt ist er nicht, er wird wieder erwachen, wohl aber erst am Ende der Tage. — Es ist Brauch, das berühmte Echo auf Bründelenalp zu wecken, indem man den Namen Dominik zur Höhle hinaufruft. Der Stein antwortet; langsam und gedehnt gibt ein mächtiges Echo das ausgerufene Wort zurück. Wer aber, behaupten die Sennen, dem Dominik einen andern Namen zurufe, der müsse zuverläßig noch selbiges Jahr sterben. Zürch. Neujahrsbl. der Musikgesellsch. 1818, S. 2." Auch einzelne Felsen, erratische Blöcke rc. hatten im heidnischen Volksglauben eine große Bedeutung. Besonders merkwürdig sind die Rocken- und Spindelsteine (Spielsteine), in Bezug auf welche der Verfasser eine Erörterung in Pfeiffers Germania I, 74 hätte benutzen dürfen. Der Name bedeutet Rocken und Spindel, wie denn auch in Frankreich selbst roche in quenouille übergegangen ist. Wie kamen die alten Heiden dazu, spitzen Felsen grade solche Namen zu geben? Wir haben in der oben bezeichneten Stelle der Germania folgende Erklärung zu geben versucht.

„Was die Grenzsteine im Kleinen für Allode der Privateigenthümer und Markungen der Gemeinden, das waren die Spindelsteine für ganze Länder, für Völkergebiete. So heißt der spitze Felsen bei Dachsburg, welcher Lothringen und Elsaß trennt, heute noch die „Kunkel." Schöpflin, Alsatia illustr. I, 530. Ein ähnlicher Stein steht auf der alten Grenze zwischen Hochburgund und Arelat unter dem Namen Quenouille de la fée. Mémoires de l'acad. celtique IV, 478. Ein „Kunkelberg" bildet die Grenze zwischen Glarus und Graubündten. Reisen in Helvetien, 1778 II, 211. Von verwandter Bedeutung ist wohl auch die Chrimhildenspindel, ein Fels in den Ardennen. Kremer Dipl. dom. Ardenn. 484. Mém. de l'Acad. celtique V, 346, der Chrimhildenstein bei Kehl in der Ortenau. Leichtlen, Forschungen II, 54. Ein Spindelstein kommt vor auf den Vogesen bei Lichtenberg. Mém. des antiqu. de France. XII, 3, ein Spindel- oder Goldenstein bei Bliescastel und ein Spilstein bei Rendrisch, beide in der Pfalz. Schreiber, die Feen, S. 20. — Dasselbe sind der Rockenstein bei Alling in Oberbayern, Rockenstein bei Wetterhausen, die Rockingstone in England, Rokkestene in Dänemark, Panzer 375. Rokkenberg am Schliersee, Schaubach II, 272. Roggenstock am Mietenstein. Meyer von Knonau, Schwyz 57. Der Berg Roggen bei Holderbank. Strohmayer, Solothurn 34 ein Spilberg am Main, wo das wilde Heer übersetzt, Panzer 176 (ein Rokkenberg in der Wetterau, Dieffenbach 3, Urgesch. d. W. 237. Sehr häufig sind die Rockingstone in England. Vgl. Archeol. Brit. VII, 175.

Aus einigen der genannten Namen geht hervor, daß der Grenzstein einer Fee oder einer Chrimhilde als Spindel gedient haben soll. Eine solche riesenhafte Spindel setzt auch eine riesenhafte, dämonische Spinnerin voraus. Suchen wir eine solche, so bietet uns die nordische Mythologie ungezwungen die Göttin Frigg dar, die als eine riesenhafte Spinnerin am Himmel gedacht worden seyn muß. Denn im Norden hießen die drei in einer Linie stehenden Sterne im Sternbilde des Orion, die man sonst gewöhnlich den Jakobstab nennt, Frigg-

jarrockr oder Friggerok, d. h. Spinnrocken der Göttin Frigg; auch Mariärock, d. h. Spinnrocken der Jungfrau Maria, auf die man in der christlichen Zeit vieles von der alten guten Göttermutter übertrug: Ihre, Gloß. s. v., vergl. Grimm d. M. 248. 689. Man dachte sich also die Göttin in Riesengestalt am Himmel wirksam. Das Sternbild ist am sichtbarsten in den sternhellen Winternächten. Von diesem ihrem hohen Sitz aus spann die Göttin, und was konnte sie anderes spinnen, als die Lebensfäden in der sichtbaren Natur? Auch Gespenst und Gespinst ist ursprünglich dasselbe Wort, die Seele, die den Körper sucht. Auch galt Frigg ohne Zweifel als Weberin des großen Naturteppichs in der Vegetation. Denkt man sich die riesenhafte Spinnerin am Himmel begriffen im Weben des Naturkleides, wie sie ein fruchtbares Land gleich einem fertig gewordenen Gewandstück ausgebreitet hat und es ausruhend mit der leeren Spindel absteckt, so ist das die natürlichste Erklärung der s. g. Rockensteine oder Spindelsteine, die nach uraltem Volksglauben zugleich Grenzsteine sind." Der Gebrauch der Spindel zum Abstecken der Grenzen erhellt auch aus der schönen Legende von der h. Luitbildes, welche, während Kaiser Karl schläft, auf flüchtigem Rosse das ihr verliehene Gebiet umreitet und die Grenze durch die nachschleifende und im Boden sich einritzende Spindel bezeichnet. Simrock, Rheinsagen 146. Heydinger, Eiffel 513.

Sehr interessant ist, was Herr Rochholz über die Heilfelsen sagt, zu denen noch in christlicher Zeit gewallfahrtet wird, die aber wahrscheinlich schon in der heidnischen Zeit verehrt wurden. „Wohl das sprechendste Ueberbleibsel aus der Reihe dieser Heilfelsen ist die Wallfahrtskirche St. Wolfgang am Inn bei Salzburg. Nachdem man vorher beim Passiren der mehrfachen Wallfahrtsstationen bereits durch verschiedene Felsklüfte herkömmlich geschlüpft ist, gelangt man zu der ganz in Fels gehauenen Kirche und kann abermals nur in gebückter Stellung durch einen Felsengang in's Innere hinein. Dieser Eingang, heißt es, hat die Eigenschaft, daß von ihm jeder Durchkriechende, sey er groß oder klein, gedrückt wird. Nach verrichtetem Gebete, wobei man den Altar knieend dreimal umrutscht, kauft man sich eine Anzahl kleiner geweihter Metalläxte, die in der Kirche selbst feilgehalten werden; die einen davon wirft man opfernd sogleich hinter ein Kapellengitter, und zwar so zahlreich, daß sie sich hier zu blitzenden Haufen anthürmen, die andern hängt man an den Rosenkranz, zum Andenken an den axtschleudernden Wolfgang. Denn drei Viertel Stunden von hier entfernt hatte der Heilige sein Beil in die Lüfte fortgeschleudert und dabei solche Gewalt gebraucht, daß sich am Standplatze seine Füße in Stein gedrückt haben; hier, hinter dem Berge, wo er das Beil am Ufer des Inn wieder liegen fand, glaubte er auch die Stelle gefunden, wo Gott eine Kirche haben wolle. Wer an Hau- oder Stichwunden leidet, verlobt sich hieher, und wenn er den Ort wieder verläßt, ruft er in einiger Entfernung: Heiliger Wolfgang, darf ich auf's Jahr wiederkommen? Dann gibt es zur Antwort: Ja! ja! ja! So glauben es hauptsächlich die Alten; die Neuen meinen, es sey das Eo (Panzer, Bayr. Sag. 2, 569). Hier klingt fast der ganze Thörcultus noch vereint nach, den Sage und Legende nur trümmerweise zu geben vermag, St. Wolfgang erscheint hier nach allen Seiten als der Stellvertreter des Gottes, der mittelst des Hammerwurfes die Grenzen bestimmt; der den Winterhimmel und die Eisdecke des Gebirgsflusses spaltet; dessen Hain ebenso viele Altäre und Heilsteine hat, als er selbst hier Hand- und Fußspuren zurückgelassen; dessen Waldfelsen mit Orakelstimme reden."

In der erhabenen und schrecklichen Umgebung der Felsen machte von jeher das Echo einen tiefen Eindruck. „Die Schauer dieser Felsensprache in den Wüsten des Hochgebirges lassen sich aus folgender Thatsache nachfühlen. In den Schnee- und Gletscherwüsten zwischen Matterhorn und Monterosa führt ein wenig gekannter Gletscherpaß nach Italien über den Arolagletscher hinüber. An den Eiswänden des dortigen Montgolon (Mont Colon schreibt Gottl. Studer) dient ein mehrere Sylben wiederholendes Echo dem kühnen Wanderer als Wahrzeichen, daß er in diesen tagereiseweiten Einöden hier in der gehörigen Richtung nach dem Val Palline hinüber vordringe. In solchen todesstarrenden Eisthälern läßt sich in Kürze mehr begreifen, als Eure Schulweisheit sich träumen läßt, Horatio! und mehr glauben, als ein rationeller Christ zum Hausbedarf nöthig hat, unter anderm auch jene tiefe Wahrheit vom Amen der Steine, die in folgender Legende von Kosegarten erzählt wird. Als der h. Beda erblindet ist und gleichwohl seine mühseligen Bekehrungsreisen noch nicht aufgeben will, führt ihn der böse Bube, der ihm als Wegeleiter dienen muß, in die Wüste des Gebirges und meldet ihm, hier seyen eben die Gläubigen zahlreich versammelt, um Gottes Wort zu vernehmen. Sogleich beginnt der eifrige Redner den Vortrag, und als der Strom seiner langen Begeisterung endigt, rufen die herz- und gehörlosen Steine der Oede ein bewegtes Schluß-Amen dazu. Mehrfach wird von der Gebirgssage dieses Wunder wiederholt."

Der Verfasser verfehlt nicht, auch von der Geburt

aus Steinen zu sprechen. Bekanntlich soll Askanius, der Stammvater der Sachsen, aus dem Harzfelsen gewachsen seyn und nach der Sündfluth entstanden neue Menschen aus den Steinen, welche Deukalion und Pyrrha hinter sich warfen. Herr Rochholz theilt eine damit übereinstimmende wenig bekannte Mythe mit, nach Massons Reisen in Afghanistan, die wir ihrer Merkwürdigkeit wegen hier wiedergeben. „Das Ziarat auf der Spitze der Tschehel Tan genießt unter den Brahui-Stämmen große Verehrung, die sich auf Nachstehendes gründet: ‚Ein einfaches, schlichtes Ehepaar, das schon viele Jahre lang durch die Ehe verbunden gewesen, hatte zu beklagen, daß ihre Verbindung mit keinem Sprößling gesegnet war. Die bekümmerte Frau begab sich zu einem heiligen Manne in der Nachbarschaft und bat ihn, ihr seinen Segen zu geben, damit sie fruchtbar würde. Der Weise tadelte sie, indem er erklärte: er habe nicht die Macht, das zu gewähren, was der Himmel verweigert habe. Sein Sohn, der nachher so berühmte ‚Hazrat Ghous', rief aus, er sei überzeugt, den Wunsch der Gattin erfüllen zu können; sofort warf er 40 Kieselsteine in ihren Schooß, murmelte ein Gebet über sie und entließ sie. Im Laufe der Zeit wurde sie von 40 Kindern entbunden. In der Verzweiflung über die überströmende Güte der höchsten Mächte setzte ihr Gatte alle Kinder, mit Ausnahme eines einzigen, auf den Höhen des ‚Tschehel Tan' aus. Später wurde er von Gewissensbissen gequält und eilte auf den Berg zurück, in der Absicht, ihre Gebeine zu sammeln und sie zu begraben. Zu seiner Verwunderung sah er sie alle lebendig und zwischen den Bäumen und Felsen herumhüpfen. Er kehrte zurück und erzählte seiner Frau die wundervolle Geschichte, und diese, die sich sehr sehnte, dieselben wieder zurückzuerhalten, machte den Vorschlag, er solle am folgenden Morgen das Kind, welches sie zurückbehalten hatten, mit sich nehmen und dadurch, daß er es ihnen zeige, die Brüder zur Rückkehr bewegen. Er that es und setzte das Kind auf den Boden, um sie anzulocken. Sie kamen, aber sie nahmen es mit sich hinauf in die unzugänglichen Höhen des Berges. Die Brahuis glauben, daß die 40 Kinder noch jetzt in ihrem Kindheitszustand um den geheimnißvollen Berg schweifen. Hazrat Ghous hat einen großen Ruhm hinterlassen und wird hauptsächlich als der Schutzheilige der Kinder verehrt."

Die übrigen Aufsätze dieser Jahresschrift enthalten eine Monographie der Edlen von Reußegg von Weißenbach, eine Dorfchronik von Sarmensdorf bis zur Zeit der Helvetik von 1798 von Kammerer Keller, das Urbar der Grafschaft Baden von Welti und eine antiquarische Beschreibung des aretinischen Geschirrs von Doctor Bäbler. Gefässe aus der uralten Fabrik der Etruskerstadt Aretium (Arezzo) wurden in Menge auf dem Boden der altrömischen Stadt Vindonissa (bei Brugg im Aargau) gefunden. „Während die Inschriften der gemalten Gefässe die aufgetragenen Figuren benennen, tragen diejenigen der Aretinischen Gefässe durchgängig die Namen der Fabrikanten, der Formschneider oder Arbeiter. Unter diesen Namen erscheinen Freie, Freigelassene und Sclaven. Wir lernen sogar Geschäftsassociationen kennen: A. Avillius und C. Larius. Bei andern verbundenen Namen bezeichnet der obere denjenigen des Töpfers, der untere denjenigen der Gens, welcher jener angehört: Tamariscus aus der gens Publia oder Publicia; Publius aus der gens Titia. Einige Aufschriften enthalten die bestimmte Angabe des Handwerks: A. Titius figulus Arretinus, T. Rufrenius Pictor, wo pictor heißt Modellschneider, (disegnatore, modellatore delle stampe da formare). Neben diesen gentilicischen werden viele griechische und lateinische Sclavennamen gelesen. Die überwiegende Zahl griechischer Namen läßt schließen, daß die vornehmsten Arbeiter Griechen waren. Außerdem arbeiteten auch Aegypter, Armenier ꝛc. in den Werkstätten: Canopus; Surus; Tigranes; Bithyn.; Tauriscus. Die lateinischen Namen Suavis, Gratus, Fortis, Faustus, Celer, Felix, Receptus, Stabilis scheinen auf eine besondere Beziehung zu ihrer Arbeitsthätigkeit hinzuweisen. Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß eine Reihenfolge unter den Arbeitern bestand: Primus, Secundus, Quartio, Sextus und Decimus liegen vor." Da diese neuen Funde noch nicht in die Inscriptiones Helveticae des Professor Mommsen aufgenommen waren, hat der Verfasser wenigstens die Inschriften hier sorgfältig zusammengestellt.

Es folgt noch eine Schilderung des Lenzburger Capitels vor der Reformation von Pfarrer Schröter und eine Uebersicht der eidgenössischen Abschiede des aargauischen Staatsarchivs.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 27. 2. April 1864.

Geschichte.

Annalen des Königreichs Italien 1801—1863. Von W. Rüstow, Oberst-Brigadier, Ritter des Militär-Ordens von Savoyen. Erstes Buch: Das Ministerium Cavour. Zürich, Meyer und Zeller. Leipzig, K. J. Köhler, 1864.

Es spricht nicht zu Gunsten des Verfassers, daß er es als Deutscher über sich gewinnen konnte, dem Sarden zu dienen. Indeß hat den Verfasser auch in diesem Dienste sein angeborner Freimuth nicht verlassen und er schildert die Confusionen, Affectationen und Grimassen der sardinischen Gliederpuppen, die sich für Staatsmänner und sogar Freiheitshelden halten, während sie von dem klugen Schnurrbart in Paris am Faden gezogen und nur nach seinem Willen gelenkt werden, oft recht ergötzlich. In dem vorliegenden Bändchen behandelt er die letzten drei Jahre Italiens bis zum Tode Cavours, von dem er sehr mit Recht sagt: „Daß es Cavour zu dem Kriege von 1859 brachte, war sein höchster Triumph, aber dieser Krieg, Frucht der Cavourischen Diplomatie, zeigte nun auch sogleich das Verhältniß Sardiniens zu Frankreich in seinem besonderen Lichte. Der Verbündete Sardiniens machte sich zu dessen Gebieter: es kamen der Friede von Villafranca und Zürich, die Einrede in die Annexionen Toscanas und der Emilia, die Abtrennung von Savoyen und Nizza, die Einrede gegen den Krieg mit dem Papste, das zweideutige Verhalten der französischen Flotte in den Gewässern von Gaëta, das Festhalten Roms, die vorläufige Versagung der Anerkennung des Königreichs Italien; die Aufstellung von Bedingungen, welche Italien nicht schien eingehen zu können, da unter ihnen die Anerkennung Frankreichs keine Vortheile mehr gewährte. Kurz das Verhältniß Italiens zu Frankreich war in einen Gang gedrängt, wie ihn Cavour nicht gewünscht, nicht gewollt hatte. Oesterreichs Macht in Italien war erschüttert, aber Frankreich hatte seinen Einfluß an die Stelle des österreichischen gesetzt und jener erstere lastete nun so direct auf der Turiner Regierung als der letztere nie." Dafür sollte nun der arme Cavour verantwortlich seyn und alle seine Routine in Listen und Lügen würde nicht ausgereicht haben, ihn populär zu erhalten, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, im rechten Momente zu sterben.

Das Hauptinteresse dreht sich hier um den Kampf Garibaldis mit Cavour, Garibaldis, des muthigen, opferfreudigen, todverachtenden Schwärmers für die nationale Einheit Italiens, gegen den intriganten Minister, der die Nationalpartei nur zum dynastischen Vortheil seines Königs ausbeutete, aber nie zum Vortheil der italienischen Nationaleinheit das geringste Wagniß einsetzte, wohl wissend, das dynastische Interesse seines Königs hänge an der Degenspitze Napoleons III. und nur um den Preis unbedingten Gehorsams gegen Frankreich und nur soweit Frankreich es erlaube, könne sein König prosperiren. Die Komödie, welche Cavour als angeblicher Enthusiast für die italienische Nationaleinheit spielte, war es am wenigsten, was seine Unabhängigkeit von Napoleon beurkundete. Er war damit einfach von Napoleon beauftragt, um Oesterreich fortwährend wegen Venedig besorgt zu machen. Würde Napoleon die nationale Wühlerei dem Sarden verboten haben, so würde Cavour ihm unterthänig gewesen seyn. Napoleon hatte aber auch einen persönlichen Grund, die Mazzinisten zu schonen und ihnen die Einbildung, sie würden noch ein einiges Italien zu Stande bringen, wie Kindern zu lassen, damit sie nicht wieder wild und scheu würden und ihn mit Bomben bewürfen. Im Allgemeinen hatte Cavour ein nicht sehr schweres Spiel

mit seinem Parlamente, denn die Italiener sind erstaunlich leichtgläubig und ihrem parlamentarischen Leben fehlt die Ruhe und Würde der Volksvertretung im Norden. Das Turiner Parlament ist so wenig mit dem englischen Parlamente, wie mit dem altrömischen Senate zu vergleichen, sondern hat bei weitem mehr Aehnlichkeit mit dem s. g. italienischen Nationalcongreß, den Napoleon I. nach Lyon berief, um sich von demselben zum König von Italien ausrufen zu lassen. Hätte in dem Parlament zu Turin wirklich das italienische Nationalgefühl und eine edle Begeisterung für das Heil und die Ehre Italiens vorgeherrscht, so würde es nimmermehr der Abtretung von Savoyen und Nizza haben zustimmen können. Aber es stimmte zu, weil Napoleon es befahl. Ein Befehl von Paris war diesen angeblichen Patrioten wichtiger, als das Wohl und die Ehre Italiens. Cavour war nicht der Minister Italiens, sondern der Bediente Napoleons und die Mitglieder des s. g. italienischen Parlaments waren wieder nur die Bedienten des Bedienten. Die ungeheure Wucht dieser Niederträchtigkeit fühlte niemand tiefer als Garibaldi. Daher sein unbändiger Wuthausbruch gegen Cavour, der ihm seine gute Vaterstadt Nizza gleichsam unter seinen Füßen hinweg an Frankreich verkaufte. Die parlamentarischen Scenen, in denen Garibaldi dastand, wie Herakles unter den affenartigen Kerkopen, sind von Herrn Rüstow sehr gut geschildert.

Garibaldis Charakter würde ungleich größer erscheinen, wenn seinem tadellosen Muthe nur etwas mehr Einsicht beiwohnte. Aber der feurigste Freund der italienischen Sache täuscht sich in Bezug auf das Ziel, das er seiner Nation hinstellt. Er will nämlich aus den durch und durch katholischen Italienern ein Volk von politischen Liberalen machen, die sich um keine Religion mehr bekümmern. Er haßt die Kirche. Er hat aus dem Borne der modernen Bildung getrunken und ist, wie die meisten Liberalen, ein ehrlicher Mann, aber schlechter Christ. Als Italiener glaubt er die Kirche um so mehr hassen zu müssen, weil der Kirchenstaat ein Hinderniß der politischen Einheit Italiens ist. Er billigt das üble Verfahren des Sarden gegen die Kirche. Er ist in dieser Beziehung so fanatisch, daß er sogar das Programm, welches Napoleon III. ursprünglich aufstellte, das Programm der italienischen Einheit in der Form eines Staatenbundes unter dem Vorsitz des Papstes, verworfen hat. Nun befindet er sich aber auf einem Wege, auf dem er das Ziel der italienischen Einheit niemals erreichen kann. Denn niemals werden die Italiener aufhören, katholisch zu seyn, und niemals werden die katholischen Staaten des übrigen Europa dulden, daß der Papst aus Rom vertrieben werde. Wer für die italienische Nationaleinheit schwärmt, muß ein guter Katholik seyn, oder all sein Eifer ist Strohfeuer.

Der Verfasser ist nichts weniger als papistisch gestimmt, kann sich indeß doch nicht enthalten, die sardinische Politik zu tadeln, sofern sie gegen ihr eigenes Interesse durch die blinde Wuth, mit welcher sie den Klerus verfolgt, die Massen gegen sich aufgeregt hat. Das zeigte sich besonders unter Farinis berüchtigter Verwaltung in Neapel. „Die Gesetze über die geistlichen Güter, welche erlassen wurden von der Statthalterschaft aus, nicht blos ohne daß man das Nationalparlament befragte, sondern auch bevor im Geringsten die Anstalten zu ihrer kräftigen Durchführung getroffen waren, welche auch nicht einmal dem Volke heilbringend seyn konnten, wie sie erlassen wurden, diese Gesetze oder Decrete hatten weiter gar keine nächste Folge als daß sie den Klerus in hohem Maße gegen die neue Ordnung der Dinge aufregten."

Der Verfasser wundert sich übrigens, warum man den Papst noch in Rom läßt. Von der Macht der kirchlichen Idee, von der Unmöglichkeit, der katholischen Kirche ihre Einheit zu nehmen, hat der Verfasser keinen Begriff. Wo die Katholiken das Recht hernehmen wollen, den Papst in Rom zu schützen, wenn ihn die Italiener selber nicht mehr haben wollen, bleibt ihm unverständlich. „Der Papst war noch immer im Besitze Roms und des Patrimoniums Petri, und die Franzosen standen in Rom und dem Patrimonium Petri und sicherten dem Papst diesen Besitz. Derselbe war ringsum von den Provinzen des Königreichs Italien eingeschlossen. Welches Recht hatte diese Enclave noch als selbständiger Staat zu bestehen? Wollten etwa die Römer selbst diesen selbständigen Fortbestand? Nein! Weßhalb gestand man ihnen denn nicht dasselbe Recht zu, welches man allen übrigen Völkern Italiens zugestanden hatte, ihre alten Fürsten zu vertreiben und sich dem Königreich anzuschließen! War ein Unterschied zwischen dem Papste als weltlichem Herrscher und den übrigen vertriebenen Fürsten? Mußte der Papst als Oberhaupt der Kirche ein weltliches Herrscherthum behalten um jener zu bleiben? Hatte wirklich die katholische Kirche, die katholische Christenheit das Recht, hier ein Wort mitzusprechen? Und wenn der Papst als Oberhaupt der Kirche einer weltlichen Herrschaft bedurfte, warum mußte es denn grade Rom, dieses Stück Italien seyn, welches diesem Bedürfnisse der katholischen Christenheit zum Opfer fiel, warum denn nicht irgend ein anderes Land? Italien bedurfte grade dieses Stückes Boden nothwendiger als irgend eines

andern. Rom war die natürliche Hauptstadt des Königreiches. Es war gradezu lächerlich, daß Turin, welches als Hauptstadt des mit Savoyen und Nizza verbundenen Piemonts ganz gut gelegen hatte, auch die Hauptstadt des Königreiches Italien bleiben solle, Turin, ebensoviel französisch als italienisch; jetzt seit der Abtretung Savoyens und Nizzas in die äußerste Ecke des Königreiches gerückt, auf wenige Stunden von der französischen Grenze, in wenigen Jahren durch die Vollendung des Mont-Cenis-Tunnels ihr noch näher."

Was Herr Rüstow hier lächerlich findet, ist Werk des Imperators und sollte so seyn, wie er es wollte. Das Königreich Italien war freilich von Anfang an eine Lächerlichkeit, aber etwas Besseres sollte es auch gar nicht seyn, denn eine wirkliche Einheit Italiens in der Art, daß Savoyen und Nizza italienisch geblieben wären und die Residenz Victor Emanuels nach Rom hätte verlegt werden können, würde so wenig zum Interesse, als zu den Absichten Frankreichs gestimmt haben. Italien ist für Frankreich nur ein Hund, um ihn nach seinem Bedürfniß gegen Oesterreich loszulassen. Im eignen Nutzen darf der Hund wohl bellen, aber nicht beißen. Deswegen hält ihn Frankreich fest am Kragen. Deswegen hat Napoleon III. zwei italienische Provinzen an sich gerissen, sich dadurch der Alpenpässe bemächtigt, um jeden Augenblick ein Heer nach Italien schicken zu können, und läßt zugleich seine Besatzung in Rom, im Mittelpunkt Italiens, so daß dieses arme Italien sich nicht rühren kann, wenn Frankreich nicht will.

Nach Außen hin hat Italien seit seiner glorwürdigen Befreiung nichts gewonnen, sondern nur Savoyen und Nizza verloren. Im Innern aber hat es noch viel mehr verloren, seinen Wohlstand, seinen Frieden. Das Civilheer von pfaffenfressenden Schreibern, womit die sardinische Regierung das unglückliche Italien überschwemmt hat, ist in der schlechtesten Schule der Unwissenheit und Bestechlichkeit erzogen. Im Fieber der Revolution hat sich auch der Heißhunger dieser Raben vermehrt und bot sich reichlich Gelegenheit dar, im Namen der Regierung zu plündern. Herr Rüstow gesteht ein, daß diese sardinischen Beamten eine Landplage für Italien geworden sind. „Wir haben Alles durchforscht, was geschehen ist, und müssen sagen, daß uns kaum jemals eine Regierung, die ein solches Wirkungsfeld vor sich hatte, die doch außerdem die Bildung des ganzen modernen Europas zu Hülfe rufen konnte, so armselig erschienen sei. Keine Liebe und kein Verständniß! Nichts wußten diese Leute zu thun, als piemontesische Decrete abschmieren, um sie zu neapolitanischen zu machen, als Beamte zu wechseln, um ihre Favoriten unterzubringen. Wo sie etwas für die Wegsamkeit des Landes vorbereiteten, — vom Thun wollen wir hier nicht reden, — da war es nichts anderes als was sich durch die gemeinsten Banquiersoperationen machen ließ, wie sie das oberherrliche Frankreich auch seiner Provinz Italien zur Nachahmung empfohlen hatte, der Provinz Italien, in die es seinen Einfluß getragen hatte, um den Boden für den Papierschwindel bequem in angemessener Weise zu erweitern. Nichts von einer leitenden Idee, aber auch gar nichts! die hellste Unfähigkeit in jedem Fache, in jeder Richtung. Nicht zufrieden waren diese Leute damit, daß sie für die Hebung der neapolitanischen Industrie nichts thaten, — nein sie mußten auch noch in ihrer Trägheit auf ihre Unterdrückung hinwirken. Lieferungen aller Art für die Bedürfnisse der neapolitanischen Verwaltung wurden an piemontesische Lieferanten vergeben, welche sie wieder von piemontesischen Industriellen decken ließen. Die Briefeinwürfe ließ man aus Piemont kommen, aus Piemont das Papier für die vielen absolut unnützen Verwaltungsschmierereien, welche die neue Regierung für nöthig hielt. Auch piemontesische Arbeiter kamen, um an den Eisenbahnen zu schaffen und — was der Sache die Krone aufsetzte, als ob es die italienische Regierung darauf abgesehen hätte, Süditalien wieder zu verlieren, diese piemontesischen Arbeiter wurden als eine Art Vorgesetzter der neapolitanischen behandelt und erhielten doppelt soviel Lohn als diese. Ja eine Sache, die ans Unglaubliche grenzt und doch eine reine Wahrheit ist, man ließ für die Findelhäuser im Neapolitanischen piemontesische Ammen kommen! Man hob die Arbeit der weltberühmten Münze von Neapel auf und schloß mit betrügerischen Speculanten, fremden Spitzbuben der bösesten Art Contracte, um einige Millionen neuer Münze prägen zu lassen, damit die fremden Spitzbuben daran ebenso viel gewinnen, als diese Münzen werth waren."

Ueber Cavours Verfahren im Neapolitanischen heißt es hier weiter. „Man kann zugeben, daß die unter Staatsverwaltung gerathenen Domänen und Klostergüter nicht unmittelbar die Einkünfte bringen konnten, welche sie allerdings mit der Zeit tragen werden; ihm zugeben, daß es absolut nöthig war, diese Staatsgüter vorerst unter Staatsverwaltung zu bringen, weil eine vortheilhafte Verpachtung sich im Augenblick gar nicht machen ließ. Kurz man kann ihm Manches zugeben und ihm dennoch nachweisen, daß die Finanzen des neapolitanischen Landes, nicht zu dessen Nutzen, auf einen schlechten Stand gebracht sind, sondern verschleudert auf die unfruchtbarste und unverzeihlichste Weise

von der Welt, zur Besoldung eines schimpflich-schlechten unnützen Beamtenheeres, welches in seiner dermaligen Beschaffenheit ein Fluch des Landes ist und zu weiter nichts dient, als der ehrenwerthen Consorterie, welche Neapel ausbeutet, einen nicht minder ehrenwerthen Anhang zu bilden, — zur Gewinnung von infamen Schwindlern, welche in ihren Journalen die Unzulänglichkeit des Gouvernements mit Phrasen vertuschen sollen und welche doch niemals soweit gewonnen werden, daß sie nicht das Turiner Gouvernement augenblicklich verrathen sollten, wenn der Oberherr in Paris die Laune hätte, den dicken Murat auf den neapolitanischen Thron bringen zu wollen. Staatsgüter sind durch den Einfluß der Consorterie an Favoriten auf lange Zeit verpachtet, wenn nicht gar verkauft worden, für den zehnten Theil dessen, was sie jetzt schon einbringen, für den hundertsten Theil dessen, was sie bei rationeller Bewirthschaftung in zehn Jahren einbringen würden. Dies ist die Art, in welcher mit dem Wohlstand Neapels umgegangen worden ist. — Eine Regierung, die blos für Neapel tausend Millionen Franken Anleihe aufgenommen hätte, könnte vollständig rein dastehen; ja es lassen sich tausend Millionen Franken Kapital mit Bequemlichkeit und mit zehn bis zwanzig Procent Zinsen hineinstecken. Diese Regierung mußte aber etwas thun, um die Zinsen herauszuschlagen. Das Cavourische Regiment in Neapel mit allen seinen Statthalterschaften hat nichts gethan, als den natürlichen Reichthum Neapels verschleudern und durch die Begünstigung persönlicher Interessen sich einen Anhalt im Neapolitanischen schaffen, der, weit entfernt davon ihm Dauer zu sichern, der Einheit Italiens die entschiedenste Gefahr drohen würde, wenn diese Einheit nicht auf ganz andern, festern Stützen ruhte."

Die neue italienische Regierung hat rescribirt, confiscirt, Altes zerstört, aber nirgends etwas gutes Neues eingeführt. Wohin die piemontesischen Harpyen kamen, verschwand der Wohlstand und kehrte Armuth ein. Ungeheuer viele Menschen wurden eingekerkert, hingerichtet, aber keine einzige neue Straße gebaut, keine einzige Gemeinde reorganisirt, kein einziges nutzbringendes Gesetz gegeben. Die Regierung Victor Emanuels ist so unproductiv und steril wie irgend eine Räuberregierung in der Welt. Auch haben die Minister nichts anderes zu thun, als immerfort nur hier das Murren Napoleons, dort das Murren Garibaldis, hier durch hündische Demuth, dort durch Lügen über Lügen zu beschwichtigen. An eine gute und vorzüglich wohlfeile Regierung, an eine weise Schonung und bessere Benutzung der natürlichen Hülfsmittel Italiens zu denken, dazu haben sie weder Verstand, noch das Herz, noch die Zeit.

Italien hat den herrlichsten Culturboden, die werthvollsten Producte und die trefflichsten Häfen. Was war es unter den Römern! Wenn die bisherigen Regierungen versäumt haben, es gehörig zu cultiviren, warum versäumen es die Minister Victor Emanuels ebenfalls? Sie thun es in noch höherem Grade und in Vergleich mit den früheren Regierungen in Mailand und Florenz, die sehr viel für ihre Länder gethan haben, scheinen nur Räuber mit Schreibfedern hinter den Ohren und Schleppsäbeln an der Seite in den schönen alten Provinzen Italiens alles Inventar aufzunehmen, um es zu stehlen und um Spottpreise zu verschleudern.

Was ist für die bessere Benutzung des Bodens geschehen? „Der äußerst reiche Boden des Landes sollte es fast unmöglich scheinen lassen, daß es jemals an Lebensmitteln im Lande fehlen könne. Aber wem gehört dieser Boden? Zum größten Theil besteht er in den weitläufigen Domänen der Krone, in den großen Gütern der Aristokratie und denen der Geistlichen. Einen freien Bauernstand gibt es also nicht. Der Landmann befindet sich wesentlich in der Lage des Leibeigenen; er arbeitet nicht für sich, sondern für den Grundbesitzer, wie bei den heutigen Fabrikverhältnissen der Lohnarbeiter für den Unternehmer. Er strengt sich folglich nicht besonders an und zieht das faule Leben des Hirten auf den ausgedehnten Weideflächen dem des fleißigen Ackerbauers vor. So ist verhältnißmäßig wenig Land dem Ackerbau gewidmet, die Viehzucht, welche weit weniger einträgt, nimmt viele Hunderte von Quadratmeilen in Anspruch, die recht wohl dem Ackerbau gewonnen werden können. Selbst diejenigen Flächen, welche dem Ackerbau bestimmt sind, werden nicht regelmäßig bebaut, vielleicht nur alle zwei oder drei Jahre bestellt. Auch die Gemeindedomänen blieben ungetheilt und dienten meistentheils als Weideland.

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels



Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 28. 6. April 1864.

Altdeutsche Literatur.

1) Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde von Franz Pfeiffer. Siebenter und achter Jahrgang. Wien, Gerolds Sohn, 1862, 1863.

Wir freuen uns, daß diese gehaltreiche Zeitschrift rüstig fortgesetzt wird.

Im siebten Jahrgang bemüht sich Karl Bartsch den Beweis zu führen, daß der Dichter der „Erlösung" nicht, wie Wackernagel vermuthet hat, ein Thüringer, sondern ein Hesse sey. Darauf folgt ein Abdruck einer interessanten Handschrift aus dem Kloster Monsee, enthaltend das lateinische Gedicht Raparius in einem größern Umfang, als ihn die Straßburger Handschrift darbietet. Der Inhalt des Gedichtes ist der des Märchens von der Rübe in Grimms Kinder- und Hausmärchen Nr. 146.

In der folgenden Abhandlung geht San Marte in den tiefsinnigen Inhalt des Wolfram'schen Parzival ein, mit besonderer Berücksichtigung der ungenügenden und sich sogar widersprechenden Ansichten, welche Rosenkranz darüber zum besten gegeben hat. Rosenkranz war nun freilich nicht im Stande, eine christliche Dichtung zu beurtheilen. Herr San Marte selbst aber scheint uns, wenn er in der Hauptsache auch ganz Recht hat, doch zu viel Gewicht auf das häretische Element und auf die häretische Absicht im Parzival zu legen. Wir möchten dieses herrlichste Gedicht unseres katholischen Mittelalters nicht für der Kirche widerstrebend und gegensätzlich (S. 61) halten, sondern ihm wenigstens so viel Unbefangenheit gegenüber der Hierarchie zutrauen, wie der göttlichen Comödie des Dante.

Es folgen noch eine Abhandlung von Feodor Bech über Nicolaus von Jeroschin, hauptsächlich in sprachlicher Beziehung und eine von Franz Pfeiffer über die Heimat des Minnesänger Heinrich von Rucke. In einer andern führt Zingerle die häufig in altdeutschen Dichtungen vorkommende Linde mit künstlichen darauf singenden Vögeln auf den Baum zurück, den Liutbrand von Cremona am Hofe des byzantinischen Kaisers fand, als Kaiser Otto I. ihm eine Botschaft nach Constantinopel aufgetragen hatte. Herr Zingerle hätte noch hinzufügen dürfen, daß dieser Baum eine Platane und keine Linde war und daß sie von dem berühmten Mathematiker Leo für den Kaiser Theophilus verfertigt worden war. Sofern die altdeutschen Dichter des Heldenbuchs, des Orendel 2c. aus der Platane eine Linde machten, floß dies wohl aus einer älteren heidnischen Vorstellungsweise, wonach die Vögel auf der Linde die Seelen der selig Verstorbenen bedeuteten, denn die weibliche Linde war das Attribut der großen heidnischen Naturmutter, von der alle Geburt und Wiedergeburt ausging. Die erstere wurde gewöhnlich durch eine Quelle am Fuße der Linde, die andere durch den Gesang der Vögel auf den Zweigen angezeigt.

Wir übergehen die vielen rein philologischen Abhandlungen, welche die Sprache, die Varianten altdeutscher Dichtungen, neue aufgefundene Handschriften 2c. betreffen und heben nur einige Sachen von allgemeinem Interesse hervor. Der Herausgeber erfreut sich (VII. 226) einer sehr allgemeinen Zustimmung zu der von ihm ausgegangenen Feststellung eines Mitteldeutsch zwischen dem bisherigen Hoch- und Niederdeutsch. Rochholz in Aarau theilt wieder in seiner Weise reiche Beiträge zur deutschen Mythologie mit und erwirbt sich dabei das besondere Verdienst, die Volksmeinungen mit dem Volksleben, hier namentlich der altdeutschen Viehzucht in ihrer natürlichen Verbindung aufzufassen.

Vom verewigten Uhland finden wir im Anfang des achten Jahrgangs noch eine vortreffliche Abhandlung

über „die Todten von Lustnau." Hier wird der Volksglaube in die genaueste Verbindung mit dem altdeutschen Rechtsleben gesetzt. Unter den Todten nämlich sind nicht wirklich Todte, sondern Unfreie, gleichsam nur moralisch Todte, Söhne aus unebenbürtiger Ehe verstanden. Die s. g. Todten von Lustnau (bei Tübingen) sollen von einer Mutter stammen, die aus dem Grabe wiederkehrte und noch einige Jahre bei ihrem Gatten lebte. Dasselbe erzählt Luther in den Tischreden von den Todten von Loschenaw. Auch Walter Map erzählt von einem Ritter Edric Wild, der seine verstorbene Frau in einem Reigentanz schöner Frauen wiederfand, sie sich raubte und wieder mitnahm. Sie aber verlangte nur von ihm, er solle niemals sagen, wo er sie wiedergefunden habe. Uhland erkennt in solchen Sagen nur die euphemistische Auffassung von unebenbürtigen Ehen, von vornehmen Herrn, die mit einer Leibeigenen Bastarde zeugen. Im alten longobardischen Recht wird die Freilassung als Wiedergeburt, folglich die Unfreiheit als Tod bezeichnet. — Uhland führt die Untersuchung weiter und vergleicht mit diesem sinnbildlichen Tode auch den Schlaf, der durch eine Spindel veranlaßt, so oft in deutschen Märchen vorkommt. Die Spindel ist Attribut der dienenden, armen, unfreien Classe, wie das Sticken in Seide das der Edelfrauen. So wird die Erweckung des Dornröschen und Schneewittchen durch einen Königssohn zu einer Erhebung aus niederm Stande. Das läßt sich sogar auf die nordische Brynhildur, ihre Einschläferung und Erweckung anwenden, wenn man den Gegensatz auffaßt, in welchem sie sich zu der legitimen Gudrun befindet, wie auch Sigurd, obgleich edler von Wesen, dem legitimen Gunnar nur als Dienstmann gegenübersteht.

Die Vergleichung Wilhelm Tells mit dem Asen Heimdall der Edda von Lütolf erscheint uns nicht im Grundgedanken, aber in der Ausführung etwas zu kühn. Den Stier von Uri vom Giallarhorn herzuleiten, ist sicher zu gewagt.

Karl Bartsch theilt das älteste deutsche Passionsspiel mit, Lambel eine Katharinenmarter 2c. 2c.

2) Forschung und Kritik auf dem Gebiete des deutschen Alterthums von Dr. F. Pfeiffer. I. Wien, Karl Gerolds Sohn, 1863.

Zuerst ein Aufsatz über Meier Helmbrecht. „Unter den Denkmälern unserer alten Literatur, die es immer wieder von Neuem bedauern lassen, daß unsere Dichter, statt die Heimat, das eigene Volk, zum Gegenstand ihrer poetischen Darstellungen zu machen, ihre Stoffe zumeist aus der Fremde holten, nimmt die Erzählung von Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartner eine hervorragende Stelle ein: das deutsche Mittelalter besitzt keine zweite Dichtung, die dieser frischen, lebensvollen und ergreifenden Schilderung aus dem Volksleben an die Seite gesetzt werden könnte. Wie ganz anders würde unsere Literatur aussehen, welche Thaten würde deren Geschichte zu verzeichnen haben, wenn dieser leuchtende Vorgang, diese erste wahrhaftige deutsche Dorfgeschichte unter den Gebildeten der Nation Beifall und Nachfolge gefunden hätte!" Diese gerechte Klage mahnt uns, daß schon lange vor dem Aufkommen der Renaissance unter den Deutschen die traurige Neigung herrschte, das eigene Schöne zu mißachten und dem Fremden nachzutrachten. Herr Pfeiffer sucht sodann nachzuweisen, daß Helmbrecht nicht, wie man bisher geglaubt hat, in Bayern, sondern vielmehr in Oberösterreich entstanden sei. Dann folgen Bruchstücke aus einer Handschrift des Barlaam und Josaphat.

Sehr interessant sind sodann die Bruchstücke eines alten Gedichts an König Ludwig den Bayern, welche Herr Pfeiffer 1857 bei einem Antiquar in Stuttgart auf alten Bücherdeckeln fand und hier zum erstenmale mittheilt. Herr Pfeiffer hat seinen außerordentlichen Scharfsinn in Ermittlungen des noch Unbekannten und Wahrscheinlichen schon so vielfach bewährt, daß wir uns nicht wundern, ihm auch hier wieder zu begegnen. Doch scheint er sich diesmal in der meisterhaften Erklärung der Bruchstücke selbst übertroffen zu haben. Diese merkwürdigen Bruchstücke fanden sich auf Einbänden von Büchern aus Dillingen, welche Jesuitenschriften enthielten. Die Dillinger Jesuiten hatten also die ältere deutsche Literatur nicht respectirt und frischweg unsere alten Liederbücher zerschnitten, um das Leben des h. Ignatius oder des Pater Canisius damit einzubinden. Es ist indeß auch möglich, daß der Inhalt jenes Gedichtes, dessen Bruchstücke uns vorliegen, die Jesuiten ärgerte, weil das Gedicht Ludwig den Bayern feiert, den der Papst in den Bann gethan hatte. Herr Pfeiffer hält für den Verfasser des Gedichts einen Meister Ulrich, der als Ludwigs Günstling bekannt ist und dessen Familienname Hangenohr war. (Man hat seinen Amtsnamen Hofmeier irrthümlich für seinen Familiennamen gehalten). Das Gedicht bezweckt, den Kaiser gegen die päpstliche Verfolgung in Schutz zu nehmen und seine Tugenden zu preisen. Aus der genauesten Durchforschung der Bruchstücke hat sich Herrn Pfeiffer, indem er vom Gesagten auf das Nichtgesagte schloß, folgender Plan des Gedichtes ergeben: Der über die Wirren der Zeit betrübte Dichter verirrt im Walde und kommt

zum Palast der Frau Venus. Er gibt sich als der Schreiber des Kaisers zu erkennen, dem er solche Treue bezeugt, daß Frau Venus davon gerührt wird, ihn tröstet und ihm räth, da der Kaiser kein Recht finden könne, das Recht für ihn bei der Frau Ehre zu suchen, zu der ihn einer seiner Diener, Herr Velor, begleiten soll. Frau Ehre hält zu Pfingsten einen großen Gerichtstag. Frau Venus selber kommt dahin. Der Schreiber, von Venus und Velor begleitet, geht „zu dem Throne der Frau Ehre. Bei ihr saßen in reicher Kleidung die Masse, Scham, Keuschheit, Treue, Milde, das Recht und die Bescheidenheit. Indem die herrliche, mit allen geistigen und körperlichen Vorzügen ausgerüstete Frau beide huldvoll gegrüßt, lud sie Frau Venus ein, an ihrer Seite Platz zu nehmen. Da zögerte der Schreiber nicht, vor der Frau Ehre ehrerbietig sein Knie zu beugen, was wohlgefällig von ihr bemerkt wurde. Venus aber setzte sie sogleich von seiner beschwerlichen Reise und der ihm widerfahrenen Unbill in Kenntniß. Dann setzt der Schreiber selbst sein Anliegen auseinander, erzählt vom Kaiser, seinem Herrn, seiner Vortrefflichkeit und seinem Unglück." Frau Ehre selbst aber unterbricht ihn und preist die ihr längst bekannten Tugenden nicht nur des Kaisers, sondern auch der Kaiserin Margarethe. „Namentlich rühmt sie die Treue, womit die zarte, aber für die Ehre und das Ansehen ihres Gemahls ängstlich besorgte Frau die gefährliche und anstrengende Romfahrt (1327) mitgemacht und sich auf dessen Wunsch an seiner Seite in Rom habe krönen lassen. Sie kenne keine Frau von so jungen Jahren, die ihr an Tugend und Vollkommenheit zu vergleichen wäre. Ueber dieses seinem Herrn aus dem Munde der Frau Ehre gespendete Lob ist der Schreiber sprachlos vor Erstaunen und entgegnet der Frau Venus, die ihn deßhalb tadelt, daß nach solchem Vorgang Alles, was er etwa noch sprechen könnte, überflüssig scheine. Nun ergreifen die anwesenden Tugenden, zuerst Frau Venus, dann die Masse, die Milde, die Treue, die Scham u. s. w. das Wort, um in auszeichnender Weise auch ihrerseits den Ruhm und die Trefflichkeit des Fürsten zu erheben." Endlich gibt ihm Frau Ehre ein Schwert und eine Rüstung, mit deren Hülfe er seine Widersacher überwinden werde. Am Schluß folgen noch Ermahnungen zur Eintracht zwischen Reich und Kirche.

3) Zwei deutsche Arzneibücher aus dem 12. und 13. Jahrhundert. Mit einem Wörterbuch von Prof. Dr. Fr. Pfeiffer. Wien, in Commission bei Karl Gerolds Sohn.

Ein interessanter Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte. Der Aberglaube spielte damals in der Heilkunde noch eine große Rolle. Da lesen wir z. B. S. 35: „Pollpodion heißt ein Kraut, wenn das Geschoß steckt im Menschen, so nimm Kraut und Wurzel und mahle es (zu Mehl) und binde es über die Wunde, so fährt das Geschoß aus. Das haben zuerst die Thiere gefunden, die von Jägern geschossen waren." Und S. 42: „Wenn du kahl wirst, nimm Honigseim und reibe die Stelle ein, und nimm Bienen, die man todt im Honig findet, verbrenne sie zu Pulver und reibe es an die Stelle, so wird das junge Haar fortwachsen."

Sehr zweckmäßig ist das Register, worin der Leser Aufschluß erhält über die ihm unbekannten Namen und Wörter.

4) Die Legende der heiligen Margarethe. Altfranzösisch und deutsch von W. L. Holland. Hannover, Rümpler, 1863.

Nach einer Pergamenthandschrift in Neuenburg. Der Verfasser citirt eine nicht geringe Menge anderer Fassungen derselben Legende in lateinischer, französischer und deutscher Sprache. Charakteristisch ist besonders der Drache als der gewöhnliche Begleiter der h. Margarethe. In der vorliegenden Fassung verscheucht die Heilige das Unthier, indem es den Rachen gegen sie aufsperrt, durch das Zeichen des Kreuzes. Nach einer andern, vielleicht ältern Recension wird sie vom Drachen verschlungen und bewirkt durch das Zeichen des Kreuzes, daß der Drache berstet und sie frei heraustreten kann. Sie gilt daher als die Schutzpatronin der Gebärenden und nimmt als solche ihren Platz unter den 14 Nothhelfern ein. Insbesondere soll ihr Gürtel Kreisenden helfen. Vrgl. Menzel, Christliche Symbolik II. 79.

5) Von Sant Martin. Alamannisch-elsäßische Sprachproben des XIV. Jahrh. aus dem cod. germ. 6 der Münchner Hof- und Staatsbibliothek herausg. von Dr. A. Birlinger. Freiburg im Breisgau, Herder, 1862.

Kleine Legenden vom h. Martin, zum Theil aus Predigten. Der Sinn derselben ist wesentlich durch das Namenspiel bedingt, welches schon in der legenda aurea vorkommt: Martinus quasi Martem tenens, id est bellum, contra vitia et peccata, vel Martinus quasi martirum unus. Inzwischen geht aus der Legende des h.

Martin noch eine weit ausgedehntere Symbolik hervor, welche weniger Beziehungen zum römischen Mars, als zum altfränkischen Heidenthum darbietet.

Geschichte.

Annalen des Königreichs Italien 1861—1863. Von W. Rüstow, Oberst-Brigadier, Ritter des Militär-Ordens von Savoyen. Erstes Buch: Das Ministerium Cavour. Zürich, Meyer und Zeller. Leipzig, K. J. Köhler, 1864.

(Schluß.)

„Eine der ersten Bedingungen für den Fortschritt in der materiellen Entwicklung ist es für Süditalien — aber auch für die andern Provinzen Italiens — einen freien Bauernstand zu schaffen, die Bauern zu Eigenthümern zu machen. Diese Sache kann natürlich nur allmälig vor sich gehen. Die Einziehung der geistlichen Güter und ihre Verwaltung als Krongüter kann an und für sich nichts nützen; die Bauern werden noch nicht Eigenthümer, wenn die ganzen Complexe zusammenbleiben und nur von Verwaltern des Königs statt von Verwaltern der geistlichen Corporationen verwaltet werden. Dadurch werden die Bauern aus Hörigen der Geistlichen, nur Hörige des Staats oder der Beamten. Man muß also allmälig die geistlichen Güter in Parzellen zerschlagen und ebenso die großen Krongüter, aus denen unter staatlicher Verwaltung niemals das werden kann, was sonst aus ihnen gemacht werden würde."

Natürlicherweise freut sich Napoleon III. über die Kopf- und Herzlosigkeit der italienischen Regierung, denn sie sichert ihm seine Ueberlegenheit. Herr Rüstow hat die richtige Einsicht in diese Verhältnisse gefunden, indem er S. 108 von der Feigheit redet, mit der die Italiener vor der französischen Besatzung in Rom zittern, während sie unaufhörlich vor Napoleons III. Thür um die Schlüssel von Rom betteln lassen. Er legt den Franzosen Folgendes in den Mund: „Also dies ist das große Volk, welches vorgibt hier sein Alles zu holen, und schickt seine Weiber und Kinder, statt die Brust mit Muth, statt den Arm mit dem Gewehr zu bewaffnen, statt zu rufen, was sie unter unsern Flittigen riefen, Fremder hinaus! statt es auch uns entgegen zu rufen, wo wir als Bedränger dastehen, wo wir ihnen mehr rauben und vorenthalten, als jemals der Oesterreicher ihnen rauben und vorenthalten konnte! Eine Nation von Bettlern! laßt sie hinein in die Thore der ewigen Stadt, die sie ihre Hauptstadt nennen! heut betteln sie um ihre Hauptstadt, statt sie sich mit der letzten verzweifelten Anstrengung menschlicher Kräfte zu holen, — morgen, wenn sie sich hungernd in den Straßen stopfen, je mehr ihrer, desto mehr hungernd, — werden sie um unser Commissbrod betteln, um ihren Hunger zu stillen und werden darüber ihre Hauptstadt vergessen. Und — — so dachte man in Frankreich, von Tage zu Tage mehr, und die diplomatische Bettelei Cavours ward die Hauptstärke Napoleons gegen Italien!"

Um die moralische Misere des neuen Italien ganz zu verstehen und zu würdigen, muß man die prahlerischen Kammerreden und Zeitungsartikel lesen, in denen Cavour die Italiener anzulügen wußte, als seyen sie es, welche eigentlich aus eigener Kraft durch die unwiderstehliche Macht des Gedankens Oesterreich niedergeworfen hätten. Wie weit die Impudenz dieses Ministers ging, davon zeugt unter anderm seine feierliche Erklärung, „die ganze katholische Christenheit werde den Papst für den endlich unvermeidlichen Kampf verantwortlich machen, den er hervorruft." Als ob die Partei Cavour etwa wirklich Courage genug hätte, Rom anzugreifen, und als ob, wenn sie diese Courage hätte, das ganze katholische Europa zu Gunsten Cavours den entthronten Papst noch hintendrein verurtheilen würde! Aber so durfte ein italienischer Minister zu seinem Publikum reden.

Die allerniederträchtigste Feigheit, Kriecherei und Schweifwedelei vor dem 2. December, die falstaffartigste Prahlerei, das Triumphgeschrei des Esels, der den todten Löwen getreten hat (Cialdinis Proklamation, mit dem Absatz des Stiefels beantwortet vom Marschall Pellissier), die schändlichste Verfolgung der Kirche und ihrer Priester, die unbesonnenste Plünderung und Verschleuderung des Kirchenguts, die Pflege einer gottlosen und unsittlichen Presse (neuerdings wieder die Verbreitung des Buchs von Renan), verbunden mit der krassesten Unwissenheit, Unsolidität, Habgier und Bestechlichkeit der Beamten, das sind die Elemente des Systems Cavour, und doch fehlt es in Deutschland keineswegs an Organen, welche diesem verächtlichsten aller Systeme heute noch ihre salbungsvollen Huldigungen darbringen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels


Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 29. 9. April 1864.

Philosophie.

Die Idee der Unsterblichkeit von Johannes Huber, München, Lentner (Stahl), 1864.

Herr Huber vertheidigt die Unsterblichkeit des menschlichen Individuums sowohl gegen den Pantheismus Hegels, als gegen den Materialismus Vogts, was wir sehr anerkennenswerth finden. Allein die Gründe, auf die er seine Behauptungen stützt, genügen uns nicht. Er sagt Seite 48: „Unsterblichkeit ist die höchste Energie des Selbstbewußtseyns.“ Das Selbstbewußtseyn schlechthin hat aber auch mit aller Energie keinen Werth, es kommt erst darauf an, ob das Selbst ein ehrenwerthes Ding ist, oder nicht. Herr Huber geht mit Recht davon aus, daß wie der große Physiologe Johannes Müller lehrt, die organische Kraft, der Lebenskeim sich der Materie nur als des Mittels zum Zwecke bediene, daß nicht die Materie, sondern der Geist das Bestimmende und Ewige sey. Er will auch die individuellen Geister nicht in einem allgemeinen Geiste aufgehen lassen, wie Hegel, sondern unterscheidet ausdrücklich Gott von den Menschen. Allein er faßt das Verhältniß der Menschen zu Gott nicht so auf, wie es nothwendig aufgefaßt werden muß. Er ist zu sehr im allgemeinen Vorurtheile der Schulphilosophie befangen, um sich nicht dem Gottesbegriff gegenüber selber zu verblenden. Die Schulphilosophie springt mit dem Gottesbegriff, wie mit einer Ziffer in einem Rechenexempel um. Da spürt man keine Ehrfurcht, keinen Schauer vor dem Abgrund des Göttlichen. Wie mag ein Bewohner unseres kleinen Planeten sich anmaßen, den Allmächtigen zu begreifen? Herr Huber sagt Seite 124: „Das Absolute öffnet in der Weltschöpfung die in ihm verschlossenen Quellen des Lebens und läßt alle Potenzen zur Wirksamkeit und Wirklichkeit gelangen. Nicht als eine Emanation im schlechten Sinne denken wir die Genesis der Welt, aber auch nicht als das Product eines bloßen Willensactes, sondern als die vom Absoluten gewußte und gewollte Selbstentwicklung ewiger Möglichkeiten im Grunde seiner Natur.“ Auf Seite 153 lesen wir weiter: „Wo der reine Lichtstrahl des Ewigen im Medium der verschiedenen Geister in einem unendlich reichen Farbenschimmer sich bricht &c.“ Das ist nun doch wieder nahezu die Ansicht Hegels. Wenigstens bleibt von Gott selbst nicht viel übrig, wenn sein ganzer Reichthum und seine ganze Herrlichkeit nur in uns kostbaren Menschengeistern bestehen soll, wenn er nur das indifferente weiße Licht ist, das erst in uns Menschen das reiche Farbenspiel entfaltet. Man kann ihn dann höchstens noch mit dem Bindfaden vergleichen, durch den das Bouquet der Menschengeister zusammengehalten wird, wobei aller Werth in den Blumen und nicht im Bindfaden steckt.

Wir bemerken in der That, je weiter wir in der Schrift des Herrn Huber fortlesen, daß obgleich er einen Gott außerhalb der Menschengeister gelten läßt, dieser sein Gott sich doch ganz ebenso in die Menschheit zerläßt, wie der Gott Hegels. Nach Herrn Huber ist der Mensch grade so ewig wie Gott und hat Gott in der Welt lediglich nichts anderes zu thun, als die Menschen gewähren zu lassen. Wir lesen hier Seite 140: „Mit dieser Einsicht, daß der persönliche Geist eine ewige Prädestination im System des centralen Grundes sey, erledigt sich nun auch das so oftmals gegen die Annahme persönlicher Unsterblichkeit gebrauchte Argument, daß Alles, was angefangen habe, auch wieder vergehen müsse; denn der Geist hat dann in der That nicht schlechthin angefangen und ist darum auch keine Nothwendigkeit seines Unterganges einzusehen. In die Tiefe des Ewigen eingesenkt ist er, so zu sagen, gleichsam unter der Zeit, welche nicht im Grunde, nur auf der

Oberfläche der Erscheinung ihre Wellen wälzt. Aber eben darum, weil von ihr in seinem Wesen nicht getragen, erhebt er sich auch wieder über die Zeit, die sich um ihn bewegt, die ihn aber selbst nicht bewegt. Weil er seine Wurzeln in die Ewigkeit geschlagen hat, darum erhebt er seinen Gipfel wieder in die Ewigkeit hinein. Und weiter dann, wenn der Geist ein organisches Moment im universalen Leben ist, so ist er auch nicht durch die Wesen neben ihm zu einem schlechthin Endlichen und Beschränkten gemacht, denn das Ganze ist dann in ihm gegenwärtig und er individualisirt das Unendliche, wie eben in jedem Gliede des Organismus die allgegenwärtige Idee sich reflectirt." Auf Seite 142 lesen wir: „Die Religion ist das Grundgefühl des Geistes, da sie sein Sichfühlen im göttlichen Grunde ist; darum hat nicht das Thier, nur der Mensch Religion. Indem aber in ihr der Geist sich im Ewigen erfaßt, erfaßt er sich als unabhängig von dieser sichtbaren Welt, als frei von ihr. Das Gefühl der Religion ist nur Empfindung unsrer Freiheit, ist Empfinden unserer als Selbstheit; daher auch Freiheit im tiefsten Verständniß nur Bethätigung der Religion, Offenbarung des Geistes als von der Welt unabhängiger, in Gott gegründeter Substantialität ist." Und auf Seite 162: „Ewiges und höchstes Leben kann nur Leben im Ewigen und Höchsten — nur Leben in Gott sein. In der Aufnahme des Absoluten in's Bewußtseyn verwirklicht sich jene Potenz des Unendlichen in unserem Denken, die an keinem sinnlichen Object einen ausreichend erfüllenden Inhalt fand. Darin aber zugleich auch jene weitere der Freiheit, denn mit Gott verbunden, realisiren wir unser eigenstes Wesen, welches in Gott ist, stimmen überein mit dem ewigen Inhalte desselben und werden frei von jedem Fremden und Aeußeren. Wer aber einmal das Absolute ergriffen hat und es nach dem Maße seiner geistigen Individualität in sich zur Darstellung bringt, in dem ist kein Fluß der Endlichkeiten, keine Succession von Momenten und Zuständen mehr vorhanden, von einer Dauer, im Sinne des Bestehens in der Zeitreihe, kann nicht mehr die Rede seyn. Wird doch die Zeit uns schon hier in glücklicher Gemüthserfüllung unempfindlich. — Wie die Zeit für uns eine That des Bewußtseyns ist, so ist auch die Ewigkeit eine That des Bewußtseyns. Nur Gegenwart ist dieses Leben, nicht mehr Existenz in der Peripherie der Welt, sondern Existenz im Centrum und höchste Kraftthätigkeit, weil eben die Aneignung des Höchsten. Wie nur in Gott unser Denken sich erfüllt und ruht, wie wir nur in ihm wahrhaft frei werden, so besteht auch in Gott die Unsterblichkeit. Diese also ist die volle Verwirklichung jener Potenzen des Unendlichen, Freien und Ewigen in uns und ist darum höchste Energie des Geistes. Sie ist, auf ihre letzte Fassung hinausgeführt, das Leben der Freiheit in Gott. Sind wir vom Anfang an eine Potenz des Göttlichen, so ist die Unsterblichkeit nur die bewußte und moralische Verwirklichung dieses unseres Begriffs und an sich seyenden Wesens, die Uebereinstimmung unseres Wollens mit unserem Seyn und darum die Harmonie unserer Natur, die Verwirklichung des tiefsten aller Gefühle, unseres Grundgefühls — der Religion. Sie ist vollkommenes Seyn in uns und bei uns, aber damit zugleich Seyn in Gott, da wir jenes nur in Gott haben."

Das heißt denn doch, sich die Sache außerordentlich bequem machen. Aber so leicht ist das schwerste Räthsel für den Menschen nicht zu lösen. Herr Huber meint mit wirklich naiver Unbefangenheit, Gott brauche uns, um die in seinem Wesen liegenden Möglichkeiten zu erschöpfen. Wenn Herr Huber etwa an höhere Geister oder Engel gedacht hätte, denen man unendlich mehr Tiefe und Energie des Geistes, unendlich mehr Reinheit des Bewußtseyns und einen unendlich reichern Horizont der Erfahrung und des Wissens zuschreiben könnte, so möchte man es gelten lassen, daß Gott sich mit solchen Wesen gern umgibt, aber eine ungeheure Anmaßung liegt darin, Gott vorschreiben zu wollen, er müsse uns kurzlebige Bewohner eines dunklen Planeten als die Einzigen ansehen, in denen er die in seinem Wesen liegenden Möglichkeiten verwirklichen und sein einfaches und kaltes Licht in reichen und warmen Farben kundzugeben vermöchte. Wer sind wir Erdenwürmer denn, daß wir uns so hoch vermessen dürften? Während unsers kurzen Lebens lernen wir nicht einmal unsern Planeten vollständig kennen und was in den Milliarden weit größeren Gestirnen über uns vorgeht, davon wissen wir gar nichts und solche spießbürgerliche Geister im kleinsten Krähwinkel der Welt wollen sich anmaßen, dem Schöpfer aller Dinge vorzuschreiben, in welchem Verhältniß er zu ihnen stehen soll!

Herr Huber hat die Hauptsache vergessen. Man kann sich nämlich eine unsterbliche Fortdauer nicht träumen lassen, ohne derselben werth zu seyn. Das sagt jedem gesunden Menschen sein angeborenes sittliches Gefühl, sein Rechtsgefühl, sein Gewissen, wenn es uns auch nicht ausdrücklich im Evangelium verkündet wäre. Woher sollte denn der Mensch das Privilegium haben, welches Herr Huber ihm zuerkennt, gleichsam als Gottes Sohn göttlicher Ehre theilhaftig zu werden durch bloße freie Entwicklung seiner selbst, etwa wie ein Prinz keines andern Werthes bedarf, als den seiner Abstam-

mung? Von solchem Adel ist die Menschheit nicht, sie muß sich erst den Adel erwerben. Hier entscheidet auch die Geistesbildung nicht, sondern nur der sittliche Charakter. Keine philosophische Hoffahrt vermag den einfachen Satz des Katechismus umzustoßen.

Es würde ungerecht seyn, wenn wir es grade Herrn Huber zum besondern Vorwurf machen wollten, daß er an die sittlichen Bedingungen nicht gedacht hat, unter denen der Mensch allein nach göttlicher Verheißung auf eine selige Fortdauer hoffen darf. Die moderne Schulphilosophie abstrahirt davon durchgängig und der Vorwurf trifft nicht einen allein. Gleichwohl sollten die Herren sich schämen, so hoffährtig zu denken, da es doch grade dem Denker von Profession geziemen würde, die menschliche Schwäche, die Sünde und das Elend nicht gar so blind zu übersehen.

Sie wissen selbst nicht, wie beschränkt sie denken. Sie spotten vielleicht über die Vorstellungen, welche sich die Muhamedaner von den sinnlichen Freuden im Himmel machen, oder welche sich die alten Deutschen von den Kampfspielen und Festgelagen in Walhalla gemacht haben. Aber sie selbst befinden sich auf dem nämlichen Standpunkt, denn unter der geistigen Entwicklung, die sie sich im Jenseits träumen, verstehen auch sie nur die Fortsetzung der Lieblingsbeschäftigung, der sie sich hier auf Erden hingaben. Der altnordische Kämpe wollte auch im Himmel nur wieder kämpfen und zechen, der orientalische Pascha auch im Himmel nur wieder schöne Odalisken umarmen. Der moderne deutsche Professor will auch im Himmel nur wieder des Geistes Eitelkeit auskramen und Systeme ausspinnen, der deutsche Dichter Verse machen und sich verehren lassen. Wenn Göthe sich träumte, er müsse nach seinem Tode eine Art von Geisterfürst werden, unbekümmert um die übrige Canaille von Mitmenschen, so kommt dieser aristokratische Hochmuth völlig dem der Scheikhs und Einheriars gleich, denen ihr Platz in Muhameds und Odins Himmel reservirt ist. Wir wollen den Reichthum an Geist, wo er sich immer an Menschen findet, nicht unterschätzen, gewiß aber ist er kein Schlüssel zum Himmelreich, welches bekanntlich auch den Armen an Geist offen steht. Man täuscht sich hier ungeheuer. Der Cultus des Genius reicht nicht in die Ewigkeit hinüber. Der Stolz auf Talente, die einen relativen Werth für unser planetarisches Leben haben, wird lächerlich außerhalb dieses engen Kreises. Wenn vollends gar das Talent unsittlichen Tendenzen dient, wenn es zur Sünde verführt, wie sollte es ein ewiges Recht und Gnade vor Gott ansprechen dürfen! Sirenengesang öffnet den Himmel nicht.

Wie schmeichelhaft der Gedanke ist, in der andern Welt nach dem Tode sich in aristokratischem Behagen eines vornehmen Geistes in der Wohllust seiner Selbstentwicklung zu wiegen, er ist doch nur eine grobe Täuschung. Und wenn er es nicht wäre, könnte er doch nur schwachen Genüßlingen genügen, der kraftvollere, höher strebende Geist würde ihn verwerfen, denn er würde über die Aristokratie hinaus die Alleinherrschaft anstreben und an Gottes Stelle selber treten wollen, wie Lucifer. Wenn man einmal der Gottesfurcht entsagt und seine menschliche Berechtigung und Bestimmung unbekümmert um die Gebote Gottes hoch und höher schraubt, so muß man folgerecht auch zur ganzen Hoffahrt Lucifers fortschreiten und sich nicht mit dem erbärmlichen Götheschen Anspruch auf die Stellung eines kleinen mediatisirten Geistesfürsten genügen lassen. Dann kann man sich nicht mehr dabei beruhigen, ein Geisterfürst zu seyn, sondern man muß der Geisterfürst schlechthin seyn wollen.

Herr Huber steckt noch in dem allgemeinen Vorurtheile der Schulphilosophie, wonach der Geist und in ihm das Selbstbewußtseyn das Höchste seyn soll. Im Wesen des Menschen gibt es aber eine Tiefe, in deren allerheiligstes Innere das Selbstbewußtseyn nicht einmal hineinlangt, so wenig wie es je zu Gott hinauflangt. In jener Tiefe entspringen Gefühle und Entschließungen vor allem Nachdenken und Bewußtseyn, und welcher Philosoph das nicht anerkennen wollte, der würde nicht den Menschen, der vor dem Spiegel steht, sondern den Spiegel für die Hauptsache halten. In jener Tiefe entspringt aber auch die Sünde, von der freilich im ganzen Buche des Herrn Huber nichts zu lesen ist. Was nun in jener Tiefe vorgeht, im Guten wie im Bösen, das bestimmt den Werth des Menschen wie vor seinem eigenen Gewissen, so vor Gott, nicht aber der Geistesreichthum und das Talent.

Dem modernen Zeitgeist entspricht es zwar durchaus, wenn Herr Huber in seiner Schrift dem Menschen ausschließlich unbegrenzte Rechte zuerkennt und nicht mit einer Sylbe auch einer Pflicht desselben gedenkt. So verlangt es der Cultus des Genius bei den gebildeten Classen und der Fortschritt bei den demokratischen Lenkern des Volkes. Nur Rechte, und immer Rechte, von Pflichten, diesem lästigen Zwange, darf keine Rede seyn. Und doch kann es keine Berechtigung für den Menschen geben ohne eine ihr entsprechende Verpflichtung, ja es kann keine Freiheit geben, welche nicht aus der Pflichterfüllung hervorginge. Wenn Seligkeit Freiheit ist, so rechne doch ja der gottlose Sünder nicht auf Freiheit, denn er selbst ist es, der

sich die Kette an die Hand und die Binde um die Augen legt.

Darf man es in unserem Zeitalter aussprechen, daß die höchste Freiheit nur aus gänzlicher Selbstverleugnung entspringen kann? daß nur der ihrer am meisten würdig und fähig wird, der am meisten Opfer bringt für Andre, sich hingibt für Andre? daß Ueberhebung, Eitelkeit und Stolz auf sein kostbares Ich den Menschen nur erniedrigt, seinen Blick verfinstert, seine Freiheit hemmt, dagegen nur die Demuth frei und stark macht? Man darf das wohl noch sagen, aber es wird nicht beachtet. Die Hoffahrt hat zu allgemein überhand genommen. Doch ist ihr unvermeidliches Correctiv der Tod. Die da geglaubt haben, sie können sich mit ihrer freien Geistesentwicklung ganz bequem neben Gottes Stuhl niedersetzen, werden schrecklich getäuscht werden.

Da übrigens der Mensch hinieden eben noch nicht vollkommen ist, und alle seine Demuth, Tugend und Treue nicht ausreicht, ihm den Himmel zu verdienen, sind wir auf die göttliche Gnade angewiesen und anstatt im Selbstbewußtseyn liebängelnd nur immer unser kostbares Ich philosophisch zu bespiegeln, thäten wir besser, uns in das heilige Geheimniß der Menschwerdung Gottes und des Erlösungswerkes zu vertiefen.

Lyrische Gedichte.

Gedichte von Georg Scherer. Stuttgart, Verlag von Georg Scherer, 1864.

Der Dichter hat die schönsten Volkslieder mit Melodien herausgegeben, mit der glücklichsten Auswahl. Wir haben sie in unsern Blättern schon empfohlen. Seinen vorliegenden eigenen Gedichten sieht man wohl die gute Schule dieser Volkslieder an. Ihr Gegenstand ist der ewige der deutschen Lyrik, Frühling und Liebe. Wir wollen die Sammlung durch zwei Lieder charakterisiren, die als Brennpunkte ihrer Stimmung gelten können.

Sing, o Mädchen!

O Wunder, das der Welt geschah
Nach wintertrüben Tagen —
Es grünt, es blüht, der Lenz ist da,
Und Nachtigallen schlagen;
Es singt in jedem Busch und Strauch,
Wohlan, o Mädchen, sing nun auch!

Nun schwärmt von dem gewohnten Dach
In's Feld hinaus die Taube;
Es tönt um jeden Wiesenbach,
Um jede Blüthenlaube;
Ein Klang ist jeder Frühlingshauch,
Wohlan, o Mädchen, sing nun auch!

Und fragst du, was aus voller Brust
Die Nachtigallen singen,
Warum in heller Liederlust
Die Wälder all erklingen?
Das ist die Frühlingsherrlichkeit
Der Welt in schöner Maienzeit.

Sing mit! Doch wie, was kündet mir
Der Purpur deiner Wangen?
Ist schon ein andrer Frühling dir
Im Herzen aufgegangen?
Dann weiß ich wohl, kein Lied vermag
Zu preisen solchen Maientag.

Weiter ziehn die Nachtigallen.

Weiter ziehn die Nachtigallen,
Wenn die Rosen sind verblüht,
Und die Lieder, sie verhallen,
Die erfreuten das Gemüth.
Auch des Waldes bunten Reigen
Klinget aus in tiefes Schweigen —
Denn es ziehn die Nachtigallen,
Wenn die Rosen sind verblüht.

Und des Liebes Engel scheidet,
Wenn die Liebe Abschied nahm;
Schweigend durch die Seele schreitet
Dir das Unglück und der Gram;
Nur Erinn'rung singt noch leise
Ihre traurig-schöne Weise —
Denn des Liebes Engel scheidet,
Wenn die Liebe Abschied nahm.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Mittwoch, **N° 30.** 13. April 1864.



Reise.

Eine Weltreise um die nördliche Hemisphäre in Verbindung mit der Ostasiatischen Expedition in den Jahren 1860 und 1861. Von Wilhelm Heine. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1864.

Der Verfasser begleitete schon die erste große Expedition der vereinigten Staaten von Nordamerika, die unter Perrys energischer Leitung den Japanesen einen Handelsvertrag abtrotzte und dadurch auch für die später abgeschlossenen Verträge der europäischen Großmächte die Bahn brach. Als nun auch Preußen die bekannte Expedition unter dem Grafen von Eulenburg nach Japan entsandte, begleitete sie Herr Heine wieder „als Zeichner“ und um die Arbeiten der Photographen zu leiten. Er traf übrigens erst mit der k. preußischen Gesandtschaft auf der Insel Ceylon zusammen und reiste bis dahin über Aegypten. Seine Darstellungsweise ist einfach, aber gewandt. Er gehört nicht zu den kurzbeinigen Touristen, die überall sitzen bleiben, um Bildchen auszumalen, sondern er hat unsern Planeten schon ein paar Mal seiner ganzen Länge nach überlaufen.

Eine recht freundliche Schilderung entwirft er zuerst von der Insel Korfu. Sodann eine sehr unfreundliche von Aegypten, worin er ganz mit Bogumil Golz übereinstimmt. „Ein Kleinstädter in Aegypten nennt dieses das Land der wirklichen Unmöglichkeit und der unmöglichen Wirklichkeit, der ältesten Weltwunder und des neuen Weltskandals, der alten Heiligthümer und der neuen Affenschande. Langt man um jetzige Jahreszeit in diesem Lande der Pharaonen, des Staubes, des Ungeziefers, des Schmuzes, Lärmens, der Spitzbüberei und des allgemeinen ‚Bakschisch‘-Geschreies an, so erscheinen einem die obenangeführten Paradoxen durchaus nicht aus der Luft gegriffen. Man kann geographischen, atmosphärischen, politischen, socialen und localen Einflüssen und Zuständen manches zugute halten, allein eine solche künstlich erzeugte Misere, eine solche systematische, grundlose Prellerei, Schinderei und Schufterei, eine solche endlose Reihe grenzenloser Ungeheuerlichkeiten gehen über den Siedepunkt des Geduld-Thermometers eines empfindsamen Reisenden.“ In der That ist die Civilisation des heutigen Aegypten nur eine bedauernswürdige Karrikatur.

Von Interesse ist, was der Verfasser über den vielbesprochenen Suezcanal bemerkt. Er glaubt nämlich, derselbe werde sich nicht rentiren. „Unter den günstigsten Umständen und nach Ueberwindung aller Schwierigkeiten wird sich der Verkehr immer nur auf die Küstenländer des Mittelländischen Meers mit jenen des Indischen Oceans beschränken; alle Häfen nördlich von Gibraltar, welche Schiffe weiter als nach Singapore senden wollen, finden einen kürzern und sicherern Weg um das Cap der guten Hoffnung. Der Weg von irgendeinem englischen Hafen oder von den Häfen der Nord- und Ostsee bis Alexandria ist ein länger und schwieriger, das enge Rothe Meer zu durchschneiden, für ein Segelschiff unter den günstigsten Umständen mit großem Zeitaufwand verbunden. Seit aufmerksame Beobachtung und ernste Forschungen uns mit den zu jeder Jahreszeit in den verschiedenen Theilen des Oceans herrschenden Winden bekannt gemacht, kann eine Reise aus der Nordsee bis Singapore mit ziemlicher Gewißheit in weniger als hundert Tagen vollbracht werden. Es wird schwierig seyn, dies mit einem Segelschiff durch den Suezkanal in kürzerer Zeit zu thun, die Kosten des Zolls und das vermehrte Risico nicht in Anschlag zu bringen. Ob aber Dampfschifffahrt allein einen solchen Verkehr herbeiziehen kann, ist zweifelhaft.“

Der Verfasser besuchte unterwegs Aden mit seinen sterilen kahlen Felsen und hielt in Point de Galle auf

der Insel Ceylon an, von wo aus er mehrere interessante Ausflüge in das Innere des paradiesischen Landes machte. Bekanntlich ist Ceylon durch den Reichthum seiner Edelsteine ausgezeichnet. „Verschiedene Steine, die ich in Ratnapoora sah, hatten rundliche abgeschliffene Formen und waren augenscheinlich vom Wasser weit fortgeführt worden. Jedenfalls müssen in den höhern Gebirgen, aus welchen diese Flüsse ihren Ursprung haben, große Lager vorkommen, die dergleichen enthalten. Sir Emerson Tennant gibt uns im ersten Theil seines Werkes die Ansichten von Dr. Gygor über diesen Punkt folgendermaßen: ‚Ich fand in Hema Pohura, am südöstlichen Abhang der Pettigalle-Kanda, etwa auf halber Höhe ein Stratum von grauem Granit, in welchem außer Eisenpyriten und Molybdän eine ungeheuere Menge von verwitterten Rubinen, $\frac{1}{10}$—1 Zoll im Durchmesser haltend, vorkamen. Es ist dies nicht ein isolirtes Bett, sondern ein regelmäßiges Stratum, das sich wahrscheinlich ebenso weit und tief erstreckt als die übrigen Granitformationen. Ich folgte demselben so weit als möglich, um es genauer zu untersuchen, allein im untern Theil des Thals war das Gestein so verwittert, daß sich der Hammer in den Felsen senkte, die Rubinen gespalten waren, in Staub zerfielen und selbst Bambusrohr darauf wuchs. Auf dem höher gelegenen Terrain, in der Nähe von einigen kleinen rundlichen Hügeln, die sich hier befinden, waren die Rubinen in braunes Corundum verwandelt; auf den Hügeln selbst aber verlor sich jede Spur, und statt eines Stratums fand ich hier nur ein wildes Chaos großer Brocken gelben Granits. Ich untersuchte alle Mineralien, aus welchen dieses Stratum besteht, auf das sorgfältigste (Feldspath, Mica, Quarzmolybdän und Eisenpyriten) und fand alle denjenigen vollkommen ähnlich, welche ich früher an ungeschliffenen Rubinen hangend gefunden, die man mir in Colombo zum Verkauf angeboten. Ich bin überzeugt, daß aus solchen Straten die Rubinen Ceylons herstammen, und daß diejenigen, welche man in Ballangodde und Ratnapoora findet, nur secundären Depositen angehören, und es scheint mir, daß sich diese über die ganze Insel erstrecken, obschon oft durch Lager von gelbem Granit unterbrochen oder verschoben.'"

Hier auf Ceylon langte Graf Eulenburg an und fanden sich bald sämmtliche Schiffe der preußischen Expedition (Arkona, Thetis, Ganges, Frauenlob, Elbe) zusammen. Leider verloren sie in den chinesischen Gewässern den Frauenlob, ohne je wieder eine Spur von ihm zu finden. Die Fahrt ging nun gerade nach Jeddo, der Hauptstadt von Japan. Der Verfasser hat sich schon auf seiner früheren Reise einen Plan von Jeddo verschafft, der nicht ganz nach seinem Wunsche veröffentlicht worden ist. „Die Zahl der Einwohner von Jeddo wird von verschiedenen Schriftstellern auf zwei Millionen angegeben. Ich kann nicht entdecken, wie es möglich ist, zu irgendeinem bestimmten statistischen Resultat zu gelangen. Einen großen — wenn nicht den größten — Theil der Bevölkerung bilden die Insassen jener Residenzen der Daimios, von denen jeder allein die Zahl seiner Untergebenen kennt. Einen Census kann die Regierung von ihnen nicht aufnehmen lassen, denn kein Regierungsbeamter darf die Residenz ohne Bewilligung des Hausherrn betreten, der zu eifersüchtig auf seine Rechte ist, um etwas Derartiges zu gestatten. Es ist mir nicht bekannt, ob ein Census über den Rest der Einwohner regelmäßig aufgenommen wird; wahrscheinlich geschieht es, und möglicherweise ist auch das Resultat in die Hände von Fremden gelangt. Nimmt man an, daß die Daimios und ihr Gefolge die Hälfte der Einwohnerzahl ausmachen, so braucht man dann nur den Regierungscensus zu verdoppeln, allein alles dieses beruht zu sehr auf Hypothesen, um für positiv genommen zu werden. Die Stadt ist sehr groß, und die Menschenmenge in den Straßen oft dicht, dennoch aber sollte ich glauben, daß die Einwohnerzahl eher unter zwei Millionen ist als darüber."

Ueber die inneren Zustände Japans hat man in neuerer Zeit bessere Aufklärungen erhalten, die wesentlich mit dem übereinstimmen, was auch Herr Wilhelm Heine sagt. Neu ist in seiner ausführlichen Schilderung der japanischen Dinge hauptsächlich die Bemerkung, daß die Partei der Daimios weniger von irgend einem Fanatismus, als von einem sehr materiellen Interesse geleitet ist. Das höchst sonderbare Feudalsystem macht nämlich vielleicht die Hälfte der Einwohner Japans zu Clienten der Daimios. Die letzteren bezahlen ihre Beamten mit Naturalien. Diese steigen im Preise durch den großen Handelsverkehr mit dem Auslande und daher der Haß der Daimios gegen die Fremden. „Der Export durch fremde Kaufleute ist, trotz der kurzen Zeit, seit welcher der Handel eröffnet worden, bereits alljährlich ein ziemlich bedeutender; dadurch sind in den betreffenden Districten die Preise verschiedener Artikel um mehr als das Doppelte gestiegen. Dadurch, daß nun mancher Artikel, vielleicht hauptsächlich Thee, Seide und andere Stoffe, bedeutend im Preise gestiegen sind, entsteht eine Differenz in der Rechnung dieser Leute, die in einem Deficit auf der einen oder der andern Seite endet. Der Daimio oder hohe Beamte, der bis jetzt im Stande war, seinen Untergebenen alljährlich drei neue Anzüge zu geben, kann jetzt mit der dazu

nöthigen Summe nur zwei kaufen; er muß also entweder mehr Geld ausgeben oder seine Untergebenen kürzer halten — beides gleich unangenehm für einen Daimio, der somit keinen Grund hat, mit der Gegenwart der Fremden zufrieden zu seyn."

Ueber die Revolution in Japan berichtet der Verfasser Folgendes. „Der letzte Kaiser Siogoun oder Tai-Koun, wie er in der Hofsprache genannt wird, war stets kränklich, epileptischen Zufällen ausgesetzt, und starb kinderlos. Für einen solchen Fall erheischt ein altes Gesetz, daß ein Thronerbe von kaiserlichem Blut gewählt werde, und die Wahl soll auf die Mitglieder dreier fürstlichen Familien beschränkt seyn, die alle in gerader Linie von Iyeyas, dem Gründer der herrschenden Dynastie, abstammen. Im gegenwärtigen Falle waren die rivalisirenden Candidaten für den Thron der Sohn des Fürsten von Mito und der Sohn des Fürsten von Khizhiu (nicht mit Kiusiu zu verwechseln). Der letztgenannte Prinz, ein Jüngling von sechzehn Jahren, trug den Sieg über seinen Nebenbuhler davon; da er aber noch minderjährig war, so behielt der Gotairo oder Regent die Zügel der Regierung in den Händen. Um die Zeit, wo diese Intriguen stattfanden, ankerte eine starke russische Flotte in Kanagawa. Die Idee liegt nicht zu fern, daß der Fürst von Mito, der seines Sohnes Niederlage voraussah, da der Gotairo seinen Rivalen begünstigte, gedacht haben mag, daß, wenn es möglich sey, einen Conflict zwischen der Regierung und den Fremden herbeizuführen, er in der daraus entspringenden Verwirrung seinen Sohn auf den Thron setzen könne. Es scheint unter den hier wohnhaften Fremden wenig Zweifel darüber zu herrschen, daß die Mörder im Dienst des Fürsten von Mito standen. Drei Russen und zwei Holländer waren die Opfer, allein der erwartete Conflict fand nicht statt, und es scheint, als ob bei den später stattgefundenen Untersuchungen der Fürst von Mito arg compromittirt gefunden worden sey; denn bald darauf übergab er die Regierung seiner Provinz seinem Sohn und zog sich in das Privatleben zurück. Der nächste Act in der Tragödie war die Ermordung des Regenten (Gotairo), die vor etwas weniger als einem Jahre stattfand. Als derselbe sich eines Tages von seiner Wohnung auf dem Wege durch das Prinzenviertel befand, stellte sich nicht weit von dem Gebäude, das der Staatsminister bewohnt, eine kleine Anzahl von Leuten dem Zug in den Weg. Diese waren als Reisende verkleidet, trugen aber unter ihren Ueberröcken Panzerhemden. Die Schwerter ziehend, machten sie den Führern des Zuges den Weg streitig, und ein großer Theil der den Norimon oder Tragsessel des Gotairo umgebenden Bewaffneten lief nach vorn, so daß dieser augenblicklich von allen Vertheidigern entblößt war. Diesen Moment benutzte ein anderer Theil der Verschworenen: sie öffneten den Norimon, tödteten den Gotairo und schnitten ihm den Kopf ab, den einer der Verschworenen schnell unter dem Mantel verbarg, während ein zweiter, den Kopf eines Getödteten vom Gefolge hoch emporhaltend, diesen für den des Regenten ausgab, alle Aufmerksamkeit auf sich zog und dadurch den Rückzug des Mörders deckte. Mit Ausnahme von dreien gelang es allen Verschworenen, zu entkommen; diese, sobald sie sich umstellt sahen, übten sogleich die Hara-kirri, d. h. sie schlitzten sich den Leib auf, und entrannen so der Strafe." Man glaubt, der Fürst von Mito sey diesem Morde nicht fremd gewesen.

Die preußische Gesandtschaft wurde gut aufgenommen und während sie ihren Zweck, die Unterzeichnung des Handelsvertrags, erreichte, hatte das Gefolge Zeit, sich gründlich mit den Japanern bekannt zu machen. Herr Heine war unausgesetzt thätig, Photographien aufzunehmen. Wir können uns nicht enthalten, unter allen andern Curiosis hier die Schilderung eines japanischen Theaters mitzutheilen. „In einem derselben saß, im Hintergrund eines Raumes, der gegen fünfhundert Menschen fassen konnte, auf der Bühne eine Kolossalfigur von mehr als 20 Fuß Höhe, in der gewöhnlichen Stellung der Japaner auf den Knien hockend, in ein Ceremoniengewand gekleidet, vor sich zwischen beiden Händen eine große halbkugelförmige Schale haltend. Nach einem Präludium des Orchesters von Trommeln und Pauken beginnt die Figur den Kopf zu bewegen und im Kreis umherzublicken. Scheinbar zufriedengestellt mit der Anzahl der Zuschauer beginnt sie die Schale zu heben, bis diese hoch in der Luft schwebend die Brust freiläßt. Diese öffnet sich alsbald, eine kleine Bühne wird sichtbar, auf welcher ein junges Mädchen mit einer Zither erscheint, und mit angenehmer Altstimme ein Lied vorträgt, nachdem der erklärende Ceremonienmeister dieser Anstalt, unweit vom rechten Knie der großen Figur hockend, das Publikum hierüber unterrichtet hat. Nach beendetem Gesang schließt sich die Brust, die Schale senkt sich."

Von feinem Geschmack zeigt folgende Gaukelei. „Ein anderer Gaukler ergötzte ein sehr zahlreiches Publikum mit einer der gelungensten, weil der Natur so treu nachgeahmten, Vorstellung. Aus einigen Stückchen bunten Papiers drehte er sich einen Schmetterling, welchen er durch gelinde Bewegung eines Fächers in Bewegung setzte; nun flatterte derselbe um den Kopf

des Künstlers, dann senkte er sich auf eine Blume, schwebte einen Augenblick anmuthig über einer Schale mit Wasser, spielte mit einem zweiten Kameraden durch die Luft, und setzte sich, nach dem Belieben der Hand, die seine Bewegungen leitete, auf irgendeiner Stelle zur Ruhe, einmal sogar auf dem rechten Ohr des Mannes, während sein Gefährte auf dem linken Ohr Platz fand. Diese Vorstellung ist hierzulande sehr beliebt."

Während die Expedition in Jeddo weilte, wurde Herr Heusken, Dolmetscher der amerikanischen Gesandtschaft von einem Japanesen ermordet, worauf die fremden Herren es doch gerathen fanden, sich auf ein etwas sicheres Terrain nach Nangasaki zurückzuziehen.

Der Verfasser kehrte mit der Expedition nur bis China zurück, trennte sich aber hier von ihr, weil er die Absicht hatte, zu Lande über Sibirien heimzukehren. Er gerieth in Shangei mitten in die Greuel des Taipingkrieges und reiste dann nach Peking, um von hier aus auf der Karawanenstraße über Kiächta zu gehen. Er gibt einige interessante Schilderungen aus Peking. Seinen Zweck hat er nicht erreicht. Der Sommer war schon zu weit vorgerückt für die Landreise. Der Verfasser hoffte einen Dampfer der Amurcompagnie zu finden und kehrte sogar zu diesem Zweck nach Jeddo zurück, von wo aus er nach Nikolajewsk zu gelangen hoffte. Aber auch das glückte nicht und er mußte sich zuletzt entschließen, mit einem amerikanischen Schiffe nach Californien und von da nach Europa zurückzureisen. Er nahm den Weg von San-Francisko mit der Ueberlandspost durch das Festland nach Nordamerika und so sehen wir ihn, anstatt in Sibirien, plötzlich in Saltlagecity, der Hauptstadt des Mormonenreiches. Je näher er aber dem Kriegsschauplatze kam, desto mehr verspürte er Lust, den Krieg mitzumachen, wurde Kapitän in der Nordarmee, vor Richmond gefangen, sieben Wochen lang in dieser Gefangenschaft schwer geplagt, ausgewechselt, noch einmal verwundet und dankte ab, um sich in Deutschland heilen zu lassen. Kaum war die Heilung erfolgt und die gefürchtete Lähmung beseitigt, so eilte er auch schon wieder in das amerikanische Kriegsgetümmel zurück.

Staatenkunde.

Die Verträge von 1815 und die Grundlage der Verfassung Deutschlands. Wörtlicher Abdruck der Haupturkunden mit Erläuterungen und Anmerkungen von Ludwig Hauff. Bamberg, Buchner, 1864.

Die Wiener Congreßacte, der zweite Pariser Frieden, die deutschen Bundesacte, die Karlsbader Beschlüsse, die Wiener Schlußacte, die Bundesbeschlüsse von 1824, 1832, 1834 und 1848, die Reichsverfassung von 1849 nebst Wahlgesetz, die Reactivirung des Bundestags, Bundesbeschlüsse von 1854 und die Reformacte von 1863. Im Anhang noch den ersten Pariser Frieden von 1814 und der Londoner Vertrag von 1852.

Eine recht brauchbare Zusammenstellung für Zeitungsleser. Man hat hier alle Actenstücke, die zur Beurtheilung der Tagesfrage erforderlich sind, kurz beisammen.

Man kann diese Actenstücke nicht durchlesen, ohne sich peinlich berührt zu fühlen von der erstaunlichen Fahrlässigkeit, welche sich die deutschen Machthaber 1814 in der Behandlung der Herzogthümerfrage zu Schulden kommen ließen. Damals hätten die siegreichen deutschen Mächte das kleine Dänemark für seine heimtückischen Angriffe von Rechtswegen bestrafen müssen. Was hatte der arme König von Sachsen denn irgend Schwereres gesündigt als der König von Dänemark, daß man ihm sein halbes Land wegnahm, während man dem Dänen das seinige auf Deutschlands Kosten mit Lauenburg noch vergrößerte? Dänemark hatte nicht nöthig, sich Napoleon in die Arme zu werfen, wie Sachsen, welches durch seine Lage dazu gezwungen war. Dänemark handelte damals, wie immer, man kann es nicht anders sagen, als heimtückisch an Deutschland. Und dafür wurde es von den deutschen Mächten beständig nicht nur geschont, sondern sogar gehätschelt.

Ueber das Protokoll von 1852 ist der Stab gebrochen. Weiter konnte die Unnatur und der Verrath an Deutschlands heiligsten Interessen nicht gehen. Der Vorwurf trifft hier allein Oesterreich, denn Preußen war, als es unmittelbar nach der Katastrophe von Olmütz, durch Rußland gedrängt das Protokoll unterzeichnen mußte, so gut wie unzurechnungsfähig. Das Protokoll war eine Verabredung Rußlands mit England, diesen beiden Mächten dienend zum Unheil Deutschlands, und Oesterreich gab seine Zustimmung dazu nur, um sich für die russische Hülfe im Jahr 1849 auf eine wohlfeile Art bei Rußland auf Kosten Preußens und Norddeutschlands zu bedanken.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels


Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^1/_2$ Thaler.

Sonnabend, N° 31. 16. April 1864.

Vaterlandskunde.

Deutsche Zustände und Interessen. Von Friedrich Giehne. Erstes Heft. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung 1864.

Der Verfasser beginnt mit einer Abhandlung über den deutschen Nationalcharakter. „Nationale Vorurtheile gibt es in der Welt überall; in Deutschland gibt es auch widernationale. Wenn andere Völker geneigt sind, sich zu überschätzen: — bei den Deutschen findet man eher das Gegentheil; sie achten sich leicht geringer, als sie sind; sie überschätzen gern andere Völker; sie haben als Nation Vorurtheile gegen sich selber. An ihnen ist eingetroffen, was Montesquieu sagt: ‚es entspringen eben so viele Fehler daraus, daß man zu wenig, als daraus, daß man zu viel auf sich hält.' Ja, es hat eine Zeit gegeben, wo deutscher Nationalsinn gänzlich in Abgang gekommen schien, und wunderbar genug, es ist die classische Literatur der Deutschen, in der sich Dies abspiegelt. Der populärste der deutschen Classiker ist Schiller; er war eine deutsche Natur durch und durch, aber deutschen Nationalsinn hatte er nicht. Französischen dichtete er in seiner ‚Jungfrau von Orleans'; eine Art von englischem, kurios aufgefaßt, spielt in ‚Kabale und Liebe' mit: zu Gunsten einer Maitresse nämlich, die zufällig eine Engländerin ist. ‚Umgürte dich mit dem ganzen Stolze deines Englands,' läßt er einen deutschen Edelmann und Offizier ausrufen, ‚ich verwerfe dich, ein deutscher Jüngling.' Die Verwerfung begreift sich von selbst; was aber hatte der ‚ganze Stolz Englands' mit einer Kebse zu thun? Liest es sich nicht, als sollte in deutschen Augen englische Nationalität gleichsam für eine höhere Rangstufe gelten, — für einen angeborenen Vorzug, der selbst jene andere Eigenschaft noch mit einem Nimbus übergösse? Denke man sich den Fall umgekehrt nach England hinüber: — kein englischer Dichter hätte so Etwas ausgesonnen und auf die Bühne gebracht; es wäre ein Mangel an nationaler Selbstachtung gewesen." Auch Wilhelm Tell von Schiller läßt der Verfasser nicht gelten, weil es sich hier nicht um das große nationale Interesse handelt, weil hier vielmehr Deutsche gegen Deutsche stritten. Auch in Schillers Wallenstein findet er nirgends ein deutsch-nationales Motiv. „Seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges feiert tendenzmäßig das Widernationale."

Auch Göthe hatte nicht die mindeste Sympathie für die deutsche Sache. Herr Giehne stellt darüber viel, doch bei weitem nicht alles zusammen. Göthe feierte Napoleon im Gesange zu derselben Zeit, als dieser unser grausamer Unterdrücker war, und konnte es über sich gewinnen, in demselben Jahre, in welchem Oesterreich sich erhob, die Tiroler, die Braunschweiger und Schill ihr Herzblut für deutsche Ehre vergossen — die Wahlverwandtschaften zu schreiben. Noch 1813 sagte Göthe zu Arndt und Körner, als sie die Hoffnung aussprachen, der Tyrann werde dem Zorn der Deutschen erliegen: „rüttelt nur an euern Ketten, der Mann ist euch zu groß."

„War an der Spitze der Literatur eine solche Armuth an Nationalsinn möglich, so darf man sich nicht wundern, daß etwas weiter abwärts nationale Gesinnungslosigkeit es bis zur Wegwerfung trieb. Man stürzte geradewegs dem Feind in die Arme."

Es wurde auch nach dem Sturz Napoleons nicht besser. „Aus der deutschen Literatur, Alles zusammengehalten, ging die Erhebung von 1813 nicht hervor. Daß sie dennoch kam, ist ein Beweis zähen Volkscharakters: es gab einen Nationalgeist ohne die Literatur, theilweise trotz derselben. Der gewaffnete Aufschwung alsdann brachte seine eigene Literatur mit sich, unmittelbar aus der Zeit heraus, Leyer und Schwert im Verein; — es

war gleichsam eine Ausnahme von der andern, ein literarisches Zwischenreich, eine Unterbrechung. Hier liegt denn auch der Erklärungsgrund, warum schon so bald nach dem großen Nationalkampfe die Undeutschheit wieder im alten Geleise war. So wie die Pariser Mode in der Tracht, so kam auch in andern Dingen wieder ein französischer Einfluß auf. Die Kriegsgeschichte selbst blieb nicht frei davon. Die Franzosen schrieben die ihrige tendenzmäßig, d. h. mit grellen Lichtern für französische Eitelkeit; — in Deutschland wurde Das übersetzt. Mit den Erinnerungen an Napoleon, den sie am Ende zweimal hintereinander verlassen hatten, trieben sie nun einen Verehrungsdienst, dessen kurzer Sinn der Wunsch neuer Eroberungen war; — in Deutschland fanden sich Mitverehrer. An Ludwig Philipp war und blieb ihnen unverzeihlich, daß er die ‚Verträge von 1815‘ unangefochten ließ; — seltsam genug: auch Das griff durch, und auch in Deutschland schmähte man den französischen Friedenskönig. Es gab Zeiten, wo die Pariser Presse förmlich der deutschen ihre Gedanken einflößte. Auch die Unterhaltungslektüre Deutschlands borgte im Uebermaß aus Frankreich und England herüber; die übersetzende Literatur, schon als die wohlfeilste, drang in die weitesten Kreise ein. Auf all diesen Wegen zog Fälschung der Geschichte, Verderbniß der Sprache und des Geschmacks, Untergrabung des Nationalgefühls breit und massenhaft in ein Publikum ein, das nicht anders wußte, als daß Literatur eine Belehrung und das Theater eine Bildungsanstalt sey.“

In der neuesten Zeit hat sich mehr Nationalsinn geregt, vor allem in der Schleswig-Holsteinischen Frage. Während man aber hier die Rechtsfrage leidenschaftlich erörtert, denkt man nicht daran, nachzuholen und wieder gut zu machen, was man in hundert andern, ja fast in allen Beziehungen des Wissens, Denkens, Wollens und Handelns versäumt hat.

Man spricht von einer deutschen Nation, aber die höhern Stände derselben reden heute noch in ihren geselligen Kreisen, wie vor hundert Jahren, die französische Sprache; alle internationalen Staatsacten werden in der französischen Sprache niedergeschrieben, die diplomatische Sprache ist an allen deutschen Höfen ausschließlich die französische. Auch die gesammte deutsche Bürgerwelt kleidet sich nur französisch, macht jede neue französische Mode mit, schickt jährlich Millionen Thaler und Gulden nach Paris, um dort den Modetand aufzukaufen. Die deutsche Industrie kennt nur französische und englische Affichen und Etiketten. Die deutsche Bühne äfft alles nach, was in Paris Glorie gemacht hat in Schauspielen und Opern. Sogar der deutsche Büchermarkt wird Jahr aus Jahr ein mit französischen Modeartikeln überschwemmt und je nichtswürdiger, gott- und sittenloser die Pariser Presse wird, um so eifriger übersetzt der Deutsche. Von Eugen Sue's niederträchtigen Romanen druckten rivalisirende deutsche Verleger zwölferlei Uebersetzungen in einem einzigen Jahre!

Dazu kommt nun noch das Sonderstaatenthum in unserem geliebten Deutschland. Den deutschen Diplomaten auf dem Wiener Kongreß war es um ganz andere Dinge zu thun, als um deutsches Nationalinteresse. Sie kannten nur ein österreichisches, preußisches, bayrisches &c. Die damaligen deutschen Staaten bestehen heute noch und ihre Diplomaten ebenfalls. Wenn man sich nicht gradezu in's Gesicht lügen will, muß man sagen, die Sonderstaaten müssen im Selbsterhaltungstriebe die einheitlichen Bestrebungen einer deutschen Nationalpartei zu unterdrücken trachten, weil, wenn die Vielheit zur Einheit verschmelzen soll, es ihre Existenz gilt.

Die Fortschrittspartei ist liberal, in neuerer Zeit demokratisch und will Selbstregierung des Volkes in republikanischer Einfachheit, aber für die nationale Frage hat sie keinen Sinn. Aus Haß gegen den alten Absolutismus oder aus Furcht vor seiner Wiederkehr würde sie es lieber sehen, wenn Oesterreich unterginge und Italien, Ungarn, Polen, Rumänen neue freie Reiche, womöglich Republiken errichteten, möchte dann auch Deutschland das Ufer des Mittelmeeres, die untere Donau und allen Einfluß auf den Orient verlieren.

In kirchlicher Beziehung entzweit der alte Haß immer noch die Deutschen und blickt auch, wo man einig handeln möchte, immer durch.

Zu allen Uebeln kommt nun noch unser von Haus aus undeutsches Schulwesen. Es ist kein Zufall, daß den großen Denkern und Dichtern des vorigen und im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, wie Herr Giehne so richtig bemerkt, der Nationalsinn abging. Sie folgten eben nur der Gesammtrichtung ihrer Zeit und keiner von ihnen meinte es dabei böse. Alles, was bei uns in die Schule geht, wird ja principiell entnationalisirt. In den Volksschulen herrscht der rationalistische Pedantismus der s. g. heiligen Geographie, daß die armen Bauernkinder in Palästina besser Bescheid wissen, als in Deutschland. Wir sagen „rationalistischer Pedantismus“, weil den Kindern Gottes Gebote auch ohne diesen gelehrten Krimskrams eingeprägt werden könnten. In vielen Volksschulen herrscht sodann bereits liberaler oder demokratischer Kosmopolitismus. In den Gymnasien ist es die alte heilige Gewohnheit, nur Lateiner und Griechen erzeugen zu wollen und wird die Gram-

matik ungleich wichtiger genommen als irgend welche deutsche Vaterlandskunde oder Erziehung der Jungen zur deutschen Tugend.

Also wäre es ein wahres Wunder, wenn mehr Nationalsinn unter den Deutschen zu finden wäre, als er gefunden wird. Auch erwartet man ganz vergebens von politischen Ereignissen, Krieg und Revolution, eine Besserung. Es bedürfte erst einer gänzlichen Reform der Denkart und Sitte, des Geschmacks und der Bildung. So lange die Sprache unsrer Großen und unsrer Diplomatie immer noch die französische ist, so lange alle deutschen Männer und Frauen in ihrer äußern Erscheinung, in der sich überall die Gesinnung abspiegeln soll, sclavisch der französischen Mode nachleben, so lange in der classischen Schule die deutsche Jugend systematisch entdeutscht wird, haben wir gar kein Recht, uns für eine selbständige Nation zu halten und die Ehre einer solchen anzusprechen. Ganz abgesehen von den dynastischen und confessionellen Sonderinteressen, die unsre Vereinigung zu einer Nation verhindern.

Das Uebel wurzelt tief und währt schon seit Jahrhunderten. Deswegen genügt es nicht, immer nur, wie der alte Attinghäuser zu jammern: Seid einig, einig, einig! Um einig werden zu können, müßte man erst die ganze Gesinnung, die ganze Grundlage der Bildung in Deutschland umändern. Das kann aber nicht durch einen bloßen Willensact geschehen. Dazu bedarf es einer jahrhundert langen Entwicklung, wie auch die heillose Verwicklung Jahrhunderte gebraucht hat. Wir haben in diesen Blättern viel und oft und auch in historischen Werken, auf diese Nothwendigkeit hingewiesen und immer wiederholt, daß nur aus einer gründlichen Kenntniß deutscher Geschichte diejenige Einsicht hervorgehen könne, welche es den Lenkern der Nation am Ende möglich machen würde, solche nationale Einrichtungen zu treffen, die uns von der Tyrannei ausländischer Mode und classischer Bezauberung frei machen können, so daß der Deutsche von Jugend auf einmal nur deutsche Luft athmen könnte und nicht fremde athmen müßte. Aber unsere Worte haben nie etwas gefruchtet. Die Mode übt ihre Tyrannei fort. Auch Werke wie das vorliegende und selbst wie die von Riehl, der noch die meisten Leser gefunden hat, können die Modeströmung, gegen die sie anschwimmen, nicht hemmen.

Wir folgen dem Verfasser zum zweiten Abschnitt, der in einer sehr einläßlichen Weise von den Grenzen der deutschen Nationalität handelt und wodurch constatirt wird, erstens, daß trotz unserer vielen Schulen und Universitäten im Publikum in Bezug auf diese Grenzen die gröbste Unwissenheit herrscht, und zweitens, daß die deutschen Regierungen sich in Bezug auf Wahrung der deutschen Grenzen wiederholt der gröbsten Fahrlässigkeit schuldig gemacht haben, wobei ihnen jedoch zu statten kam, daß das deutsche Publikum den Schaden kaum bemerkte. Man kann heute noch in deutschen Lehrbüchern französische Ortsnamen an den westlichen Grenzen lesen, wo an Ort und Stelle deutsche Ortsnamen gäng und gäbe sind und auch das Volk deutsch redet. Die deutschen Diplomaten, welche die beiden Pariser Frieden schloßen, lebten in solcher Unwissenheit, daß sie einen großen District an Frankreich abtraten, weil sie meinten, er sey von Franzosen bewohnt, während er heute noch von Deutschen bewohnt ist. In Bezug auf die Grenzfragen ist ein solches Nichtwissen wie bei den Regenten und Vertretern des Volks, so beim Volke selbst unverzeihlich und deswegen können wir nicht dringend genug auffordern, das vorliegende Buch zu lesen, welches den genauesten und klarsten Aufschluß über unsere nationalen Grenzen nach allen Seiten hin gewährt.

Hören wir den Verfasser: „In deutschen Mittelschulen lernt man latein und griechisch, aber nicht deutsch. Man lernt sogar griechische Dialekte, lernt attisch und jonisch, äolisch und dorisch unterscheiden; von deutschen Mundarten aber, und daß z. B. holländisch und flämisch blos deutsche Dialekte sind, davon lernt man Nichts. So kommt es, daß man studierte Leute treffen kann, die das Holländische (von den Holländern selbst das Niederdeutsche genannt) für eine wildfremde Sprache halten, oder die mit französisch gespitztem Munde Brühsch aussprechen, wenn es sich um Brügge handelt, und denen niemals zu Ohren kam, daß Anvers nur der französische Name für das gut niederdeutsche Antwerpen ist. Es ist um Nichts besser, als wenn ein Deutscher Trèves schriebe für Trier, Deuxponts für Zweibrücken, oder Bâle für Basel. Auch Goethes Egmont hat ein welsches Röcklein an; im Niederdeutschen wird der Name mit d geschrieben, und zwar aus dem guten Grunde, weil mond in niederdeutscher Form dieselbe Endung ist, auf welche in oberdeutscher die Ortsnamen Neckargemünd und Orlamünde ausgehen. Deutschland kennt sich selbst zu wenig. Es war ein Engländer, der sich in Dresden unter den Nachkommen der Sachsen Wittekinds zu befinden glaubte, aber es gibt Deutsche genug, die diesen ethnographischen Irrthum theilen. Ein ähnlicher findet sich in dem schleswig-holsteinischen Bundesliede: — der deutsche Schleswiger und der Holsteiner sind als Deutsche, worauf ja eben der Ton gelegt wird, nicht blos verwandten, sondern gleichen Stammes; ‚stammverwandt‘ aber sind Beide mit dem Dänen, insofern dieser der

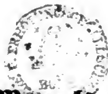
germanischen Völkerfamilie angehört. Die Ethnographie ist verhältnißmäßig eine noch junge Wissenschaft. Jener deutsche Historiker, der von der ‚belgischen Nationalität' Karl V. schrieb, war noch nicht bis zur Schwelle gekommen; auch jene Diplomatie nicht, die bei der Theilung des luxemburgischen Landes den Bezirk ‚Arlon' der belgisch-wallonischen Seite zuschied: Arlon selbst nämlich heißt auf deutsch Arlen und ist so wenig wallonisch, als der Sitz des deutschen Bundestags."

Wie viele Deutsche gibt es, die nachfolgende Thatsachen nicht kennen. „Es wird deutsch gesprochen auf dem ganzen Strich südlich von Luxemburg bis in die Nähe von Metz. Und in Metz selbst sind die deutschen Urbewohner noch jetzt nicht ganz ausgestorben mit ihrer Sprache, obgleich sie nur einen kleinen Theil ausmachen und die Bewohner eines besondern Stadtviertels bilden, welche, so ungern es die französische Regierung sieht, zu bestimmten Zeiten deutschen Gottesdienst in der Kathedrale erhalten. Die Oerter in der Umgegend von Diedenhofen haben sämmtlich deutsche Namen, wiewohl sie [die Namen] von den Franzosen französirt worden sind; ein Beispiel, das die guten Deutschen sehr bereitwillig nachgeahmt haben, sey es in Lehrbüchern oder bei anderweitigen Bezeichnungen. So haben die Behörden der Luxemburger Garnison, gegen den Gebrauch der eingebornen Luxemburger, die Diedenhofer Straße unter deren Thor thionvillisirt. Rodemack, Königsmack rc. findet man auf deutschen Karten gedruckt, während die Eingebornen dieser Orte sie nach wie vor Rodemacher, Königsmacher nennen. In gleicher Weise hat man andere Orte in dieser Gegend zwischen Luxemburg und Metz, in denen deutsch gesprochen wird, nach französischem Muster zugeschnitten. Dahin gehören Russe (Röthchen), Lomerange (Lomeringen), Talange (Talingen), Bettlanville), (Bettendorf), Chateau la grange (Scheuerschloß, wie es der gemeine Mann ebenfalls noch nennt). In Munoven kenne ich einen Mann, der als Eingeborener kein Wort französisch spricht und mir erzählte, daß in seiner Jugendzeit kein Mensch im ganzen Orte ein Wort französisch verstund, daß in der Schule nur deutsche Katechismen im Gebrauch gewesen seyen, und daß man allgemein eine große Abneigung gegen das Französische gehabt habe, weil nach einer Volkssage alle ursprünglich deutschen Lande in Folge eines großen Krieges dem Mutterland wieder einverleibt werden sollten. Im Kriege von 1813, 14, u. 15 habe man diese Katastrophe erkennen zu müssen geglaubt; nachdem dieselbe nicht in jenem Sinne beendigt worden, schien auch dieser Glaube wankend geworden und möchte daher wohl nun allmählig erlöschen. . . . . ‚Jahrhunderte sind verflossen, seitdem unter Ludwig XIV. der südliche Theil des ehemaligen Herzogthums Luxemburg mit Diedenhofen, Sirk rc., eine Bevölkerung von wenigstens 100,000 Deutschen, vom Mutterland abgetrennt wurde, und doch habe ich selbst die Erfahrung gemacht, daß mir ein Landmann dieser Gegend auf die Frage, was er sey, sichtbar wohlgefällig die Antwort gab: ein Deutscher.' (Deutsche Wochenzeitung, 1843, Nr. 13.) In Strickers Germania, Bd. 1, 1847, sagt ein Aufsatz über das deutsche Element an der deutschen Westgrenze: ‚Gegenwärtig ist bereits im Elsaß französisch ein Siebentel, in Lothringen ein Drittel; in Hochburgund ist nicht ein Zehntel mehr deutsch. . . . . In Lothringen ist das Deutsche im offenbaren schnellen Zurückweichen begriffen. Nur in den Städten hält sich noch ein deutscher Bürgerstamm, aber er ist nicht angesehen. In Tull und Nanzig sind noch viele Deutsche; Metz könnte man fast ganz deutsch nennen, wenn man zwei Drittel der Einwohner, welche das Patois messin sprechen, dazu nehmen wollte. Um Boulogne herum liegen die Dörfer Maninghem, Boulenberg, Echinhem, Fauquemberg, deren deutscher Namensursprung augenfällig ist. Für Lille, Tournay, Arras, Cambray, und Mons (en Hainault) sagt man auch Ryssel, Doornik, Atrecht, Cameryk (oberdeutsch: Kammerich), und Bergen im Hennegau."

An der italienischen Grenze, in Südtirol, ist die deutsche Sprachgrenze auffallend zurückgegangen und zwar erst in neuerer Zeit. Die alte Republik Venedig achtete die Sprache der in ihrem Gebiet eingeschlossenen deutschen Gemeinden besser, als es später die österreichische Regierung gethan hat. Metternich wollte Oesterreich vom deutschen Einfluß frei halten und begünstigte deßhalb die nichtdeutschen Nationalitäten des Kaiserstaates, vor allem die Italiener, wofür Oesterreich den Dank 1848 und 1859 geerntet hat. Südtirol ist fanatisch italienisirt, was es nicht wäre, wenn die Regierung die deutschen Gemeinden besser geschützt hätte. Uebrigens hat sich auch der italienische Klerus dabei versündigt, indem er sehr viel zur Italienisirung der deutschen Schulen beigetragen hat. Auch ihn hat der Undank getroffen, denn die deutschen Tiroler sind bessere Katholiken geblieben als die italienische Nationalpartei.

(Fortsetzung folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, № 32. 20. April 1864.

Anthropologie.

Vorlesungen über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung und in der Geschichte der Erde von Carl Vogt. 2—4 Lieferung. Zwei Bände. Gießen, Ricker, 1863.

Ueber die erste Lieferung sprachen wir in Nro. 75 des Literaturblattes vom vorigen Jahre. Das ganze Werk ist mit einer Menge von Holzschnitten durchzogen, welche fast ausschließlich Schädel, Schädeltheile und Gehirne von Menschen und Affen vergleichend zusammenstellen, weil das ganze Werk den Zweck hat, zu beweisen, daß der Mensch, wenn auch höher ausgebildet, doch vom Affen abstamme, daß die ältern Racen, von denen man noch Schädel in Höhlen, im Torf ꝛc. gefunden hat, noch kaum über den Affen sich erheben, wie noch jetzt die Australier, Eskimaux, Idioten und Cretinen. „Wenn es möglich ist, sagt Vogt, II. 256, daß der Mensch durch Hemmung seiner Bildung und Entwicklung dem Affen näher gebracht werde, so muß auch das Bildungsgesetz für beide ein gleiches seyn." Da man vor kurzem den Gorill entdeckt hat, einen Affen, welcher dem Menschen noch ähnlicher ist, als der Orang Utang und Schimpanse, so meint Vogt, es könne wohl noch eine Affenart gefunden werden, welche die Uebereinstimmung mit dem Menschen noch deutlicher darlege. Kurz er ist ganz vernarrt in die Affen, affentrunken, affenselig. Man sieht ihm auf jeder Seite die Wonne an, in der er schwebt, all die vielen Affenschädel brüderlich an den seinen drücken zu können. Und er ist wirklich nicht ganz ohne Schwärmerei für seine vermeintliche Entdeckung. Denn obgleich es ihm hauptsächlich darauf ankommt, das Christenthum und den Bibelglauben zu verhöhnen, wie die affenartigen Teufel auf Bildern von Bosch, Höllenbreughel und Teniers alles Heilige angrinzen und beflecken, so gibt er sich doch auch ernstlich Mühe, seine Lieblingsmeinung mit allem möglichen Apparat von s. g. wissenschaftlichen Gründen zu unterstützen, wird dabei grade so pedantisch, wie die vielen andern Professoren, die er verspottet, weil sie ihre Lieblingsmeinungen verfechten, und merkt, indem er über andere Zöpfe lacht, den eigenen nicht, der ihm hinten hängt.

Greift man ihn als einen Ton in der Claviatur der modernen Wissenschaft heraus, so erkennt man, daß er ganz dahin gehört, wo er sich findet, denn da die Hauptströmung der modernen Wissenschaft vom Heiligen und von der Gottähnlichkeit des Menschen abgewendet und rückläufig ist, so mußte unter den unzähligen wissenschaftlichen Forschern und Denkern ganz natürlicherweise auch einer kommen, der noch über Hegel hinausging. Hegel verlegte die Gottheit einzig in den Menschen, nun verlegt wieder Vogt die Menschheit einzig in den Affen. Das ist die ganz richtige Consequenz der rückläufigen Wissenschaft.

Nach Vogt sollen die Menschen nicht von einem Paare stammen, sondern von sehr vielen Paaren, die als Autochthonen auf dem Boden gewachsen sind, auf dem man noch ihre Ueberreste findet. Aus einer sehr sorgfältigen Vergleichung aller Menschenschädel, die man in Höhlen, im Torfe ꝛc. gefunden hat und die aus einer Zeit stammen, in der es noch Mammuthe, Höhlenbären ꝛc. gab und die Menschen noch kein Metall kannten, glaubt er auch ein affenartiges Urvolk oder vielmehr auf affenartige Urfamilien der Menschen schließen zu dürfen. Der Menschenschädel der Schmerling'schen Sammlung in Lüttich, den man in der Höhle von Engis gefunden, und der Schädel, den man im Kalke des Neanderthals bei Elberfeld gefunden, gelten ihm als die ältesten. Dann folgen die aus den Höhlen von Lombrive und Lherm und aus den Grotten von Arcy. Man fand sie vermischt mit Knochen von Höhlenbären, Hyänen, Nas-

hörnern rc. „Die Leichen wurden mit den Thieren, in deren Mitte sie lebten, in die Höhlen hineingeschlemmt.“ In der Nähe von Puy fand man Menschenknochen im vulkanischen Gestein des längst erloschenen Vulkanes Denise. Die ältesten Beile und Messer, die man mit Menschenknochen vereinigt an verschiedenen Orten in der weit verbreiteten Kalkregion des nördlichen Frankreichs und Englands fand, waren von Feuerstein und sehr roh. Sämmtliche Schädel verriethen eine sehr niedrige, affenartige Race, durchaus verschieden von den edleren Racen, die erst später eingewandert seyn müssen, aber noch ähnlich den Australiern und Eskimaux. Dasselbe wird von einem Schädel gemeldet, den man bei Plau in Mecklenburg gefunden.

Wir bedauern, nicht beurtheilen zu können, ob die Behauptungen und Messungen durchgängig den Thatsachen entsprechen. Eine gewisse Absichtlichkeit, die Verthierung und den Kannibalismus als älteste Culturstufe der europäischen Menschheit darzulegen, läßt sich nicht verkennen. Am Ufer der Maas bei Chauvaux unfern von Lüttich fand man in einer Erdspalte eine Menge Thier- und Menschenknochen, „so zersetzt, daß sie leicht in Stücke zerfielen.“ Gleichwohl hat der Entdecker, Doctor Spring aus diesen zerbröckelten Knochen ein ganzes Stück Culturgeschichte des Volks, dem sie angehörten, herausgekünstelt. „Spring schließt aus diesem Funde und zwar mit vollem Rechte, wie es scheint, daß die Knochen von Chauvaux die Reste eines Festes von Kannibalen seyen und er stützt diesen Schluß auf den gleichen Zustand aller Knochen, der menschlichen wie der Thierknochen, die alle zerbrochen waren, um das Mark herauszunehmen, auf die Abwesenheit von Schädelbruchstücken der Thiere, deren Fleisch man nur herbeigeschleppt hatte, sowie auf den Umstand, daß alle Menschenknochen nur jungen Individuen angehörten, deren Fleisch man gewiß bei solchen Festen vorzog.“ Vogt sucht aus dem Umstande, daß man bei den Menschenknochen keine vegetabilischen Reste gefunden habe, den Beweis zu führen, der Mensch sey damals nur ein fleischfressendes Thier gewesen. „Gleich den Thieren des Waldes fiel der Mensch seine Beute an, die er durch List, Schnelligkeit oder Gewalt bekämpfte, und wie man sieht, gelang es ihm mittelst seiner einfachen Steinwaffen sogar, des jungen Nashornes Meister zu werden. Er kleidete sich wahrscheinlich in die Felle dieser Thiere, die er mit rohen, nadelförmigen, aus Knochensplittern zubereiteten Instrumenten und dünnen Sehnen zusammennähte. Er hauste wahrscheinlich in Nestern oder kunstlosen Hütten, etwas besser gebaut und aus Zweigen zusammengeflochten, als diejenigen, welche die menschenähnlichen Affen sich noch heute bereiten. Jener erste Mensch besaß kein Hausthier. Nirgends hat sich eine Spur von solchen vorgefunden, erst später zeigen sich Spuren und zuerst scheint es der Hund zu seyn, welcher sich dem Menschen anschließt. Das ist der paradiesische Zustand der ersten Menschen, wenigstens so weit sie bis jetzt gekannt sind, wie ihn uns die stummen Thatsachen, die Steine und Knochen erzählen. Aus einem wilden Leben, welchem gegenüber sogar die Zustände des sogenannten Wilden in der alten und neuen Welt als eine raffinirte Civilisation erscheinen müssen, hat sich das Menschengeschlecht allmählich herauf ringen müssen in erbittertem Kampfe um sein Daseyn, den es nur dadurch siegreich bestehen konnte, daß die ihm gewordene Menge von Gehirn und von Intelligenz größer war, als diejenige, welche der ihn umgebenden Thierwelt zukam. Aber auch diese Dosis von Intelligenz war eine verhältnißmäßig kleine, wie sich aus den Schädeln erweisen läßt, die wir aus dieser Periode kennen.“

Auch in der Schweiz, wo der Verfasser lebt, hat man sehr alte Menschenskelette gefunden, doch aus einer schon historischen Zeit. Deshalb sind die Schädel denen der heutigen Schweizer noch ähnlich. Darunter machen sich nur wenige schmale Schädel bemerklich, die einer niedern Race angehören und deren Vorkommen in der Schweiz sich Vogt folgendermaßen zu erklären sucht. „Alle Schmalschädel dieser Art, welche mir bis jetzt bekannt geworden sind und deren Fundstätte genau erörtert ist, gehören also derselben Epoche, der Zeit des Sturzes der römischen Zeit und der Einführung des Christenthumes in der Schweiz an. Sie befinden sich in geringem Verhältniß gemischt unter den anderen Schädeln, welche, wie vergleichende Untersuchungen lehren, ihren Typus von der Neuzeit bis auf heute unverändert erhalten haben. Man darf also wohl die Vermuthung aussprechen, daß diese schmalen Schädel, die unter allen anderen der Affenform am meisten gleichen, Einwanderern gehört haben müssen, die nur in geringer Zahl in der Schweiz sich einfanden und deren Typus sich dort nicht weiter fortpflanzte, sondern bald wieder verschwand. Es läßt sich aber kaum eine andere Einwanderung zu dieser Zeit constatiren, als diejenige der christlichen Missionäre, welche der Sage nach größtentheils aus Irland kamen. An und für sich ist es wohl nicht unwahrscheinlich, daß die neuere Religion, vor welcher die römische so hoch aufgeblühte Civilisation wieder in die Nacht der Barbarei zurücksank, von Menschen eingeführt werden mußte, an deren Schädel der Anatom die thierischen Affencharaktere am ausgiebigsten entwickelt findet, während der Phrenologe in dem weit nach hinten ge-

legenen Scheitel das Organ der Gottesfurcht bedeutend ausgebildet finden könnte. Ich nenne also diese mehr affenähnlichen Schmalschädel der Schweiz einstweilen die Apostelköpfe und stelle mir vor, daß sie auch im Leben mit dem Typus, der in der byzantinisch-nazarenischen Kunstanschauung dem Apostel Petrus zukömmt, einige Aehnlichkeit gehabt haben mögen."

Wenn man erwägt, welchen Segen die ersten christlichen Sendboten aus Irland und England in die deutschen Alpen gebracht haben, wie die Römer nur die helvetische Wüste zurückgelassen hatten und alle edlere Gesittung und Cultur erst mit den christlichen Missionen in dieselbe eindrangen, wenn man die hohe und heilige Bedeutung der Christianisirung unserer Alpenbewohner wie aller europäischen Nationen erwägt und endlich die Treue, mit welcher die frommen Eidgenossen länger als ein Jahrtausend das Andenken ihrer Apostel, Märtyrer und Heiligen bewahrten, kann man nur die Achsel zucken, daß ihre Nachkommen das frivole Geschwätz anhören und ihm wohl gar Beifall klatschen, was heute die ganze christliche Vorzeit wegspotten will.

Der Verfasser spottet auch über die, welche gemeint haben, Religion und Moral seyen ein Vorzug des Menschen vor dem Affen. Es macht ihm Spaß, das Gegentheil zu beweisen. „Wir wollen für einen Augenblick annehmen, daß dasjenige, was Quatrefages Religiosität nennt, sich bei allen Völkern ohne Ausnahme finde, so beweist dies durchaus noch nicht, daß hiermit eine neue Thätigkeit, eine ganz neue geistige Eigenschaft bei dem Menschen existirt. Es beweist nur, daß der Mensch über diejenigen Erscheinungen, deren Grund er nicht erfassen kann, sich Vorstellungen macht, die das Thier sich eben nicht macht, weil es, vermöge seiner geringeren geistigen Begabung, sich gar nicht veranlaßt fühlt, über den Grund solcher Erscheinungen nachzudenken. Der stumpfsinnige Cretin nimmt gar keine Notiz von dem Donner; der Einfältige fürchtet sich vor demselben, als vor einer gewaltigen Naturerscheinung, deren Grund er nicht zu enträthseln vermag; der Heide entwickelt aus dem unbekannten X einen Donnergott; der gläubige Christ läßt seinen Herrgott donnern und der intelligente Mensch, der etwas von Physik versteht, donnert und blitzt selber, wenn ihm die dazu nöthigen Apparate zu Gebote stehen. Das ist der ganz allgemeine Gang der religiösen Vorstellungen, und ich wüßte wahrlich keinen Grund zu finden, um dem ganzen menschlichen Geschlechte die Religiosität als eine ganz besondere Eigenschaft anzuhängen. Zur Zeit versuchte Herr R. Wagner den Gläubigen speciell die Eigenschaft des Glaubens zu vindiciren und ging so weit, die Auffindung eines Glaubensorganes zu verlangen, das nach Zellers beißendem Ausdrucke dem Menschen eingesetzt werden sollte, wie ein Stuhlbein." Vogt macht darauf aufmerksam, der Hund fürchte sich vor Gespenstern, wie der Mensch. „Die Furcht vor dem Uebernatürlichen, vor dem Unbekannten ist der Keim der religiösen Vorstellungen, sie findet sich bei unseren intelligenten Hausthieren, dem Hunde und dem Pferde, in hohem Grade entwickelt. Der Keim dieser Vorstellungen wie so vieler anderen wird bei dem Menschen nur weiter ausgebildet, zu einem Systeme, einem Glauben verarbeitet. Mit demselben Rechte, womit man den Glauben an etwas Uebernatürliches als eine fundamentale Geisteseigenschaft des Menschen ansieht, könnte man auch die Mathematik als solche deduciren. Kein Thier nennt die Mathematik, die Geometrie — aber es gibt Thiere, die unzweifelhaft zählen können, wenn auch nur bis zu wenigen Ziffern, und das ist der Keim des ganzen stolzen Gebäudes, welches der Mensch aufgeführt und mittelst dessen er die Räume des Himmels und der Erde gemessen hat. Ganz so hat auch kein Thier den Glauben — aber es hat die Furcht vor dem Unbekannten, und ist es nicht die Furcht vor dem Unbekannten, die Gottesfurcht, aus welcher der Mensch die Religionen entwickelt hat?"

(Schluß folgt.)

Vaterlandskunde.

Deutsche Zustände und Interessen. Von Friedrich Giehne. Erstes Heft. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung 1864.

(Schluß.)

Noch mehr ist das deutsche Element in Ungarn vernachläßigt worden. Die einst zahlreichen Sachsen in der Zips sind in Slowaken umgewandelt. „Nicht slowakisirt, aber magyarisirt wurde die deutsche Kolonie der Königin Gisela am Samosch, bei Nemethi-Szathmar, d. h. Deutsch-Sathmar, wo jedoch nun Nichts mehr deutsch ist. Unzählbar sind die sonstigen Fälle von Magyarisirung; es geht nämlich nicht landstrichsweise, sondern den Hauptstoff dazu, einzeln auseinanderbröckelnd, liefert das städtische Element. In Pesth und Ofen z. B. gibt es deutsche Handwerker und Kaufleute, die ihre Namen, trotz Goethe und Schiller, in's Magyarische übersetzen, welches allda die Kavalierssprache ist; auch ist es vorgekommen, daß von deutschen Gemeindemehrheiten der Beschluß ausging, ihre Rathsprotokolle

hinfort nicht mehr deutsch, sondern magyarisch zu führen, gleichviel, ob ihnen verständlich oder nicht."

Belgien, wo die Mehrheit deutsch ist, bleibt gleichwohl, wie auch Holland, der deutschen Literatur verschlossen. Die Vlämingen haben sich ganz französisch zustutzen lassen und die Holländer beharren bei ihrer Mundart, ungleich den Schweizern, die gewiß sehr wohl gethan haben, sich dem Entwicklungsgang des deutschen Geistes in der deutschen Literatur nicht zu entfremden. Auch in Nordamerika fehlt dem deutschen Element die deutsche Literatur. Der Verfasser weist nach, daß sich in der Unionsbibliothek kaum 50 deutsche Bücher befinden.

Im letzten Abschnitt seines lehrreichen Buches handelt Herr Glehne von Rhein und Donau, als den großen Pulsadern des deutschen Sprachgebietes, an die sich unsere ganze Zukunft knüpft. Man muß in der That erstaunen, wie schrecklich leichtsinnig diejenigen Deutschen sind, die sich mit Italienern, Ungarn und Slaven gegen Oesterreich verbinden möchten, womit sie die deutsche Auswanderung und Eroberung längs der Donau ein für allemal ausschließen, also den schönsten Theil der deutschen Zukunft Preis geben, während auch der Rhein durch die Zwietracht der Deutschen immer noch gefährdet und sein Besitz unsicher ist.

Herr Glehne hebt nach Gebühr hervor, wie unverantwortlich die deutschen Diplomaten in beiden Pariser Friedensschlüssen und am Wiener Congreß gehandelt haben, indem sie nicht nur einen Theil des linken Rheinufers mit der wichtigen Festung Straßburg den Franzosen überließen, sondern auch die Mündungen des Rheines und der Maas Preis gaben. Deutsche Waffen befreiten Holland und zum Dank sperrte uns Holland jene Mündungen durch die bekannte perfide Auslegung der Worte jusqu' à la mer. „Der Zug der preußischen Grenzlinie an der Maas, ganz nahe am rechten Ufer hinlaufend, niemals aber dasselbe berührend, ist von der Art, wie man sie sonst nur einem Besiegten zuzumuthen pflegt. Vertragsmäßig war nämlich auf dem Congresse bedungen, daß Preußen nirgends bis auf 800 rheinländische Ruthen der Maas nahe zu kommen habe, d. h. es fand sich mit dürren Worten von dem Fluß abgesperrt, der nun mit beiden Ufern holländisch war; wenn man die Ungereimtheit auf der Karte ansieht, sollte man glauben, holländische Waffen hätten Preußen befreit, daß man ihm eine so monströse Grenze zu bieten wagte, und nicht umgekehrt. Seelen und Quadratmeilen zählte man ohne Zweifel richtig ab; nur ließ diese edle Kunst eben auch noch andere Aufgaben übrig. Von den französischen Grenzpfählen an bis nach Ostfriesland herüber war nun die ganze Seeküste, waren die Mündungen aller Ströme holländisch, d. h. in Feindeshand; von Ostfriesland an bis zur Elbe, da Hannover damals noch englisch war, folgte hierauf die Oberhand Englands, und die war ebenfalls nicht zum Heil Deutschlands ausgestreckt; wo endlich der englische Einfluß aufhörte, da fing der dänische an, und er reichte bis an Lübeck hin. Als nachmals der deutsche Zollverein auftrat, eine bedeutsame Erscheinung, weil er die deutschen Interessen zu fördern verhieß, welche der Wiener Congreß versäumt hatte, sah man erst recht, wie jämmerlich Alles bestellt war: — der Zollverein reichte bereits über zwei Drittheile des deutschen Bundes, und noch immer hatte er keinen Strom bis in's Meer, als die einzige Oder, deren Seeweg wieder mit einer Sperre bei Kopenhagen abschloß. Diese Zustände verdankte Deutschland den ‚Verträgen von 1815.' Im Krieg waren die deutschen Waffen gesegnet gewesen; auf den Ergebnissen der Friedensverhandlung ruhte ein Fluch."

Es ist so ungeheuer viel und grob an Deutschland gesündigt worden, daß man kaum im Stande ist, eins nicht über dem andern zu vergessen. So hätte Herr Glehne noch den russisch-schwedisch-dänischen Vertrag im Beginn des Jahres 1813 erwähnen dürfen, durch den uns die Hansastädte sollten abgesprochen und mit Dänemark vereinigt werden. So hätte er auch der Zeitungsartikel erwähnen dürfen, in deren Gentz im Auftrag Metternichs, den Rheinischen Merkur lächerlich zu machen versuchte, der das deutsche Interesse mit so edler Wärme vertheidigte. Dagegen erwähnt er einer Thatsache, die insgemein von den deutschen Geschichtschreibern übersehen und vergessen ist. „Nach der Uebergabe von Antwerpen, welches hauptsächlich von deutschen Truppen umstellt gewesen war, fand sich im dortigen Hafen eine Flotte von 38 Linienschiffen und 10 Fregatten, so wie ein massenhaftes Seewesensmaterial aller Art. Deutschland erhielt keinen Schiffsnagel davon; — kümmerte sich auch nicht darum; — selbst die öffentliche Meinung nicht. Es hätte einen eben so guten Anspruch auf Betheiligung an dieser Kriegsbeute gehabt, wie England; nach Verhältniß der deutschen Streitkräfte, so wie in Betracht des Steuerantheils, welchen deutsche Völkerschaften unter dem Zepter Napoleons zu dessen Kriegsflotte mitgezahlt, sogar einen größern."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Sonnabend, № 33. 23. April 1864.

Anthropologie.

Vorlesungen über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung und in der Geschichte der Erde von Carl Vogt. 2—4 Lieferung. Zwei Bände. Gießen, Ricker, 1863.

(Schluß.)

Auch die Moral des Menschen scheint dem Verfasser nicht über der des Thieres zu stehen. „Ich gestehe zu, es ist Katzenmoral, es ist Bärenmoral, die hier den Kindern eingeprägt und eingelernt wird, allein es ist doch eine Moral, und die junge Katze, die auf den Ruf der Mutter nicht kommt, der zweijährige Bär, der seine Geschwister nicht ordentlich besorgt, werden eben so angebrummt und geohrfeigt, wie es den lieben Menschenkindern auch geht, wenn sie den ersten Begriff der menschlichen und christlichen Moral, den kindlichen Gehorsam, außer Augen setzen. Hinsichtlich der Thiergesellschaften aber, erlaube ich mir hier eine Stelle aus dem trefflichen ‚Illustrirten Thierleben von Dr. A. E. Brehm' über die Affengesellschaften auszuziehen: ‚Das befähigtste männliche Mitglied einer Heerde wird Zugführer oder Leitaffe. Diese Würde wird ihm aber nicht durch das ‚allgemeine Stimmrecht' übertragen, sondern ihm erst nach sehr hartnäckigem Kampf und Streit mit anderen Bewerbern, d. h. mit sämmtlichen übrigen alten Männchen, zuertheilt. Die längsten Zähne und die stärksten Arme entscheiden. Wer sich nicht gutwillig unterordnen will, wird durch Bisse und Püffe gemaßregelt, bis er Vernunft annimmt. Dem Starken gebührt die Krone, in seinen Zähnen liegt seine Weisheit. Es ist aber auch erklärlich, daß dem so ist: Die stärksten Affen sind regelmäßig auch die ältesten und ihnen müssen sich wohl oder übel die jüngeren, unerfahrenen unterordnen. Der Leitaffe verlangt und genießt unbedingten Gehorsam und zwar in jeder Hinsicht. Ritterliche Artigkeit ist nicht seine Sache, im Sturm erringt er der Minne Sold. Das jus primae noctis gilt ihm heute noch. Er wird Stammvater eines Volkes, und sein Geschlecht mehrt sich, gleich dem Abrahams, Isaaks und Jacobs, ‚wie der Sand am Meere.'"

Die hämische Spottlust bricht überall durch die wissenschaftlichen Erörterungen des Verfassers hindurch und veranlaßt ihn, Persönlichkeiten und Namen herbeizuziehen, die gar nicht zur Sache gehören. So verhöhnt er I. 163 den seligen Dahlmann in der schnödsten Weise.

Freilich, wenn er sich über seine eigenen Collegen lustig macht, hat er nicht immer Unrecht. Der Professorenhochmuth bildet sich allemal ein, nun der Herr Professor gesprochen habe, sey die Sache ausgemacht. Hinterdrein kommt ein anderer und beweist das Gegentheil, oder macht man neue Entdeckungen und die alten Voraussetzungen sind nicht mehr haltbar. „Es gibt keinen fossilen Affen und kann keinen geben; es gibt keinen fossilen Menschen und kann keinen geben — und heute sprechen wir von fossilen Affen wie von alten Bekannten und führen den fossilen Menschen nicht nur in die Schwemmgebilde, sondern sogar bis in die jüngsten Tertiärgebilde hinein, wenn auch einige Verstockte behaupten mögen, Cuvier's Ausspruch sey eine That des Genies und könne nicht umgestoßen werden. Es sind kaum zwanzig Jahre her, als ich bei Agassiz lernte: Uebergangsschichten, paläozoische Gebilde = Reich der Fische; es gibt keine Reptilien in dieser Zeit und konnte keine geben, weil es dem Schöpfungsplane zuwider gewesen wäre; — secundäre Gebilde (Trias, Jura, Kreide) = Reich der Reptilien; es gibt keine Säugethiere und konnte keine geben, aus demselben Grunde; — tertiäre Schichten = Reich der Säugethiere; es gibt

keine Menschen und konnte keine geben; — heutige Schöpfung = Reich des Menschen. Wo ist heute dieser Schöpfungsplan mit seinen Ausschließlichkeiten hingerathen? Reptilien in den devonischen Schichten, Reptilien in der Kohle, Reptilien in der Dyas — lebe wohl, Reich der Fische! Säugethiere im Jura, Säugethiere im Purbeck-Kalk, den Einige zur untersten Kreide rechnen — auf Wiedersehen Reich der Reptilien! Menschen in den obersten Tertiärschichten, Menschen in den Schwemmgebilden — ein ander Mal wiederkommen, Reich der Säugethiere!"

Hierin hat Vogt wohl Recht und die Rüge läßt sich fast auf alle Gebiete der Wissenschaft anwenden. Nicht nur in den Naturwissenschaften, sondern auch in der Philosophie, in der Staats- und Rechtswissenschaft, Nationalökonomie, sondern auch in den historischen Wissenschaften verdrängt immer eine Auffassungsweise die andere und bleibt sich nur die Geisteshoffahrt und Rechthaberei immer gleich.

Von dieser Hoffahrt und Rechthaberei ist aber Vogt selbst am wenigsten frei. Indem er mit unsäglicher Verachtung von den biblischen Fabeln spricht, fällt er doch selbst in Fabelei. Die Gründe wenigstens, die er anführt, um zu beweisen, daß die gegenwärtige Erdperiode schon 14,400 Jahre daure und daß ihr wenigstens zehn Hebungen und Senkungen von eben so langer Dauer vorangegangen seyen, daß mithin das Alter der Erde auf wenigstens 158,400 Jahre berechnet werden müsse, sind in keiner Weise stichhaltig. Woher weiß er denn, daß die Ablagerungen so lange gebraucht haben? Sagt er nicht selbst S. 149: „Trotz der anscheinenden Regelmäßigkeit sind die Anschwemmungen eines Wildbaches niemals regelmäßig an und für sich; eine einzige außerordentliche Wasserfluth in Folge eines Wolkenbruches kann in einem Tage mehr Material herbeibringen, als viele Jahrhunderte regelmäßig fortgesetzter Anschwemmungen, und dieses Material wird sich eben so regelmäßig nach den Seiten hin in Folge seiner Schwere ablagern, wie das nach und nach herbeigeschwemmte." Wenn das ein Wildbach vermag, was müssen nicht große Fluthen, die sich über die halbe oder ganze Erde ergossen, in eben so kurzer Zeit vermocht haben?

Auch die Menschen versetzt Vogt in eine viel frühere Zeit, als man bisher annahm. So glaubt er, die Cultur in Aegypten sey viel älter, als Adam. „Wie wir indessen die Thatsachen auch betrachten mögen, stets werden wir darauf zurückkommen müssen, daß die sog. Diluvialperiode eine ungemein lange Zeit in sich schließt, während welcher nicht nur Jahreszeiten und Jahre, sondern sogar Jahrtausende verstrichen, innerhalb welcher bedeutende Hebungen und Senkungen von Land und Meer, Veränderungen der Erdoberfläche und ihrer Bewohner an Pflanzen und Thieren, sowohl in engen localen Verhältnissen, als auch über ganze große Erdtheile hin statthatten. Daß erst innerhalb dieser jedenfalls sehr langen Zeit der Mensch in unserer Erdhälfte erschien; daß bis jetzt noch keine Spuren gefunden worden sind, welche auf ein früheres Auftreten in unserem Klima hinzeigen, ist eine durchaus unbestrittene Thatsache; — ob aber der Mensch vor oder nach der letzten Gletscherausdehnung auf unserem Continente erschien, dies ist bis jetzt noch eine Streitfrage. Wir haben uns nach genauer Erwägung der Thatsachen für die letztere Alternative entschieden; wir haben überall nur Beweise gefunden für das Auftreten des Menschen nach der großen Gletscherperiode, nach der Bildung des Gletscherlehmes in Skandinavien, England und der Schweiz; — wir sind aber stets gerne bereit, diese Ansicht wieder aufzugeben und ein noch höheres Alter des Menschen anzunehmen, sobald uns menschliche Ueberreste nachgewiesen werden, welche unter dem Gletscherlehm oder in den jungfräulichen Tertiärschichten sich finden."

Ein Menschengerippe hält Vogt für 57,600 Jahre alt. „Bei der Ausgrabung der Gasanstalt wurde in der Tiefe von 16 Fuß angebranntes Holz gefunden und in derselben Tiefe fanden auch die Arbeiter das Skelet eines Mannes. Der Schädel lag unter den Wurzeln eines Cypressenbaumes, der zu dem vierten Bestande unter der Oberfläche gehörte. Er war ganz wohl erhalten, die übrigen Knochen zerfielen in Stücke, als man sie aufhob. Der Schädel gehörte unzweifelhaft der eingeborenen amerikanischen Rasse an. Nehmen wir nun, wie oben, die jetzige Epoche zu 14,400 Jahren an und rechnen wir dazu drei unterirdische Gruppen, jede eben so lang, indem wir die vierte auslassen, in welcher das Skelet gefunden wurde, also 43,200 Jahre, so erhalten wir für das Alter dieses Skeletes eine Gesammtzahl von 57,600 Jahren." Das ist alles nur vermuthet, nicht bewiesen.

Eben so willkürlich setzt Vogt mit den Autochthonen zugleich natives Getreide und Obst voraus. Wo der Mensch mit dem Höhlenbär zusammengelebt habe, da sey ihm auch schon gewachsen, was er gebraucht habe, und es habe keiner Einführung von außenher weder der Menschen noch des Getreides und Obstes gebraucht. Man hat am Ufer der Schweizer Seen uralte Pfahlbauten und dabei Reste von Menschen, Thieren, Vegetabilien und Geräthen gefunden. „Nun

meint Professor Heer, das Getreide sowie die Obstbäume seyen wohl von den Leuten aus Asien erhalten und mitgebracht und letztere dann in unseren Wäldern verwildert. Mir will es bedünken, als ob die Versuche von Faber über die Umwandlung einer Grasgattung (Aegilops) in Weizen hinreichend Fingerzeig geben, daß das Getreide eben so wohl in unseren Gegenden entstanden, als aus Asien eingeführt worden seyn kann. Die bisherigen Schlüsse über die Einführung des Getreides und der Obstsorten aus Asien beruhen nur auf weit späteren Culturperioden, wo man allerdings die veredelten Sorten, nicht aber die ursprünglichen Arten dieser Culturgewächse einführte. Wäre in der That das Getreide, sowie die Aepfel und Birnen aus Asien eingeführt worden, so wäre allerdings nicht abzusehen, warum man nicht auch andere Nutzflanzen, wie den Hanf und die Rebe, eingeführt hätte, die doch gewiß in Kleinasien ihre Heimath haben. Ein Reiz- und Berauschungsmittel wie die Traube wird jedenfalls einem so ungenießbaren Obste, wie die Holzäpfel sind, bei weitem vorgezogen werden. ‚Steine von Schlehen und von der Traubenkirsche (Prunus Padus),‘ fährt Heer fort, ‚Kerne von Himbeeren und Brombeeren und Schalen von Haselnüssen und Buchnüssen sind in Menge aus dem Schlamme gegraben worden, und zeigen uns, daß diese Waldfrüchte vielfach als Nahrung benutzt worden sind. Es bestand demnach die Nahrung dieser Leute aus Getreidekost, Obst und Waldfrüchten, aus dem Fleisch der Fische, des Gewildes und der Hausthiere, von welchen letzteren ohne Zweifel auch die Milch benutzt wurde. Der aus der Milch bereitete Zieger wurde wahrscheinlich in Töpfen im Rauchfang aufbewahrt. Man findet nämlich nicht selten Töpfe, welche mit ganzen Reihen von Löchern bis gegen den Grund hinab versehen sind, daher sie nicht zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten dienen konnten, wohl aber mußten sich diese zur Aufbewahrung des Ziegers sehr gut eignen, indem die Molke durch die Löcher abtropfen konnte ꝛc.“

Es liegt nun doch wohl nahe, anzunehmen, daß Holzäpfel und Holzbirnen einheimisch seyn konnten, schwerlich aber schon das Getreide, dessen Cultur nicht in Gebirgen und Waldregionen, sondern ohne Zweifel zuerst in fetten Ebenen, und auch nicht unter einer dünnen Bevölkerung, sondern da aufkam, wo eine große Menschenmasse auf eine kunstreichere Ausnutzung der Natur ausgehen mußte, um ihre Existenz zu fristen. Die Ebenen von Babylon und Aegypten eigneten sich zur Erfindung des Getreidebaues, nicht die Alpenthäler.

Geschichte.

Deutschlands trübste Zeit, oder: Der dreißigjährige Krieg in seinen Folgen für das deutsche Culturleben. Von Professor Karl Biedermann. Berlin, B. Brigl.

Ein Portrait und eine Selbstbiographie des Verfassers gehen voran. Wir wollen das allein Wichtige, was er in den sächsischen Wirren der vierziger Jahre und im Frankfurter Parlament mitgemacht hat, als bekannt voraussetzen.

Was „Deutschlands trübste Zeit“ betrifft, so finden wir es sehr löblich, daß der Verfasser darin nicht blos, wie es bisher gewöhnlich war, die Schuld des großen Unglücks, welches bis zu dem Rettungsjahr 1813 über Deutschland gekommen ist, den Fürsten und Höfen, den dynastischen Antipathien, der diplomatischen Arglist oder Schlaffheit, dem verrotteten Adel, der Bureaukratie ꝛc. zuschiebt, sondern auch den s. g. großen und schönen Geistern, den classischen Größen unserer Literatur ihren guten Antheil daran gönnt.

Herr Biedermann sagt Seite 137 sehr wahr: „Die Heroen unserer classischen Literatur nährten zum größern Theil diesen Sinn eines über alle Nationalität hinausgreifenden Weltbürgerthums und gaben ihm in den Augen der Menge eine Art von idealer Weihe. Klopstock, obschon eine Zeit lang für ein Deutschthum schwärmend, das er nur freilich nicht in der Wirklichkeit, sondern in der längst vergangenen Herrlichkeit der germanischen Urwelt suchte, wandte sich doch daneben mit sichtlicher Vorliebe den kosmopolitischen Ideen allgemeiner Völkerfreiheit und Menschenvervollkommnung zu. Lessing, der bei seinen Bestrebungen für Gründung eines deutschen Nationaltheaters den gänzlichen Mangel eines Nationalgeistes als ein unüberwindliches Hinderniß schmerzlich empfand, scheint an die Möglichkeit der Wiedererweckung eines solchen niemals ernstlich gedacht zu haben, bekannte vielmehr von sich selbst ganz offen: von der Liebe zum Vaterlande habe er keinen Begriff und könne darin höchstens eine heroische Schwachheit erblicken. Herder's jugendliche Weltverbesserungspläne theilten sich zwischen seinem speciellen Vaterlande oder seiner heimischen Provinz und der ganzen Menschheit: die Nation, als ein politisches Ganzes, fand darin keinen Platz. In seinen reiferen Jahren war es der Humanismus allein, der seine ganze Seele einnahm. Goethe, mit seinem feinen Instinct für das Nothwendige und Naturgemäße, hatte wohl herausgefühlt, daß der deutschen Poesie ein großer Lebens-

inhalt fehle und daß ein solcher nur zu gewinnen sey durch große Thaten von wahrhaft nationalem Gepräge, solche, ‚bei denen Fürsten und Völker für Einen Mann stehen.‘ Allein, schon früh an der Erlangung eines solchen nationalen Gehaltes verzweifelnd, wandte er sich der poetischen Behandlung individuell menschlicher Situationen und Empfindungen zu und legte seine Ansicht über die deutsche Gegenwart in der bekannten Xenie nieder:

‚Zur Nation Euch zu bilden, Ihr hofft es, Deutsche, vergebens;
Bildet, Ihr könnt es, dafür freier zu Menschen Euch aus!‘

Schiller hatte in seinen frühesten dramatischen Dichtungen die Uebelstände der Kleinstaaterei in Deutschland, freilich mehr von der freiheitlichen, als von der nationalen Seite, gegeißelt. Später führte sein idealer Sinn auch ihn auf die Höhen des Kosmopolitismus; doch zog ein gewisser geschichtlich-politischer Instinct ihn immer wieder zu Stoffen der Wirklichkeit, auch der nationalen, zurück, und sein Schwanengesang ‚Tell‘ war eine poetische Verherrlichung nicht blos der politischen Freiheit und des Volksthums in einem seiner kräftigsten Elemente, dem freien Landmann, sondern auch des festen Zusammenhaltes aller Classen für ein großes gemeinsames Ziel, also recht eigentlich dessen, was die lebendigste Triebkraft jeder wahrhaft nationalen That ist."

Nur die letzte Bemerkung ist nicht ganz richtig, denn wenn in Schillers Wilhelm Tell nicht nur von einer freiheitlichen, sondern auch von einer nationalen Begeisterung geredet werden darf, so kann nicht die deutsche Gesammtnation, sondern nur der eidgenössische Bruchtheil derselben gemeint seyn. Es handelte sich nicht um einen Nationalkrieg, sondern um einen Bürgerkrieg.

Das Buch schließt mit den tröstlichen Worten: „So sind wir allmälig aus einem bloßen ‚Volke von Dichtern und Denkern‘, welches wir, nach dem sehr zweideutigen Lobe einer geistreichen Französin, der Frau von Staël, bis zu den Befreiungskriegen waren, allmälig wieder ein politisches Volk geworden, das wir seit dem 30jährigen Kriege nicht mehr gewesen, und werden, so Gott will, auch wieder eine Nation im vollen Sinne des Wortes werden, was zu seyn wir seit mehr als zwei Jahrhunderten aufgehört hatten." Es thut uns leid, hinzufügen zu müssen, daß des deutschen Volkes Nationalbewußtseyn noch nicht so weit gereift ist, als Herr Biedermann glaubt, da sogar die Partei, welche sich ausschließlich den Nationalverein nennt, durch ihre Sympathien für Italien bewiesen hat, daß sie das große deutsche Nationalinteresse nicht begreift. Sie hat öffentlich erklärt, Venedig zu schützen, liege nicht im deutschen Nationalinteresse. Unser Volk ist in dreißig Staaten getheilt, deren Sonderinteresse natürlicherweise aus der Geschichte der letzten Jahrhunderte hervorgewachsen ist und noch sehr fest wurzelt. Gegenüber diesem mächtigen Sonderinteresse hat die Nation in ihrer Gesammtheit allerdings Anspruch auf eine bessere Wahrung des Gesammtinteresses, als es ihr bisher zu Theil geworden ist, aber dieses Gesammtinteresse ist durch die, welche sich zu seinen Vertretern aufdrängen, schlecht vertreten. Dabei wird nicht viel Gutes herauskommen.

Bei der bevorstehenden Conferenz in London wird Deutschland nur dann genügend vertreten seyn, wenn Oesterreich, Preußen und der deutsche Bund fest zusammenhalten und dieser Einigkeit sollte kein Parteigetriebe entgegenarbeiten.

Literaturgeschichte.

Kalender zur Geschichte der deutschen Literatur. Von L. Schmidt. Bremen, Geisler, 1863.

Eine recht brauchbare Uebersicht der Geburtstage der bedeutendsten deutschen Gelehrten und Dichter, so weit man sie in die frühern Jahrhunderte hinein noch kennt, chronologisch nach den Monatstagen eingetheilt, aber auch mit einem alphabetischen Namenregister versehen, so daß man leicht nachschlagen kann. Bei einzelnen Autoren sind ein paar Werke desselben zur Charakteristik angeführt, aber nicht immer gut gewählt. Sie vollständig zu verzeichnen, würde das Buch freilich viel zu dick gemacht haben.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels


Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Mittwoch, N° 34. 27. April 1864.

Reise.

Reisebilder aus Italien. Von Rudolph Gottschall. Breslau, Trewendt, 1864.

Diese Bilder sind recht lebendig. Der Verfasser ist in der Landschaft-, Architectur- und Genremalerei glücklich und seine Bilder gewähren immer noch Reiz, obgleich die Literatur der italienischen Reisen eine sehr zahlreiche ist.

Er schildert Venedig „die pensionirte Weltstadt" und nicht blos ihren weltberühmten Markusplatz, ihre bunte Volksmenge, ihre Paläste und Gemäldegallerien, sondern er entwirft auch vom Campaniele herab ein Bild der Stadt aus der Vogelperspective. „Im Südwesten zog ein Gewitter auf — Blitze zuckten über die Lagunen von Chioggia, dem Marathon und Salamis Venedigs, wo es über den Todfeind den befreienden Sieg erfochten — Blitze erhellten das Fort Malghera jenseit der Riesenbrücke, deren Pfeiler die Inselstadt mit dem Festlande verbinden — aus dem dichten Gewölk blickte die Sonne nur wie ein Komet mit einem Feuerschweif! Dicht unter uns liegt die Herrlichkeit der alten Staatsmacht in ihren imposanten Bauten ausgeprägt — freilich aus der Vogelperspective zusammenschrumpfend fast zur Bedeutungslosigkeit. Das Dach und die fünf Kuppeln der Markuskirche, die Arkaden des Dogenpalastes und die Procurazien — das scheint alles recht niedliches Schnitzwerk zu seyn, während der Markusplatz selbst wie ein Schachbrett ausgebreitet daliegt! Bedarf es nur der Höhe eines Thurmes, um die Pracht und Größe der Erde so verschwinden zu sehen? An die großen Staatsbauten schließt sich das Häuser-Labyrinth der Meerstadt, undurchdringlich, unentwirrbar, die schmalen Durchgänge, Gassen und Kanäle, ja, selbst die offenen Plätze und den großen Kanal verdeckend, ein seltsames Durcheinander von hohen Stockwerken, Giebeln, Dächern, über welche nur die Spitzen der Kirchen-Façaden und die Thürme hervorragen. Nur die Wasserstraße des Kanals della Giudecca wird von San Giorgio aus in ganzer Ausdehnung sichtbar, während man an dem bald verschwindenden großen Kanal nur die prächtige Marmorkirche Maria della Salute mit ihren stolzen Kuppeln Wache halten sieht. Auf der entgegengesetzten Seite zeigen Werfte und Arsenal ihre gewaltigen Bauten und Räume, während die Riva degli Schiavoni entlang bis zu den öffentlichen Gärten ein Wald von Masten die Stadt umrahmt. Ringsum aber dehnen sich die Lagunen weithin aus, hier nach dem Festlande, dort nach dem Lido und adriatischen Meere zu, dessen klare Fluth gegen das trübere Wasser der Lagunen auffallend absticht. Von hier oben sieht man dem Meersumpf, aus dem die Blume Venetia herausgewachsen, bis in das Herz."

Von Padua wird nur eine kurze Schilderung entworfen. Eine längere von Bologna. Hier charakterisirt der Reisende ein Theaterstück, welches merkwürdig genug ist, weil es zeigt, welche Mittel die Piemontesen anwenden, um in dem Theile des Kirchenstaats, den sie widerrechtlich an sich gerissen haben, Haß und Verachtung gegen die Kirche zu entflammen. „Das fünfactige Drama, das an diesem Abende in Scene ging, behandelte die ‚Mysterien der spanischen Inquisition' und erfüllte in reichem Maße alle Erwartungen, die eine so pomphafte Ankündigung im Gemüthe der Zuschauer erwecken mußte. Die Mittel, deren sich der Autor bediente, um große Wirkungen zu erreichen, waren nicht der zartesten Art. Am Schlusse des vierten Actes hört man hinter der Scene den lange anhaltenden Schmerzensschrei eines Gefolterten aus der Marterkammer, und damit das Auge nicht leer ausgehe, nach-

dem das Ohr einen so hohen Genuß gehabt, wird dem Publikum zuletzt noch der Blick in dieses schauerliche Gemach verstattet, und man sieht das in Todesqualen ringende Opfer unter den Händen der Henkersknechte. Dieses Opfer ist übrigens kein Anderer, als der König Sebastian von Portugal, der echte, nicht der falsche. Der Unglückliche ist in König Philipp's Hände gerathen, der ihn seiner Inquisition überliefert. Es ist die oft betonte Moral des Stückes, daß dieser grausame geistliche Mechanismus nur den Zwecken der weltlichen Politik diene. Das Stück war ein auf Effect berechnetes Machwerk; aber das italienische Volksleben, der Geist, von welchem jetzt die Menge erfaßt ist, ließ sich nirgends besser studiren, als in dieser Arena del Sole. Die Räume waren gefüllt, Kopf an Kopf — Blousen und Hemdärmel neben Uniformen und eleganten Toiletten. Jeder Angriff auf die Inquisition wurde mit stürmischem Jubel begrüßt. Auch die burleske Hauptfigur des Stückes war ein Mitglied des geistlichen Standes, aber jovial-gutmüthig, seine Hauptpassion Essen und Trinken. Die Tochter des Königs Sebastian ist eine Jüdin. Der Autor sagt es, und wir wollen es ihm glauben. Wie könnten wir sonst uns fünf Acte hindurch rühren und ergreifen lassen? Die Schergen der Inquisition rauben sie. Ein lustiger Kavalier zieht den Degen, sie zu befreien. Die Diener der heiligen Hermandad entgegnen ihm: ‚Steck' Deinen Degen ein, Du weißt nicht, wen Du hier vor Dir hast; wir handeln im Auftrage des Inquisitionsgerichts!' Der Kavalier zückt unerschrocken seinen Degen — tanto meglio! Stürmischer Jubel! Am Schluß soll die jüdische Prinzessin verbrannt werden — das Autodafé ist in bester Ordnung. Da befreien sie die Freunde, indem sie das ganze priesterliche Geleit in burlesker Verwirrung über den Haufen werfen. Stürmischer Jubel."

Dieser Vorgang erinnert ganz an die Zeiten der Kirchenverfolgung zur Zeit der französischen Revolution. Als damals der Papst von Rom vertrieben und alle Priester verfolgt wurden, hielt der Oberrabiner daselbst eine pomphafte Rede zur Verherrlichung der Zeit. Schon im vorigen Jahrhundert hatten die Wolfenbüttler Fragmente kaum das Christenthum über Bord geworfen, als auch schon der Jude Nathan als neuer Heiland proklamirt wurde.

Auch in Florenz besuchte der Verfasser die Oper und sah hier eine nicht minder charakteristische Pantomime aufführen, nämlich den Uebergang über die Beresina. Auch das ist ganz im Geschmack der usurpatorischen Regierung, die jetzt im schönen Toscana, wie in der Aemilia, wirthschaftet. Wenn wir nur Rom hätten! Wenn die vermaledeiten Franzosen uns nur hineinließen! Wenn sie nur alle schon über Pontemolle und über das Mittelmeer hinüber wären, wie damals über die Beresina! Das ist der Grundgedanke jener Florentiner Pantomime und von derselben Partei in Scene gesetzt, wie das Inquisitionsdrama in Bologna. Doch lassen sich nicht alle Italiener dadurch bethören. „Den alten, patriarchalisch gewöhnten Bürgern mißfällt das neue Regiment mit seinem fortwährenden militärischen Lärm, dem Getrommel und Geblase, das sie aus ihrer Ruhe aufstört und aufdringlich an die neue Herrschaft gemahnt."

In Rom weilte der Verfasser länger. Hier fand er unter dem Schutze der französischen Armee das kirchliche Ansehen noch aufrecht erhalten. Er schildert eine große Prozession. „Von der großen Armee des Katholicismus waren alle Truppengattungen sichtbar — — eine unglaubliche Zahl von Bannern der ecclesia militans wehte in den Lüften! Ein Orden, eine Corporation nach der andern — — keins der zahlreichen Klöster Roms blieb unvertreten. Die Leiter der Hierarchie aber konnte man von ihren untersten bis zu ihren obersten Sprossen verfolgen. Den Zug eröffnen in braunen Kutten die Franziskaner — ehrwürdige Köpfe mit langen Bärten — meistens Charakterköpfe, die eine reiche Ausbeute für den Maler liefern. Hier die Männer von Aracoeli, dort von Pietro in Montorio! Wie stattlich, wie vornehm dagegen die glattrasirten Dominikaner, die eifrigen Gegner der Schüler des heiligen Franz von Assisi, in ihren weißen Gewändern, oder die aristokratischen Benediktiner! Nicht nur jedes Kloster — jede Kirche hat ihre Wahrzeichen und Vertreter gesendet! Ein kundiger Römer vor mir bezeichnet mir alle die geistlichen Heerschaaren bei ihrem Vorüberziehn — singende und Gebete murmelnde Chöre, Kirchenlieder, Fackeln, soweit das Auge sieht! Dort die Jünglinge der Propaganda, jenes Instituts einer Weltphilologie, deren Streifzüge bis in das Hottentottische und Karaibische reichen — — sie bezeugen die Macht Roms, die sich bis zu den Wendekreisen und zu den Erdpolen erstreckt! Dem endlosen, vorausgeschickten Schweif der Kirche folgt nun ihr weitleuchtender Kern — — die Prälaten, die Beherrscher der Christenheit. Die spitze Mitra kündet die Bischöfe an — das rothe Kreuz strahlt von ihren Pallien! Mit würdevollem Schritte ziehen sie den Höheren voraus — eine Purpurwolke von Kardinälen kündet den Aufgang der päpstlichen Sonne an. In ihrem Abglanze strahlend, wandern die Männer, die Greise des heiligen Kollegiums! Hier

in Rom verschwindet die Bedeutung des Einzelnen in der Masse — — man muß sich erst besinnen, welche Größen man hier vor sich hat — man muß die Leiter der Hierarchie hinausklettern bis zur schwindelnden Höhe, welcher der Kardinalshut winkt! Dann empfindet man erst die schuldige Ehrfurcht vor den Würdenträgern, die hier zugsweise vorüberschwenken, eine Compagnie gefürsteter Häupter. Unter hohem Baldachin, auf einer Bahre getragen, von Weihrauchwolken eingehüllt, erscheint nun der Herr der Christenheit selbst. Er hat die Hände gefaltet, die Augen schlägt er nieder — denn Pius IX. leidet an Schwindel, und es mag ihm großes körperliches Mißbehagen erwecken, so von einem schwankenden Throne auf die Häupter der unabsehbaren Menge hinabzuschauen. Seine Züge sind edel, sanft und wohlwollend — doch nicht ohne die Linien und Falten des Grams und der Enttäuschung!"

Herr Gottschall kann nicht umhin, den tiefen Contrast durchzufühlen, in welchem das wahre Bedürfniß kirchlicher Kunst mit der Art und Weise steht, wie die Renaissance dasselbe befriedigen zu können vermeint hat. Rom ist überfüllt mit Kirchen und Kirchenbildern in dem durch und durch weltlichen, ja heidnischen Renaissancestyl. Der erste große Meister dieses Styles war Michel Angelo, über den sich der Verfasser sehr wahr äußert, daß seine Bilder nicht in die Kirche paßten, weil sie zu nackt, zu athletisch, zu leidenschaftlich sind und ihren Geist aus der Antike und aus der Anatomie entlehnen, nur nicht aus dem Evangelium und aus der kirchlichen Symbolik. Er hätte noch mehr sagen können. Michel Angelo Buonarotti theilte vollkommen den Geschmack der Mediceer, die auch als Päpste nur Heiden waren und nirgend die Ironie verleugneten, mit der sie ihr christliches Amt handhabten. Warum wölbte Michel Angelo ein genaues Nachbild des heidnischen Pantheon über den Dom von St. Peter? Aus keinem andern Grunde, als aus Ironie. Er setzte den heidnischen Götterhimmel über die große Metropole der Christenheit und wollte damit ausdrücken, die Zeit sey gekommen, in welcher der heidnische Geist über den christlichen triumphiren solle und müsse. Dieselbe Ironie kehrt häufig auch bei den Malern jener Zeit wieder. Wer das weltberühmte Bild des h. Bartholomäus genauer betrachtet, wird nicht blos die Anatomie des geschundenen Apostels bewundern, sondern auch die schadenfrohe Physiognomie des Schinders und wird die Erklärung finden in dem umgestürzt daneben liegenden Marmorbild des Apollo. Dieser letztere nämlich ist von unvergleichlicher Schönheit, während nichts Häßlicheres erdacht werden kann, als der geschundene Leib des Märtyrers. Mithin drückt die Schadenfreude des Henkers nur den Gedanken aus, den wir in den Göttern Griechenlands von Schiller wiederholt finden. Der Maler wollte sagen: Ihr Thoren, warum gabt ihr die classische Schönheit dahin, um dafür so grauenhafte Häßlichkeit zu erkaufen?

Herr Gottschall spricht auch über die Antiken in Rom. „Groß ist die Toleranz der Päpste, welche so viel künstlerisch gestaltetes Heidenthum in ihren Herrensitz aufgenommen, so vielen Göttern der Griechen und Römer hier eine Freistatt eröffnet haben, ähnlich wie die Römer die Götter der überwundenen Völker in ihr Pantheon aufnahmen. Diese Götterbilder der Rotonda des Belvedere und des braccio nuovo, Jupiter und Juno, der Apoll von Belvedere, der riesige Herkules, dieser ‚Laokoon', diese ‚Ariadne' — es sind Triumphe einer Kunst, welcher das christliche Weltalter nichts Aehnliches an die Seite zu setzen hat! Und selbst in den ‚Stanzen' Raphael's treten die Philosophen Athens den disputirenden Theologen mit gleicher Herrlichkeit gegenüber — und Apollo mit allen Musen fehlt nicht unter jenen gedankenreichen Gemälden, welche den Kaulbach's unserer Tage zum Vorbild dienen! So neidlos und tolerant, weil des Siegs gewiß, war das Papstthum in jener classischen Zeit der italienischen Kunst — — wir zweifeln, daß es heutzutage dem gemalten oder gemeißelten Heidenthum die gleiche unbefangene Gunst zuwenden würde. Ihm fehlt eben die frühere Siegesgewißheit; es sieht sich rings von Feinden umgeben — die Macht seines Anathems ist gebrochen — ein modernes Heidenthum tritt ihm mit erbitterter Gegnerschaft gegenüber. Da werden auch die müßigen Spiele der Phantasie zur Sünde, welche sich im Lager des Gegners mit seinen Waffen schmücken." Diese Auffassung der Thatsache ist nicht die richtige. Es war nicht kirchliches Sicherheitsgefühl, was Leo X. veranlaßte, heidnisch bauen, heidnisch malen und die heidnischen Götter auferstehen zu lassen, sondern es war Verrath an der Kirche, Abfall von der Kirche, Sünde wider den h. Geist. Ueberall anderswo an den schwächsten und fernsten Grenzen des Kirchengebiets konnten heidnische Gelüste auftauchen, nur nicht im Mittelpunkt. Jene großen vatikanischen und capitolinischen Sammlungen der antiken Götter, Satyrn, Nymphen rc. mochten überall hin besser taugen, als in die unmittelbare Nähe des Grabes Petri. Auf diesem Felsen soll nur die Kirche stehen und keine, wenn auch noch so schöne Götzenversammlung.

Die Franzosen sind zahlreich genug in Rom, um sich bemerklich zu machen. „Auf der Engelsburg, der

alten Schutz- und Trutzveste der Römer, werden die rothen Hosen ausgeklopft; da wimmelt, weit sichtbar, ein militärischer Ameisenhaufen hin und her; der Engel droben aber hat, wie das ewige Rom, sein Schwert in die Scheide gesteckt. Viele Paläste sind in Kasernen verwandelt, aus denen Béranger'sche Lieder ertönen.“ Ein hübsches Genrebild gewährt der französische Tambourmajor, der mit seinen Leuten in der Sonnenhitze ärgerlich warten muß, bis ein langer Zug von Cardinälen in ihren Carossen vorübergefahren ist. Auch von den Umgebungen Roms erhalten wir reizende Bilder, z. B. von Tivoli.

Ueber Neapel faßt sich Herr Gottschall kürzer. Eine gute Bemerkung macht er gelegentlich in Sorrent, wo Tasso geboren ist und ein besonderes Tassohotel die Fremden lockt. Dieses Ausbeuten von Berühmtheiten durch die gemeinste Industrie ist eine starke Schattenseite unserer modernen Bildung. In Italien und der Schweiz längst bis zum Eckel getrieben, greift es auch in Deutschland immer mehr um sich.

Eine andere gute Bemerkung macht der Verfasser, indem er die Hochzeitsreisen tadelt, die immer mehr in Deutschland Mode werden. Sie stehen im Widerspruch mit der uralten häuslichen Sitte und sind etwas durchaus Unnatürliches. Wenn sich Vögel mit Liebe und Sorgfalt ein Nest gebaut haben, setzen sie sich hinein und fliegen nicht davon. Wenn man sich eine Heimat und eignen Heerd gründet, weiht man sie auch mit dem ersten Glück des ehelichen Zusammenlebens ein, zieht sich in eine gleichsam heilige Stille zurück und läuft nicht unter fremde Leute und schläft in fremden Betten.

Herr Gottschall reiste über Genua zurück und weilte noch kurze Zeit in Mailand. Er spricht hier „von dem Dome, einem großartigen, aber höchst bizzaren Gebäude, einer der kostbarsten architectonischen Studien in Marmor, welche die Welt aufzuweisen hat. Die breite Façade des Doms hat etwas Imposantes — ebenso das Innere. Es ist ein gewaltiger Raum — die hohen Pfeiler, mögen sie auch statt der Capitäle geschmacklose Statuen unter Baldachinen tragen, die hohen Fenster mit ihren Glasmalereien geben der inneren Kirche etwas Majestätisches! Es ist nicht der großartig düstere Eindruck des Doms von Florenz, in welchem die Seele sich zu verlieren fürchtet — es herrscht eine erhebende Feierlichkeit in diesem fünfschiffigen Bau.“

(Schluß folgt.)

Biographie.

Johann August Francke, der Armen- und Waisenfreund. Breslau, Hirt, 1863.

Ein nettes Buch, mit Holzschnitten gar hübsch ausgestattet. Es enthält das Leben des berühmten Stifters des nach ihm benannten, heute noch blühenden großen Waisenhauses in Halle, für welches auch der Ertrag des Büchleins bestimmt ist.

Francke war zu Lübeck geboren, studirte Theologie unter Speners und Paul Gerhards Einfluß, wurde von Erfurt als Pietist vertrieben und kam nach Glaucha, wo er als Pfarrer durch das Elend vieler armen Kinder zuerst veranlaßt wurde, eine Armenschule zu gründen. „Zu Ostern 1695 kaufte er für 2 Thlr. Bücher und nahm einen armen Studenten an, der für 1 Thlr. monatlich die armen Kinder täglich 2 Stunden lang unterrichten sollte. Für die nächsten zwei Monate reichte ja das Geld zur Bestreitung der Lehrmittel und Lehrkräfte aus, und dann, hoffte er, werde Gott schon mehr bescheeren. Obgleich von den 27 Büchern, die er den Kindern in die Hände gegeben, nur 4 wieder zurückgebracht wurden (die übrigen hatten sie behalten oder verkauft), so schreckte dies den Armenfreund keineswegs ab. Hatte er doch noch 16 Groschen, wofür er, so weit das Geld reichte, neue Bücher kaufte. Von da ab war auch ersichtlicher Segen bei der Sache. Freunde Francke's, welche sich dieser guten Einrichtung freuten und die Armenschule besuchten, gaben einige Thaler zur Unterstützung derselben her, und auch durchreisende Fremde, die von der Sache hörten, steuerten ihr Scherflein bei. Die Kinder, deren Zahl bald auf sechszig angewachsen war, machten unter der verständigen und liebevollen Leitung ihres jungen Lehrers außerordentliche Fortschritte.“

So klein begann die Anstalt, die nachher die großartigste ihrer Art in ganz Deutschland wurde.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 35. 30. April 1864.

Geschichte.

Geschichte der Burgunden bis zu ihrer Einverleibung in's fränkische Reich. Von Hermann Derichsweiler. Münster, Coppenrath, 1863.

Eine gute Monographie. Die Burgunder spielten eine bedeutende, wenn auch nur kurze Rolle in der verhängnißvollen Zeit der Völkerwanderung, in welcher an die Stelle des gründlich verderbten heidnischen Imperialismus das christlich-deutsche Königthum trat, ein neuer heiliger Glaube, ein neues kerngesundes Volk, eine reinere Volkssitte und eine gegenseitige Verpflichtung des Königs und des freiheitstolzen Volkes. Die edlen Burgunden traten in das römische Reich ein, wie in einen Sumpf. Das ist vom Verfasser sehr richtig aufgefaßt. „Eine todte Einförmigkeit war über die alte Welt gelagert, der Geist erstorben, das Gemüth leer, das Daseyn ein Wechsel von taumelnder Genußsucht und wüstem Unbehagen an der wirklichen Welt. Im politischen Leben war ein völliger Stillstand eingetreten; eine allgemeine, schrankenlose Skepsis hatte jegliches Gebiet des Forschens verödet; das religiöse Leben war versunken in ein abenteuerliches Jagen nach mystischen Verbindungen, losgelöst von allem Sittengesetz. In Mitte dieser versunkenen Welt war das Christenthum eingetreten und hatte auf eine Weise, die immer wunderbar bleiben wird, nach drei Jahrhunderten des Duldens und der Verfolgung sich das Reich der geistigen Ohnmacht erobert. Dem hellenisch-römischen Egoismus hatte es das Gebot allgemeiner Menschenliebe, der allein herrschenden Gewalt die Idee der persönlichen Freiheit und der Gleichheit aller Menschen vor Gott entgegengestellt, und das Menschenherz wieder frei und unbesiegt gemacht. — Ein Keim zu einem neuen Weltalter war gelegt. Aber die alte Welt war innerlich zu sehr ausgelebt, um Träger des neuen Gedankens werden oder von hier aus eine gänzliche Umwandlung erfahren zu können. Da hatte der Markomannenkrieg, ein Ereigniß von weitreichendster Bedeutung, nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts die deutsche Völkerwelt fern und allgewaltig in Bewegung gesetzt." Diese deutsche Bewegung vom Norden her unterstützte die christliche Bewegung vom Süden her. Nichts war von so großer welthistorischer Wichtigkeit, als der Dienst, den der Germanismus damals dem Christenthum geleistet hat.

Jene Jahrhunderte waren furchtbar bewegt. Kein Völkersturm der neueren Zeit kommt jenen alten gleich. Die deutschen Vandalen kamen von der Ostsee aus bis nach Afrika, ein ganzes wanderndes Volk. So ungefähr geschah diese Wanderung, wie wenn heute das ganze Volk der Litthauer mit Weib und Kind und Vieh durch Deutschland, Frankreich und Spanien fortstürmen würde, um sich in Algerien niederzulassen und dort ein Königreich zu gründen. Nicht ganz so weit kamen die Burgunder, aber auch sie kamen von der Weichsel her und hatten auf ihrem Wege, bis sie der Rhone entlang vordrangen, noch schwerere Kämpfe zu bestehen, als die Vandalen.

„Der römische Verkehr mit den bernsteinreichen Küsten des baltischen Meeres brachte zur Zeit, als Kaiser Nero regierte, den Namen der Burgunden, als Bewohner des nordöstlichen Deutschlands, zur Kenntniß der Römer. Zum erstenmale begegnen wir ihnen in der Naturgeschichte des Plinius, der sie als einen Zweig des vandalischen Hauptvolkes neben Varinen, Karinen und Guttonen nennt. Tacitus, der mehr das Unterscheidende der Völker als Aufzählung aller ihm bekannten Namen gibt, hat sie übergangen; ohne Zweifel begriff er sie unter dem weit verbreiteten Namen der lygischen Völkerschaften, welche sich über die schlesischen und polnischen Ebenen bis weit nach Preußen hin dehnten. Als Ptolomäus um das Jahr 175 seine bekannte Völkertafel entwarf, in der nach langem Vergessen die Völker des Nordostens zuerst wieder

erscheinen, kannte er die Burgunden noch in ihren alten Wohnsitzen, von dem Lande der Semnonen auf der rechten Seite der Oder östlich bis an die Ufer der Weichsel reichend, in der Ebene, welche südlich und nördlich von Warthe und Netze umzogen ist. Noch weist die Sage in einzelnen Andeutungen auf die östliche Heimat der Burgunden in diesen Gegenden hin; so der angelsächsische Wanderer, wenn er König Gibika's Reich nordöstlich von dem des gothischen Ermenrich nennt; so die langobardische Sage, welche ihr Volk auf der langen Wanderung von Norden her, jenseits Golanda, Gotenland, nach Wurgundaib, dem Lande der Burgunden, gelangen läßt." Die Insel Bornholm oder Burgundarholm bewahrt heute noch die Erinnerung an die Burgunden, die einst dort und an der gegenüberliegenden Küste der Ostsee heimisch waren.

Die große Bewegung, welche seit dem Markomannenkriege die deutschen Völkerstämme gegen die römischen Grenzen drängte, schob die Burgunden bis nach Franken und Schwaben vor und während die Alemannen südlich in die Schweiz vordrangen, richteten die Burgunden ihr Königthum in Worms auf. Hier findet sie unser Nibelungenlied. Die Erinnerungen an jene Periode sind sehr dunkel. Merkwürdig erscheint, was der Grieche Sokrates zum Jahre 430 berichtet. „Burgunden ist der Name eines barbarischen Volkes; jenseit des Rheines haben sie ihre Wohnsitze. Sie führen ein friedliches Leben, denn fast Alle treiben Gewerbe, aus denen sie ihren Unterhalt gewinnen. In ihr Land machten die Hunen häufige Einfälle, verwüsteten ihre Aecker und tödteten Viele. Sie aber, hülflos, nahmen ihre Zuflucht nicht zu einem Menschen, sie beschlossen sich an einen Gott zu wenden. Da sie nun sahen, daß der Gott der Römer denen gewaltig hilft, die ihn fürchten, so faßten sie den einmüthigen Entschluß, an Christus zu glauben. Sie kamen daher in eine Stadt Galliens und verlangten von dem dortigen Bischofe getauft zu werden. Als sie dann in Allem, was zu thuen und zu glauben nöthig ist, unterrichtet waren, verordnete ihnen der Bischof ein siebentägiges Fasten; am achten Tage erhielten sie die Taufe und kehrten zu den Ihrigen zurück. Jetzt zogen sie mit gewaltigem Muthe gegen den Feind und ihre Hoffnung wurde nicht betrogen. Da nämlich Uptar, König der Hunen, bei Nacht an Ueberfüllung gestorben war, fielen die Burgunden über die führerlosen Haufen her und ihrer Wenige siegten bei dem Ueberfalle über Viele, denn drei Tausend siegten über zehn Tausend. Seitdem ist das Volk mit heißer Liebe der Christuslehre zugethan."

Gleichwohl empfing bald darauf das junge burgundische Reich durch die Hunnen den Stoß, der es zertrümmerte. Der Römer Aetius, der sich noch in Gallien behauptete, hetzte die Hunnen gegen Burgund auf. Im Jahr 437 erfolgte, „wie mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthet werden darf, in den Gegenden um den Odenwald der denkwürdige Vernichtungskampf, dessen gewaltiger Eindruck auf die Zeitgenossen, denen das Außergewöhnliche zum Alltäglichen geworden war, selbst in dem dürren Tone der Chroniken widerhallt. Zwanzig Tausend Burgunden fielen im Kampfe; Gunthar selbst mit seinen Brüdern fand den Untergang. Alles, was der Vernichtung entkam oder der Unterwerfung unter hunnische Herrschaft entfloh, suchte Rettung auf römischem Boden."

Indeß bildete sich ein neues burgundisches Reich in den Westalpen und dehnte sich im Flußgebiet der Rhone aus. An Zahl vermindert, traten die Burgunden als Herren unter die Romanen, die sich, wie es scheint, nicht ungern ihrer Herrschaft unterwarfen. Was die Burgunden betrifft, so heißt es: „Sie machten noch gegen das Ende des fünften Jahrhunderts als siebenschuhige Riesen, mit gelocktem röthlichem Haar, dessen Schönheit und Glanz sie durch aufgetragenes Fett zu erhöhen suchten, das Staunen der gallischen Romanen. Die Rauhheit ihrer Sprache, der barbarische Klang der Worte empörte in demselben Grade die Feinheit des römischen Ohres, wie der vielfach genossene Knoblauch sie zum Abscheu der römischen Nasen machte. Schulter, Brust und den Unterkörper bis zu den Knieen deckte ein buntfarbiger, eng anliegender Leibrock, den Sidonius der römischen Tunica vergleicht. Der größte Theil des Armes, so wie das Unterbein waren bloß; den Fuß bis zu den Knöcheln umhüllte ein Schuh, aus einem Stücke behaarter Thierhaut bestehend, das durch eine Schnur zusammengehalten wurde. Ueber dem Leibrocke, Brust und Schulter bedeckend, lag das Wams, das meist wohl aus Thierhäuten bestand. Ein grüner Mantel, mit rothen Streifen berändert, auf den das lange, durch aufgetragenes Fett verschönerte Haar niederfiel, vollendete den Anzug, der im Wesentlichen noch an die Tracht des Deutschen zu Tacitus' Zeiten erinnert. Unter dem Mantel, über dem Pelzwamms, quer über die Brust lief das Wehrgehenk, an welchem das Zeichen des Freien, das Schwert, hing."

So die Burgunden. Nun die Romanen. „Man lese nur das Buch Salvian's ‚De gubernatione dei' ein erschreckendes Denkmal für das Elend der gallischen Bevölkerung, um zu begreifen, daß der Wechsel der Herrschaft und die Zutheilung von Ländereien an die rüstigen Arme der Deutschen für die Provinzialen einzige Rettung war. Die Niederträchtigkeit der Gerichte, der Druck der Steuern, der besonders auf den untersten Classen lastete, die Habsucht der Beamten hatte einen Zustand geschaffen,

daß, wer nicht selber schlecht handelte, nicht mehr sicher war. ‚Die Rohheit der Sachsen, die Räubereien der Alemannen, die Fühllosigkeit der Gepiden, die Wollust der Hunnen,‘ sagt Salvian, ‚alle diese Greuel sind nichts im Vergleiche zu dem, was wir von den rechtgläubigen Römern zu erleiden haben.‘ Viele der Bewohner lebten in Wäldern und führten dort ein wildes und gesetzloses Daseyn; ganze Gegenden lagen unangebaut und wüst, da es an Kräften für den Ackerbau fehlte. Viele, welche nach der Eroberung der Deutschen noch unter römischer Herrschaft lebten, verließen den heimischen Boden und begaben sich in Gegenden, wo die Barbaren herrschend waren, um der Knechtschaft und dem Alles vernichtenden Steuerdrucke zu entgehen."

Unter diesen Umständen erklärt es sich, warum die aus ihren Sitzen vertriebenen Burgunden schonend mit den Römern umgingen und diese selbst sich ihnen nicht ungern unterwarfen. Daraus erklärt sich auch die Politik der burgundischen Könige, sofern diese in einer engen Beziehung zum noch übrigen römischen Kaiserthum und in der Befreundung der Romanen eine Stütze suchten gegen Hunnen, Westgothen und Franken, weil sie von diesen angefeindet wurden. Man wird zu traurigen Betrachtungen aufgefordert, wenn man liest, wie damals schon die deutschen Volksstämme und Fürstenhäuser einander bis auf den Tod bekämpften, wovon dann immer nur der gemeinschaftliche Feind Vortheil zog. Der Verfasser hätte etwas mehr hervorheben sollen, inwiefern Burgund sich versündigte, als es die großartige gothische Politik des Königs Eurich nicht unterstützte, sondern sich ihr vielmehr, mit den Römern im Bunde, entgegenstemmte. Da die Burgunder wie die Vandalen und Alemannen zu den gothischen Stämmen zählten, hätten alle vereinigt, wie es auch in Eurich Plane lag, ein großes Gothenreich im europäischen Süden gründen können, wären sie nicht durch Eifersucht gespalten gewesen. Dann würde Spanien nie an die Araber verloren gegangen seyn, dann würde der Halbmond wahrscheinlich auch in Griechenland nicht haben Herr werden können. Dann würde in den eroberten romanischen Landen das deutsche Element das herrschende geblieben seyn in Sprache und Sitte und wäre nicht dem romanischen gewichen.

Ein eben so großes Hinderniß der Einigung war die Kirchenspaltung. Die Deutschen besaßen damals schon das unglückselige Talent, sich um des Glaubens willen zu bekämpfen. Ihre Spaltung in Arianer und Katholiken machte ihre Einigung damals eben so unmöglich, wie jetzt wieder die Spaltung in Protestanten und Katholiken. Die Völker selbst waren dabei kaum zurechnungsfähig, indem sie blind dem Impulse folgten, den sie von ihren Fürsten erhielten. Ihren Fürsten war die kirchliche Scheidung zuträglich; war einer mächtiger als der andere, so diente dem Schwächern der religiöse Gegensatz als Schutzwaffe. Die damaligen deutschen Fürsten spielten mit dem Glauben und nutzten ihn für sich damals grade so aus, wie später in der Reformation und indem sich die deutschen Völker für den Glauben todt zu schlagen meinten, schlugen sie sich doch nur für das dynastische Interesse todt.

Mit Recht macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß die deutschen Stammfürsten ein Interesse gehabt hätten, ihre monarchische Gewalt durch das romanische Element zu stärken. In dem Maaße, in welchem diese Gewalt wuchs, wuchsen auch die Laster der Fürsten. „Die Geschichte aller neu gegründeten germanischen Reiche dieser Zeit, unter den Reizungen des neuen Himmels, unter dem Einflusse, welchen die Uebercultur eines geistig und sittlich versumpften Geschlechtes auf das unerzogene Gemüth eines noch jugendlich-rohen Volkes auszuüben pflegt, ist besudelt mit einer Reihe von Verbrechen und Familiengreueln, deren die Geschichte außer den Zeiten der Atriden und den Tagen des Richard Glocester nicht mehr gedenkt: List und rohe Gewalt, Frevel und Fluch drängen sich in schrecklicher Folge. Auch das burgundische Königshaus blieb hiervon nicht verschont; Bruderkrieg und Verwandtenmord machen den Inhalt der folgenden Begebenheiten." Indessen finden wir dieselbe Erscheinung auch in den scandinavischen Fürstenhäusern, wo die Ueppigkeit des Südens und das Beispiel römischer Laster nicht einwirkten. Alle deutschen Königsgeschlechter, welche sich rühmten, von Odin abzustammen und deren Skalden ihnen täglich bei den Festgelagen in ihren Gesängen, Odins Beispiel vorhielten, wuchsen in jenem odinischen Trotz auf, den uns die Edda und die nordischen Sagaen abspiegeln. Mit diesem herrischen, rücksichtslosen und grausamen Trotze der nordischen Odinsdiener hat die frevelhafte Rohheit Alboins in Pavia und haben die Greuel in den fränkischen, westgothischen, burgundischen, thüringischen, angelsächsischen und normännischen Königshäusern eine viel nähere Verwandtschaft, als wie mit der Tyrannei west- und oströmischer Kaiser.

Was der Verfasser im Anhang von der burgundischen Sprache mittheilt, kann natürlicherweise nur von geringem Belange seyn, da keine andern Quellen dafür vorhanden sind, als nur wenige Personen und Ortsnamen. Doch hätte der Verfasser mehr Rücksicht auf das Werk des verewigten Albert Schott über die Deutschen am Monterosa nehmen sollen, welche sich als Reste der alten Burgunden kundgeben.

Reise.

Reisebilder aus Italien. Von Rudolph Gottschall. Breslau, Trewendt, 1864.

(Schluß.)

„Wie anders aber, wenn man auf das Dach und den Thurm des Doms klettert und dies Wunderwerk von Marmor nun von oben und von der Seite beschaut, mit den weit vorspringenden Strebepfeilern und den sauber gearbeiteten Pyramiden und Spitzen und mit den 4000 Statuen, welche dasselbe schmücken. In der That, ein seltsameres Museum ist niemals angelegt worden, so lange die Welt steht — ein Museum für Künstler, deren Werke verborgen bleiben wollen. Denn wer kann diese überall hingezauberten Statuetten durchmustern und würdigen, alle diese Heiligen, die an den Wänden, auf dem Dach, ja, am Thurme selbst wie auf einer Himmelsleiter in die Höhe klettern? Der Dom von Mailand ist in Wahrheit ein christliches Pantheon, welches allen Kalenderheiligen eine wenn auch oft unbequeme und dem himmlischen Platzregen ausgesetzte Stätte bietet! Steht man oben auf dem Thurm, namentlich bei Mondschein, und sieht auf diese phantastische, in lauter Spitzen krystallisirende Marmormasse zu seinen Füßen, so scheint sich die Welt plötzlich in eine Stalaktitengrotte zu verwandeln, und riesenhafte nadelförmige Tropfsteingebilde wachsen unter uns aus der Erde. Der Thurm selbst, auf dem die riesige Madonna steht, ist nur eine höher emporschießende Spitze, als die andern — er ist nur primus inter pares — und macht deshalb keinen mächtigen, sondern nur einen schwächlichen Eindruck. Darum ‚fernt' der Dom auch nicht, er beherrscht nicht die Stadt — seine wunderlichen Spitzen gucken nur über dieselbe hervor. Grabbe würde gewiß den Mailänder Dom ein Stachelschwein von Marmor genannt haben, das alle seine Borsten von sich streckt." Gegen diese Darstellung müssen wir Einiges bemerken. Der Dom imponirt keineswegs so wenig, als der Verfasser glauben macht. Seine blendend weiße Masse ragt majestätisch über Mailand empor und wird aus weiter Ferne gesehen. Auch die Vergleichung mit dem Stachelschwein ist des ernsten Gegenstandes nicht würdig. Referent war auch in Mailand und hat schon vor Jahren eine Schilderung des Domes daselbst entworfen, auf die er zurückkommen muß, wenn man den herrlichen Bau nicht ganz so ehrt, wie er es verdient. Der Dom ist nämlich der heiligen Jungfrau gewidmet, und in seinem ganzen Bau ist die Idee der Jungfräulichkeit ausgedrückt. Darum ist er durchaus vom Grunde bis zur Spitze vom reinsten weißesten Marmor ausgeführt, und wirklich sind die Jahrhunderte noch nicht im Stande gewesen, ihn so zu verwittern, daß nicht der weiße Glanz über die schwarzen Schatten, die sich an die Wetterseite angesetzt haben, die Oberhand behielte. So erscheint der ganze Bau rein, leicht, heiter, freundlich, und sein gewissermaßen weiblicher Charakter ist gegenüber den finstern Domen des Nordens, in denen mehr männliche Strenge waltet, nicht zu verkennen. Mit der jungfräulichen Reinheit und Heiterkeit ist aber auch deren Triumph über die rohe Kraft dargestellt. Aus riesenhaften massiven Fundamenten erhebt der Dom in immer freierer und zierlicherer Form die schön geschwungenen Schwibbögen, die Brücken gleich das Dach tragen, und die hundert Thürmchen und Spitzen, die es umgürten, und endlich den gothischen durchbrochenen Thurm, der diesen ganzen kunstreichen Marmorwald hoch überragt. Dieses architectonische Aufsteigen ist aber zugleich ein plastisches. Zu unterst umgürten die kolossalen Portale und Wände eben so riesenhafte Statuen, in denen Kraft und Kampf ausgedrückt sind. In zweiter Reihe über ihnen das lange flache Dach entlang folgen Heilige und Märtyrer, in denen schon die Ruhe und Ueberwindung sich ausspricht. Ueber diesen im Kreis um den Thurm her schweben nur noch Engel mit dem Lächeln der Seligkeit und des gewissen Triumphes. Dann folgt ein Kranz von goldnen, weit in die Ferne leuchtenden Sternen, die Grenze des Himmels bezeichnend. Noch höher, über den Engeln und über den Sternen reihen sich um die Spitze des Thurmes die weiblichen Tugenden, jedoch erlaubt der hier schon sehr enge Raum der Treppe kaum, die Profile dieser reizenden weiblichen Gestalten zu betrachten. Ganz auf der Spitze des Thurmes endlich, der Stadt Mailand und der lombardischen Ebene weithin sichtbar, leuchtet die kolossale goldne Statue der Madonna selbst.

So ist dieser Mailänder Dom der Idee wie der Ausführung nach einzig in seiner Art, und eins der lehrreichsten, wenn auch freiesten Werke der gothischen Baukunst. Er beweist, wie weit sich der deutsche Geist italienische Mittel dienstbar machen konnte, ohne aus der Art zu schlagen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Mittwoch, N° 36. 4. Mai 1864.

Sittenkunde.

1) A B C für große Leute. Kalender für Zeit und Ewigkeit 1864. Von Alban Stolz. Dritte Auflage; mit groben Bildern. Freiburg im Breisgau. Herder, 1864.

Der Kalender für Zeit und Ewigkeit hat sich weit und breit verdienten Ruhm erworben. Der hochwürdige Sittenprediger hat sich diesmal aber zu einer besonders scharfen Strafpredigt genöthigt gesehen, wozu die kirchenfeindlichen Wühlereien in seiner nächsten badischen Heimath ihm hinlänglich Veranlassung gaben. Er hat leider vollkommen recht, wenn er in diesen Wühlereien den Ausdruck dessen findet, was in unserem Zeitalter zugleich das Bösartigste und das Thörichtste ist.

Wir wollen sein A B C durchblättern. Gleich im ersten Buchstaben ist er so keck, die Finsterniß denen zuzuschieben, die am meisten mit ihrem Lichte prahlen. Er sagt nämlich von der modernen Aufklärung: „Die Eule hat ihr Licht im Kopf, ihre Augen leuchten wie eine Kohle, und die Fledermaus hat große Freude an einer brennenden Oellampe; das ist ihr das wahre Licht und riecht auch nach Speck, den sie sehr liebt. — So hat es der Mensch, welcher sich für aufgeklärt hält; das himmlische Licht des christlichen Glaubens thut ihm weh, er mag es nicht. Hingegen hat er im Kopf ein Privatlicht, seine Einbildungen; und wie die Fledermaus das stinkende Oellicht unendlich der Sonne vorzieht, so ist dem Aufgeklärten eine schmutzige Zeitung von ungläubigen Juden und abgefallenen Christen geschrieben tausendmal lieber, als die Bibel."

Unter B. wird von der Bildung gehandelt und den s. g. Gebildeten ihre Rohheit vorgehalten, wie den s. g. Aufgeklärten ihre Verfinsterung. „Vor mehreren Jahren war im hiesigen Münster eine Feierlichkeit; eine Anzahl weißgekleideter Mädchen warteten im Chorgang, bis ihnen ihr Platz angewiesen würde. Ein Ladendiener oder ein verdorbener Student, kurz ein junger Herr, achtete nicht, daß er im Haus Gottes sey und wollte mit Gewalt eines der Mädchen küssen. Da bekam er plötzlich eine satte Ohrfeige auf die Breitseite seines verliebten Hauptes; es war ein gemeiner Soldat, welcher diese Freigebigkeit ausübte. Wo ist nun solidere Bildung, in dem süßlichen Appetit zum Kuß oder in der zornigen Ohrfeige? In einem benachbarten Dorfe hat eine Frau, die einige Kinder, aber ganz wenig Vermögen hat, noch ein fremdes Kind angenommen aus reinem Erbarmen, weil es zu Haus an Leib und Seele verwahrlost wurde. Hingegen ein berühmter Schriftsteller, welcher Bücher über Menschenrechte, Erziehung u. dgl. geschrieben, die gar glatt zu lesen sind, hat einmal silberne Löffel gestohlen und die Schuld auf ein unschuldiges Dienstmädchen geschoben; so oft aber das Weib, mit welchem er lebte, ein Kind bekam, so setzte er es alsbald in einem Findelhaus ab, damit ihm seine Sprößlinge keine Belästigung und Kosten verursachen. Wer hat ein edles Herz, das barmherzige Weib auf dem Dorf, oder der Schönschreiber, welcher in Genf wie ein Heiliger verehrt wird?"

Unter C. wird von der Civilehe vollkommen der Wahrheit gemäß behauptet, dieses eines christlichen Volkes unwürdige Institut habe seinen Ursprung genommen aus der gräuelhaftesten Zeit der französischen Revolution. „Es gibt eine Krankheit, welche die Menschengestalt auf gräßliche Weise verwüstet; in den Spitälern großer Städte haben diese unglückseligen Menschen eigene Abtheilungen. Ihr Name beim Volk deutet darauf, daß sie von den Franzosen zu uns herüber gekommen ist. Diese Krankheit hat die seltsame Eigenschaft, daß sie nur ein einzigesmal von selber bei einem Menschen entstanden ist; seither aber haben alle andern Menschen,

welche an dieser Krankheit leiden, dieselbe nie von selbst, sondern nur von Andern durch Ansteckung bekommen. Eben so verhält es sich mit der Civilehe. Keine Nation auf Erden hatte sich schon so gründlich von Gottes Ordnung losgerissen, daß sie Ehebündnisse angeordnet hätte ohne Betheiligung der Religion, d. h. ohne Gott; nur die Franzosen haben diese Civilehen erfunden, da sie durch die Revolution in greuelhafte Verteufelung gerathen waren. Die badische Nation wäre nie von selber darauf gekommen; in neuester Zeit ist sie aber auch davon angesteckt worden, vielleicht weil das badische Reich an das Franzosenland anstoßt. Es gibt nämlich im Badischen jetzt auch Civilehen. Kurioser Weise hat jene Krankheit einen vornehmen doctormäßigen Namen, welcher schier lautet wie Civilehe, sie heißt nämlich Syphilis."

Unter D. wird von den großen Dieben gehandelt, die man laufen läßt, während man die kleinen hängt. Unter E. wird das schauervolle Gemälde der Armuth, des Elends und Verbrechens in England enthüllt, zum Beweise, daß die Engländer besser thäten, bei sich selbst aufzuräumen, als sich so aufdringlich in fremde Angelegenheiten zu mischen. Unter F. vergleicht der Verfasser die Freimaurer mit Kameelen, unter G. die Gewissensfreiheit mit der Gewerbefreiheit. „Wenn Jeder Gewerb treiben kann nach allen Seiten hin, ob er etwas gelernt hat oder nicht, ob er Vermögen hat oder keins; dann wird es eine Unzahl von Menschen geben, die alsbald mit dem Heirathen und einem Gewerb und Schuldenmachen anfangen, hernach zu Grund gehen und auch noch Andere zu Grund richten. Es ist so ganz eigentlich der Lumperei das Thor aufgemacht. Aehnlich ist es mit der Gewissensfreiheit, nur ist der Ausgang viel ärger, weil er in die Ewigkeit mündet. Wenn Jeder sich selber seine Religion macht, so macht er sie eben, wie es ihm das Gelüst im Bauch oder der Dünkel im Gehirn eingibt."

Unter H. characterisirt der Verfasser die Heuchelei der Fortschrittspartei, die immer die Freiheit im Munde führt, aber keinem anders Denkenden die mindeste Freiheit gönnt und wenn sie, wie in der französischen Revolution, zur Herrschaft gelangt, grausamer verfährt, als je ein gekrönter Tyrann verfuhr. Unter J. wird der Gegensatz zwischen Inwendig und Auswendig erörtert, das innere Elend mit dem äußeren Schein und Glanze verglichen. Unter K. wird ein Kartenspiel ausgelegt, unter L. das allgemeine Lügen charakterisirt. Damit hängt zusammen, was der Verfasser unter M. in unserem Zeitalter alles merkwürdig findet. Nämlich daß Tendenzen und Personen zur Herrschaft gelangen und gepriesen werden, die sich in Wahrheit doch nur verhalten, wie Böcke, die man zu Gärtnern setzt.

Unter N. wird die Schulfrage besprochen. „In Mannheim sind diesen Sommer ungeheuer viele Schullehrer von allen Sorten zusammengekommen und haben große wichtige Reden gethan; insbesondere soll aber die ganze Versammlung fast in die Höhe geschnellt seyn vor Freude und jubelndem Beifall, als einer von besagten Schullehrern den Ausspruch that, man müsse die Schule befreien vom Joch der Geistlichkeit, d. h. die Geistlichen sollen in der Schule nichts mehr zu sagen haben, sondern den Lehrer ganz allein hantieren lassen." Damit hängt der neueste badische Schulplan zusammen, gegen den auch wir unsere Stimme erheben zu müssen geglaubt haben, weil er uns als das Unklugste erscheint, was jemals von der badischen Regierung ausgegangen ist. Aus dem, was hier über die Sache gesagt ist, heben wir nur hervor, daß an den Ausspruch des Heilands erinnert wird. „Lasset die Kindlein zu mir kommen." Es kann nicht wohl etwas Ruchloseres geben, als wenn die ungläubige Schulmeisterei die Kinder unseres christlichen Volks ohne alle Rücksicht auf fromme Eltern und auf das bestehende Recht der kirchlichen Genossenschaft gewaltsam vom Heiland hinwegreißen will. Nichts anderes aber ist die Absicht derer, welche die Schule von der Kirche trennen wollen.

Unter O. und P. werden Ordensleute und Pfaffen oder die blinde Wuth, mit der sie in unserer Zeit verleumdet und verfolgt werden, beklagt. Unter R. bekommen die Reichen, die den Mammon anbeten, ihr Theil. Unter S. wird gezeigt, wie die Sünde sachte sachte kommt, den Menschen einnimmt und ihn unwiederbringlich in's Verderben dahinreißt. Das wird aber auch angewandt auf die Regierenden, die mit ihren Todtfeinden kokettiren und ungewarnt durch frühere Beispiele sich dieselbe Schlinge um den Hals legen, wie weiland das Ministerium Bekk in Baden. Unter T. handelt es sich um Tod und Teufel. Der Verfasser ist ein guter Physiognom und hat vollkommen recht, wenn er den Teufel gerade aus den Augen derer hervorglühen sieht, die ihn am meisten leugnen. „Ja es gibt nicht nur Menschen, aus denen man wahrhaft den Teufel in grimmigen Gotteslästerungen reden hört, sondern bei manchen schaut er zuweilen aus den Augen heraus, sie haben einen teuflischen Blick. Und gerade das muß ihm besonders gefallen, wenn die den Teufel leugnen, welche doch seine gehorsamen Diener und Sclaven sind. Wenn es ihm um's Lachen wäre, so müßte er gewiß in lautes Gelächter ausbrechen, wenn so ein Bierschnauzer hinter seinem Glas auf seine Ehre versichert, es sey Dummheit

und Unsinn an einen Teufel zu glauben.“ Es werden mehrere Beispiele angeführt, die in der That von wahrer Teufelei zeigen. „In einer österreichischen Festungsstadt faßte die Frau eines Offiziers grimmige Eifersucht gegen ihren Mann. Dem Weibe, das keine Religion hat, ist nämlich sehr oft der Mann ihr Gott, und wenn sich dieser Gott von ihr abwendet, so wendet sich ihre Liebe in Haß und sie verteufelt an der Seele. So war es auch hier; diese Offiziersfrau war eifersüchtig; sie meinte, ich weiß nicht blos eingebildet oder richtig, ihr Mann habe es mit einer andern Person zu thun. In wildestem Feuer des Hasses faßte sie einen Entschluß, der wieder an den Teufel und seine Einsprechungen erinnert. Sie hatte zwei Knaben von 9 und von 11 Jahren. Die Kinder schliefen schon; da kam die Mutter an ihr Bett, weckte sie und gab ihnen Thee zu trinken. Als die Knaben wegen des widrigen Geschmackes den Thee nicht vollständig trinken wollten, ließ ihnen die Mutter keine Ruhe, bis sie die Tassen ausgetrunken hatten. Sie hatte nämlich Arsenik hineingethan, um durch den Mord der Kinder recht gräßlich an dem Vater derselben Rache zu nehmen. Die Knaben starben unter den erschrecklichen Kolikschmerzen, wie sie das Arsenikgift mit sich führt. Hierauf nahm auch sie noch das nämliche Gift — und weil ein Weib ein zähes Leben hat, so kamen zwar die Feuerschmerzen im Gedärm bald, aber mit dem Sterben ging es langsamer. Da aber die Hölle etwas unendlich Aergeres ist, als Arsenik im Leib haben, so redete man ihr zu, sie möge doch noch beichten und sich mit Gott versöhnen. Da sagte die sterbende Selbstmörderin: ‚Ich glaube so wenig an einen Gott, als jene Spinne, die dort an der Wand lauft.‘ Und so ist sie dann gestorben.“

Noch ein Beispiel. „In den Niederlanden gibt es eine eigene Gesellschaft, worin sich die Mitglieder zur Gottlosigkeit verschwören; so oft einer von ihnen schwer krank wird, so müssen stets zwei von der Gesellschaft Tag und Nacht bis zu seinem Tod bei ihm seyn — nicht um ihn zu verpflegen, sondern um es zu verhindern, daß kein Priester zu ihm komme; er soll und muß ohne Religion in seinen Sünden sterben. In einer solchen Gesellschaft ist gewiß unsichtbarer Weise der eigentliche Präsident der Teufel.“

Unter U. wird nachgewiesen, wie unvernünftig es ist, den s. g. Ultramontanismus als etwas Schimpfliches vom Katholicismus trennen zu wollen, da er nichts anderes, als eben der einfache Katholicismus selber sey, d. h. die Kirche, das Christenthum, welches über die Berge zu uns gekommen ist und nirgends anders woher. — Unter V. wird das Verfassungswesen besprochen und den Landständen manche gute Wahrheit gesagt. Der Verfasser hat eine gründliche Kenntniß der Art und Weise, wie die Maulhelden des Tages, von der Parteipresse unterstützt, in den Wirthshäusern und Wahlversammlungen die Philister bethören und dem passiven Volk einen blauen Dunst vormachen, daß s. g. Volksvertreter gewählt werden, die nur Werkzeuge einer Partei und nichts weniger als der Ausdruck der eigentlichen Volksgesinnung sind.

Unter W. kommen die Weiber daran, deren Schwächen und Tugenden der feine Menschenkenner auf eine sehr anziehende Weise darlegt. Wir wollen nur einen weiblichen Charakterzug mittheilen, den er aus dem Leben gegriffen hat. „Vor längeren Jahren wurde einmal der Kaplan zu Sasbach in die Berge in's Versehen gerufen. Als er den weiten Weg endlich zurückgelegt hatte, so war zwar in der Stube Alles zugerichtet mit Krucifix, Weihwasser, Wachslicht — aber kein Krankes zu sehen. Er sah nur eine weibliche Person, welche in der Küche hantierte. Der Kaplan fragte, warum man ihm bei diesem schlechten Wetter zumuthe, so weit herzukommen, da doch Niemand gefährlich krank sey; die Frau antwortete: ‚Ich bin freilich schwer krank, ich wollte Ihnen aber Etwas zurichten, da Ihnen bei dem weiten Weg eine Erquickung nöthig seyn wird.‘ Hierauf empfing sie die hl. Sakramente. — Bevor der Kaplan zu Haus wieder angelangt war, hatte die Kranke schon den Geist aufgegeben.“

Schließlich wird unter X. an den Namen Xerxes eine Betrachtung über den Hochmuth der weltlich Gesinnten angeknüpft, welche heute über die Elemente selbst gebieten zu können vermeinen und Morgen Staub sind. Unter Y. gibt die alte Yburg dem Verfasser Anlaß, ein Schreckengemälde aus dem schwäbischen Bauernkriege aufzufrischen, aus einer Zeit, in welcher ungefähr wie in der unseren, städtische Wühler sich alle Mühe gaben, das Landvolk aufzuhetzen und in eine Anarchie zu stürzen, die dem Landvolk selbst am verderblichsten wurde. Unter Z. endlich meint der Verfasser, man solle ihm seinen Zorn nicht übel nehmen, habe doch der Heiland selbst sich einmal erzürnen müssen.

2) Kleine Porträts großer Damen. Bei der Rückkehr von der Zwölfuhr-Messe aufgenommen von Theophil d'Antimore, Moralphilosoph. Aus dem Französischen. Mainz, Franz Kirchheim, 1864.

Nur 44 Seiten, aber sehr gemüthlich und geistreich. Die vornehmen Pariser Damen werden geschildert,

welche nicht früh aufstehen können, weshalb sie erst in die Zwölfuhr-Messe gehen, aus der ihnen zu Liebe sogar eine Einuhr-Messe geworden ist. Der Priester muß fasten, ehe er Messe liest, bringt sich also bei der Zwölf- und Einuhr-Messe den Damen zum Opfer. Es ist immer viel, daß die Damen überhaupt noch in die Messe gehen, aber ihre Andacht ist auch danach. „Es halten eine Reihe von Wagen, Crinolinen steigen ein und aus, rauschen aneinander vorüber und drücken sich in alle Längenformen der Elypse. Jede Dame schreitet langsam auf ihren Platz vor, grüßt nach rechts und links ihre Bekannten, macht und empfängt die artigsten Complimente und plaudert ganz leise mit der Nachbarin, während sie dem Gottesdienste anwohnt. Sie machen sich breit auf dem Sessel und rücken hin und her, nicht blos um bequem zu sitzen, sondern um ein Kleid, den Shawl, den Muff, die Eleganz der Schuhe, — und was weiß ich? — in's rechte Licht zu setzen, denn hier, wie überall, gilts, mit Putz zu rivalisiren. Zudem haben sie einen guten Vorrath von Sachen der Andacht bei sich, die oft die Hülfe des Bedienten erfordern. Hierher gehören vergoldete Bücher, Augengläser en vermeil, ciselirte Rosenkränze, Fächer, Sonnenschirme, Fußwärmer, Polster und was noch mehr. Während der Messe benehmen sie sich wie Frauen, die zu leben wissen. Sie machen die üblichen Bewegungen, erheben sich, knieen, machen das Kreuzzeichen, setzen sich von Neuem, Alles mit unendlicher Anmuth, öffnen dann die goldenen Schließen des Buches oder betrachten Altar und Priester. Es könnte Jemand vielleicht der Meinung seyn, daß jetzt Alle beten. Die Meinung ist allzu naiv. Viele von ihnen verstehen das Beten nicht mehr; zudem haben sie sich nichts von Gott zu erbitten. Höchstens könnten sie noch Gott danken, daß sie anderen Frauen nicht gleichen, die weder ihren Geist noch ihre Tugenden besitzen und ihrer Beachtung nicht würdig sind. Oder sollten sie eine Betrachtung anstellen? Ja sie betrachten, wie der Altar geschmückt sey, und merken sich, ob der Priester schneeweise Hände habe, ob die Nägel an den Fingern recht zugeschnitten seyen; sie betrachten den Hut und den Shawl der Madame X. und machen der Nachbarin die nöthigen Bemerkungen hierüber. Das sind die wichtigen Gegenstände, die so glücklich sind, ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Man sagt (wofür ich aber nicht als Bürge einstehen will), daß Einige sich dort Stelldichein geben und so Posten fassen, um nach Lust und Liebe gewisse Persönlichkeiten zu sehen, mit denen man sonst nicht leicht zusammentrifft. Doch dies sind Geheimnisse, in die einzudringen wir uns nicht gestatten. Haben nun die Damen in dieser Weise eine halbe Stunde zugebracht, so gehen sie wieder davon, sehr zufrieden mit sich selbst, conversiren noch mit hoher Grazie mit den Freundinnen bis zur Equipage, die sie an der Kirchenpforte erwartet. Nach der letzten Begrüßung steigt Jede in den Wagen und entwirft Projecte für die Soirée, denn ihr Leben ist eine Kette von Vergnügen und Pläsir, in die nur hie und da das Mißgeschick einen Ring einflicht."

Die Damen sind mit Gott zufrieden, weil es ihnen so gut geht, und zweifeln nicht, er werde es auch mit ihnen seyn, da sie ja nicht versäumen ihm Anstandsvisiten zu machen. „Einige gehen in ihren Erwartungen selbst so weit, daß sie sich im Cabriolet bis zur Himmelspforte fahren lassen und dann mit dem Ballkleid eindringen wollen. Madame P ist auf einen noch pfiffigeren Einfall gekommen, nämlich auf den Verkehr mit Geistern, der dem Tischrücken auf dem Fuße folgte und in Nordamerika Wunder wirkt. In diese Religion wird man von Geistern eingeweiht, die sie zwischen lauter Schwänken und Possen verkünden. Nach Belieben werden Verstorbene aus dem andern Leben citirt, um sich die interessantesten Dinge erzählen zu lassen. Fort und fort wechseln die Scenen. Während ein Auftritt bis zu Thränen rührt, erregt ein anderer schauerliche Gefühle und bei dem dritten möchte man sich zu todt lachen. Nach dem Tode kömmt die Seelenwanderung, die Wiedergeburt in anderen Körpern, die Pilgerfahrt von einem Stern zum anderen, neue Heirathen und Vergnügen ohne Zahl und Ende. Welche Lust für Seelen, die nach Abwechslung und Abenteuer jagen."

Vergleichen wir dieses französische Sittenbild mit dem deutschen, zu welchem uns in Nro. 29 unserer diesjährigen Blätter ein von der s. g. deutschen Wissenschaft neu ausgehecktes Philosophem von der Unsterblichkeit Veranlassung gab, so folgt daraus, daß die deutschen Philosophen eben so oberflächliche Geschöpfe sind, wie die Pariser Damen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels



Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, № 37. 7. Mai 1864.

Biographie.

Don Carlos. Leben, Verhaftung und Tod dieses Prinzen. Nach den neuesten Biographieen und mit Rücksicht auf frühere Forschungen bearbeitet von L. A. Warnkönig. Mit einem Stahlstichporträt und einem autographen Brief des Don Carlos. Stuttgart, A. Kröner, 1864.

In diesem interessanten Buche, welches nur 168 Seiten umfaßt, hat der als Geschichtschreiber rühmlich bekannte Verfasser alles zusammengestellt, was in neuerer und neuester Zeit aus Archiven über das tragische Ende des Infanten Don Carlos ermittelt worden ist. Die Archive lieferten hauptsächlich Gesandtschaftsberichte.

Alle stimmen darin überein, daß der Infant von überaus gallichter Natur gewesen sey. Doch weichen sie auch wieder sehr von einander ab, indem die einen ihn für wohlgebildet erklären, die andern ihn wie ein kleines häßliches Ungeheuer darstellen. Der venetianische Gesandte Badoaro beschreibt ihn folgendermaßen: „Der Prinz ist jetzt zwölf Jahre alt. Sein Kopf ist dem Körper gegenüber mißverhältlich groß; seine Haare sind schwarz. Der Leibesbeschaffenheit nach schwach, legt er einen grausamen Charakter an den Tag. Man erzählt sich, daß wenn man ihm auf der Jagd gefangene Hasen oder derartige Thiere brächte, er sich ein Vergnügen daraus mache, dieselben lebendig zu braten. Man hatte ihm einst eine große Schildkröte zum Geschenk gemacht. Als das Thier ihn einmal in den Finger biß, riß er ihm sofort den Kopf mit den Zähnen ab. Er scheint sehr kühn und dem weiblichen Geschlechte sehr geneigt werden zu wollen. Wenn er ohne Geld ist, so verschenkt er hinter dem Rücken der Prinzessin seine goldenen Ketten, Schaumünzen und sogar seine Kleider. Er liebt, prachtvoll gekleidet zu seyn. .... Alles deutet an, er werde von unglaublichem Stolze, hartnäckig in seinen Meinungen und sehr zum Zorn geneigt seyn. Er konnte es nicht über sich bringen, längere Zeit unbedeckten Hauptes bei seinem Vater oder seinem Großvater zu seyn. Er nennt den Kaiser seinen Vater, seinen Vater aber nur Bruder. Sein Lehrer befaßt sich ausschließlich damit, ihm Ciceros Werk von den Pflichten zu erklären, um seinen ungestümen Charakter zu bändigen, aber Don Carlos will fast von nichts als vom Kriege hören und nur Bücher lesen, die sich darauf beziehen. Wenn irgend Jemand, wie es häufig bei Prinzen vorkommt, ihm Ergebenheits-Betheurungen macht, so nöthigt er ihn zu schwören: er werde ihn auf allen seinen Kriegszügen begleiten und bringt ihm sogleich ein Geschenk auf." Diese Schilderung ist karrikirt. Von dem großen Kopf ist an dem noch sehr jugendlichen Porträt auf dem Titelkupfer nichts wahrzunehmen. Von einem Knaben von zwölf Jahren ist überhaupt hier zuviel gesagt. Sollte der Gesandte nicht üblen Nachreden zuviel geglaubt haben? oder sah es die Republik Venedig gern, wenn der spanische Thronfolger für unfähig gehalten und ausgegeben wurde? Es lag nicht im Interesse Venedigs, eine lange und ungetrübte Dauer der spanischen Herrschaft in Italien zu wünschen.

Die Berichte des kaiserlichen Gesandten Baron Dietrichstein vom Jahr 1564 schildern den Prinzen in seinem 19. Jahre: „Von Angesicht ist er ziemlich wohlgestaltet. Er hat keine bösen Züge, ein braunes glattes Haar, einen mittelmäßigen Kopf, keine besonders hohe Stirne, graue Augen, mittelmäßige Lippen, ein längliches Kinn, sein Angesicht ist sehr blaß, er schlägt nicht aus dem österreichischen Geschlecht. Wenn man ihm zuweilen Fehler vorwirft, so nimmt ihrer viele dies nicht wunder, sie meinen man habe bisher ihm wohl Ursache hiezu gegeben und es sey zu bedenken,

daß er bis jetzt immer schwach und kränklich gewesen. Was man in seiner Jugend bezüglich seiner Erziehung versäumt hat, will man jetzt nachholen, und ihn so behandeln, wie man früher hätte thun sollen, welches Alles er, der ein stolzes und hohes Gemüth hat, nicht dulden will. Alle Diener, die er hat, sind ihm gegen seinen Willen gegeben worden. Sein Vater hat ihn nie zu etwas verwendet, was ihn nicht wenig schmerzt, hat ihn an keinem Staatsgeschäfte sich betheiligen lassen, wofür er wohl Gründe gehabt haben mag, indem der Prinz sich schnell von heftigem Zorn hinreißen läßt; was er auf dem Herzen hat, sagt er frei und unverholen heraus, es treffe wen es wolle und wenn er Widerwillen gegen Jemand gefaßt, so gibt er ihn nicht leicht auf. Er verharrt hartnäckig auf seiner Meinung, und was er sich vornimmt, will er ausgeführt haben, worüber Viele erschrecken, für den Fall, daß er etwas Unverständiges verlangen sollte. Er hat auch öfter mit mir gesprochen und wie er zu thun pflegt mich viel gefragt, aber seine Fragen sind gar nicht ungereimt gewesen, wie man wohl sagt, daß er welche thue, sondern all sein Fragen war meines Erachtens anständig und passend. Er hat ein treffliches, und wie man sagt in vielen Beziehungen nur zu getreues Gedächtniß, dies gibt vielen Leuten zuweilen Veranlassung zu sagen, daß er in seinen Reden überaus frei, allzu aufrichtig und dabei sehr unachtsam sey, und gewiß hätten diese Mängel, welche bei ihm Naturfehler zu seyn scheinen, durch Erziehung gehoben werden können."

Diese Charakteristik ist billiger, obgleich man versucht ist, auch bei dem kaiserlichen Gesandten eine vorgefaßte Meinung zu vermuthen. Die Theilung des großen habsburgischen Erbes war noch neu. Wenn Don Carlos auf irgend eine Weise durch Krankheit oder wegen schlimmen Charakters beseitigt oder für regierungsunfähig erklärt werden konnte, so gelangte die deutsche Linie Habsburg zum Besitz der spanischen. Deswegen schickte Kaiser Maximilian II. seine Söhne nach Madrid, um sich dort zu orientiren und beliebt zu machen, und sorgte dafür, daß Don Carlos, wenn er je heirathsfähig würde, niemand anders als seine Tochter Anna zur Frau bekommen solle. Unter diesen Umständen hatte der Kaiser aber so wenig als Venedig ein Interesse, zu wünschen, daß Don Carlos gedeihe; vielmehr war es dem Kaiser vortheilhafter, wenn einmal sein Sohn König, als wenn nur seine Tochter Königin von Spanien wurde.

Ohne Zweifel gab der Prinz den Gesandten zu ihren üblen Berichten manche Veranlassung. War er nicht der Urenkel jener Juana, die ihr langes Alter im Wahnsinn zubrachte? War nicht auch derselbe Sohn des Kaisers, der zur Orientirung nach Madrid geschickt wurde, der nachmalige Kaiser Rudolf II., wenigstens in seiner spätern Zeit halb verrückt und schrieb sich das nicht gleichfalls von seiner Urgroßmutter, der nämlichen Juana, her? War nun Don Carlos von Geburt an geistig leidend, so wurde das Uebel noch vermehrt durch einen Sturz auf den Kopf in seinem 17. Jahre. Wenn man ferner erwägt, welche Begriffe von der Herrschgewalt am spanischen Hofe gäng und gäbe waren, so darf man sich nicht wundern, daß der Prinz vieles für erlaubt hielt, zu thun, was eben einem jungen Prinzen in den Sinn kommt, der an keine Verantwortung denkt. Karl V. hatte sich noch in verfassungsmäßige Formen finden müssen. Philipp II. entledigte sich davon und machte den berüchtigten dominatus absolutus zu seinem Principe. Sein Sohn Don Carlos, fern vom Vater erzogen, der Erbe des Reichs, wurde gewiß schon als Kind mit seinen absolutistischen Ansprüchen bekannt gemacht, verhätschelt und verzogen. So erklärt es sich, warum man in seinem 21. Jahre folgende tolle Streiche von ihm erzählte: „Er hatte einen leidenschaftlichen Hang zum Spiel, verlor sehr oft, wenn auch nie größere Summen als 300 Dukaten. Er liebte an der Spitze einer Schaar junger Edelleute, verkleidet und bewaffnet, Nachts in den Straßen von Madrid umherzuschweifen, die ihm begegnenden Personen nicht blos zu necken, sondern auch selbst zu mißhandeln, ohne sich jedoch sonstigen Ausschweifungen hinzugeben. Selbst bei Tag begegnete er oft vornehmen Damen unehrerbietig, wollte ihnen Küsse abnöthigen und überhäufte sie mit Schimpfworten der gemeinsten Art. Am schlimmsten sind aber die Ausbrüche seines keine Grenzen kennenden Jähzornes, sowohl gegen hohe als niedere Personen. Es sind davon mehrere bei den Geschichtschreibern verzeichnet. Hier folgt die Angabe einiger derselben. Während seinem nächtlichen Umherschweifen geschah es, daß Wasser aus einem Hause auf ihn herabgeschüttet wurde. Er gerieth hierüber so sehr in Zorn, daß er in seinen Palast zurückgekehrt einem seiner Hofleute befahl, die Bewohner dieses Hauses sogleich zu tödten, und das Haus in Brand zu stecken. Dem Beauftragten gelang es jedoch, nachdem er sich entfernt hatte und zurückgekommen war, den Prinzen dadurch zu beschwichtigen, daß er ihm sagte: es würden soeben in dem Hause einem tödtlich Kranken die Sterbesakramente gereicht. Die jungen Herrn des Adels pflegten damals Stiefel von weitem Schaft zu tragen, in denen sie kleine Pistolen verbargen. Als ein Schuster, bei dem Don Carlos solche Stiefel bestellt hatte, ihm welche mit einem engeren Schaft

brachte, gab er Don Manuel, seinem Hofmarschall, der sie besorgt hatte, eine Maulschelle, zog heftig die Klingel um einen Kammerherrn herbeizurufen und wollte, als dieser nicht schnell genug kam, ihn zum Fenster hinaus in den das Schloß umgebenden Graben stürzen. Die herbeigeeilten Diener, welche der große Lärm erschreckt hatte, hielten ihn davon ab. Er befahl hierauf, die Stiefel in kleine Stückchen zu zerschneiden, zu kochen und sie von dem Schuster aufessen zu lassen. Nach einigen Erzählern dieser Anekdote soll der Schuster wirklich hiezu gezwungen worden seyn. Besonders viel hatten seine Diener von ihm zu leiden, vor allem, wenn er, was häufig geschah, einen Widerwillen gegen sie gefaßt hatte."

Ob das nun alles wahr ist, steht dahin. Dergleichen Anekdoten werden von der Scandalsucht immer übertrieben und unverkennbar war das Erzählen solcher Dinge etwas Strafloses. Man kann Philipp II. selbst von einer großen Kälte gegen seinen Sohn nicht freisprechen. Er hat ihn nie geliebt und deshalb wurde er auch vom Sohne nicht geliebt. Aus Staatsklugheit hat er später, nachdem er den Sohn aufgegeben, selber offiziell den unheilbaren Wahnsinn desselben als Entschuldigung seines Verfahrens proclamirt.

Es ziemt uns nicht, nach so langer Zeit und bei ungenügenden Quellen den Sohn gegen den Vater rechtfertigen zu wollen. Doch können wir uns den Geist des Prinzen nicht als so ganz verwahrlost denken, wie er so häufig geschildert ist. Er besaß großen Ehrgeiz. Herr Warnkönig sagt von ihm: „Sein Ehrgeiz und sein Durst nach eklatanten Thaten war nicht befriedigt; der immer stärker werdende Wunsch seiner Vermählung mit der Erzherzogin Anna blieb unerfüllt. Er erinnerte sich, daß sein Vater im Alter von sechzehn Jahren von Karl V. zum Statthalter seiner Königreiche in Spanien eingesetzt worden war, er selbst zählte schon neunzehn, hatte kein Land in der Monarchie zu regieren, keine Staatsstelle von Einfluß; seine Ernennung zum Mitglied des Staatsraths war ihm werthlos, denn die Berathung wichtiger Angelegenheiten fand nicht in demselben, sondern mit den vertrautesten Ministern des Königs in seinem Kabinete statt. Don Carlos war schon in seiner Kindheit zum Statthalter der Niederlande bestimmt. Während seiner Krankheiten sah er wohl ein, daß dies nicht ausführbar sey, allein im Verlauf des Jahres 1565 war seine Gesundheit vollkommen hergestellt, er konnte die Beschwerlichkeiten einer Reise dahin wohl ertragen. Warum ließ sein Vater ihn nicht dahin gehen? Er fühlte sich dadurch gekränkt und beklagte sich bitter hierüber. Ein anderer Gegenstand seines Unwillens war, daß der König seine Anerkennung als Thronerben von Aragonien, Catalonien und Valenzia nicht vornehmen ließ. Am allerwenigsten konnte er begreifen, warum sein Vater seine Vermählung mit der schon lange zugesagten Braut hinausschob. Selbst Dietrichstein, der dies dem Kaiser Maximilian schrieb, mißbilligte Philipps Zaudern. Die Leidenschaft des Prinzen für seine Cousine hatte sich sehr gesteigert, er erbat sich fortwährend Nachrichten über sie und den kaiserlichen Hof vom Gesandten Chantonay in Wien, er lernte Anna zu lieb die deutsche Sprache."

Die Beschuldigung, Don Carlos habe mit seiner Stiefmutter ein geheimes Liebesverhältniß unterhalten, was tödtliche Eifersucht im Herzen des Königs erweckt habe, wird vom Verfasser als gänzlich unbegründet nachgewiesen. Eben so die Beschuldigung, er habe mit Wilhelm von Oranien und der Opposition in den Niederlanden in Verbindung gestanden. Don Carlos hatte von seinem Vater die Zusage erhalten, ihn in die Niederlande begleiten zu dürfen, wo ihm früher schon die Statthalterwürde versprochen worden war. Nun erfüllte aber König Philipp diese Zusage nicht, sondern schickte den Herzog von Alba nach den Niederlanden und verzögerte auch die Heirath mit der Erzherzogin Anna. Das brachte den Prinzen in Wuth. Er beschloß zu fliehen und schrieb Briefe, welche seine Flucht rechtfertigten. „Einer derselben war für den König, einer für den Papst, einer für den Kaiser, die übrigen für alle Monarchen der Christenheit, für die Großen des Reiches, für die Regierungsbehörden und die Magistrate der vorzüglichsten Städte Castiliens, sowie endlich für die übrigen Staaten der spanischen Monarchie. Der Brief an den König enthielt eine Aufzählung seiner Beschwerden gegen ihn und schloß damit: Don Carlos verlasse Spanien, weil es ihm unmöglich sey, die Kränkungen, womit der König ihn überhäufe, länger zu ertragen. Den Großen des Reichs und den Behörden von Castilien zählte er gleichfalls, in's Einzelne eingehend, die Ursachen seiner Unzufriedenheit mit seinem Vater auf, und fügte bei: ‚derselbe verzögere seine Verheirathung, um die Vererbung der Krone auf die Kinder, die ihm geboren werden könnten, zu verhindern.' Er rief ihnen in's Gedächtniß, daß sie ihn feierlich als ihren künftigen Landesherrn anerkannt hätten, er ersuchte sie, ihrem Eide treu zu bleiben und bat sie, ihre guten Rathschläge an den Ort, an welchen er als einer Freistätte zu gehen genöthigt sey, zu ihm gelangen zu lassen. Den Großen versprach er Gunst und Gnadenbezeugungen, namentlich die Wiederherstellung ihrer Salzsteuereinkünfte, welche ihnen der König genommen hatte, den

Städten die Aufhebung der das Volk drückenden Abgaben." Der Prinz konnte nicht abreisen, denn der König ließ ihn in strenge Haft nehmen.

Von einer Absicht, sich den Niederländern anzuschließen oder gar mit dem reformirten Europa zu kokettiren, ist in den Acten nirgends die Rede. „Die Annahme, Don Carlos habe mit dem im Anfang des Jahres 1566 von Brüssel nach Madrid gesandten niederländischen Abgeordneten Mo tigny in Verbindung gestanden, habe ihm heimlich eine Audienz ertheilt, und sich von ihm für die Sache der Aufständischen gewinnen lassen, hat in neuester Zeit wieder zwei gewichtige Vertheidiger in Prescott und in de Mony gefunden. Auch Ranke scheint ihr beizupflichten. Die neuesten Untersuchungen Gachards beweisen aber die Unrichtigkeit auch dieser Behauptung. Man stützte sie besonders auf eine Stelle des obenerwähnten Briefs des prinzlichen Alcaden Hernan Suarez an Don Carlos, in welcher diesem seine den ‚Procuratores‘ ertheilte Antwort zum Vorwurf gemacht wird. Prescott und de Mony sind der Ansicht, die niederländischen Gesandten seyen damit gemeint. Gachard zeigt, daß dies unmöglich ist, weil der genannte Brief des Alcaden vor Montignys Ankunft in Spanien geschrieben wurde. Es geht aus den in der Chatulle von Don Carlos, in der Nacht seiner Verhaftung gefundenen Briefen hervor, daß er weder an eine Verbindung mit den auswärtigen Feinden seines Vaters dachte, noch an den Plan, einen Aufruhr im Lande zu erregen. Seine nächste Absicht war nur die, aus der Gewalt seines Vaters zu entkommen. Hätte man indessen seine Flucht nicht gehindert, so wäre er gewiß nicht bei dieser Absicht stehen geblieben. Schon sein Erscheinen in Italien würde in dem despotisch regierten Lande Gährungen hervorgerufen haben und wäre er wirklich nach den Niederlanden gegangen, so hätte der dortige Aufruhr sicher eine Stütze an ihm gefunden." Der König ließ den Prinzen eng einschließen. Er durfte das Zimmer nicht verlassen. Die in ihm kochende Wuth mußte seine gallichte Disposition in hohem Grade steigern. Es darf also nicht Wunder nehmen, daß er nicht lange mehr lebte, ohne daß man dem Gerücht Glauben schenken darf, der Vater habe ihn vergiften lassen. Der Vater hat ihn blos moralisch vergiftet, sofern er den Sohn für durchaus irrsinnig und unverbesserlich erklärte, um dem Volke und den auswärtigen Mächten gegenüber, was er gethan hatte, zu entschuldigen.

Immerhin war sein Verfahren gegen den Sohn so grausam, daß man es sich auf andere Art, als der König wollte, zu erklären suchte. Kaum hundert Jahre nach dem Tode des Don Carlos schrieb die Gemahlin des französischen Gesandten in Madrid, Gräfin D'Aunoi, Briefe über Spanien und gab sie im Druck heraus. Darin erzählt sie von dem Schlosse Buitrago, welches damals einem Mendoza gehörte, der durch seine Mutter Herzog von Infantado und Lerma geworden war und direct von dem Fürsten von Eboli abstammte, dessen schöne Gemahlin die berühmte Maitresse Philipps II. war. In diesem Schloße sah die Gräfin ausgezeichnet schöne Bilder der edelsten Meister aus der Zeit jener begünstigten Maitresse. Ein Bildniß dieser Dame selbst, welches sie, nur von einem dünnen Gewande bedeckt und von Liebesgöttern bedient, zugleich von einem Faune belauscht darstellt, schildert die Gräfin als das reizendste. Ein anderes Bild stellte den Einzug der Königin Elisabeth in Madrid dar, wo im Gefolge wieder die Eboli nicht fehlt. Auf diesem Bilde erschien Don Carlos in Begleitung der Königin in einem weißen mit Edelsteinen besetzten Kleide. „Er war sehr weiß, sagt die Gräfin D'Aunoi, hatte einen schönen Kopf, blondes Haar, blaue Augen und sah die Königin mit einem so rührenden Schmachten an, daß man sieht, der Maler hat das Geheimniß seines Herzens ergründet." Weiter erzählt die Gräfin: „In eben der Galerie sah ich ein anderes Gemälde, welches mich sehr rührte. Es war der sterbende Prinz Don Carlos. Er saß in einem Armstuhle, einen Arm auf den Tisch gestützt. Seinen Kopf hatte er in die Hand gelegt, in der andern Hand hatte er eine Feder, als wollte er schreiben. Vor ihm stand ein Gefäß, worin man noch etwas von einem braunen Tranke sah, und dem Vermuthen nach war es Gift. Weiter hin sah man das Bad für ihn zubereitet, worin ihm die Adern sollten geöffnet werden." Diese Schilderungen der Gräfin sind vom Jahr 1679. Wenn die Gemahlin eines Gesandten in Madrid das drucken lassen durfte, muß zu ihrer Zeit die Meinung in Spanien sehr tief befestigt gewesen seyn, daß Don Carlos nicht natürlichen Todes starb und auffallend bleibt es jedenfalls, daß seine Stiefmutter, die junge Königin Elisabeth, sehr kurze Zeit nach ihm gestorben ist.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 38. 11. Mai 1864.

Zur Arbeiterfrage.

Die Arbeiterfrage und das Christenthum. Von Wilhelm Emmanuel Freiherrn von Ketteler, Bischof von Mainz. Zweite Auflage. Mainz, Kirchheim, 1864.

Unter allen Zeitfragen, die an die Pforte klopfen, ist die Arbeiterfrage die wichtigste, denn von ihrer Lösung wird die Zukunft Europas abhängen.

Alle Versuche, sie zu lösen, haben sich bis jetzt als verkehrt oder ungenügend erwiesen. Die vorliegende Schrift gibt über diese Experimente eine klare Uebersicht, wie sie denn auch auf das schärfste das bezeichnet, worauf es eigentlich ankommt. Von der Freiheit werden wir nicht satt, sagte nach dem großen Aufstande in Lyon 1832 ein gefangener Arbeiter: wir brauchen Brot!

Der Verfasser sagt: „Der Arbeiterstand ist angewiesen auf den Arbeiterlohn; dieser Arbeiterlohn ist eine Waare; ihr Preis bestimmt sich täglich durch Angebot und Nachfrage; die Axe, um die er sich bewegt, ist die Lebensnothdurft; ist die Nachfrage größer als das Angebot, so steigt er etwas über diese Axe; ist das Angebot größer als die Nachfrage, so fällt er unter sie herab; die allgemeine Tendenz ist aber, wie bei der Waare, die Wohlfeilheit der Production; die Wohlfeilheit der Production ist hier Beschränkung der Lebensbedürfnisse; und so kann bei dieser ganz mechanisch-mathematischen Bewegung der Fall nicht ausbleiben, daß zuweilen selbst die äußerste Nothdurft nicht mehr durch den Preis der Arbeit gedeckt werden kann, und daß ein Hinsiechen ganzer Arbeiterclassen und Arbeiterfamilien, ein langsames Verhungern derselben eintritt."

Das ist der Thatbestand. Wie ist man dazu gelangt? Antwort: Zunächst durch die Gewerbefreiheit. „Es ist unmöglich, diese Thatsache zu leugnen. Arbeit ist Waare geworden, beide kauft man für den geringsten Preis bei der allgemeinsten Concurrenz von dem Mindestfordernden. Wer kann das mit gesunden Sinnen leugnen? Es ist wichtig, dies oft und wiederholt auszusprechen, denn das eben verschweigen die Parteien, die sich an das Volk herandrängen, sowohl die große liberale Partei, die vorzugsweise aus dem Freimaurerthum, aus dem Repräsentanten des großen Kapitals, aus dem rationalistischen Professorenthum und dem gewöhnlichen Literatenthum, das an dem Tische dieser hohen Herren ißt und für sie täglich reden und schreiben muß, zusammengesetzt ist, nach Außen aber für das Wirken im Volke gegenwärtig, bis ein neues Schlagwort Mode wird, die gemeinschaftliche Firma ‚Nationalverein' und ‚Fortschrittspartei' angenommen hat, als auch die eigentlich radicale Partei, die sich sonst durch eine gewisse ehrliche Consequenz vor der großen liberalen Partei auszeichnet. Beide vereinigen sich darin, daß unbedingte Gewerbefreiheit ein Postulat sey, über das nicht mehr disputirt werden könne."

Die zweite Ursache ist die Herrschaft des Kapitals. „Diese Uebermacht des Kapitals hat in Bezug auf den Arbeiterstand eine doppelte nachtheilige Wirkung. Erstens vermindert sie die Zahl der selbständigen Arbeiter und vermehrt die Masse der eigentlichen Taglöhner und Lohnarbeiter. Das ist evident, und eine mit mathematischer Nothwendigkeit eintretende Folgerung aus den herrschenden volkswirthschaftlichen Principien. So sind bekanntlich in Paris die meisten selbständigen Kutscher zu Grunde gegangen und zu Dienstleuten geworden, seitdem eine Gesellschaft von Kapitalisten fast das gesammte Transportwesen in Paris in Betrieb genommen hat. So geschieht es, wenn über gewaltige Kapitalien gebietende Bauunternehmer oder Baugesellschaften sich dieses Gewerbszweiges bemächtigen. Sie kaufen Grund

und Boden, liefern die Steine, Kalk und Holz, besorgen den Transport, führen die Gebäude auf und richten sie ein; alles, was früher selbständige Meister und Gewerbsleute waren, tritt in das Verhältniß von Lohnarbeitern. Dasselbe Verhältniß tritt bei allen anderen Geschäften ein. Die zweite Wirkung des Kapitals besteht darin, daß es in der Verbindung mit der Maschine *) den Preis der Waare mehr und mehr herabdrückt. Der Preis der Waare, die das Kapital mit der Maschine producirt, bestimmt sich nicht mehr nach dem Lebensunterhalt der Arbeiter, sondern nach dem Kaufpreis der Maschine und den Betriebskosten derselben, und mit diesem Waarenpreis muß nun der Arbeiter concurriren. Er steht jetzt nicht bloß anderen Arbeitern in der allgemeinen Concurrenz gegenüber, die, wie er, essen und trinken und schlafen müssen, sondern er steht einer Maschine gegenüber, die ohne Hunger und Schlaf, rastlos, nicht mit bloßer Menschenkraft, sondern mit vieler Pferdekraft Tag und Nacht fortarbeitet. Während die arme Näherin endlich müde niedersinkt, arbeitet die Nähmaschine mit einer Geschwindigkeit, die zahllose Hände nicht erreichen können, und doch muß sie mit dem Nähpreis sich begnügen, bei dem die Maschine noch arbeiten kann. So überall und in allen Gewerbszweigen. Auch hier sind wir erst im Beginne moderner Entwicklung. Was wird aber daraus werden, wenn sich diese Maschinengrundsätze moderner Volkswirthschaft und Volksfreundlichkeit mit der ganzen unbarmherzigen Rücksichtslosigkeit, die in ihnen liegt, über alle entsprechenden Verhältnisse, über alle Nahrungszweige des Arbeiterstandes ausgedehnt haben werden?"

So lange man nun die Ursache nicht aufhebt, kann auch die Wirkung nicht aufgehoben werden. Die allgemeine Gewerbefreiheit und die Herrschaft des Kapitals haben das Elend der Arbeiter hervorgerufen und deshalb läßt sich kein Heilmittel des Uebels finden, welches mit dem Fortbestand jener beiden Ursachen verträglich wäre.

Die große Agitation in der Arbeiterfrage geht jetzt von zwei politischen Heerlagern aus, nämlich von dem liberalen und von dem demokratischen, hier von Schultze-Delitzsch, dort von Lasalle, aber beide schlagen falsche und ungeeignete Mittel vor.

Der Liberalismus bewilligt den Arbeitern unbedingte Gewerbefreiheit, Handelsfreiheit, Freizügigkeit, das Recht, sich zu verheirathen und die sociale Selbsthülfe. Doch ist nicht gesagt, wie sie mit allen diesen Rechten und Freiheiten zu einem wirklichen Erwerbe kommen sollen, wenn sie kein Kapital haben, wenn sie einander durch die eigene Concurrenz im Wege stehen und durch Production immer wohlfeilerer Waare sich selber den Lohn beschneiden. Mit Recht bemerkt der Verfasser: „Wenn das ganze Menschengeschlecht nach diesen Grundsätzen unbedingter Gewerbefreiheit, unbedingter Freizügigkeit, unbedingter Ansässigmachung, unbedingter Schließung und Trennung des ganzen Familienlebens organisirt wäre, und wenn dann diese rationalistisch-liberale Rechenmaschine in der That nach dieser ausschließlichen Vernunft der Mathematik sich bethätigen könnte, so wäre die absolut nothwendige Folge, daß täglich alle jene Zahlen, die nicht den vollen Werth haben, in dieser allgemeinen Concurrenz ausgeschieden werden und zu Grunde gehen müssen." Nun hofft zwar der liberale Vorschlag, durch allgemeine Bildung jeden Arbeiter fähig zu machen, die Concurrenz auszuhalten. Aber das ist eine Täuschung. Welche Bildung vermöchte die angebornen Unfähigkeiten zu bemeistern? Das kann die beste Schule nicht in reichen Familien, wo Bildungsmittel genug vorhanden sind, geschweige in verkümmerten Proletarierfamilien. Wenn auch ein Theil der Arbeiter Gewinn aus der Bildung zieht, die große Masse bleibt zurück.

Sodann setzt der Verfasser auf das scharfsinnigste auseinander, daß sich die beiden angepriesenen Mittel, nämlich Selbsthülfe und Vereinswesen, widersprechen. „Die Selbsthülfe in dem Sinne dieser Partei steht eigentlich mit der Genossenschaft in gewissem Widerspruch. Die sociale Selbsthülfe ist keine reine Hülfe des stolzen, eigenen ‚Selbst' mehr, sondern im Gegentheil das demüthige Bekenntniß, daß das Selbst sich allein nicht helfen kann. Zwar hat auch das Wort ‚sociale Selbsthülfe' einen guten Sinn, insoweit es die Hülfe der Genossen andeutet, aber diesen schließen eigentlich die Principien der liberalen Partei aus. Denken wir nur an die erste Gruppe ihrer Vorschläge. Dadurch sollte ja eben der Mensch möglichst auf sich selbst gesetzt werden, um sich nun mit den eigenen Kräften zu helfen. Ein Anderer darf ihm nicht helfen; das ist gegen die Würde desselben. Sein bildender Stolz, der seine wahre Würde bedingt, besteht ja eben darin, daß er ganz sich selbst hilft. Nur so wird auch die höchste Idee der Concurrenz erreicht. Alle Menschen, auf das Individuum, auf das eigene Selbst angewiesen in der ganzen Welt, concurriren mit allen ihren physischen und geistigen Kräften. Das ist die reine

---

*) Hiermit sage ich selbstverständlich nichts gegen die Maschine selbst. Die Benutzung der Naturkräfte im Dienste des Menschen ist ein Sieg des Geistes über die Materie und kann, recht benutzt, zu einer immer größeren Befreiung des Menschen von der Noth und Knechtschaft der materiellen Arbeit dienen.

Selbsthülfe, die volle stolze Menschenwürde in diesem Systeme. Wenn nun dieser so befreite Mensch sich an Andere wendet, um ihre Hülfe zu fordern, so gesteht er ja ein, daß er sich selbst nicht genügt und deshalb andere Hülfe, anderen Beistand nothwendig hat. Sociale Selbsthülfe ist Hülfe mit und durch den Genossen (socius), und insofern das Gegentheil von der Stellung des ‚Selbst' und des Individuums, die alle jene Freiheiten angeblich hervorrufen sollen. Aber nicht nur, daß schon diese genossenschaftliche Tendenz mit dem ganzen System im Widerspruch steht und aus einem Gebiete entlehnt ist, das man eigentlich gerade über den Haufen werfen wollte, so zwingt die Natur und ihr Recht diese Partei fort und fort auch noch zu anderen Widersprüchen. Sie führt in ihrer Weise doch wieder eine Art Handelsgrenze und Gewerbezwang ein, indem die Bedeutung der Vereine nur darin ihren Grund haben kann, daß sie irgendwelchen Schutz gewähren sollen gegen Zustände, die aus der allgemeinen individuellen Selbsthülfe entstehen. Sie modificiren wieder in der That die allgemeine Concurrenz. Ein Rohstoffverein z. B. soll die Mitglieder theils gegen die Wirkung der allgemeinen Concurrenz, theils gegen den Kapitalisten schützen und ihm helfen, eine bessere Stellung zu gewinnen, als alle anderen Arbeiter, die nur auf ihre Kraft angewiesen sind. Alle diese neuen Genossenschaften sind daher in gewissem Sinne wieder Zoll- und Gewerbegrenzen, durch die man die Folgen der allgemeinen Concurrenz abwenden will." Die Vorschußvereine können nur dem kleinen Handwerker nützen, werden ihn aber nie befähigen, die Concurrenz mit dem großen Gewerbe und Kapitale auszuhalten. Am praktischsten sind die Consumvereine, aber sie werden, meint der Verfasser mit Recht, nur dahin führen, daß, wenn der Arbeiter etwas wohlfeiler essen kann, er sich in der Noth auch einen um so geringern Lohn gefallen läßt, denn das unbarmherzige Kapital drückt den Arbeitslohn herunter, so weit es irgend möglich ist — und wird nie verfehlen, auch noch die letzte Möglichkeit auszubeuten, die ihm die Elasticität des recht- und wehrlosen Arbeiterstandes darbietet.

Lasalle und die radikale Partei wollen gründlicher zu Werke gehen und fordern, der Arbeiter solle Miteigenthümer der Fabrikgeschäfte, also Mitbesitzer des Kapitals werden. Aber das Kapital existirt nicht, wo soll er es hernehmen? Antwort, der Staat soll ihn unterstützen. Der Staat, ja wohl. Zu dieser Consequenz hat es die Bureaukratie und nach ihr und mit ihr der Liberalismus gebracht, die keine Selbständigkeit der Gemeinde, der Innung und Corporation mehr dulden und alles, bis in die Familien hinein, von Staatswegen durch Cabinetsdecrete oder Majoritätsbeschlüsse regieren wollen. Wie ein allfressender Parasit hat der Staatsbegriff alles allein verschlungen. Dafür wird er nun auch für alles verantwortlich gemacht.

„Der s. g. moderne Staat steht grundsätzlich ganz und gar auf diesem Standpunkt. Wie kann man glauben, daß man die Consequenzen desselben bezüglich einer Umgestaltung des Eigenthumsrechtes aufhalten kann? Die ganze Partei, die jetzt die Presse und alle Ständeversammlungen beherrscht, verkündigt uns ja ohne Unterlaß dieses heilbringende Grundgesetz des neuen Staates, daß ohne Rücksicht auf die Vergangenheit, ohne Rücksicht auf frühere Verträge, insbesondere und vor Allem ohne Rücksicht auf das, was der christlichen Kirche gebührt, nur mehr Recht ist, was die Ständeversammlung per majora entscheidet. Selbst die Mitwirkung einer königlichen Gewalt und einer ersten Kammer betrachtet sie als eine antiquirte Abnormität, die der Fortschritt baldmöglichst über den Haufen werfen muß, und sie hat auch darin vollkommen Recht, wenn jene Professoren Recht haben, die Fürsten und Könige dem deutschen Volke zu Lehrern gegeben haben. Die absolut nothwendige Consequenz dieses ganzen Systemes ist: eine Kammer, und was diese eine Kammer bestimmt, ist Gesetz, und wer sich dagegen auf sein Gewissen, auf seinen Glauben, auf hergebrachtes Recht, auf Christus und Gott beruft, ist Hochverräther, er sündigt gegen die Majestät des Volkswillens. Warum soll denn aber um Himmels Willen diese Majestät auf ein Mal vor dem Geldbeutel der reichen Liberalen stehen bleiben? Wenn sie das Recht hat, unser Gewissen mit Füßen zu treten, unseren Glauben zu verhöhnen, Gott und Christus zu leugnen, so wäre es doch unaussprechlich lächerlich, behaupten zu wollen, daß auf ein Mal vor dem Geldbeutel der Millionäre diese neue Weltordnung wie verzaubert feststehen bleiben müßte. Nein, nein! davor wird Gott sorgen. Das wird nimmer geschehen. Wir müssen die Consequenzen unserer Principien bis zum letzten Tropfen austrinken, mögen die Tropfen noch so bitter seyn. Wenn diese liberalen Majoritäten mit der Souveränetät ihres Willens die tausendjährige Stellung der Kirche mit Hohn wegdecretiren und unser christliches Gewissen in allen seinen Fasern kränken dürfen, dann werden bald andere Majoritäten nachkommen, die ganz und gar auf demselben Boden und mit derselben Majorität, nicht nur Millionen als Subsidien für die Arbeitervereine, sondern noch ganz andere Dinge fordern werden. Vom Standpunkt der liberalen Partei und jener Wissenschaft, die im Namen der Regierung von so vielen Lehrkanzeln gelehrt wird, ist daher, was die Gerechtigkeit der von Lasalle vorgeschla-

genen Maßregeln angeht, wohl sicherlich gar kein Bedenken zu erheben. Es ist vielmehr nur ein unendlich bescheidener Anfang ganz anderer Dinge, die da kommen müssen."

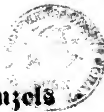
Die Arbeiter haben leider ein Recht, die Gesellschaft anzuklagen, deren Organisation auf ihre Noth keine Rücksicht nimmt, ja dieselbe stufenweise vermehrt. Deswegen mischt sich die Arbeiterfrage naturnothwendig in jede politische Revolution ein, wenn sie dieselbe auch nicht hervorruft. So kamen im Verlauf der französischen Revolution von 1782 zuletzt das Proletariat, kamen die Pickenmänner, die Arbeiter mit aufgestreiften Aermeln, zur Gewalt und der Convent beschäftigte sich unter Robespierres Leitung mit der Reorganisation der Gesellschaft zum Besten der Arbeiter oder des vierten Standes, dem damals der erste, zweite und dritte unterlegen waren. Wenn man bedenkt, wie dieser vierte Stand, von dessen Arbeit die andern drei gelebt hatten, unter dem Despotismus und der Serailwirthschaft Ludwigs XIV. und XV. mißhandelt und verachtet worden war, wie Armuth und Hunger die Provinzen heimsuchte, während der Hof und sein Anhang schwelgte, kann man in dem Ausbrausen des Volkszornes während der Revolution nur das Walten der Nemesis erkennen. Wenn man ferner erwägt, wie später unter Ludwig Philipp der dritte Stand, die Bourgeoisie, das Kapital allein begünstigt und die Kammer corrumpirt, die Arbeiterclasse von den damaligen Arbeitgebern gedrückt war; wenn man sich erinnert, mit welcher Grausamkeit damals der Minister Perier die gerechten Klagen der Arbeiter zurückwies und ihre verzweiflungsvollen Aufstände mit Kanonen niederschlug, darf es nicht im geringsten Wunder nehmen, daß die Arbeiter 1848 den König verjagten und eine Republik gründeten, von der sie hofften, die Gesellschaft werde darin reorganisirt und ihrer bisherigen Noth abgeholfen werden. Solche Erscheinungen werden sich immer wiederholen und nicht blos in Frankreich, vielleicht auch einmal in England, wo die Arbeiter die härteste Noth leiden.

Aber die Mittel, womit man in Frankreich den Zweck erreichen wollte, den Arbeitern in der Organisation der Gesellschaft eine natürlichere und gesichertere Stellung zu geben, wurden verfehlt. Robespierre wollte alle andern Stände ausrotten und nur die Arbeiter übrig lassen. Dadurch wäre nur eine Unnatur und Ungerechtigkeit an die Stelle der andern gesetzt worden. Es war unmöglich, diesen einseitigen Plan durchzuführen. Im Jahr 1848 nahm man für die Arbeiter ausschließlich die Mittel des Staates in Anspruch und improvisirte die Nationalwerkstätten, welche, consequent durchgeführt, alle Privatgewerbe ruinirt, aber auch alle Mittel des Staats erschöpft haben würden. Dieser einseitige Plan wurde also wieder vereitelt. Damit wird nicht geholfen, daß man um die Arbeiter in eine bessere Lage zu bringen, ihnen allein den Staat oder die ganze Gesellschaft aufopfern möchte. Es kommt darauf an, den Arbeitern, wie allen andern Mitgliedern der Gesellschaft, eine Stellung zu geben, in welcher sie sich mit allen andern harmonisch zusammenfügen, wie die verschiedenen Organe in einem gesunden Organismus. Das erste Erforderniß ist, daß die feindliche Gegenüberstellung aufhört.

Leider ist nun der moderne Staat ein solcher in sich harmonisch gegliederter Organismus nicht und ihn in einen solchen zu verwandeln, ist ein Problem, zu dessen Lösung Jahrhunderte erfordert werden. Der Verfasser, eins der vorragendsten Häupter der Kirche, erachtet sich eben so verpflichtet, wie berechtigt, darauf aufmerksam zu machen, welcher Antheil bei Lösung der Frage der Kirche gebühre. Nun ist ohne Zweifel die Sorge für leidende Brüder eine Pflicht der christlichen Liebe, die zunächst immer von der Kirche ausgehen muß. Gottvertrauen und Gottesfurcht sind die besten Stärkungsmittel zur Arbeit selbst und in der Noth. Wenn der genossenschaftliche Verband den Arbeitern helfen soll, kann er nicht fester und inniger geschlossen werden, als unter dem Segen der Kirche, wie einst in unserm alten Reiche alle unsere Corporationen, Innungen und Gemeinwesen. Es ist gut, daran zu erinnern und man darf in so wildbewegter Zeit nie aufhören, nach jenem Stern über dem Meere hinzublicken. Aber wie das Staatsleben gegenwärtig beschaffen ist, muß man fürchten, daß der Sturm sich nicht bald legen, sondern nur immer höhere Wogen aufwerfen wird. Fast überall sehen wir den Staat im Conflict mit der Kirche, ist die große Strömung der modernen Bildung der Kirche feindlich und stehen hitzige und wüthende Parteien gegen sie in Waffen, werden unter den armen Arbeitern selbst Begriffe verbreitet, die den anti-christlichen Hörsälen entlehnt sind und ihnen Gift als Honig, Honig als Gift auslegen. Fast überall sucht sich die Wühlerei im Arbeiterstande zu rekrutiren, um dessen Unzufriedenheit zu mißbrauchen und ihn zum Werkzeug politischer Agitationen zu machen, deren Ziel von dem des Arbeiterwohls sehr weit entfernt liegt. Unter diesen Umständen wird der christliche Eifer für die Arbeiter eher zurückgestoßen, geschmäht und verdächtigt, als anerkannt.

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonniert durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Sonnabend, N° 39. 14. Mai 1864.

Sittenkunde.

Die dunkeln Häuser und Straßen Londons von Gustav Rasch. Erster Band. Wittenberg, Herrosé.

Ohne Jahreszahl, ein Bändchen von nur 117 Druckseiten, dem aus Amerika nach Deutschland heimgekehrten Herrn Gustav Struve zugeeignet und ein wenig auf Effect berechnet. Doch findet man bei weitem nicht so viele Schaudergemälde, als mancher Leser vielleicht erwartet. Der Verfasser geht vielmehr darauf aus, die Wurzel des Uebels zu enthüllen. Das Verbrechen, die Prostitution, die gräßliche Armuth und der Hungertod so vieler Menschen in England sind nur natürliche Folgen des alles an sich saugenden und im Verhältniß in wenigen Händen befindlichen Capitals. Die Geldaristokratie ist, wie ein chinesisches Volkslied sagt, der riesenhaft angeschwollene Kopf eines mageren Schafes.

Die englische Aristokratie hat wie ein großer Pilz alle Säfte aus dem Boden gezogen. Sie hat den freien Bauernstand der alten Angelsachsen vernichtet. „Der Reichthum, der Besitz, das Capital, die sociale Stellung üben in keinem europäischen Lande bei der Ausübung des politischen Wahlrechts einen so gewaltigen Druck aus, wie gerade in England. Von den colossalen Summen, welche eine Wahl als Mitglied des Unterhauses kostet, von den Intriguen, von der Bearbeitung der Wähler, von der unvermeidlichen Reclame, von den enormen directen und indirecten Ausgaben, welche viele Tausende von Guineen verschlingen, will ich hier gar nicht sprechen; aber es gibt in England keinen freien unabhängigen Bauernstand. Die Aristokratie hat die freien Bauern nach und nach zu ihren Pächtern gemacht. Und wie kann und darf der Pächter anders wählen, als der Grundbesitzer, der ihn täglich zum Taglöhner und zum Bettler machen kann, befiehlt? Nur der freie unabhängige Bauer hat ein Wahlrecht; der Pächter eines Herzogs oder eines Grafen gibt in England als Wähler nur die Stimme seines Herrn ab, wenn er auch als Wähler nominell auf dem Papiere der Wahlliste steht. Dazu ist das platte Land in England in eine große Masse kleiner Wahldistricte getheilt, während die großen Städte nur wenige Candidaten in die gesetzgebende Versammlung senden."

Die Aristokratie hat aber auch den freien Bürgerstand unterdrückt und größtentheils in Fabrikpöbel verwandelt. „Sie würdigt Millionen zu den Armen und Elenden herab, welche an der Staatsverfassung nur dadurch Theil nehmen, daß sie mit dem, was sie als Taglöhner des Lebens durch unaufhörliche, mühsame Arbeit erwerben, Steuern zahlen, um Sinecuren für die ‚obern Zehntausend' zu schaffen."

Das schreckliche Elend der Armen in London, denen nur die Wahl bleibt zwischen Verbrechen oder Hungertod, wird nun hier in einigen dunklen Bildern in Rembrandts Manier illustrirt. Wir begleiten den Verfasser in die gemeinsten Schenken und Diebsherbergen. Durch einen vertrauten Polizeimann erlangte er ohne Gefahr überall Zutritt. „Derselbe schlug mir vor, zuerst Golden Lane, eines der verrufensten Diebsquartiere, zu besuchen, dann in Victorial-Hall, einem Versammlungs- und Vergnügungsort junger Diebe einzukehren, ein Boxerhaus anzusehen, dann Petticoat Lane und seine Seitengassen, den Wohnsitz der Juden in London zu durchstreifen und gegen Mitternacht in die verrufenen Quartiere am Wasser, welche noch unterhalb Londonbridge und des Themsetunnels liegen, hinabzusteigen." Wir enthalten uns, näher auf diese Scenerien einzugehen, in denen es von „berauschten Weibern in schmutzigen Kleidern mit ungekämmten Haaren", confiscirten Männergesichtern und mehr als Bassermann'schen Gestalten wimmelt. Doch fehlt es auch nicht an rührenden

Erscheinungen. „Ein junges Mädchen in schottischem Kostüm ging umher, um Backwerk zu verkaufen. Sie war kaum fünfzehn Jahre, von zartem und feinem Gliederbau; ihr blasses, feines Gesichtchen, von gelocktem, blondem Haar umgeben, hatte einen fast kindlichen Ausdruck. Von seinem Begleiter erfuhr der Verfasser: „Sie ist die Tochter eines gefährlichen Spitzbuben, welcher kürzlich wegen Raubmordes, weil er ihm nicht ganz bewiesen werden konnte, lebenslänglich in die Strafcolonie deportirt wurde; die Mutter ist im Correctionshaus zu Westminster, welche zur Guitarre in den Kneipen spielte und sang, sagte der Detective. ‚Und das Mädchen?‘ fragte ich weiter. ‚Gehört der Prostitution an.‘ — ‚Das Mädchen mit den frommen Taubenaugen, mit dem Kindergesicht?‘“

Bemerkenswerth bleibt immer, daß die Polizei alle Diebsgesellschaften und die zahllosen Magazine der Diebshehler ebenso genau kennt, wie die Herbergen der Prostitution und sie doch nicht ausrottet, sondern es für zweckmäßiger erachtet, sie nur zu überwachen. Ganz vermöchte sie das Uebel doch nicht auszurotten; deshalb beschränkt sie sich darauf, es in gewisse Kreise, die sie übersieht, einzuschränken. Dem Uebel ist deshalb nicht abzuhelfen, weil ein Extrem nothwendig das andere hervorruft. Hier Goldmassen, dort Bettelei und Dieberei. Hier englische Pruderie, dort die schamloseste Frechheit. Hier Westend, dort St. Giles. Es ist Herrn Rasch nicht entgangen, daß in diesem Sumpf auch manche zarte Lilie versinkt. Wie soll sich auch in einer Stadt, in welcher drei Millionen Menschen zusammengehäuft sind, die Unschuld retten, wenn sie zwischen Armuth und Verbrechen geboren wird?

Die Stadt London gehört wie das ganze Land, der Aristokratie. Wie es in England keinen Bauern auf seinem Erb und Eigen mehr gibt, sondern nur Pächter auf dem Grund und Boden der Aristokratie, so vermag auch in London kein Bürger seinen eigenen Heerd zu gründen und auf Kind und Kindeskinder fortzuerben, sondern er kann nur ein Haus miethen, denn der Grund und Boden von London gehört der Aristokratie. „Wie in England, dem aristokratischsten Lande der Welt, Alles der Aristokratie gehört, der Wald, die Wiesen, das Wasser, die Luft, so ist auch ein großer Theil Londons Eigenthum einzelner aristokratischen Familien. Der Herzog von Bedford besitzt beispielsweise ganze Stadttheile. Sie verkaufen den Bauunternehmern, wie das überall in der Welt geschieht, den Grund und Boden nicht, sie verpachten ihnen denselben nur für eine Pachtsumme, welche alljährlich von ihren Taxatoren und Einnehmern, die in allen Straßen wohnen, erhoben wird. Die Pachtzeit ist fünfzig bis neunundneunzig Jahre. Nach fünfzig oder neunundneunzig Jahren fällt der Grund und Boden an den Eigenthümer wieder zurück. In einem halben oder ganzen Jahrhundert ist das Land bedeutend gestiegen und der Eigenthümer verpachtet den Grund und Boden von Neuem an einen anderen Spekulanten, natürlich zu einem bedeutend höheren Preise, wie früher. Aber, was wird aus den Gebäuden, welche nun seit neunundneunzig Jahren auf dem Boden erbaut sind, wird man fragen. Sie fallen dem eigentlichen Eigenthümer des Grund und Bodens zu. Nach continentalen Begriffen ist das freilich unerhört. Die Familie des Mannes, welcher Straßen und Häuser besaß, ist plötzlich arm geworden; seine Enkel können betteln gehen. Reich ist bei diesem Geschäft nur der Herzog oder der Graf geworden, dem Grund und Boden gehört und dem Grund und Boden wieder zufällt. Man rechne die ungeheuere Pachtsumme, welche er seit neunundneunzig Jahren erhalten hat, zu dem Werth der Gebäude, welche ihm mit dem Grund und Boden zufallen und man hat die Summe, um welche er oder seine Familie reicher geworden ist. Die enormen Miethspreise, welche in London gezahlt werden, sind die unmittelbare Folge dieses sonderbaren Eigenthumsverhältnisses. Der Miether ist schließlich der, welcher dem Spekulanten, wenn er Häuser leer stehen und deshalb Ausfälle in seiner Einnahme hat, diese Ausfälle decken muß. Nebenbei hat er die nicht geringen Steuern zu zahlen, welche beispielsweise bei einem Miethzins von siebenhundert Thalern noch auf dreihundert Thaler sich belaufen. Es kommt ja darauf nicht an. Nur die sogenannten ‚obern Zehntausend‘ sind die Bevorzugten in der englischen Bevölkerung. Sie bestehen in den Mitgliedern der aristokratischen Familien nebst ihren Bevorzugten und Günstlingen, und in der reicheren Bourgeoisie. Diese ‚obern Zehntausend‘ sind im Besitz alles Grundeigenthums, der Paläste, der Schlösser, der Häuser in den Städten, der Aecker, der Wälder und Wiesen, der Jagd und der Fischerei, im Besitz aller Fabriken und industriellen Unternehmungen, im Besitz aller Capitalien, im Besitz der Handelsflotte, im Besitz aller Aemter und Stellen im Staate, geistlicher und weltlicher, im Besitz aller Sinecuren, im Besitz der Organe der Presse, also der öffentlichen Meinung, im Besitz des Rechts, in das Parlament zu wählen und gewählt zu werden, also im Besitz der Regierung.“

London hat sich so sehr vergrößert, daß seine immer wachsende Ausdehnung in die Breite nicht mehr genügt. Man hat gleichsam über der Stadt fortgebaut, indem man Eisenbahnen über die Häuser hinwegführte. Noch vielmehr ist unter den Häusern gebaut worden. Man denke sich, welches unterirdische Canalsystem eine Stadt bedarf,

aus deren 400,000 Häusern täglich aller mögliche Unrath abfließt. Man denke sich ferner die unterirdischen Gasleitungen und Telegraphendrähte. Endlich den Themsetunnel unterhalb des Flußbettes und der nicht der einzige bleiben wird. Das unterirdische London „hat Hauptstraßen und Nebenstraßen, Plätze und Squares, ganz wie das London über der Erde. An Hauptstraßen zählt es nicht weniger als einundsiebenzig, die Zahl der Nebenstraßen kenne ich nicht, und Mr. Hollinghead auch wohl nicht; aber wenn man Hauptstraßen und Nebenstraßen in eine einzige große Linie sämmtlich aneinander legte, würden sie ein Band bilden, welches fast achtzehnhundert englische Meilen lang ist. Da gibt es ‚blutige' Straßen, in denen das Blut aus den Metzgereien und Fleischermärkten strömt, da sind ‚siedende' Straßen, in denen kochendes Wasser strömt und der abgelassene Dampf qualmt, da sind ‚Dunststraßen', in denen die Gerüche von Droguen und Vitriol erstickende Atmosphären schaffen, da gibt es Straßen, welche einen Strom von Seifenschaum zur Temse führen. Zwischen diesen Haupt- und Nebenstraßen der Cloakenstadt fließen durch riesenhafte Tunnels alle die Wasser, welche aus den nördlichen Höhenzügen von Hampstead und Primrose Hill durch das Thal von London zur Themse strömen." Den Tunnel zu graben war unter diesen Umständen äußerst schwierig. „Die Anlegung der unterirdischen Eisenbahn glich einer gefährlichen chirurgischen Operation. Die Wasserleitungsröhren, die Telegraphentuben, die Gasröhren, die Haupt- und Nebenstraßen der Cloakenstadt, Alles das mußte seitwärts abgeleitet werden, um Raum für die neuen Eisenbahntunnels zu gewinnen. Es gibt dort unten brausenden Strom von Schmutz und Unrath, der alte Fleetgraben, der bei stürmischem Wetter einmal sechs Fuß in der Stunde gestiegen ist und in früheren Zeiten schon ganze Theile der City überschwemmt hat. Dieser schwarze unterirdische Strom mußte in eine kolossale eiserne Tube eingedämmt werden und fließt jetzt in dieser eisernen Tube quer durch das Dach des Eisenbahntunnels zur Themse über den Köpfen der Reisenden auf der ‚Metropolitain-Untergrund-Eisenbahn."

In der City drängt sich die größte Menschenmasse zusammen. Und doch steht der Fremde in dieser menschenvollen Weltstadt allein, wenn er nicht gute Empfehlungen an Familien hat.

Zur Arbeiterfrage.

Die Arbeiterfrage und das Christenthum. Von Wilhelm Emmanuel Freiherrn von Ketteler, Bischof von Mainz. Zweite Auflage. Mainz, Kirchheim, 1864.

(Schluß.)

Der Verfasser hat von seinem specifisch kirchlichen Standpunkt aus eine Seite der Frage unbeleuchtet gelassen. Das ist die nationale, specifisch germanische. Die Germanen waren von jeher, auch schon vor ihrer Christianisirung, ein Rechtsvolk, das erstaunlich viel unter sich rechtete und verbürgte, die Gegenseitigkeit fast pedantisch abwog, wovon die uns erhaltenen ältesten Gesetze Zeugniß ablegen. Damit hing das System der Eidhelfer, Eidgenossen, Waffenbrüder, der geschlossenen Ritter- und Knappschaften, Innungen und Genossenschaften aller Art zusammen. Erst der moderne Staat mit seiner undeutschen, heidnisch classischen Schulbildung, Juristerei und Bureaukratie hat diese alten organischen Bildungen einer kerngesunden Volksnatur zerstört. Und der moderne wesentlich französische Liberalismus hat die national germanische Spur noch nicht wieder aufgefunden. Indessen ist die Grundanlage im deutschen Naturell dieselbe geblieben und wenn uns nicht alles trügt, wird sie sich in nicht zu langer Zeit wieder geltend zu machen wissen. Denn es liegt darin ein praktisches Moment, und da es sich um materielle Interessen handelt, muß die Theorie, nachdem sie überkünstelt und unnatürlich geworden ist, einer gesunden Praxis wieder weichen. In dieser Beziehung könnte von Staatswegen etwas geschehen. Bezahlung der Arbeiter aus Staatsmitteln ist unpraktisch, auf die Dauer eine reine Unmöglichkeit. Wohl aber besäße der Staat die Mittel, der socialen Selbsthülfe der Arbeiter fördernd entgegenzukommen, wenn er dem natürlichen Bedürfniß der Arbeitermasse nach organischer Gliederung entgegen käme. Bis jetzt zählen sie nur nach Köpfen und jeder einzelne ist ein Sandkorn. Sie sollten nach Compagnien zählen, die Individuen sollten sich gegenseitig in einer geschlossenen Genossenschaft und alle Genossenschaften wieder unter einander unterstützen. Aber darauf ist der moderne Staat nicht eingerichtet.

Wer so etwas bevorwortet, setzt sich dem Vorwurfe aus, er wolle den Zunftzwang zurückführen. Aber der Verfasser hat Recht, wenn er bemerkt: „Der Zunftzwang in seinem Mißbrauche und verknöcherten Egoismus hat den Ruf nach Gewerbefreiheit hervorgerufen. Die Gewerbefreiheit hat die Waaren unermeßlich ver-

mehrt, vielfach verbessert, den ungebührlichen Preis der Waare herabgedrückt und so den weitesten Kreisen der weniger bemittelten Menschenclassen die Befriedigung mancher Lebensbedürfnisse eröffnet, von denen sie früher ausgeschlossen waren. Aber sie hat auch ihre nothwendige Grenze und ihr gesetztes Maß, und wenn diese überschritten werden, so führt sie geradeso zu unseligen Consequenzen, wie der mißbrauchte Zunftzwang."

Wir kommen auf die germanische Specialität zurück. Unser Volk war Jahrtausende hindurch das gesundeste und kräftigste. Aus seiner stolzen Race gingen alle Herrn Europas hervor. Wenn je unsere Nation noch einmal zum Bewußtseyn ihrer gewaltigen, noch immer nicht ganz zerreglerten und zerschulmeisterten Kraft gelangt, wird sie eine Volkswirthschaft verlangen, wovon die gegenwärtigen Lehrer dieser edlen Wissenschaft freilich keine Ahnung haben. Sie wird verlangen, man solle dem Menschen wenigstens eben soviel Recht angedeihen lassen, wie dem Vieh. Niemand verkennt den Werth der gesunden und kräftigen Race bei Pferden, Rindern und Schafen; darum aber, ob auch die Menschenrace in gesundem Stand erhalten wird, kümmert sich kein Regent und Gesetzgeber, nicht einmal die Presse. Unter allen deutschen Männern war Justus Möser der erste, der in seinen patriotischen Phantasien darauf aufmerksam machte, wie wichtig die Erhaltung der gesunden und starken Volksrace zunächst in seinem geliebten Westfalen sey. Hierauf nahm Salzmann in Schnepfenthal den Gedanken auf, der jedoch erst durch Friedrich Ludwig Jahn mit mehr Energie durch die Turnkunst in's Leben eingeführt wurde. Allein wenn auch jetzt noch so viele Turnvereine und Turnschulen entstanden sind, so hat auch auf der andern Seite die Degenerirung der Race auffallend zugenommen und ist immer noch im Wachsen begriffen. Was das Verhocken in den Schul- und Schreiberstuben nicht vermochte, das leistet jetzt in noch massenhafterer Weise das Verhocken in den Fabriken.

Im Anhang des vorliegenden Buches kann man das Verhältniß der arbeitenden Classe und ihrer Sterblichkeit zur übrigen Bevölkerung tabellarisch übersehen. Wir heben nur Weniges hervor. „In Mühlhausen im Elsaß war in den Jahren 1823 bis 1834 die Sterblichkeit unter den Kindern der Weber und Spinner im ersten Lebensjahre gerade noch einmal so groß, als unter den Kindern der Fabrikherren und Kaufleute. Die Hälfte der Kinder der genannten Arbeiter starb, bevor sie noch das erste Jahr zurückgelegt hatten. Von 100 Fabrikherren und Kaufleuten erreichten 32 ein Lebensalter von mehr als 50 Jahren, während von 100 Webern nur 8 und von 100 Spinnern gar nur 3 über 50 Jahre alt wurden. In einer englischen Fabrikstadt betrug die mittlere Lebensdauer vor dem Aufkommen der Fabriken 31½ Jahre, nach Einführung der Fabrikarbeit ist sie auf 19½ Jahr herabsunken. Es kann daher nicht zweifelhaft seyn, daß die Gesundheit und die ganze Lebenskraft des Arbeiterstandes unter den gegenwärtigen Verhältnissen in einer fortschreitenden Abnahme und Verschlechterung begriffen ist. In Deutschland sind wir noch nicht so weit, wie in England. Die Cigarrenmacher in Berlin erreichen noch durchschnittlich eine Lebensdauer von 30 Jahren, während in England die mittlere Lebensdauer dieser Stände in einigen Städten schon bis auf 15 Jahre herabgekommen ist. Wir sind aber in derselben Richtung begriffen. Unsere jetzigen Fabrikarbeiter sind Kinder unseres deutschen Bauernstandes und haben von dorther noch Gesundheit und Lebenskraft mitgebracht. Wie bald wird das vorüber seyn; wie bald werden wir auch in Deutschland Gegenden antreffen, in denen jetzt noch ein gesunder, kräftiger Menschenschlag wohnt, und wo dann ein sieches, schwaches Krüppelgeschlecht sein verkümmertes Leben hinbringen wird!"

Man kann nun zwar den Maschinen nicht den Krieg erklären und der Verfasser ist auch weit entfernt, es zu wollen. Früher oder später aber wird eine Ausgleichung des Industrieinteresses und des Raceninteresses beliebt werden müssen. Denn die Erhaltung der Race ist doch am Ende mehr werth, als das Interesse der Fabrikbesitzer, die auf Kosten und zum Verderben des gemeinen Volkes allein reich und immer reicher werden wollen. Man hat schon oft die Lage der s. g. freien Arbeiter mit derjenigen der Sclaven verglichen und in der That ist der Arbeiter, der um den geringsten Lohn einem herzlosen Arbeitgeber dienen muß, wenn er nicht verhungern will, kaum besser daran als ein Slave und kann von allen den Freiheiten, die ihm das moderne Verfassungswesen nach der liberalen Schablone zuerkennt, keinen Gebrauch machen. Der Verfasser erinnert daran, wie viel das Christenthum beigetragen habe, die Sclaverei in Europa zu mildern und endlich aufzuheben. An dieser wohlthätigen Umgestaltung hatte indeß auch der germanische Geist seinen Antheil, jener genossenschaftliche Geist, von dem wir oben schon gesprochen haben. Wie der Verfasser an das Christenthum, so appelliren wir an das Germanenthum. Beide vereinigt machen die Größe des deutschen Reiches aus.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels



Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, N° 40. 18. Mai 1864.

Sagengeschichte.

Die Tell-Sage zu dem Jahr 1230, historisch nach neuesten Quellen beleuchtet von Dr. H. von Liebenau. Aarau, Sauerländer, 1864.

Ueber Wilhelm Tell ist schon außerordentlich viel gestritten und geschrieben worden, so daß man hätte meinen sollen, das Thema sey schon erschöpft. Nun bringt aber Herr von Liebenau eine ganz neue Ansicht von der Sache und stützt sich auf sehr gute geschichtliche Gründe.

Wir setzen als bekannt voraus, daß die aus den Schweizer Chroniken, namentlich aus der von Tschudi hergeleitete, von Johannes Müller als historisch zuverlässig anerkannte und von Schiller poetisch benutzte Erzählung, schon im vorigen Jahrhundert als unwahr bestritten worden ist. Anfangs ging man davon aus, daß die Erzählung wörtlich mit einer dänischen Sage übereinstimmte, die schon hundert Jahr vor Wilhelm Tell in des Saxo Gramatikus dänischer Geschichte niedergeschrieben war. Erst in neuerer Zeit ist namentlich durch Herrn Kopp in Luzern nach der genauesten Durchsicht der schweizerischen Archive zur historischen Gewißheit erhoben worden, daß Personen und Dinge, die in jener Erzählung von Wilhelm Tell eine Hauptrolle spielen, in der Zeit, in welche die Erzählung die Geschichte Wilhelm Tells verlegt, nämlich im Beginn des 14. Jahrhunderts, gar nicht existirt haben. „Seit Füßli's und Lüthi's Zeit hat man eingesehen, daß die Darstellungsweise Tschudis und Johann von Müllers in unserer Geschichte nicht Stich hält, namentlich verdanken wir Herrn Dr. J. E. Kopp gründlichere Forschungen, die er in allen Archiven der Eidgenossenschaft seit dreißig Jahren, wie im Auslande, fortgesetzt und mit allem Rechte herausgefunden: 1. Daß König Albrecht nicht, wie Tschudi und nach ihm Joh. von Müller wähnten, ein Tyrann war, der das rechtsfreie Uri zu unterjochen suchte und Vögte in den Waldstätten hielt; 2. Daß die urkundliche Geschichte niemals eines Hermann Geßlers, zur Zeit König Albrechts, Erwähnung thut. 3. Weiß Jedermann, wer sich mit den historischen Weisthümern Uris beschäftigt, daß da nur Edelleute oder Mittelfreie im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts nebst dem Taufnamen einen Beinamen von einer Burg oder Familie führten; daß aber, wie Kopp in den Geschichtsblättern genau nachgewiesen, die angebliche Familie Tell in Uri nirgends, weder in Urkunden noch Jahrzeitbüchern, so wenig als ein Hermann Geßler in König Albrechts Diensten je aufzufinden ist."

Seitdem diese Forschungen gemacht sind, hat man etwas zu einseitig an jeder geschichtlichen Grundlage der sagenhaften Erzählung gezweifelt und ihr nur den Werth eines Mythus beigelegt. Herr v. Liebenau ist der erste, der wieder den historischen Grund aufgesucht und auch gefunden hat, nur um 70 bis 80 Jahre früher, als Tschudi das Ereigniß ansetzt.

Herr v. Liebenau geht sehr gründlich zu Werke, indem er uns die Zustände der deutschen Alpenwelt, namentlich des St. Gotthardsstocks und des zu ihm hinauf führenden Urner Thales von den Zeiten an schildert, in welchen die Römer daraus vertrieben und die Alemannen hier Herrn wurden. Dabei ist vor allem von Interesse zu wissen, daß die Straße über den St. Gotthard in der ersten Zeit der Alemannenherrschaft vom 4. bis 12. Jahrhundert noch gar nicht existirte. Das ist deshalb wichtig, weil wir uns demnach Uri nicht als eine frequente Heer- und Handelsstraße, sondern als ein einsames, gleichsam verlornes Thal in der Bergwildniß denken müssen. Der Berg führte nicht einmal den Namen St. Gotthard, denn es ist kaum denkbar, daß man ihm den Namen beigelegt habe, ehe Bischof

Gotthard heilig gesprochen wurde, was erst im Jahre 1132 geschah. Auch haben sich auf der erst viel später eröffneten Straße über den St. Gotthard nirgends Spuren eines älteren Römerweges oder römischer Befestigungen gefunden. Ebenso ausgemacht ist, daß die deutschen Kaiser auf ihren Heerfahrten nach Italien andere Wege einschlugen, als den über den St. Gotthard. Karl der Große ging über den Montcenis und über den Splügen, Otto I. durch Piemont, Heinrich II. über den Bernhardin, Friedrich Barbarossa über den Cenis, Heinrich der Löwe über den Brenner, Berthold von Zähringen über den großen St. Bernhard, Otto IV. über den Brenner und über den Simplon, Friedrich II. über den Splügen und über den Brenner. Auch Luzern der Hauptort an der Gotthardsstraße, war im Jahr 1210 noch gar keine Stadt. Im friedlichen Thale von Uri war die Aebtissin eines Züricher Frauenklosters Grundherrin. Die berühmte Teufelsbrücke, deren Bau ohne Zweifel in die Zeit fällt, in welcher der Verkehr über den St. Gotthard eröffnet wurde, ist im gothischen Spitzbogenstyle erbaut, was schon allein ihre späte Entstehung beweist, weil sie sonst im Rundbogenstyl gebaut seyn müßte.

Die Eröffnung der Straße über den St. Gotthard nach Italien hinüber mußte natürlicherweise von großem Einfluß auf das Urner Thal seyn. Das Thal erhielt dadurch eine ganz neue strategische und merkantilische Wichtigkeit. Kaiser Friedrich II. mußte besondern Werth auf diese Straße legen, weil er Herr in Italien und Deutschland zugleich war und aus seinem angestammten Herzogthum Schwaben der kürzeste Weg nach Italien über den St. Gotthard führte. Es kam ihm nun auch darauf an, den Gebirgspaß in fester und sicherer Hand zu wissen. Insofern konnte ihm das grundherrliche Recht der Züricher Aebtissin im Thale von Uri nicht genügen. Er setzte also von Reichs wegen den ihm sehr anhänglichen Grafen Rudolf von Habsburg (den älteren) als Reichsvogt wie über Schwyz, so auch über Uri und erlaubte, oder befahl ihm vielleicht, dort eine feste Burg zu bauen. Das alles lag im Interesse des Kaisers, allein es lag eben deshalb nicht im Interesse des Papstes und seiner zahlreichen Anhänger in Deutschland. Herr v. Liebenau verfehlt nicht anzuführen, wie sehr in der damaligen Zeit, nachdem Kaiserthum und Papstthum in unversöhnlichen Streit gerathen waren, der geistliche Stand durch die weltlichen Fürsten und Herrn bedrängt war. Wie viele Fehden gegen die Bischöfe und Aebte geführt, wie viele geistliche Güter geplündert oder widerrechtlich der Kirche entrissen wurden. Friedrich II. hatte in Neapel und Apulien bereits einen modernen Musterstaat auf Grund absolut monarchischer Gewalt gegründet und weil er zugleich Todfeind der Kirche war, lag es seinen weltlichen Anhängern und Nachahmern nahe, den Klerus, der sich ihren Zumuthungen nicht fügte, der Rebellion gegen den Kaiser anzuklagen und ihn als papistische Partei feindlich zu behandeln. Das Volk aber hielt lieber zur Geistlichkeit, als zu den weltlichen Herrn, weil in der That die uralte nationale Freiheit und Sitte durch die modernen Herrn eben so bedroht war, wie die Kirche. Es erscheint also in aller Weise natürlich, daß auch das Landvolk in Uri nur seiner Aebtissin gehorchen und bei seinen alten Rechten bleiben wollte, den neuen Vogt aber und zumal seine Burg nur mit scheelen Augen ansah. Deutlich genug spricht dafür, daß es die Burg Zwing-Uri nannte.

Wenn Herr v. Liebenau S. 30 glaubt, die Begeisterung für bürgerliche Freiheit sey aus den gegen den Kaiser empörten lombardischen Städten über die Berge herüber gedrungen, so theilen wir diesen Glauben nicht. Begeisterung für eine neue bürgerliche Freiheit war gewiß bei einem alemannischen Landvolk nicht vorhanden, welches nur sein gutes altes Landrecht vertheidigte. Das deutsche Volk verachtete die Italiener. Nur das ist glaublich, daß das Landvolk durch den Klerus angefeuert wurde, den Neuerungen des Kaisers und seiner Vögte zu trotzen.

Sehr mit Recht macht dagegen Herr v. Liebenau den Einfluß der Persönlichkeiten geltend. „In dieser Zeit waren Vogteien, selbst wenn solche unmittelbar vom Reiche zu Lehen gingen, nicht mehr, wie zur Zeit Karls des Großen, der sächsischen Kaiser und zum Theil Kaiser Friedrichs des Rothbarts, als Reichsämter angesehen, die man ertheilte und zurückzog, sondern man sah eine solche Vergabung eines Erblehens als ein Eigenthum an, wie Zölle und Münze. Wer eine solche Reichsvogtei besaß, überließ solche einem Diener, nicht wie früher als echtes Schwertlehen nur unter der Verbindlichkeit des Heerbannes, sondern als eine Art von Zinslehen. Natürlicherweise suchte der Untervogt seine Gerichtsgebühren, als die einzige Abgabe, die erhöht werden konnte, zuweilen (wie die spätern schweizerischen Landvögte im Thurgau, Laventhale und Rheinthale) zu einer höhern Ertragniß zu bringen. Bei einem Burgbaue und zur Oeffnung des Bergpasses verlangte der Untervogt Tagwänne und Frohndienste von seinen Vogtleuten. In Uri war dies etwas Unerhörtes, das Land gewöhnt, nur die milde Aebtissin von Zürich als Landesherrin anzuerkennen, die auch in Steeg (wenigstens einzelne) Hofstätten besaß (Georg v. Wyß G. d. Abtei.

Beilage 354), sah nicht ohne Recht die Abtrennung der Reichsvogtei über das Land Uri als eine Verletzung der Immunität, als ein Unrecht an, das um so drückender war, als der Graf nicht selbst im Lande wohnte und waltete, sondern einen Vogt über die Länder Uri und Schwyz setzte, dessen Großvater vielleicht noch ein einfacher Regler, d. h. ein Gotteshausmann der Abtei St. Felix und Regula in Zürich gewesen."

Kaiser Friedrich II. hatte genug in Italien zu thun und überließ seinem Sohne Heinrich die Regierung in Deutschland. Dieser junge Herr war von schweren Sorgen umdrängt, denn er sah wohl, wie das Willkürsystem seines Vaters, welcher fanatisch die moderne Staatsomnipotenz und die Unterdrückung der Kirche, wie der alten Volksfreiheit, durchführen wollte, zum Unheil und zu seinem eigenen und zu seines Hauses Verderben führen mußte. Er suchte also, trotz der strengen Befehle seines Vaters, die zahlreichen Gegner desselben zu beschwichtigen und durch Nachgeben zu gewinnen. Daraus erklärt sich auch sein Verhalten gegen die Urner, denen er ihre alte Freiheit bestätigte und keinen habsburgischen Vogt mehr duldete, nachdem sich das Landvolk selbst schon von ihm frei gemacht hatte. „Es ist ganz natürlich, daß man sich zu Uri gegen den Bau der Burg auflehnte und bei dem König Heinrich, der die Verwaltung des deutschen Reiches nicht nach dem Willen seines Vaters und Kaisers führte, Klage einlegte. Die Erscheinung unseres Grafen Rudolf von Habsburg bald beim Kaiser 1226, bald beim König Heinrich 1229, dann wieder beim Kaiser 1230, und 1231 wieder beim Könige, mag allerdings uns anleiten zu glauben, es habe zwischen 1229 und 1231 eine wichtige Angelegenheit den alten Grafen so oft nach Hof geführt, welche uns leider keiner Urkunde, keines gleichzeitigen Zeitbuches Inhalt aufklärt, bis sie, unlange nach dem Wormser Reichstage, in dem Freiheitsbriefe (vom 26. Mai 1231) für Uri als vollendete Thatsache uns vorgelegt wird. Das Land Uri bildete, so gut wie Zürich, einen Theil des Stiftungsgutes der Abtei St. Felix und Regula, hatte also auf alle Immunitätsrechte derselben Ansprache zu machen. Deutlicher als der Stiftungsbrief der Abtei Zürich konnte man nicht dieses Land Uri von aller Grafengewalt ausnehmen und befreien. Aber Kaiser Friedrich, dessen Herz mehr für das Land seiner Geburt und die staufische Macht in Italien schlug, als für einen bald vierhundertjährigen Brief, sah natürlich die längst getrennte Vogtei des Reichs in Uri als ein durch Verjährung bestehendes Recht und die Reichsstraße über den St. Gotthardsberg mit ihrem Zolle und Geleite als ein Eigenthum in der Hand eines alten Freundes, des Grafen Rudolf von Habsburg, dem er so viel zu danken hatte, auch als Heersstraße an. Ganz anders lag die Sache in dem Auge König Heinrichs, der lange die Reichsverwaltung unter Vormundschaft geführt und, wie aus den Ermahnungen seines Vaters zu entnehmen, sich lieber mit Jägern und geringen Knechten, als Grafen und hohen Herren abgab. Ob damals schon das Einverständniß König Heinrichs gegen seinen Vater und Herrn mit Mailand eingeleitet wurde, wissen wir nicht. Wir dürfen annehmen, der junge König habe die berechtigten Klagen der Urner über die gräfliche Vogtei eingesehen, und auf dem Reichstage zu Worms den Landgrafen Rudolf von Habsburg durch irgend eine andere Abtretung für die Vogtei in Uri entschädigt oder solche von ihm mit baarem Gelde abgekauft (redemimus vos). Daß die Zustimmung des Grafen zur Abtretung der Vogtei in Uri erfolgte, versteht sich von selbst. Die Veranlassung zu einem solchen Zugeständnisse legt uns die Tellsage nahe genug. Die That Tell's, wie sie Ruß (auf Seite 7 und 9) erzählt, durch eines Untervogtes frevelhaftes Benehmen veranlaßt, hatte ‚groß stritt' zur Folge, worunter wir eine Auflehnung des Volks und Brechung der Burgen zu Steeg und Lowerts, vielleicht noch Anderes zu verstehen haben dürften."

Der Vogt hatte seine Burg im Lowertsersee und nicht in Küßnacht. Die Burg, die das Volk Twing Uri nannte, wurde in der Nähe des Berges bei Steeg gebaut. Der Vogt selbst, welcher zugleich Uri und Schwyz im Namen des Habsburgers verwaltete, hieß Keßeler, wie Herr von Liebenau wenigstens sehr wahrscheinlich macht. „Man hat nun seit den verdienstvollen Nachweisungen Dr. J. E. Kopp's sich vollständigst überzeugt, daß es ein Irrthum der Sage war, den Vogt von Uri und Schwyz in der Familie Geßler von Meyenberg zu suchen; dieser Irrthum wäre noch weit größer, wenn man in der einzigen kurzen Zeit, in welcher derselbe Vogt über Uri und Schwyz gesetzt werden konnte, unter Graf Rudolf's des Aeltern Reichsvogteiverwaltung in Uri, etwa zwischen 1212 bis 1231 einen Geßler als habsburgischen Untervogt nach Uri verpflanzen wollte; denn damals waren die Geßler noch namenlose Leute. Wie der Vogt Graf Rudolfs des Aeltern in Uri und Schwyz sich nannte, ist schwer zu beweisen. Wir sehen zu Einsiedeln 1217 bei der Grenzbereinigung unseres Grafen Rudolf von Habsburg unter den Wortführern für Schwyz, gleich nach dem Hunn, einen Ulrich Keßler, den Faßbind in seiner Geschichte von Schwyz zu einem Edelknechte macht. Jedenfalls dürfte man vermuthen, der Vogt zu Schwyz habe dieser in sein Amt einschlagenden Grenzmarkung beiwohnen müssen und dem Hun-

nen nur seines Alters und ritterlicher Würde halber, vielleicht auch als dem Ammann von Schwyz den Vorrang gestattet. Im Geschichtsfreunde IX, 5 handelt Richenza Kesseler, Heinrich Kesseler's sel. Tochter, zu Altdorf in einem Tausche, der eine nahe bei Altdorf gelegene Kesselers-Rüti betrifft, im Jahre 1256, den 1. Herbstmonat. Daraus geht unläugbar hervor, daß dieß Geschlecht Kesseler im Lande Uri begütert und ansäßig war, denn Niemand darf bezweifeln, daß diese Richenza die Kesselers-Rüti, ein Erblehen der Abtei Zürich, von ihrem Vater Heinrich Kesseler ererbt habe. Richenza Kesseler gibt zur Auflassung des Erblehens der Aebtissin von Zürich in Tausch einen ihr freieigen zustehenden Langenacker im Altdorferfelde. Zeugen sind Burkard, der Kirchherr von Altdorf und seine zwei Hilfspriester, Werner der Meier von Silinon und Rudolf von Tun die Ritter; die Meier von Bürgelon und Altdorf, Burkard Schüpfer und Chuno genannt Schümel; also die vornehmsten Diener der Abtei Zürich, woraus hervorgeht, daß Richenza deren Standesgenossin sein mußte. Wir sehen also, daß die Familie Kesseler ein Dienstmanns-Geschlecht aus Uri war. Ein Wernher Kesseler stellte seinen Jahrestag zu Seedorf auf den 18. Februar (Geschfrnd. XII, 57). „Dazu kömmt: Ein Matton in dem Lande ze Vre gelegen, der man spricht swester Iton der Kesseleron Matta" 1362. Wir haben also hier wieder ein im Dienste der Stauffen rittermäßig gewordenes Geschlecht, das, wie Rumppelherr und Schümel, seinen Kriegsnamen Kesseler trägt, dessen Angehöriger Ulrich Keßler, von Uri stammend, in Schwyz vor Werner (genannt) Weibel und Heinrich von Ibach, den Mitmandataren für Schwyz, auftritt. Konnte sich in Unterwalden der Name des Vogtes auf Roßberg als eines von Wolfenschießen, in der Sage bis zur Zeit der ersten chronikalen Aufzeichnung in's Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erhalten, so mochte auch in Uri der Name des Vogtes vor 1231 sich im Volksmunde lange richtig als Kesseler forterben, bis später eine Verwechslung in Geßler stattfand."

Wenn nun historisch gewiß ist, daß es großen Streit in Uri gab und daß unmittelbar darauf König Heinrich das Land Uri von der habsburgischen Vogtei, die sein Vater Friedrich II. eingeführt hatte, wieder los und ledig erklärte, so ist kein Grund vorhanden, warum man nicht die Volkserhebung und die Tödtung eines wahrscheinlich Kesseler geheißenen Vogtes für eine geschichtliche Thatsache halten sollte, nur daß sie nicht in's Jahr 1308, sondern in's Jahr 1230 gehört. Ruß, ein älterer Schweizer Chronist als Tschudi, sagt ausdrücklich, der Vogt habe den Tell (nicht nach Küßnacht sondern) nach Schwyz in das Schloß im See führen wollen. Auch die Tellenplatte am kleinen Axen führte diesen Namen schon früher, so daß nichts wahrscheinlicher ist, als daß die ganze Tradition auf das Jahr 1213 zurückgeführt werden muß.

Herr v. Liebenau motivirt die That des Tell mit folgendem: „Wie uns Einsiedelns Urbarbuch erzählt, hatten die Kesseler in Schwyz nicht schüchtern bei den habsburgischen Lehen zugegriffen, die Untervögte, welche im Namen Kaiser Friedrichs II. die Vogteien der Aebtissin Zürichs verwalteten, sahen (G. v. Wyß G. d. Abtei Seite 73) solche als verkäufliche Erblehen an; auch in Uri am Heingarten hatte Kesseler sich von der Aebtissin ein Stück zu Neugerente leihen lassen; es war also den Urnern nicht übel zu nehmen, wenn sie besorgten, die neue Vogtei möchte, wenn sie in Uri sich eine Burg erbaut, endlich auch Twing und Bann sich anzueignen suchen und diesem Vorgefühle im Namen Zwing-Uri Ausdruck liehen. Die Worte in König Heinrichs Brief, er sei bereit, Alles zu thun, was zum Wohl und Fortgang der Urner gereichen könne, bestätigen obige Ansicht materieller Besorgnisse. Die in Aufnahme kommende Reichsstraße über den St. Gotthard, welche als den kürzesten Weg zwischen Mailand und den Rheinstädten, nicht blos Fußgänger, sondern z. B. 1234 im Mai auch ritterliche Hilfsvölker für Kaiser Friedrich II. (Savioli annal. Bolon. III, II, 140) benützten, mußte ausgebaut, unterhalten und gebessert werden. Den Zoll, der später (1313) auf hundert Mark berechnet wurde, bezog derjenige, welchem der Herr der Reichsstraßen oder Kaiser ihn geliehen hatte; nur nachdem Uri ein Reichsland geworden, konnte ein Eingeborner oder Landmann, welchem die Lehensfähigkeit nicht mangelte, den Zoll erwerben. So dachte das Völklein der Gotteshausleute St. Felix und Regula's in Uri wohl vom ersten Augenblicke an, als es hörte, die Reichsvogtei über Uri sei an den Grafen von Habsburg gelangt, an Befreiung von dieser weltlichen Vogtei und mag sich bei König Heinrich dafür verwendet haben."

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Sonnabend, N° 41. 21. Mai 1864.

Tonkunst.

Die Symphonien Beethovens und anderer berühmter Meister. Mit Hinzuziehung der Urtheile geistreicher Männer analysirt und zum Verständnisse erläutert von F. L. S. von Dürenberg. Leipzig, H. Matthes, 1863.

Außer den Symphonien Beethovens werden nur noch einige wenige andere von Mozart, Gade, Haydn ɩc. besprochen. Der Verfasser citirt dabei sehr häufig die Aeußerungen von Berlioz, Richard Wagner, Brendel ɩc. Es kommt ihm überall auf eine zutreffende Charakteristik jeder einzelnen Symphonie an, nicht blos in Bezug auf die musikalische Technik, sondern auch auf den poetischen Gehalt, auf Geist und Seele.

Um zu zeigen, wie er das zu Stande bringt, heben wir Beethoven's berühmte Symphonie (Eroica) in Es-dur. Op. 55 hervor. Sie wurde zum erstenmal in der Soirée eines Wiener Cavaliers aufgeführt und gefiel nicht. Als aber zufällig der Prinz Louis Ferdinand von Preußen, der sehr musikalisch war, nach Wien kam und bei jenem Cavalier wohnte, ließ ihm derselbe jene Symphonie als eine Neuigkeit vorspielen und der Prinz war so entzückt davon, daß sie ihm dreimal hinter einander gespielt werden mußte. Nur kurze Zeit darauf fand er den Heldentod bei Saalfeld. Was ihn so tief erregt hatte, war das Heroische dieser Musik. Dazu bemerkt der Verfasser mit Berufung auf Richard Wagner: „Dem Namen nach (Eroica) muthmaßte man, daß dieses Tonwerk ‚eine Darstellung eines wirklichen Heldenlebens sey, Streben, Kampf und Tod und Bestattung des Helden schildere.‘ Allein diese Annahme wäre nur auf die ersten zwei Sätze auszudehnen, auf den ersten Satz und den Trauermarsch. Wo bleibt nun aber das Scherzo und das Finale? Die Andeutungen, die R. Wagner über diese Symphonie überhaupt gibt, mögen hier folgen, da sie Vieles für sich haben. Das Wort „heroisch“ ist nach seiner Idee im weitesten Sinne zu nehmen und unter „Held“ müsse der „ganze, volle Mensch“ verstanden werden. Der erste Satz umfaßt, wie in einem glühenden Brennpunkte, alle Empfindungen einer reichen, menschlichen Natur im rastlosesten thätigsten Affekte. Wonne und Wehe, Kühnheit, Trotz und ein unbändiges Selbstgefühl wechseln und durchdringen sich auf das Innigste und Unmittelbarste und gehen aus von einer Hauptfähigkeit, der Kraft. Diese Kraft, durch alle Empfindungseindrücke unendlich gesteigert und zur Aeußerung der Ueberfülle ihres Wesens getrieben, ist der bewegende Hauptdrang dieses Tonstücks, sie ballt sich — gegen die Mitte des Satzes — bis zur vernichtenden Gewalt zusammen, und in ihrer trotzigsten Kundgebung glauben wir einen Weltzermalmer (!) vor uns zu sehen, einen Titanen, der mit den Göttern ringt. — Diese zerschmetternde Kraft drängt nach einer tragischen Katastrophe hin, deren ernste Bedeutung unserem Gefühl im zweiten Satze sich kundgiebt. Der Tondichter kleidet diese Kundgebung in das musikalische Gewand eines Trauermarsches. Eine durch tiefen Schmerz gebändigte, in feierlicher Trauer bewegte Empfindung theilt sich uns in ergreifender Tonsprache mit: eine ernste, männliche Wehmuth läßt sich aus der Klage zur weichen Rührung, zur Erinnerung, zur Thräne der Liebe, zur innigen Erhebung, zum begeisterten Ausrufe an. Aus dem Schmerz keimt neue Kraft, die uns mit erhabener Wärme erfüllt: als Nahrung dieser Kraft suchen wir unwillkürlich den Schmerz auf: wir geben uns ihm hin bis zum Vergehen in Seufzer; aber gerade hier raffen wir abermals unsere vollste Kraft zusammen: wir wollen nicht erliegen, sondern ertragen. Der Trauer wehren wir nicht, aber wir selbst tragen sie nur auf starken Wogen eines muthigen, männlichen Herzens.“

Von der Symphonie in B-dur. Op. 60 wird ein landschaftliches Bild entworfen. „Der ganze Satz gleicht einer bergigen romantischen Gegend, die, um ihre Schönheiten vollkommen zu genießen, der für Romantik empfängliche Beschauer schon bei Sonnenaufgang besucht, um sich keine der reizenden Fernsichten entgehen zu lassen. Ein malerischer Punkt verdrängt den andern und das Farbenspiel der Töne ist in diesem zarten Tongewebe gleichsam „die Dichtkunst der Empfindungen" und man kann hier mit Shakespeare im Sommernachtstraum ausrufen:

‚Wenn die Musik der Liebe Nahrung ist,
Spielt weiter! Gebt mir volles Maaß! daß so
Die übersatte Lust erkrank' und sterbe. —
Die Weise noch einmal! — sie starb so hin;
O sie beschlich mein Ohr, dem Weste gleich,
Der auf ein Veilchenbette lieblich haucht
Und Düfte stiehlt und gibt.'"

Solche Vergleichungen eines Musikstücks mit einer Landschaft sind recht schön und die Verwandtschaft der Stimmung, welche beide in uns erwecken, liegt nahe. Dennoch ist es bedenklich, solche Vergleichungen zu suchen oder zu weit zu verfolgen. Im vorliegenden Buche selbst kommen Vergleichungen vor, die nicht zu billigen sind oder einander widersprechen. Der Verfasser macht auf das Unpassende und Widersinnige derselben aufmerksam, wenn z. B. Berlioz die Bässe in einer Symphonie mit den Tritten eines Elephanten, ein Leipziger dieselben Bässe, sogar mit dem nächtlichen Anpochen eines Betrunkenen an die verschlossene Hausthüre vergleicht.

Von der berühmten Pastoralsymphonie F-dur. Op. 68 entwirft Berlioz folgendes Bild: „‚Der Dudelsack spielt eine lustige Weise auf und wird von einem Fagott begleitet, der nur zwei Töne blasen kann. Beethoven wollte damit sicherlich einen deutschen Dorfmusikanten aus der guten alten Zeit zeichnen, der, bewaffnet mit einem elenden, stockenden Instrument, sich auf einer Tonne aufgepflanzt hat und mit Mühe und Noth die zwei Haupttöne der F-dur-Tonart, Tonika und Dominante herausbringt. So oft die Hoboe ihre Dudelsackweise anstimmt, bläst der alte Fagott seine zwei Noten ab; modulirt die melodische Phrase, so schweigt der Fagott, bis der Eintritt in die Haupttonart ihm erlaubt, sein unverwüstliches f, c, f wieder anzubringen. Die Wirkung ist von schlagender Komik und geht dennoch für den größten Theil des Publikums verloren.' Schnell verwandelt sich das Tempo in ²/₄Takt. Alles läßt sich in den Strudel lärmender Fröhlichkeit hinreißen und das frühere Tempo tritt wieder ein. Nur Augen und Ohr für dieses tolle Treiben, hat man nicht bemerkt, daß sich inzwischen Wetterwolken aufgethürmt haben, die sich entladen wollen. Der Tanzreigen schweigt plötzlich und das unmittelbar darauf folgende Allegro, F-moll, C-Takt versinnlicht ‚Gewitter und Sturm'. Ein entfernter Donner läßt sich vernehmen durch das pianissimo Tremolo der Streichbässe. Alles läuft bunt durch einander, sich fürchtend und Schutz suchend vor dem hereinbrechenden Unwetter. Der Donner kommt näher und näher, und das Gewitter bricht stürmisch los im Fortissimo, (wo auch Trompeten und Pauken eintreten) Takt 21; Blitze zucken und schlagen ein (Takt 33, 34, 43, 45 u. f.), die Wolken entladen sich, der Regen stürzt prasselnd herab, wobei der Sturmwind gräßlich heult (Takt 95 u. f.). Doch läßt endlich das Unwetter nach, nur entfernt grollt der Donner noch, es hellt sich auf, ein Regenbogen erscheint am Horizont und die Sonne sendet wieder ihre Strahlen und die drückende Schwüle ist verschwunden. An dieses naturgetreue Tongemälde schließt sich nun unmittelbar der Schlußsatz F-dur, ⁶/₈Takt an: ‚Hirtengesang. Frohe und dankbare Gefühle nach dem Sturm'. Die Schalmei ertönt (Takt 1—5) und das Hirtenhorn (Takt 5—9). Die ersten Violinen übernehmen den Gesang der Hirten und die nächstfolgenden Figuren malen gesangreich ‚frohe und dankbare Gefühle', daß Alles ohne Schaden glücklich vorübergegangen ist."

Das ist nun ein schönes Bild. Doch macht es einen schlechten Eindruck, wenn wir weiter lesen. „Beethovens Vorliebe für die Natur, seine häufigen Wanderungen in Wald und Feld, mochten nicht wenig dazu beigetragen haben, diese Naturschilderungen in so vollendeter Weise wiederzugeben. Auf einer solchen Wanderung — erzählt ein Musiker, der ihn beobachtete — stand der große Componist, auf einen Baumstamm gelehnt, und schien auf das Brüllen der Kühe, welche auf einer höher gelegenen Wiese weideten, aufmerksam zu horchen. Plötzlich ließ der Gemeindestier im kräftigen Contrapaß seine Stimme ertönen; da nickte der Meister mit dem Kopfe und ein zufriedenes Lächeln schien um seinen Mund zu spielen. Nach einer Weile zog er Papier und Bleistift hervor und schickte sich zum Schreiben an. Der Musiker, welcher dieses von Beethoven erzählt, und der ihn selbst in diesem Augenblick beobachtet hatte, fügt die Bemerkung bei, daß er nicht mit Unrecht glaube, daß die so berühmte Pastoral-Symphonie diesem Vorfalle ihr Entstehen zu danken habe, da dieselbe bald darauf an's Licht trat."

Was für sonderbare Einbildungen die Kritiker zuweilen haben, wenn sie ein Musikstück charakterisiren sollen, davon ist das merkwürdigste Beispiel die neunte Symphonie mit Schlußchor über Schillers Ode: „An die Freude." D-moll. Op. 125. Der Verfasser stellt die verschiedensten Urtheile zusammen. Brendel sagt: „Es ist eine rein geistige Musik, nicht mehr eine, deren Inhalt vollständig im Gebiete des Klanges zur Erscheinung kommt. Es ist in Beethovens neunter Symphonie das Höchste und Herrlichste niedergelegt, wozu ein Mensch sich aufzuschwingen vermag; es ist nicht die Liebebedürftigkeit des einzelnen Menschen. Beethoven hat objektiv ein Evangelium der Menschheit ausgesprochen; es ist in tiefster Weltlichkeit in dieser Musik zugleich die höchste Religiosität." Wir glauben nicht, daß solche Ausdrücke, wie Evangelium der Menschheit und höchste Religiosität hier am Platze sind. Zwar nicht in so schwindelnder Höhe, aber in einer völlig gestaltlosen Nebelregion bewegt sich der hegelisirende Gallimathias, mit welchem ein berühmter Aesthetiker jene Symphonie charakterisiren zu können gemeint hat, indem er davon sagt: „Die Idee reißt sich jetzt aus der ruhigen Einheit, worin sie mit dem Gebilde verschmolzen war, sie greift über dieses hinaus und hält ihm, als dem Endlichen, ihre Unendlichkeit entgegen. Wenn die reine Form ein genau begrenztes Maaß der Verhältnisse des Gebildes ist, so überschreitet dieses Maaß das Erhabene, zugleich aber muß es gemäß der Bestimmung seines Wesens als Widerspruch die Form, oder das begrenzte Maaß festhalten. Die Form als Grenze muß zugleich bleiben und zugleich in's Gewisse verschwimmen; das Erhabene ist in einem geformt und formlos." Wir möchten wissen, welcher Componist in der Welt aus solchen hohlen Phrasen etwas lernen könnte! Diesen überschwänglichen Kritiken treten dann wieder von anderer Seite die gemeinsten Abschätzungen und Verurtheilungen entgegen. Ein Journal sagt: „Die Symphonie mit Chören von Beethoven ist eine Mißgeburt. Ein anderes Journal: ‚Dieses Werk ist keineswegs arm an Erfindung; aber die Ideen sind schlecht geordnet und bilden nur ein reizloses Ganze ohne Zusammenhang.' Noch ein anderes: ‚Die neunte Symphonie enthält bewundernswerthe Einzelnheiten, aber man findet doch, daß dem Componisten die eigentliche Erfindung mangelte und daß er sich in öfters recht gelungenen Anstrengungen erschöpft hat, die Inspiration durch alle Kunstmittel zu ersetzen, weil seine erlahmte Phantasie ihn im Stiche ließ." Endlich kommt Berlioz und faßt die Symphonie wieder ganz anders auf. „Prüfen wir, ob die Neuheit der Form hier nicht durch eine Intension zu rechtfertigen sey, die, unabhängig von allen philosophischen oder religiösen Gedanken, gleich einleuchtend und schön für fromme Christen, wie für Pantheisten und Atheisten bleibt: mit einem Wort, durch eine rein musikalisch-poetische Idee. — Beethoven hatte bereits acht Symphonien geschrieben. Welche Mittel blieben ihm noch, um über den, mit alleiniger Hülfe rein instrumentaler Mittel schon erreichten Höhepunkt noch hinaus zu kommen? — Die Verbindung des Vocalen mit dem Instrumentalen. Das instrumentale Recitativ war die Brücke, die er vom Orchester zum Chor hinüber zu schlagen wagte, und über welche die Instrumente schreiten mußten, um mit der Menschenstimme sich zu vermählen. War der Uebergang einmal gefunden, so wollte der Tondichter die sich vollziehende Verschmelzung zweier Kunstmittel auch verkünden und rechtfertigen."

Von Mozart heißt es: „Es wird Niemand in Abrede stellen, daß in den Mozart'schen Symphonien sich Kraft, Energie, Zartheit, Humor, Gemüthlichkeit, mit Gefühl, Geschmack und Wohlklang vereinigt, und daß dieselben durch ihre geniale Erfindung immer Werke von großer Vollendung und Schönheit bleiben werden, daß sie auch der charakteristische Ausdruck ‚des gesammten zu künstlerischer Produktion gesteigerten Seelenlebens sind' und daß ihre ‚ganze Organisation daraus mit großer Nothwendigkeit hervorgegangen ist'. Wenn es Leute gibt, die in Abrede stellen, daß Mozarts Compositionen ‚aus scharf bestimmten Seelenstimmungen als ein Ganzes mit Nothwendigkeit hervorgegangen seyen und in diesem Umstande einen charakteristischen Unterschied gegen Beethoven gefunden', so steht doch in Wahrheit fest, ‚daß die menschliche Natur in ihren Grundzügen stets dieselbe bleibt, denn die wahren und echten Impulse des künstlerischen Schaffens gehen aus den gemeinsamen, dem Wesen nach unveränderlichen Momenten der Menschennatur hervor, nur das individuelle Gepräge drückt dem bildsamen Elemente der arbeitende Künstler auf, und wenn dieses unter gewissen Umständen nicht überall gleich verständlich ist, so folgt daraus noch nicht, daß nicht der Gehalt der alte echte sey.'" Das heißt doch der Musik Mozarts, die so warm, lebendig und gesund ist und unmittelbar die Seele ergreift, des Gedankens Blässe ankränkeln. Es ist überhaupt nicht gut, daß so viel über Musik geschrieben wird. Die Quelle dieser göttlichen Kunst liegt nicht im Gebiete der Reflection und kann durch die Reflection nur vertrocknet werden.

Thierschutzvereine.

Letzter Jahresbericht enthaltend auch die Auflösung des Münchener Thierschutzvereines erstattet von Hofrath Dr. Perner für die Jahre 1862—64. München, Druck von C. R. Schurich, 1864.

Der Münchner Verein war nicht nur der weitaus größte, der existirt, sondern durch ihn wurden auch alle andern europäischen Vereine mit Ausnahme des Vereins in London und zwei oder drei deutscher, von denen ein paar bloße Versuche blieben, in's Leben gerufen. Er bestand fast ein Vierteljahrhundert und das größte Verdienst um denselben erwarb sich Hofrath Perner, der am meisten anregte und auf das uneigennützigste Gelder vorschoß und zahlreiche Ausgaben allein bestritt. In der letzten Sitzung erklärte Hofrath Perner, vorgerücktes Alter, Augenleiden rc. gestatten ihm nicht mehr, das Amt des geschäftführenden Vorstandes zu verwalten. Da sich nun kein Nachfolger fand, hat sich der Verein aufgelöst, was wir nur bedauern können.

Immerhin bleibt dem Münchner Verein und insbesondere dem Hofrath Perner die Genugthuung, daß sie mächtig angeregt haben, daß sich nach ihrem Muster eine Menge noch bestehende Vereine fast in allen Ländern Europas gebildet haben und in mehreren Gesetzgebungen und Verordnungen nach den Grundsätzen des Vereins zweckmäßige Vorschrifte, zur Verhinderung der Thierquälerei erlassen worden sind. Im vorliegenden Bericht werden noch mehrere Versäumnisse, die am häufigsten vorkommen, des Näheren besprochen. Zuerst der Schutz des Zucht- und Schlachtviehs gegen unnöthige und nur schädliche Quälereien, unter denen sogar der Werth des Viehes leidet, die aber dennoch immer noch mehr aus übler Gewohnheit, als aus Bosheit verübt werden. Sodann der Schutz der Singvögel, welche jede Gegend verschönern und zugleich nützliche Insektenvertilger sind. Drittens der Schutz der Hunde gegen die Wuthkrankheit, die in der Regel nur entsteht, wenn man die Hunde anbindet und ihnen das nöthige Wasser zu geben versäumt, oder wenn zu viele Hündinnen ihre Begierde reizen, ohne daß dieselbe befriedigt wird. Ueber die schädliche Vermehrung der Hündinnen wird ein sehr vernünftiges Votum abgegeben, welches man in den Gegenden wohl beherzigen sollte, die neuerdings wieder von der Hundswuth heimgesucht sind und in denen es in der That von unnützen Luxushunden wimmelt, so daß Ursach und Wirkung gleich augenfällig sind.

Sagengeschichte.

Die Tell-Sage zu dem Jahr 1230, historisch nach neuesten Quellen beleuchtet von Dr. H. von Liebenau. Aarau, Sauerländer, 1864.

(Schluß.)

„Wenn wir, wie Seite 7 und 8 aus Ruß erzählt wird, der Sage von muthwilligen Uebergriffen des Vogts in Uri, die ganz in die Zeit um 1230 passen, nur etwas Glauben schenken wollen, so haben wir für ein echtes Kind der Wildniß, das den Stürmen des Sees zu trotzen und die grimmen Thiere des Waldes im rauhen Hochgebirge zu erlegen gewöhnt war, für Tell, dessen Ruf die Gemeinde zu versammeln vermochte, alle Umstände und Möglichkeiten der Zeit und Verhältnisse vereinigt. Das Hochgefühl eines freien Mannes (war Tell ein altfreigebliebener Alemanne, wie wohl möglich, oder ein Regler) bewog den Sohn der Wildniß, dem neuen Untervogte Kesseler, der ihm an Adel der Geburt vielleicht nicht einmal gleichkam, sondern nur durch seine oder seines Vaters Wehrgehänge sich aus dem Staube eines gewöhnlichen Knechts erhoben, fühlte, zuerst passiven Widerstand entgegen zu setzen, indem er sein Knie, das nur den Herrn des Himmels und seine wahrhaft gnädige Frau, die rechtmäßige Herrscherin in Uri, Judenta von Hagenbuch, Aebtissin in Zürich, zu grüßen gewöhnt war, vor dem Zeichen einer unrechtlichen, neueingedrängten Herrschaft nicht beugen wollte."

In Bezug auf die Hauptsache, nämlich die Volkserhebung und Vertreibung des Vogts in Uri, hat Herr von Liebenau sicher das Richtige getroffen. Wir vermissen in seiner schönen Untersuchung nur ein näheres Eingehen auf die Nebenumstände und Einzelheiten dessen, was der Sohn der Wildniß gethan haben soll. In dieser Beziehung hätte er nicht unerwähnt lassen sollen, wie viel in der That rein mythisch ist, sich sowohl an den Namen Tells, als an den Apfelschuß, die Reden Tells, die Schiffahrt, den Tellensprung rc. knüpft, so daß, wenn Tell auch eine historische Person war, gewiß viel Sagenhaftes auf ihn übertragen worden ist.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 $^{2}/_{3}$ Thaler.

Mittwoch, N° 42. 25. Mai 1864.

Weltgeschichte.

Allgemeine Geschichte der neueren Zeit von Cäsar Cantu. Nach der 7. Originalausgabe für das katholische Deutschland frei bearbeitet von Dr. Brühl. 17—22 Lieferung. Schaffhausen, Hurter, 1863. (Zwei Bände).

Wir haben früher schon in diesen Blättern des Werkes von Cantu in Ehren gedacht. Es betrachtet den Lauf der Welt aus dem allein richtigen, nämlich christlichen Standpunkte, ohne im geringsten Sünden entschuldigen zu wollen, die im Namen der Kirche begangen worden sind.

Die beiden vorliegenden Bände behandeln die Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts, also des Zeitraums, in welchem die weltliche Fürstenwillkür überall in Europa wie die Kirche, so auch die alte Volksfreiheit unterdrückte, in dieser Gewissenlosigkeit sich allen irdischen Lüsten hingab, von den Höfen aus die Sitten verpestete und eine neue heidnische Wissenschaft und Kunst begünstigte und pflegte, um mit allen Mitteln geistiger und sinnlicher Verführung, die Gebote Gottes, die Gesetze der Kirche, das alte Sittlichkeitsgefühl im Volke auszutilgen und, indem sie allein sich alles Recht anmaßte, sich jeder Pflicht zu entschlagen.

Werfen wir einen Blick auf Italien, welches der Verfasser mit Vorliebe behandelt. Hier begann die Zeit der Fremdherrschaft und der Staatsomnipotenz. In langen Bürgerkriegen war die Kraft aufgerieben, der stolze Bürgersinn gebeugt. Die Republiken waren bis auf wenige verschwunden. In Venedig war die Aristokratie fast noch despotischer, als in der Lombardei und Neapel die spanischen Statthalter. Genua fiel mehr als einmal in die Hände der Franzosen. In Florenz war an die Stelle der bürgerlichen Freiheit absolute Tyrannei und eine wahre Serailwirthschaft getreten. „Die italienischen Politiker hatten gewünscht, daß eine starke Hand mit Feuer und Schwert die Brandwunden ihres Vaterlandes heilen, daß ein energischer Fürst die kleinen Herren durch List und Stärke unterdrücken und eine gleichmäßige und strenge Justiz ausüben möchte; daß er Gesetze zum öffentlichen Heile erließe, damit Herrschaft und Gewalt aus diesem, nicht aber von den Menschen kämen. Ihre Sehnsucht wurde erfüllt, aber nur, um zu noch Schlimmerem zu führen. Das Fürstenthum (der Fürstenstand, die Alleinherrschaft) führte weder die Einigkeit, noch die Tyrannei die Ruhe mit sich, und der Handel, anstatt aufzublühen, ging unter, als die Kriege zu wüthen aufgehört hatten; an die Stelle der Ruhe trat die Trostlosigkeit. Die Regierung, welche die Plebejer unterdrückte, ließ die Feudalität wieder sich erheben, indem die in ihre Schlösser geflüchteten Adeligen Alles thaten, was ihnen beliebte." Aber dieser Adel ging zu Hofe und wurde mit allen Lastern der verderbten Höfe angesteckt. „Nach der militärischen Besetzung Italiens bezieht sich seine Geschichte auf den Boden und nicht auf die Bewohner desselben und es ist in den Verträgen nicht mehr die Frage von Italien als solchem, sondern nur von seinen Beherrschern. Man sprach von den alten Republiken wie von einer geheilten Krankheit. Die von San Marino fuhr fort, zu bestehen, weil sie sich vergessen machte, die von Lucca, weil sie von den Genuesen als ein Bollwerk gegen Toskana gehalten und von den Spaniern unterstützt wurde, damit diese letzte Macht nicht größer werden könne. — Unter den kleinen Staaten herrschte das Haus Este zu Modena. Ercole II. der Sohn der Lucretia Borgia und Gatte der Renata von Frankreich, durch den die Calvinisten begünstigt und aufgenommen wurden, war der Vater von Alfonso II., dessen ganze Berühmtheit Tasso's Lobsprüche ausmachten, welcher

den Dichter dafür mit dem Gefängniß belohnte. Parma und Piacenza gehörten den Farnesen, deren Stamm im Jahre 1731 erlosch, in demselben Jahre, wo die Cibo, die Herren von Massa und Carrara. Piombino war den Appiani unterthan und nach ihnen den Ludovisi. Die Pico besaßen Mirandola; die Gonzaga vereinigten unter ihrem Scepter Mantua und Monferrato. Die kleinen Fürsten der Romagna verschwanden und jener kriegerische Adel machte einem Palast-Adel (di Soglio) Platz, der aus päpstlichen Familien hervorgegangen war und dessen Titel an die Vetternbegünstigung (den Nepotismus) erinnern. Die kleinen, in sich selber schwachen Staaten verstanden es nicht, sich durch Vereinigung stark zu machen und hielten sich nur, indem sie sich den Feinden der italienischen Freiheit anschlossen und ihnen gehorchten."

Leider vermochten die Päpste weder dem unglücklichen Volke zu helfen, noch die Fürsten zu ihrer Pflicht zurückzuführen, denn mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen gingen sie selbst aus den verderbten italienischen Fürstengeschlechtern hervor und übte deren Ehrsucht und Habgier, so wie der politische Einfluß hauptsächlich Spaniens und Frankreichs, die in den Päpsten nur ihre Creaturen sehen wollten, den größten Einfluß auf ihre Wahlen. Wenn einmal ein Papst aus einer geringeren Familie den h. Stuhl bestieg, so mußte er eine seltene Energie besitzen oder mit dem Strome schwimmen und seine Verwandten mit Aemtern, Gütern und Fürstentiteln versorgen, wie die andern. So kamen neben den altrömischen Familien der Orsini, Colonna, Savelli, Conti ꝛc. die päpstlichen Nepotenfamilien der Farnese, Borghese, Aldobrandini, Barberini, Ludovisi, Pamfili, Giustiniani, Chigi, Rospigliosi auf. „Die Familien, welche jeder Prälat, jeder Cardinal aus dem Nichts hervorzog, indem er sich selber erhob, verbanden sich mit jenen Adeligen durch Heirath; andere nahmen die einträglichsten Posten. Diese Emporkömmlinge suchten den Adel zu verdunkeln und zu überstrahlen und es entstand daraus eine kleinliche Sucht und ein peinliches Streben nach Vorrang, sowie ein ängstlich zu beachtendes Ceremoniell. So mußte man seinen Wagen schließen, wenn man den einer Person höheren Ranges bemerkte, zwei oder einen Thürflügel öffnen nach der Würde und bei den Ceremonien ihr den Vorrang lassen. So viele große Familien ließen in Rom einen Hof von Fürsten erscheinen; jeder Cardinal hielt da in der That einen wirklichen Hof, ebenso die Barberini, Farnese, Chigi, Pamfili, und andere große Herren, sowohl ältere als neuere. Es herrschte unter ihnen in der Entfaltung von Luxus und Pomp ein förmlicher Wettstreit; die fremden Gesandten wollten in dieser Beziehung nicht zurückstehen, woraus folgte, daß Rom in seinen Mauern alle Mächte um die Wette ihren größten Pomp zur Schau tragen sah. Die Gesandten hielten nicht nur ein zahlreiches Gefolge, sondern noch dazu Leibgarden zu Pferde und zu Fuß. Jeder Hof hatte noch, um seine Interessen zu vertreten, einen oder mehrere Cardinäle, die sich folglich viel mit Intriguen und sehr wenig mit dem Heile der Kirche beschäftigten. Es war daher nicht unmöglich, daß der Purpur einen profanen Glanz annahm, wenn man ihn in den Rathsversammlungen der Könige, an der Spitze der Armee und bei den Regierungen der Provinzen strahlen sah. Man schmückte oft die Jüngsten der fürstlichen Familien damit, die ihn zuweilen wieder ablegten, um zu regieren. Bei einem solchen Zustande der Dinge war eine strenge Kirchenzucht kaum zu erhalten. Die aristokratischen Ideen des Jahrhunderts ließen selbst Rom nicht unberührt und Alexander VII. dachte, daß es Gott angenehmer oder seiner würdiger seyn müsse, wenn ihm von wohlgebornen Personen gedient würde. Die Priester wurden den Mönchen vorgezogen, die Cardinäle gingen nur mit einem Gefolge berühmter Fechter und Raufer aus und ihre Verwandten gaben sich das Ansehen von Hoheit und Würde."

Die Bildung hatte eine durchaus heidnische Färbung erhalten. Die heidnischen Classiker waren Muster und Regel geworden für die ganze Denk- und Schreibweise der Zeit. Die kirchliche Baukunst hatte den Ernst des romanischen und gothischen Charakters aufgegeben und für Kirchenbauten den altrömischen völlig weltlichen Palaststyl angenommen. Cantu macht mit der Peterskirche in Rom, soviel sie gepriesen worden ist, doch keine Ausnahme und sagt: „Der eifrigste Arbeiter an dem Riesenbau war Bernini, der den Unterbau der Kuppel mit seinen Bildsäulen schmückte und den mit krummen Säulen, Kuppeln und den mannigfaltigsten Schnörkeleien überladenen Hochaltar von der Höhe des farnesischen Palastes ausführte, die riesigste Gußarbeit der Welt und zugleich das traurigste Denkmal der vollendeten Geschmacklosigkeit jener Zeit. Auch die St. Peterskanzel, gleichfalls aus Bronce, ist sein Werk, woran nur die theatralische Haltung der an sich so passend angebrachten Kirchenlehrer und ihre kokette Weise, die Riesenlast mit einem einzigen Finger zu stützen, zu bedauern ist. Vor allem war es der Jesuitenorden, der diesen barocken Baustyl für seine Kirchen massenhaft verwendete und dadurch ebenso sehr zu seiner Blüthe beitrug, wie zu seiner Zeit die Franziskaner die Ausbreitung und Entwicklung des gothischen Styles geför-

dert hatten." Man muß sich in der That verwundern, daß der Jesuitenorden diesen schon an sich unschöneren, aber noch viel weniger für kirchliche Zwecke geeigneten, durchaus unheiligen Baustyl so sehr begünstigte. Dieser Baustyl hatte die Bedeutung einer weltlichen Livrée, welche die weltlichen Fürsten der Kirche aufnöthigten. Der Fürst trat in die Kirche wie in seinen Palast, jeder heilige Schauer war daraus gewichen. Wenn früher ein Fürst in den gothischen Dom trat, wurde er von diesem heiligen Schauer ergriffen, fühlte er tief, er sey im Gotteshause und demüthigte sich. Gleichwohl war der Baustyl der Zeit angemessen, in der einmal die Kirche und ihre Diener unter die weltliche Gewalt erniedrigt waren.

Eben so weltlich, heidnisch, sinnlich wurden Malerei und Sculptur der Kirche. „Von den alten Malerschulen hatte sich keine in das 17. Jahrhundert herübervererbt: die lombardischen Künstler hielten sich nicht mehr an Leonardo da Vinci, so wenig als die Römer an Raphael; ja selbst die Zöglinge des letzteren verleugneten ihn; zumal that dies Giuglio Romano durch seine Vorliebe für röthlichen Teint und gezwungene Stellungen, während die Andern in's Uebertreibende, Theatralische, Effecthaschende verfielen. So schufen die Nachahmer Michel Angelo's Venusgestalten, die weit eher an Herkules erinnerten, während Raphaels Nachfolger die reizende Anmuth zur Grimmasse verzerrten, die Venezianer und Lombarden aber immer und überall Verkürzungen und lebhafte Bewegungen anbringen wollten, mochten sie zum Gegenstand passen oder nicht. So war es z. B. Regel, jede, auch die untergeordnetste Muskel möglichst stark hervortreten, die Gewänder unter allen Umständen, auch in geschlossenen Räumen, flattern zu lassen, peinlich gezwungene Stellungen zu erfinden, jeder, auch der sanftesten Gemüthsbewegung einen drastisch-stürmischen Ausdruck, jeder Gestalt die Arme und Schenkel eines Lastträgers zu geben." Noch sieht man überall in Italien jene gräßlichen Henkerbilder, vor denen man sich entsetzt; jene koketten und verführerischen Heiligen, die das Gegentheil von Andacht wecken, jene Plafonds, auf denen sich die gemalten Heiligen und Engel in einem kaum entwirrbaren Gemenge in verkürzten, gezwungenen und gewaltsamen Stellungen durcheinander schlingen und das Auge irre machen, anstatt der Seele mit Würde und Heiligkeit zu imponiren und harmonisch zu wirken.

In der Poesie war damals Marini die Ton angebende Größe. Wie sehr man die classischen Dichter verehrte, war das Zeitalter doch viel zu barbarisch, als daß man ihre geschmackvolle Einfachheit und Klarheit hätte erreichen können. Man citirte sie überall, man bevölkerte das ganze barbarische Abendland mit antiken Göttern, Satyrn und Nymphen, aber man fiel dabei in einen so unclassischen Schwulst der Sprache, daß Virgil und Horaz darüber erröthet wären. „Marini war das Muster, ja der Typus seiner poetischen Zeitgenossen und Nachfolger. — Bilder und Phrasen ist das charakteristische Merkmal der schaffenden Künstler dieser Epoche, nicht nur in Italien — in ganz Europa. — Deutschland hat die Schule des bombastischen Lohenstein, England seine Wortspiel-Dichter, Frankreich seine Precieusen; Italien theilte also nur den allgemeinen Ungeschmack. In dem correcten Petrarca lassen sich schon einige Wort- und Sinn-Spielereien nachweisen, seine Nachfahrer aber, die, wie es gewöhnlich geschieht, mit seinen Schwächen ihre eigenen verdecken wollten, suchten die Leere ihres Herzens mit schalen Künsteleien in Worten zu umhüllen; diese Fehler, deren Spuren sich bereits im 15. Jahrhundert zeigen, treten uns bis zum Uebermaße im 16. entgegen; Tasso ist nicht davon frei, aber Marini fließt davon über; — das Bizarre soll für das Originelle gelten, und das Gesuchte in Worten und Bildern, die Armuth an Empfindung und Gedanken ersetzen. Und welchen wahrhaft erschreckenden Umfang hat dieser schlechte Styl genommen! Die Erde, die Geschichte, ja das Universum scheinen nur noch zu existiren, um als Stoff für Methaphoren zu dienen, dem Natürlichen geht man aus dem Wege, die Sprache vernachlässigt man; — Manier gilt als Grazie, gehäufte Antithesen als Beredsamkeit, jeden Gegenstand künstlich zu umschreiben gilt als höchste Kunst." Dieser Schwulst wurde allerdings von den poetischen Literaturen aller europäischen Völker getheilt und selbst Shakespeares Genie konnte sich kaum den Methaphern und Hyperbeln entwinden. Diese Zeiterscheinung ist sehr characteristisch, denn sie beweist, in welche Unnatur man gerieth, indem man die natürliche christliche und nationale Grundlage alles Denkens, Empfindens und Wollens verließ und sich in eine ganz fremde, in die antikheidnische Denkweise hineinkünstelte, hineinlog. Das gänzlich Unpassende und Unnatürliche einer solchen Sichselbstentfremdung mußte sich in jeder Miene und Bewegung verrathen.

Auf das italienische Volk wirft der Verfasser, nachdem er mit den Großen genug zu thun gehabt hat, nur einige Blicke. Wie die spanischen Statthalter verfuhren, ist dem größern Publikum wohl schon bekannt durch die Geschichte des Masaniello, der in Neapel den Versuch machte, das spanische Joch zu brechen. Eine genaue Geschichte der spanischen Statthalterschaften in Mailand und Neapel seit der Thronbesteigung König

Philipps II. würde unserm vorurtheilsvollen deutschen Publikum sehr zur Belehrung gereichen. Auf allen protestantischen Schulen und in hundert Lehrbüchern wird den armen Jungen gesagt, Philipp II. sey ein Sclave und Werkzeug der Kirche gewesen, da sich die Sache doch gerade umgekehrt verhielt. Derselbe König ließ denselben Herzog von Alba nicht blos gegen die empörten und ketzerischen Niederländer, sondern auch gegen Rom, gegen den Papst marschiren, um die einen, wie die andern seiner despotischen Willkür zu unterwerfen. Alles, was er that, that er nicht aus kirchlichem Fanatismus, sondern aus Staatsraison. Die katholische Begeisterung, welche Gott allein dienen wollte und nicht die königliche Livrée anzog, war ihm ganz ebenso zuwider, wie die protestantische Begeisterung. Deswegen mußte die spanische Statthalterschaft in Mailand dem h. Karl Borromäus allen Tort anthun und den Episcopat damals nahezu in der Art maßregeln, wie wir es in neuerer Zeit in Baden erlebt haben. Welche lügenhafte Geschichtschreibung benebelt immer noch den Blick unseres Publikums! Wie viele Sünden der Könige sind der armen Kirche aufgebürdet worden!

Die Art und Weise, wie Frankreich den Einfluß Spaniens in Italien zu neutralisiren suchte, war eben so verderblich für das unglückliche Volk. Man weiß in Deutschland wohl, wie entsetzlich unser armes Reich unter Ludwig XIV. von französischen Heeren mißhandelt wurde, wie sie die Niederlande und Holland verheerten, die Pfalz und einen Theil von Schwaben mit greulicher Mordbrennerei heimsuchten und uns Straßburg wegstahlen. Die französische Cabinetspolitik brachte aber auch den Italienern Unheil genug und zwar schon vor dem spanischen Erbfolgekriege. Im Jahr 1674 unterstützte Ludwig XIV. einen Aufstand des Volks in Messina, zog dann aber plötzlich seine Flotte, weil er sie im Norden nöthiger brauchte, aus den sicilianischen Gewässern zurück und überließ das verzweifelnde Volk der Rache der Spanier. „Messina, die Stadt der heiligen Jungfrau, ließ in ihrer Verzweiflung bei den Türken Hilfe suchen; aber die Spanier kamen ihnen zuvor und besetzten den Platz. Die Zahl der Bürger war von 66,000 auf 11,000 geschmolzen. Urkunden, Documente und die griechischen, von Lascaris gekauften Manuscripte wurden aus der unglücklichen Stadt fortgeführt; sie verlor das Recht autonomer Verwaltung wurde den Gemeinlasten unterworfen und der Fiscus bemächtigte sich der Güter der Flüchtlinge. Ludwig XIV. sandte während 18 Monate den unglücklichen Ausgewanderten Unterstützungen, dann befahl er ihnen bei Todesstrafe das Königreich zu verlassen. Viele unter ihnen, die früher reich waren, mußten, um nur zu leben, betteln. Andere wurden Straßenräuber, 1500 gingen vom Christenthum zur Lehre Muhameds über; 500 kehrten mit einem spanischen Geleitsbrief in ihr Vaterland zurück und mit Ausnahme von Vieren schickte sie der Vicekönig auf die Galeeren."

Im zweiten Bande wird das 18. Jahrhundert bis zur Aufhebung des Jesuitenordens geschildert, die Zeit, in welcher die europäische Bildung sich weiter als je von der Kirche entfernte und die katholischen Regierungen selbst feindseliger gegen die römische Kirche auftraten, als selbst die Protestanten. Die Häuser Habsburg und Bourbon vereinigten sich, den Papst zu bedrücken, den Jesuitenorden zu unterdrücken und die katholische Kirche in Staatskirchen zu zerreißen, während der Protestant Friedrich II. von Preußen die Jesuiten schützte. Indem nun Cantu gerade diese Periode schildert, war ihm die beste Gelegenheit gegeben, seine Liebe und seinen Haß zu markiren, allein er bleibt immer ruhig und schreibt besonnen, so daß er auch auf der Gegenseite Verdienst und Größe nicht mißkennt. So ist er insbesondere in Bezug auf Friedrich den Großen gerecht, ungleich gerechter, als Onno Klopp. Nur in einem Punkte können wir Cantu nicht ganz Recht geben, sofern er nämlich S. 81 sagt, Friedrich der Große habe unbedingt auf seine Bajonette vertraut, eine Unzerstörlichkeit des monarchischen Prinzips vorausgesetzt und von der französischen Revolution nichts geahnt. Dem widersprechen die Gedichte des Königs, namentlich sein Codicill, worin er sehr deutlich die französische Revolution voraussagt, sofern die Dummheit und Unvernunft der Fürsten nothwendig ihren Untergang herbeiführen müsse. Er läßt in jener geistvollen und im Komischen doch tief tragischen Satire sämmtliche Monarchen seiner Zeit in ein Schiff steigen, auf dessen Mast der Wahnsinn und an dessen Ruder die Dummheit sitzt, so daß der königliche Dichter ihm nachruft: „So zerschelle denn!" Wer das dichten konnte, dem lag die Möglichkeit einer französischen Revolution doch wohl nicht außer dem Gesichtskreise. Ueberhaupt ist das tragische Moment in des Königs Denkungsart von seinen Anklägern nicht genug gewürdigt worden.

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels



Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Sonnabend, N° 43. 28. Mai 1864.

Fabeln und Parabeln.

1) Buch der Altväter, oder Bilder und Sprüche aus dem Leben der Einsiedler. Herausg. von H. Bone. Paderborn, Schöningh, 1863.

2) Moralische Fabeln des h. Cyrill. Uebersetzt von S. Perzich. 2. Auflage. Leobschütz, Bauer, 1863.

Zwei einander ziemlich ähnliche Sammlungen von moralischen und christlichen Parabeln und Fabeln. Da sie zur Erbauung bestimmt sind, können wir nicht tadeln, daß der eigentlich poetische Kern in eine weite Schale von frommen Betrachtungen eingehüllt ist. Indem wir uns aber hier zunächst an jenen Kern halten, wollen wir an einigen Proben zeigen, wie geist- und seelenvoll diese Bildersprache der alten Einsiedler ist.

Der h. Makarius bekam eine köstliche Weintraube zum Geschenk. Da sagte er zu einem Bruder: „Bringe die Weintraube meinem nächsten Nachbar, der drüben am Felsen seine Zelle hat; sage ihm meinen Gruß im Herrn und bitte ihn, sich an der Frucht zu laben. Der Bruder verneigte sich und ging. Makarius aber trank kühlendes Wasser und pries den Herrn in einem Psalm. Am folgenden Tage saß er um dieselbe Zeit vor seiner Zelle und schauete nach der untergehenden Sonne. Da erschien abermals ein Bruder vor ihm und überreichte eine Traube. Makarius betrachtete sie mit Staunen; denn er erkannte, daß es dieselbe Traube war, welche er Tages zuvor empfangen hatte. Darum machte er sich auf, um zu erfahren, wie die Traube wieder an ihn zurückgekommen. Und siehe! er mußte in die ganze Runde von Bruder zu Bruder wandern; ein jeglicher hatte sie von seinem nächsten Nachbar zum Geschenke erhalten und sie wieder dem nächsten zugeschickt. Da freuete sich Makarius und dankte dem Herrn, daß solche Liebe und Enthaltsamkeit unter ihnen wohne."

Ein Gleichniß von thörichten Werken. „Abt Arsenius saß einstmals in seiner Zelle und war in tiefer Betrachtung. Da kam eine Stimme zu ihm und sprach: ‚Komm, ich will dir der Menschen Werke zeigen!' Arsenius stand auf und ging aus seiner Zelle. Als er heraustrat, stand da ein Engel und führte ihn an eine Stelle im Walde, wo er ihm einen Holzhauer zeigte; der hauete Holz und legte es zusammen in eine Bürde, und als er die Bürde zusammen hatte, versuchte er, ob er sie tragen möchte, und da er es nicht vermochte, ging er hin und hackte noch mehr Holz und legte es zu dem andern; und so oft er die Bürde versuchte und sie nicht aufheben konnte, ging er immer wieder hin und holte noch mehr Holz zusammen. — Darauf ging der Engel mit Arsenius an ein großes Wasser, und zeigte ihm einen andern Menschen; der stand an dem Wasser und hatte ein großes Faß neben sich; das wollte er füllen; aber das Faß war löcherig, und so viel Wasser er hineingoß, das floß alles wieder in den See, und es blieb nichts in dem Fasse. — Da sprach der Engel: ‚Komm, ich will dir ein anderes zeigen!' Und er führte ihn vor einen großen und herrlichen Tempel; daran war eine offene Pforte; da kamen zwei Männer, die saßen zu Pferde und hatten einen langen Balken zwischen sich, quer gegen die Thüre gerichtet, und so rannten sie gegen die Thür und wollten in den Tempel hinein reiten; aber weil das Holz zu lang war und sie es nicht in gerade Richtung bringen wollten, so konnten sie durch die Pforte nicht hindurch, und so oft sie auch ihr stürmisches Anrennen wiederholten, sie mußten draußen bleiben. Der Altvater wunderte sich über alle diese Dinge und fragte, was die Gleichnisse zu bedeuten hätten. Der Engel antwortete und sprach: ‚Die Reiter, die du zuletzt gesehen hast, welche einen Balken quer gegen den

Eingang tragen, das sind die, welche zwar die Gerechtigkeit halten, aber den Balken ihres Hochmuths nicht sehen, und sich nicht selbst richten und demüthigen wollen; darum gehen sie nicht den rechten Weg Christi und bleiben draußen vor seinem Reiche. Der aber das Wasser in ein löcheriges Faß gießet, das ist ein solcher, der zwar gute Werke thut, aber das Gute mit Bösem untermischt, und weil das Gute mit dem Bösen nicht bestehen kann, so verliert er auch das Gute, was er mit Eifer zu thun meint. Darum soll der Mensch wohl Acht haben auf alle seine Werke, und nicht meinen, daß er Gutes sammle, wenn er nur einiges Gute thut. Der Holzhacker aber, der immer neues Holz zu der schweren Bürde häufet, das ist ein solcher Mensch, der viele Sünden auf sich hat, und sie wohl gerne von sich nehmen möchte; weil er aber keine Reue und Buße leisten mag, so geht er hin und thut des Bösen noch mehr und legt eine Sünde zu der andern.'"

Einige kleine Sprüche: „Ein Bruder hatte sich einstmals versündiget, darum hießen ihn die Brüder aus der Kirche gehen. Da stand ein ehrwürdiger Altvater auf und ging mit ihm hinaus, und sprach: ‚Ich bin auch ein Sünder!'" „Ein Bruder fragte einen Altvater und sprach: ‚Wie ist es doch damit, daß etliche sprechen, sie sähen die heiligen Engel?' Der Altvater sprach: ‚Selig ist, der alle Tage seine Sünden sieht.'"

Aus den Fabeln des h. Cyrillus: „Ein aus der Erde hervorgekommener Nebel suchte sich alsbald mit unnatürlichem Eifer in die Höhe zu erheben. Die Mutter Erde fragte ihn: ‚Sage mir doch, Woher und Wo du entstanden bist? nicht in und aus mir? warum erheb'st du dich also über deine Mutter? warum verlässest du die jedem so theure Gegend der Geburt, und willst ein Fremdling seyn? überdies wirst du noch, nachdem du dich erhoben, theils vom Sturme hin und her getrieben, oder von brennenden Sonnenstrahlen verzehrt. Bleibe lieber, Kind, ich bitte dich, am mütterlichen Schooße in heilsamer Demuth und in Ruhe.' — Naseweis versetzte aber Jener: ‚Ein unwiderstehliches Sehnen treibt mich nach den Höhen, und könnte ich es auch unterdrücken, so will ich es doch nicht thun.' — Mitleidsvoll sagte nun die Erde: ‚Sage mir nun, wohin willst du dich denn eigentlich erheben?' — Der Nebel: ‚Mein Vorsatz ist, mich bis zu den Höhen des Siebengestirns empor zu schwingen, um, wenn ich mich dort befinde, allen sichtbaren Dingen gebieterisch vorstehen zu können.'"

„Ein Schilfrohr schoß neben einem Zuckerrohr in kurzer Zeit über dieses empor. Auf seine Höhe stolz, sprach es zu dem Zuckerrohr: ‚Wie alt bist du?' — ‚Zwei Jahre,' antwortete dieses. — Jenes darüber hoch erfreut, daß es selbst so schnell aufgewachsen, verachtete das Zuckerrohr ꝛc."

Die Fabeln des Cyrillus enthalten außer der frommen Belehrung auch interessante Erinnerungen an den mehr als tausendjährigen Aberglauben, namentlich von den Thieren. Sie erinnern insofern an den altdeutschen Physiologus und an Konrad von Megenberg. Hier ein Beispiel. Ein junger Affe, der die Welt noch nicht kennt, wird von einem alten Fuchs in dieselbe eingeführt und lernt, daß nicht alles Gold ist, was glänzt, und daß Vorzüge und Begabungen keineswegs immer zum Glück, sondern nur zu häufig in's Unglück führen. „Bald darauf stießen sie auf eine Hyäne, welcher die Augen ausgestochen waren. Als sie um die Ursache dieses namenlos schmerzlichen Unglücks fragten, erfuhren sie die jämmerliche kläglich klingende Antwort: ‚Die unbändige Raubgier des Geizes der Menschen, hat nicht so sehr durch Gewalt, als vielmehr durch die Kunst der Verschlagenheit und Arglist mich der Demantaugen beraubt, nach denen sie gierig hascht*). Durch Güter verliert man Güter, wenn sie ohne Nothwendigkeit im Ueberfluß vorhanden sind.' — Nachdem sie dieses gesehen, zogen sie weiter und fanden einen Hahn, der ein zerschlagenes Gehirn hatte und hinkte. Auch diesen fragten sie um den Grund eines solch jämmerlichen Unglücks, und erhielten die Antwort: ‚Mein schimmerndes Gefieder am Halse, das wie Edelstein funkelte und den Kopf herrlich schmückte, brachte mir dieses Verderben, weil die leidenschaftliche Prachtliebe der Menschen nach meinen Federn geizt. Denn Reichthum droht oder erzeugt Feindseligkeit und ist auf diese Weise verderbliche Armuth.' — Kaum waren sie von diesem geschieden, fanden sie eine halbtodte Schwalbe mit aufgeschlitztem Bauche. Sie fragten, woher diese Zerfleischung käme? Indem diese noch die letzten Athemzüge machte, eröffnete sie ihnen noch mit den letzten Worten die Ursache: ‚Weil mein Magen den werthvollen Chelidon**) enthielt, reizte dieser den unersätt-

*) Plinius (hist. nat. lib. 8. c. 44) sagt von der Hyäne, ‚daß das gemeine Volk derselben vieles Fabelhafte angedichtet habe'. Dahin mag auch dieses Märchen gehören, dieselbe habe Augen, die kostbare Edelsteine seyen.

**) Chelidon oder Chelidonius lapis, Schwalbenstein, soll, wie die Alten theils glaubten, in den Magen der jungen Schwalben gefunden werden. Vergl. Plin. (hist. n. ii, 37.) Die Magier gaben vor, der grasgrüne Chelidon sey im Magen der Bachstelze zu finden. Sie faßten ihn in Eisen ein und

lichen Geizesschlund des Menschen, und dieser hat mir diesen entsetzlichen Todesschnitt bereitet; denn der trügerische Reichthum, wenn er sich den auf ihn Lauernden reizend zeigt, bringt seinen eigenen Besitzern das fürchterlichste Verderben."

Wir erwähnen noch S. 158 einer geistreichen Fabel vom Golde, welches tief in der Erde versteckt oder auf Bergen von furchtbaren Geistern bewacht, den Menschen hätte unzugänglich bleiben sollen, denn das Gold „bereichert die Seele nicht, sondern macht sie arm."

Weltgeschichte.

Allgemeine Geschichte der neueren Zeit von Cäsar Cantu. Nach der 7. Originalausgabe für das katholische Deutschland frei bearbeitet von Dr. Brühl. 17—22. Lieferung. Schaffhausen, Hurter, 1863. (Zwei Bände).

(Schluß.)

Im Uebrigen theilt Cantu so ziemlich die Ansicht des großen Königs über den Wahnsinn, in welchem damals die Monarchen selbst das monarchische Prinzip verhaßt und verächtlich machten. Gerade indem dieses Prinzip zur Alleinherrschaft gelangte, fielen seine Träger in jene „Machtbesoffenheit", in der sie sich alles erlaubten, auch das Unwürdigste nicht scheuten und daher die Revolution provocirten. „Die Politik wird immer selbstsüchtiger, berechnender, geschäftsmäßiger. Das militärisch organisirte Preußen gewinnt zeitweilig die Oberhand über das aus ungleichartigen Elementen zusammengesetzte Oesterreich. England verdrängt mit seiner Betriebsamkeit, mit seiner verständigen, praktischen Anschauungs- und Handlungsweise das sorglose Spanien und das haltungslos schwankende Frankreich aus dem Besitze der politischen Hegemonie. Rußland, dessen gesammte Volkskraft in der Hand seines absoluten Monarchen concentrirt ist, unterwirft den in unlösbaren Wirren zerfahrnen Feudalstaat der Polen. Das monarchische Prinzip verbreitet und befestigt sich mehr und mehr von einem Ende Europas bis zum andern. Gestützt auf die materiellen Hülfsmittel, die ihm die stehenden Heere und andere Schöpfungen der neuern Zeit bieten, und im Bund mit dem aufstrebenden Bürgerthum, mit dem erwachenden Gemeinsinn der einzelnen Völker und den neuern Staatsrechtstheorien, fühlt es sich überall stark genug, die aus dem feudalistischen Mittelalter vererbten Hemmschranken niederzureißen und so in die Staatsverwaltung die wünschenswerthe Einheit zu bringen. Zur Förderung der letztern war sie aller Orten, mit Ausnahme Englands, wo sie sich öfters mit der Aristokratie verbündete, eifrig bemüht, jede selbständige Regung in den häuslichen, municipalen, ständischen, religiösen Lebenskreisen niederzuhalten. Die königliche Gewalt galt als die Stellvertreterin oder Verkörperung der göttlichen Vorsehung, als etwas Unantastbares, das keine unbefangene Prüfung duldete, sondern nur unbedingte Huldigung forderte." Und doch war diese Stellvertreterin der Vorsehung eigentlich diabolisch, das personificirte Böse, Ungerechtigkeit, Gewalt, Arglist. Wenn im Mittelalter die Könige der Erde sich nach biblischer Ansicht als Gesalbte des Herrn, oder nach der mehr germanischen Auffassung als Lehensträger Gottes betrachtet hatten, der ihnen ihre Gewalt auf Erden nur auf Zeit und gegen heilige Gelübde und Verpflichtungen anvertraut habe, sahen sie sich jetzt wieder nach heidnischer Weise gleich den römischen Imperatoren als Götter an, denen die höchste Autorität inwohne. Wer aber Gott nicht mehr dient, muß dem Teufel dienen, denn ein drittes gibt es nicht. Daher an den Höfen die Wiederkehr der furchtbarsten heidnischen Unzucht, verbunden mit der Uebung der ungeheuerlichsten Ungerechtigkeit gegen die Völker.

Hören wir Cantu: „In der äußern Politik wurden Rechte und Moral auf das Schamloseste mit Füßen getreten. Ohne die geringste Rücksichtsnahme auf die Rechte einer Nationalität oder eines alten Besitzes, ganz nur vom subjectiven Belieben geleitet, strebte man nach möglichster Erweiterung und Arrondirung der Staaten und so sahen sich dann die Schwachen den Stärkern schutzlos preisgegeben, und wurden sie diesen ohne Weiteres geopfert, wenn es sich darum handelte, um diesen Preis einen Krieg um ihren Besitz zu vermeiden. Die Cabinetspolitik, aller Redlichkeit und darum auch alles gegenseitigen Vertrauens entbehrend, kennt nur Phrasen, Kunstgriffe und Kabalen, und als der beste Diplomat erscheint ihr der feinste Betrüger. Zu keiner Zeit wurden so viele Unterhandlungen geführt und so ernste Fragen erörtert — die immer nach selbstsüchtigen Motiven, nie nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit beurtheilt und entschieden wurden."

Die Reaction blieb nicht aus. Die Völker began-

trieben damit verschiedene abergläubische Gaukeleien (Plin. a. a. O. 37, 10).

nen sich zu ermannen und namentlich von England ging wieder ein germanischer Impuls aus, womit eine große Opposition materieller und liberaler Interessen gegen die gräuliche Hofwirthschaft begann, die von Frankreich aus überall in Europa sich verbreitet und den antiken Despotismus zur Grundlage genommen hatte. Diese Opposition wurde von den verderbten Höfen nicht richtig gewürdigt. „Während in dieser Weise das Volk im Ganzen vorwärts schritt, wandte sich die Regierung mit Mißtrauen und Haß von der Bewegung zum Bessern ab, da sie von dem materiellen Aufschwunge bedenkliche Folgen für das politische und geistige Bewußtseyn und Verhalten ihrer geknechteten Unterthanen erwarten mußte; und so wurde die Kluft zwischen den zwei in entgegengesetzter Richtung auseinandergehenden Faktoren des unhaltbar zerrütteten Staatslebens immer breiter, und es war für die Sache der Regierung wenig damit gewonnen, wenn sie sich über ihren Zwiespalt mit der öffentlichen Meinung durch die Verachtung derselben zu beruhigen suchte."

Sehr ausführlich handelt Cantu von der französischen Literatur in der Glanzperiode, welche dieselbe im vorigen Jahrhundert erlebte und als deren größtes Gestirn allgemein Voltaire anerkannt wurde. Es war natürlich, daß, indem die gebildeten Geister in ihrer großen Mehrheit sich von Gott abgewendet hatten, sie in den Dienst jener Dämonen treten mußten, welche früher von der christlichen Kirche verbannt, vergraben und versiegelt lagen, seit dem Aufkommen der heidnisch-classischen Bildung aber alle wieder entsiegelt und erlöst frohlockend das europäische Festland überzogen und die Menschen auf's Neue berückten und in ihre Gewalt brachten. Der Grundton dieser modernen Literatur, die sich von Frankreich aus überall hin verbreitete, war menschliche Eitelkeit, sophistisches Wegleugnen Gottes und seines Evangeliums, Verspottung der Frömmigkeit, Mißbrauch und Verlachen der Unschuld, Beschönigung des Lasters im Namen der Natürlichkeit oder des feinen Geschmacks, Entschuldigung aller menschlichen Schwächen, mit einem Wort der Grundton der spätern classischen Bildung unter den Ptolemäern und römischen Kaisern, lucianische Spötterei und epikuräische Frivolität. Deswegen liebten es auch die s. g. schönen und starken Geister in Frankreich, Ludwig XIV. und XV., denen sie Weihrauch streuten, mit Augustus und sich selbst mit den Dichtern und Denkern des augusteischen Zeitalters zu vergleichen. Dasselbe thaten ihre Affen in Deutschland.

Voltaire bezeichnet den Wendepunkt in der geistigen Bewegung der Zeit, denn während er noch nach der einen Seite hin den König und die Maintenon, den König von Preußen und die Kaiserin von Rußland mit schamlosen Höflingsphrasen beschmeichelte und sich große Gehalte von ihnen erbettelte, war er nach der andern Seite hin schon der keckste und gefährlichste Revolutionär. Er spiegelt insofern die ganze heidnische Schule ab, aus der er hervorging. Denn nach dem Vorgang der Engländer und Holländer wandte man sich auch in Frankreich von der Bewunderung der augusteischen Zeit und des vergötterten Imperialismus zur Bewunderung der republikanischen Vorzeit, vergaß die Augustus und Titus und begann für Timoleon, Brutus und die Grachen zu schwärmen. Die classische Schule übte einen grausamen Undank an den Fürsten, durch welche sie zuerst eingeführt und den christlichen Völkern aufgedrungen worden war. Frankreich war ganz in Classicismus getaucht, als es seine große Revolution machte. Es führte antike Kleidertrachten und Möbeln ein; es führte Präfecten, Tribune, Consuln und einen Senat ein; es führte die antiken Ländernamen wieder ein. Es schuf eine belgische, batavische, helvetische, ligurische, cisalpinische, parthenopeische Republik. Es gab den ungetauften Kindern antike Namen. Das Schaffot Ludwigs XVI. war umheult von den classischen Affen. Was hätte dieser König wohl darum gegeben, wenn seine wahnsinnigen Vorfahren die alte fränkische und christliche Gesinnung und Gesittung nicht muthwillig zerstört, die classische Schule und heidnische Bildung nicht eingeführt hätten, deren jammervolles Opfer er nun werden mußte, ohne daran Schuld zu seyn!

Der moderne Staat ist auch heute noch keineswegs von der heidnischen Corruption geheilt. Noch immer ist die Grundlage der Bildung die heidnisch-classische und sucht man durch Philosophie die alte christliche Wahrheit immer noch zu verdunkeln. Deshalb steht auch die Revolution immer noch drohend hinter allem, was der moderne Staat auch zu seiner Erhaltung und Fortbildung versuchen mag. Diejenigen Staatsgewalten, die sich am meisten damit brüsteten, Aufklärung, Philosophie, classische Schulbildung gefördert zu haben, sind auch am meisten der revolutionären Gewalt verfallen. Die am hoffärtigsten die christlich-germanische Grundlage verleugneten, haben ihren Anhalt verloren.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 1/2 Thaler.

Mittwoch, N° 44. 1. Juni 1864.

Biographie.

Carl Ritter. Ein Lebensbild nach seinem handschriftlichen Nachlaß dargestellt von G. Kramer, Director der Francke'schen Stiftungen in Halle. Erster Theil, nebst einem Bildniß Ritters. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1864.

Carl Ritter, Deutschlands größter Geograph, war zugleich, was nicht jedermann weiß, wenn er auch sonst den berühmten Gelehrten kennt, ein frommer Mann. Gewiß eine seltene Erscheinung unter Deutschlands Gelehrten ersten Ranges und zumal in Berlin! Hier erhalten wir von kundiger Hand seine Lebensbeschreibung, die sehr viel Interessantes darbietet und der wir nur zuweilen eine etwas kürzere Fassung gewünscht hätten.

Ritters Vater, Leibarzt der Aebtissin von Quedlinburg, starb früh. Die Mutter heirathete den nachmaligen Halberstädter Superintendenten Zerrenner. Der als Pädagoge rühmlich bekannte Gutsmuths war schon seit 1782 Erzieher im Ritter'schen Hause, blieb es auch nachher und brachte den jungen, damals sechsjährigen Carl im Jahr 1785 nach Schnepfenthal, welches Salzmann erst ein Jahr vorher gekauft und zur Mustererziehungsanstalt eingerichtet hatte. Ritter war also einer der ersten Schüler dieses weltberühmten Instituts und blieb auch nachher dessen treuer und dankbarer Anhänger. Im Herbst 1794 flohen viele reiche Frankfurter Familien vor den Sansculotten nach Gotha und hier knüpften sich Bekanntschaften an, in deren Folge der junge Ritter, nachdem er noch in Halle studirt hatte, 1798 als Erzieher in das reiche Haus Bethmann-Hollweg in Frankfurt eintrat. Das große Bankiergeschäft war von Bethmann gegründet, aber auf dessen geprüften und geschickten Commis und Eidam Hollweg (einen Schneidersohn) übergegangen.

Es wird Salzmann ewig zur Ehre gereichen, daß er sich von der idealistischen Schwärmerei Pestalozzi's ferne hielt und auf das Nächste, einen gesunden Leib und eine gesunde Seele, ausging. Er zuerst, lange vor Jahn, lehrte die Jungen turnen, Turnfahrten machen, sich abhärten, und bei ihm war auch der gute alte Glaube geehrt und der philosophische Schwindel hatte hier nicht wie bei Pestalozzi die Bibel verdrängt. Dieser gute Geist Schnepfenthals lebte nun auch in Ritter fort. Er fand die damaligen Frankfurter nicht nach seinem Geschmack und warf ihnen insbesondere ihre Verweichlichung vor. „Das Gefühl der Bürgerfreiheit, schreibt er an seinen Stiefvater Anfangs 1806, und Geldstolz, der Glaube, alle Mittel zur wahren Glückseligkeit in den Händen zu haben, hatte den Frankfurtern einen außerordentlichen Uebermuth eingeflößt. Sie waren die ersten, ihre Macht die einzige; das Reich des Guten, des Wahren wurde nicht anerkannt, sondern nur das Nützliche, das Scheinbare berücksichtigt. So lange ich hier bin, stand ich im beständigen Kampfe gegen diese Richtung. Ich drang auf Abhärtung der Kinder, darauf daß sie ihre Kräfte gebrauchen lernten, daß sie Kenntnisse sammeln und tüchtig arbeiten müßten, daß Zerstreuungen des Luxus, Leckereien, Schmeicheleien, der Glaube an die Goldberge ihrer Eltern ihnen nichts taugte, sie durchaus verderbten — aber sehr oft wurde ich nicht angehört und die wenigsten meiner Vorschläge richtig und anwendbar befunden. Seitdem Napoleon in Deutschland ist, ist es ganz anders! Sie werden lachen, aber es ist so.“

Mit der sinnlichen Verweichlichung war damals der frivolste Unglauben und Leichtsinn gepaart. „Ich will nicht behaupten, daß den Menschen alle Moralität fehle, aber alle Religion. Es ist hier bei allen Aufgeklärten

Mode, an die Vernichtung der Seele nach dem Tode zu glauben; dabei kann natürlich der Begriff von Gott nicht bestehen, und darum spricht von ihm die gebildetste Dame (natürlich mit Ausnahmen) nur, wenn er etwa bei einer Geschichtserzählung nicht ausgelassen werden kann, unser Herr Gott! Prediger werden nur als Ceremonienmeister behandelt, und in die Kirche zu gehen, das ist unmöglich: denn selbst Sonntag Morgens um 11 Uhr geht die Holländische Post. Bei diesen Umständen mußte ich glückliche Ereignisse von außen her abwarten, um einen so viel als möglich sichern Gang zu gehen. Denn wenn das Leben der Lehre nicht entspricht, was hilft da der Unterricht!' Hier hinter unsrer Schlimmen Mauer konnte ich schon eher daran denken. Der Unterricht in der alten Geschichte führte uns zum Lesen der alten Urkunden der Bibel, und die neueste Geschichte der Zeit mit ihren Folgen, unsere einfachere Lebensart, das Leben des Sokrates in der griechischen Geschichte u. s. w., vorzüglich aber die glücklichern Fortschritte meiner Zöglinge führten den Zeitpunkt herbei, welcher mir zum Religionsunterricht der beste zu seyn schien. Ein wichtiger Punkt dabei war meine eigne Vorbereitung, und weil meine Zeit so außerordentlich beschränkt ist, so muß ich noch jetzt leise und behutsam auftreten. Da ist mir seitdem Ihre (Zerrenners) Schulbibel unentbehrlich geworden. Die Bibel selbst in die Hände meiner Zöglinge zu geben, wäre mir unmöglich gewesen, und doch würde ich es außerordentlich bedauert haben, wenn ich sie ganz aus meinem Lehrplan hätte ausschließen müssen."

Ritter erkennt sehr richtig, daß das nicht blos der Fehler der Frankfurter, sondern der ganzen Zeit war, und daß die größten Geister ihn theilten. „Was sagen Sie dazu, daß unsere ausgezeichneten Genies ein Göthe und — Voß, selbst Voß, der christliche Dichter, keine Christen sind, daß sie diese Religion nicht befriedigt, nicht überzeugt? — Sind sie auf dem Wege aus den griechischen Mythen und den Classikern eine neue aufzubauen oder nicht, das weiß ich nicht. Aber das Neue Testament, sagen sie, steht schon hinter dem Alten zurück, und in den Griechen und Römern liegt eine Religion, die weit erhabner und schöner, als die in der Bibel, weit menschlicher und wahrer ist."

Bald erfolgten Schlag auf Schlag die schrecklichen Niederlagen der kaiserlichen und der preußischen Heere unter Napoleon. Ritter fühlt den tiefsten patriotischen Schmerz. „Tief erschütterte ihn die Kunde von den Handlungen schmachvoller Feigheit, die der Niederlage von Jena folgten. ‚Leider ist es ja wahr', schreibt er bald nachher, ‚was Sie sagen, es ist Alles, Alles aus. Keine Hoffnung ist übrig, und wären selbst viele Tausende noch da, sie würden nichts vollbringen können. Kein Held steht an der Spitze der Mannschaften, nur völlig charakterlose Schemen, welche die Würde des Menschen nicht kennen und wie Feige für Recht und Pflicht nicht zu sterben wissen, lieber in Ohnmacht, mit ewiger Schande gebrandmarkt ihr Leben davon tragen. Nein ich hatte mehr Menschenwerth, mehr sittliche Würde geahndet und mich auch diesmal, wie schon so oft, betrogen. Mit Ihnen beweine ich das Schicksal der Guten Vortrefflichen, aber ich verachte auch die Niederträchtigkeit und den tollen Dünkel, der Millionen in das Verderben zieht, ja Millionen!!!'"

Frankfurt am Main verlor seine alte reichsstädtische Freiheit und erhielt unter dem Namen eines Großherzogthums Frankfurt ein großes Gebiet. „Durch die Rheinbundacte (12. Juli 1806) war Frankfurt dem Kur-Erzkanzler, nunmehr Fürst Primas Dalberg zugefallen, und damit unter die mittelbare Herrschaft Napoleons gestellt. Gegen Ende des Jahres beglückte die Kaiserin Josephine die Stadt mit einem Besuche. Sie war von der Königin von Holland mit ihrem ältesten Sohn und der Großherzogin von Baden begleitet. Es wurde Alles aufgeboten, um ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen. Und das gelang vollkommen. ‚Alle waren überaus gnädig und huldreich', schreibt Ritter: ‚noch gellen mir die Ohren von den unaufhörlichen Erzählungen hievon, und wenn die ganze Geschichte Niemandem langweilig war, so kann ich versichern, daß ich wenigstens die größte Langeweile deswegen habe ausstehen müssen. Indessen hat der unbefangene Beobachter von einer solchen Maskerade doch immer Gewinn. Ich bin z. B. erstaunt, mit welcher Schnelligkeit unser sogenannter Reichsbürgersinn sich in den Hofton umgewandelt hat; wie bald diejenigen, welche vorher Alles mit Bitterkeit durchgehechelt hatten, was in Bezug auf diese Personen stand, nun Alles überaus liebenswürdig, geistreich, voll Anstand und Würde fanden. Jeder hatte sich in den steifsten Gesellschaften ganz vortrefflich amüsirt, wenn ihm nur ein gnädiger Blick zugeworfen war. Unser Haus und unsere Damen und Herr Bethmann hatten vorzüglich das Glück, immer die nächsten Umgebungen der hohen Häupter zu seyn. Ja ihnen wiederfuhr die außerordentliche Gnade in ihrem Landhause und Garten einen Besuch von Ihrer Majestät nebst der ganzen Suite zu erhalten. Diese ausgezeichnete Ehre scheint bald wie gallenbitteres Gift in den andern Gemüthern gewirkt zu haben. Denn bald wurden sie um diese Ehre beneidet. Bei allen diesen Festen und Hofceremonien mußte nun natürlich die altfranzösische Eti-

quette wieder hervorgesucht werden. Also Alles erschien in schwarzen sammtnen goldgestickten Kleidern mit Degen, Haarbeutel und Manschetten. Diese Verwandlung war possierlich genug, war aber für jedermann von der größten Wichtigkeit, alle Gesellschaften ertönten davon und glücklicherweise hatte man an ihnen wieder so viele neue interessante Gegenstände der Conversation gefunden."

Das damalige Frankfurt bot ergötzliche Scenen dar. „Zur Erweckung des Patriotismus wurde ein Scheibenschießen gehalten. Der Fürst hatte zur Ausschmückung des Festes selbst seine Chatoulle geöffnet und 3000 Gulden zur Verherrlichung der Bürgerfreuden gegeben. Er selbst ließ sich herab, mit seinen Ministern die ersten Schüsse nach der Scheibe zu thun. Unglücklicherweise ging aber die Büchse zu früh los und schoß durch das Dach des Schießhauses, als auf einmal der Hanswurst hinter der Scheibe hervorsprang und die Nachricht erschallte, der Fürst habe das Centrum getroffen — nach der bekannten Maxime, daß sie alle schön, gütig sind, alle immer das Schwarze treffen. Der Donner der Kanonen verkündete der jubelnden Menge die Wunderthat."

Dalberg als Großfürst von Frankfurt, Freimaurer und ehemaliger Illuminat, begünstigte sogleich die Juden. „Bei seinem Eintritt in die Stadt schöpfte auch die hiesige so zahlreiche Judenschaft neuen Muth, aus ihrer Sclaverei erlöset zu werden, und suchte alle Mittel auf, dem Fürsten zu huldigen. Der Pöbel unter ihnen ward durch die Güte, mit der sie der Fürst (in Vergleich gegen die vorige Inhumanität des Stadtmagistrats) behandelte und ihnen Erleichterung ihres Druckes versprach, übermüthig. Sie benahmen sich gegen den Magistrat ungezogen, wenn sie vor den Schranken der Audienz erschienen und nicht sogleich Recht erhielten. ‚Gestrenger Herr Burgemäster', sagten sie dann wohl, ‚krieg ich Recht oder krieg ich kän Recht? no? ich wäß doch wo der Albini wohnt, ich wäß doch wo der Primes wohnt'. Als Kaiser Napoleon durch unsre Stadt zog, rannten sie von einem Thor bis zum andern, ganz wüthend in einem Gejauchze ‚unser Messias' schreiend. Die Bürger der Stadt verhielten sich ganz ruhig und still und hatten nur kärglich auf Befehl illuminirt. Die Judentrupps hatten so ihren Messias bis vor die Thore begleitet. Siegestrunken kehrten sie zurück; da hatten ihnen die Sachsenhäuser aufgelauert, denen dergleichen Dinge ganz wider den Mann gehen, und hatten in ihren Straßen querüber Selle gespannt, über welche die Zurückeilenden natürlich hinfallen mußten. Daß dies zu Prügeleien und Prozessen die Veranlassung gab, können Sie sich denken. Die Gemüther des Christen- und des Judenpöbels erhitzten sich nun immer mehr. Den Juden war bisher verboten, in den Christen-Promenaden sich sehen zu lassen. Jetzt versuchten sie es darin spazieren zu gehen. Christen-Bürger prügelten sie darin durch und warfen sie hinaus. Die Juden brachten die Klage vor den Fürsten und dieser erlaubte sogleich ihrer Religionspartei, was ihnen vorher so schändlich versagt war. Aber bald fanden die christlichen Richter, daß die Juden kein Recht, kein jus an diesen Promenaden hätten, weil sie einst vor Jahrhunderten nichts zu ihrer Anlage hätten beitragen wollen. Der Fürst wollte also kein jus verletzen und nahm die Erlaubniß zurück, ließ aber nun einen Theil dieser sehr engen und steifen Promenaden in eine englische Anlage verwandeln und gab nun jedermann freien Zutritt. Die Juden machten darauf seiner Hoheit ein kostbares Geschenk: eine silberne Urne mit Gold gefüllt nach alter asiatischer Vätersitte. Gleich darauf rückten sie aber auch mit neuen Bitten und Vorrechten hervor, die man ihnen zugestehen solle, und gaben nicht undeutlich zu verstehen, daß man dies wohl nach einem solchen Beweise von Unterwürfigkeit thun könne. Der Fürst handelte auch hier ausgezeichnet. Er gab die Geldsumme zurück mit dem Bedeuten, daß man ihn auf keine empfindlichere Art hätte beleidigen können. Indeß that er Alles um beide Parteien zu vereinen; ob es gelingen mag, weiß ich nicht. Aber täglich fallen zwischen beiden Parteien Excesse vor, an denen man sieht, daß beide noch sehr unreif zur Brüderschaft sind und daß ihr gegenseitiger Haß von Tage zu Tage wächst." Der Haß hat sich gelegt, die Juden haben das Feld behauptet.

Ritter sah mit verbissenem Ingrimm den Frankfurtern zu, wie sie damals den Verderber Deutschlands vergötterten. Am meisten empörte ihn die altrömische Devotion vor dem Gott im Fleisch bei einem Napoleonsfeste. „Es war mir unmöglich, länger unter allen den Ceremonienmeistern zu stehen. Jeder Schuft gab sich da in seiner Hoflivree ein Air, als möchte er jeden redlichen Kerl wie einen Wurm in den Staub treten; zwar sahe man eine Menge hoher Häupter, wie den Großherzog von Hessen, den Kronprinz von Baden, den König von Württemberg und unzählige Prinzen und Fürsten, ich hatte aber genug und — ging. Der einzige Mensch (denn die andern waren nur Larven, sie repräsentirten nur), der keine Hofphysiognomie hatte, war der Mameluk des Kaisers, der in seinen Blicken wenigstens die orientalische Unbefangenheit und Uncultur, wie es schien, beibehalten hatte."

Ritter machte später mit seinen Zöglingen eine Reise

nach der Schweiz. Hier lernte er Pestalozzi kennen, für den er damals ziemlich stark eingenommen war. Von Cobbet bemerkt er, Frau von Staël sey im persönlichen Verkehr ungleich imposanter und königlicher gewesen, als in ihren Schriften. Später begleitete er die Frau Hollweg nach Italien und weilte in Rom in der ersten Blüthezeit von Thorwaldsen, Cornelius, Overbeck ꝛc.

Daß in der Unglückszeit unter Napoleons Tyrannei in Deutschland die Frivolität culminirte und keinerlei religiöse Erhebung der Herzen erfolgte, fiel unserm Ritter auf. Er schreibt 1811. „Es herrscht durchaus eine so sinnliche Liebe zum Irdischen unter uns Allen, daß die zum Geistlichen, Göttlichen zu den größten Seltenheiten gehört. Ich kann Jahre lang in unserem Hause leben, das aus einer bedeutenden Anzahl von Personen besteht, ohne auch nur eine einzige religiöse Aeußerung von freien Stücken zu vernehmen. Es ist durchaus von Nichts in religiöser Beziehung die Rede, da diese Ansicht vollkommen fehlt. Wenn mir nicht bisweilen mein Gefühl überströmte, oder ich durch ein heftiges Losbrechen meiner religiösen Ueberzeugungen, um einem Gespräche oder einer Ansicht eine andere Richtung zu geben oder einer Handlung zuvorzukommen, den Gegenstand zur Sprache brächte, so würde allmählich ein völliges Vergessen der wichtigsten Dinge eintreten. Indessen vermisse ich in dieser Hinsicht an mir selbst unendlich viel, das Interesse des täglichen Bedürfnisses und der sinnlichen Lust bemächtigt sich so ganz und gar des geselligen Menschen, daß kein Höheres in ihm zur Sprache kommt. Die Menschen werden hier geboren und sterben, sie sind glücklich und unglücklich, sie hoffen und fürchten, und nichts von alledem erinnert sie an einen höheren Zusammenhang, an Gott und Unsterblichkeit. Kurz ich selbst führe wider meinen Willen, ja mit vollem Unwillen ein so religionsleeres Leben, daß ich mir nicht selten Vorwürfe darüber mache."

Die kurze Erhebung im Jahr 1813 hat nicht viel daran gebessert. Die Gebildeten fielen bald in den alten Leichtsinn zurück.

Im Jahr 1812, nachdem Hollweg gestorben und seine Schüler erwachsen waren, studirte Ritter noch eine kurze Zeit in Göttingen, übernahm dann 1819 ein Lehramt am Gymnasium in Frankfurt und wurde schon im folgenden Jahre nach Berlin berufen, wo er die Hauptaufgabe, die er sich für sein Leben gesetzt hatte, die Ausarbeitung einer allumfassenden Erdkunde in einer vierzigjährigen segensreichen Wirksamkeit gelöst hat.

Erzählungen.

1) Kaiser Julians Kampf und Ende. Eine Erzählung von Dr. Fr. Lübker. Hamburg, Agentur des rauhen Hauses, 1864.

Der Geschichte treu, jedoch ein wenig romantisch ausgeschmückt zur Belehrung und Unterhaltung christlicher Leser. Julianus der Abtrünnige wollte bekanntlich einen sehr vergeistigten Sonnencultus an die Stelle des Christenthums setzen, etwa wie Kaiser Joseph II. und die Illuminaten ihrer vielgerühmten Aufklärung. Aber das Christenthum, als dessen Repräsentant hier der fromme Johannes, Sohn der Anthusa auftritt, erwies sich ungleich mächtiger.

2) Die barmherzigen Steine von Karl Stöber. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer, 1862.

Neun kleine Erzählungen, welche die Tugend der Barmherzigkeit empfehlen. Unter den barmherzigen Steinen sind die Steine am Wege zu verstehen, auf denen die arbeitende Classe unterwegs ihre Lasten abzulegen und auszuruhen pflegt. Sie werden hier nur symbolisch genommen. Die Erzählungen handeln von Armen, die aus ihrer Noth gerissen wurden, theils durch gute Menschen, theils durch die Gnade Gottes und eigene Besserung. Zuerst von einer armen Wittwe; hierauf von einem armen Candidaten, von einem armen Handwerker, der durch seine tugendhafte Tochter vom Elend befreit wird, von einem armen Invaliden; von einem armen Schulmeister, der von einem incognito reisenden Schulrath geprüft und gerecht erfunden wird; von einem armen Lumpensammler; von einem armen Schuster, der sein Glück in der Lotterie versuchen wollte; endlich von einem armen Bettler, der zwei geistliche Herren, die in ein gelehrtes Gespräch vertieft waren, vergebens um ein Almosen ansprach, nachher aber Gelegenheit hatte, die beiden Herren, die sich zufällig in einer Bärenfalle gefangen hatten, aus ihrer jämmerlichen Lage zu befreien.

Die Erzählungen sind gut geschrieben und die edle Milde, die ihr Grundton ist, thut dem Herzen des Lesers wohl.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 45. 4. Juni 1864.

Unsterblichkeitslehre.

Gregors von Nyssa Dialog über Seele und Unsterblichkeit in deutscher Bearbeitung und mit kritischen Anmerkungen von Dr. Herm. Schmidt. Halle, Verlag der Buchhandl. des Waisenhauses, 1864.

Die kleine Schrift enthält den scharfsinnigen Dialog, in welchem sich Gregor durch die fromme Makrina über die Unsterblichkeit belehren läßt.

Zuerst werden die heidnischen Vorstellungen abgewiesen. „Der Unterschied der heidnischen und der christlichen Auffassung liegt aber darin, daß die letztere annimmt, um dieselbe Seele bilde sich aus denselben Stoffen, aus denen ihr Leib im Leben bestand, ein neuer Leib; jene dagegen, die Seele gehe in Leiber über, deren Stoffe ihr früher nicht angehörten, seyen es nun die vernünftiger Wesen oder vernunftloser oder selbst empfindungsloser. Es wird nun zuerst die Unhaltbarkeit der heidnischen Ansicht nachgewiesen und zwar zunächst derjenigen, welche die menschliche Seele auch in Thier- und Pflanzenleiber übergehen läßt; denn das heißt alles Eigenthümliche und Individuelle in den einzelnen Wesen aufheben und eins ganz gleich dem andern setzen. Die Folge für die Empfindung des Menschen bei diesem Glauben würde überdies die seyn, daß er, wenn jede Pflanze und jedes Thier möglicher Weise eine Menschenseele in sich schließen könnte, entweder aus zu großem Zartgefühl nichts in der Natur zu seinen Zwecken zu gebrauchen und nöthigen Falls zu zerstören wagen, oder daß er, wenn er sich dagegen abhärtete, diese Härte und Unempfindlichkeit auch auf die mitlebenden Menschen übertragen würde. Zugleich wird die von Griechischen Philosophen ausgesprochene Ansicht widerlegt, nach welcher die Seelen vor ihrem Eintritt in die Körperwelt, als ganze Völkerschaften in einer Art von Staat vereinigt, sich im reinen Aether bewegen, dann in Folge eines Hanges zur Sünde in die Körperwelt und zwar zunächst in menschliche, dann in thierische Leiber und zuletzt zur Pflanzenwelt hinabsänken, von hier aber dann wieder in derselben Stufenfolge bis zu der reinen Aetherwelt sich erhöben. Es wird gegen diese Ansicht zunächst geltend gemacht, daß sie eine sehr schwankende und verwirrende Anschauung von der Beschaffenheit jenes höchsten Lebens der Seele im Himmel und dieses niedrigsten in der Pflanze gebe; denn, da die Seligkeit in jenem ende und hier von Neuem beginne, so sey Gutes und Schlechtes in beiden gleich vertheilt. Dann wird der Widerspruch in beiden Behauptungen aufgedeckt, daß die körperlose Welt, in welcher die Seelen sich zuerst befinden, eine reine, die körperliche eine unreine sey, und doch in jener der Grund zur Verunreinigung durch die Sünde, in dieser der Grund zur Reinigung durch Tugendtrieb liegen solle. Endlich wird gezeigt, daß auch an sich der Gedanke einen Widerspruch in sich enthalte, da das Himmlische, das doch als unwandelbar und unveränderlich gelte, als die Geburtsstätte der Affecte und die niedere, dem Affecte unterworfene Natur als die Geburtsstätte der Affectlosen angenommen werde. Dazu komme dann noch die in jener Annahme liegende Zwecklosigkeit, daß man die Seele sich von der Körperwelt wieder zu der oberen Welt, als einer sicheren und reinen Stelle, übersiedeln lasse, als ob man vergessen hätte, daß sie gerade dort erst sündig geworden und in der Körperwelt dagegen gereinigt sey."

Nicht so scharfsinnig wie diese Widerlegung der heidnischen Vorstellungen ist die versuchte Beweisführung für die persönliche Fortdauer nach der christlichen Vorstellung. Gregor sagt zwar ausdrücklich, der Glaube stehe fest, die evangelische Wahrheit bedürfe keines philosophischen Beweises, allein die Sucht, mit dem Ver-

stande dem Glauben gleichsam wie die Amme dem Kinde oder die Polizei dem verdächtigen Fremden nachzulaufen, um zu verhüten, daß das Kind nicht verirre und um sich zu vergewissern, daß der Fremde die Gesetze der Logik nicht übertrete, diese Sucht führt auch unsern Gregorius zum Grübeln über Dinge, die nun einmal schlechthin jenseits der Grenzen philosophischer Beweisführung liegen.

Makrina stellt fest, wer zu leben angefangen habe, müsse auch fortleben. Das ist eine Behauptung, die sich durch nichts beweisen läßt; im Gegentheil ist es logisch und erfahrungsmäßig richtiger zu sagen, was angefangen hat, muß auch aufhören und nur was ewig ist, hat weder angefangen, noch kann es aufhören.

Makrina stellt ferner fest, der Mensch behalte nach dem Tode zwar nicht seinen alten Leib, jedoch im neuen noch immer den Typus des alten, also daß es dem Individuum unmöglich ist, seine charakteristische Physiognomie jemals zu ändern. Auch das läßt sich nicht beweisen. Warum sollte Gott in seiner Allmacht dem Geiste, den er geschaffen, nicht auch etwas von seiner Zauberkraft mittheilen, wodurch er seine Gestalt zu verändern vermöchte? Der Vater zeugt, die Mutter gebiert sehr verschiedenartige Kinder. Dichter und Maler gestalten die verschiedenartigsten Charaktere. Warum sollten sie dieselben nicht, wenn auch nur vorübergehend, in sich selbst reproduciren dürfen? Der Verstand wird nie weder dafür noch dagegen einen unleugbaren Beweis entdecken. Nur der Glaube an die h. Offenbarung kann hier vor Verirrungen der Phantasie hüten.

Makrina lehrt, der Geist bilde den Leib, nur durch den Geist werden die Elemente der Materie zur Bildung eines Leibes zusammengezogen. Diese zusammenziehende Kraft gehe der Zusammenziehung vorher und daure fort, auch wenn die einmal herbeigezogene Materie wieder in ihre Elemente zerfalle. Das ist sehr wahr. Allein Makrina stellt auch fest „Auferstehung sey die Wiederherstellung unserer Natur in ihren ursprünglichen Zustand“ (S. 41) und das ist zu unbestimmt und gibt erst wieder zu mancherlei Fragen Anlaß. Da sie die Präexistenz der Seelen als heidnisch nicht zugibt, also auch nicht von einer ursprünglichen Natur des Individuums vor seiner irdischen Geburt reden kann, sieht sie sich genöthigt, allein auf Adams Natur vor dem Sündenfall zurückzugehen und versucht es, was sich auf dessen ursprüngliche Natur bezieht, in folgender Bildersprache auf alle menschlichen Individuen überzutragen. „Wie es nämlich hier heißt, daß Gott zuerst die volle Pflanze geschaffen und diese dann den Samen getragen hat, nach dessen Auflösung in der Erde die ursprüngliche Pflanze von Neuem hervorging, so lehrt dasselbe auch Paulus in jenem Bilde. Denn ein Korn wird der menschliche Leib genannt, weil er nichts als eine vom Brande der Sünde gleichsam verdorrte Aehre ist. Nach dem Tode aber als ein solches Korn in die Erde gelegt und dort verwesend, ruft der Auferstehungs-Frühling ihn von Neuem zu einer vollen, bis zum Himmel hinaufragenden Aehre hervor, die, statt mit Halm und Spitze, mit jenen unvergänglichen, der göttlichen Natur eigenthümlichen Vorzügen geschmückt ist, welche das Ebenbild Gottes einst an sich trug und auf deren Wiedergewinnung in der Auferstehung wir hoffen. Der erste Adam war diese Aehre. Aber seitdem, wie die Aehre in Fruchtkörner, so die menschliche Natur durch den Hinzutritt der Sünde in eine Mehrheit von Individuen auseinandergegangen ist, haben diese die Gestalt jener Aehre verloren und werden erst in der Auferstehung wieder zu der urbildlichen Schönheit emporwachsen, dann aber statt jener Einen ersten Aehre zu Myriaden von Saaten geworden seyn.“

Das Bild ist nicht richtig gewählt, denn jede Aehre bringt wieder so schöne Aehren hervor, wie sie selbst ist, und wenn sie auch einzeln untergehen, so stehen doch schon in dieser Welt, nämlich im nächsten Jahre andre gleich und vervielfältigt wieder auf. Das Gleichniß würde also eigentlich den Untergang des Individuums und nur die Fortdauer der Gattung beweisen.

Wenn ferner die Vervielfältigung des Menschengeschlechts nur eine Folge des ersten Sündenfalls ist und wieder nur die Sünde der Individuen die weitere Vervielfältigung und die Verschiedenheit aller einzelnen Persönlichkeiten bedingt, so ist nicht abzusehen, warum diese Verschiedenheiten und mithin auch die Individuen fortbauern sollten, wenn ihre Ursache wegfällt, d. h. wenn die Sündenschuld getilgt ist. Alsdann sollten alle Individuen auch wieder in den ersten sündenlosen Adam zusammenschmelzen. Um so gewisser, als Makrina S. 25 lehrt, die Sünde sey eigentlich nur Schein. „Das Seyn des Bösen besteht eben, so paradox es auch klingt, im Nichtseyn; denn es hat seinen Ursprung nur in der Negation des Seyenden, während die Natur des Guten in dem wahrhaft und eigentlich Seyenden liegt. Auch die Seele des Menschen nun aber, die sich frei von jenen das Herz in einer ewigen Unruhe erhaltenden Bewegung der Affecte und Begierden gemacht, hat keinen Raum mehr für Hoffnung und Erinnerung; denn sie hat, was sie hoffte und begehrte: die Gottähnlichkeit, und der stets gegenwärtige Genuß dieses Gutes läßt keine Erinnerung aufkommen. Wenn nun aber die Seele so wieder zu dem geworden ist, was sie ursprünglich war, einfach und

eingestaltig und nicht mehr durch den Kampf der guten und bösen Neigungen in sich zerrissen (p. 217, C.), dann bleibt ihr von allen jenen Neigungen nur Eine übrig, die Liebe; diese Eine dient aber eben nur dazu, um die erstrebte und errungene Gottähnlichkeit zu vollenden und zu einem bleibenden Eigenthume für sie zu machen." Ohne Zweifel würde hieraus folgen, alle Menschen müßten wieder zum einfachen sündenlosen Adam zurückkehren, sich mit ihm vereinigen und dann in Liebe mit der Gottheit selbst wieder zusammenschmelzen.

Damit stimmt S. 29 die Behauptung zusammen, daß Gott in Allem sey, daß mithin endlich alles Böse verschwinden müsse, weil Gott nicht im Nichtseyenden seyn könne. Das ist aber offenbarer Pantheismus und nicht mehr christliche Offenbarungslehre.

Die scharfsinnige Makrina hat weder den Begriff der menschlichen Freiheit, noch den des Bösen richtig erfaßt. Die Seelen sind nicht ein gleichförmiges Aehrenfeld und werden es niemals seyn. Wir sehen sie in unendlicher Mannigfaltigkeit, so weit wir in die Weltgeschichte zurückdenken können, auf der Erde verbreitet und aus einer unerschöpflichen Quelle immer wieder neue hervorgehen, neue menschliche Typen und Physiognomien, wie sie nie vorher dagewesen. Dieser Erfahrung entspricht auch vollkommen die Vorstellung, die wir uns von der Allmacht Gottes als des Seelenschöpfers machen müssen. Wie der Leib den gleichen physikalischen und organischen Gesetzen unterworfen ist, so die Seele den gleichen moralischen, was aber ihrer unendlichen Verschiedenheit keinen Eintrag thut. In dieser Verschiedenheit zeigt sich zugleich das Maaß von Freiheit, das jedes Individuum sich herausnimmt, denn die Freiheit ist unbegrenzt und jedes Individuum schöpft aus diesem Meer eben nur sein Krüglein. Wenn Gott diese Freiheit nicht für etwas gehalten hätte, was dem Zweck der Schöpfung inhärire, würde er es bei der Schöpfung des sündenlosen Adam haben bewenden lassen und wir andern würden allesammt nicht existiren. Man soll nun aber nicht meinen, daß die Freiheit blos in Sünde bestehen könne und demnach mit der Abbüßung der Sünde wieder verschwinden müsse. O nein, die Freiheit ist etwas viel Höheres und Edleres. Sie ist die Lebensluft auch der Engel. Gott will nicht bleierne Soldaten um sich haben, mechanisch aus einer Form gegossen, sondern lebendige und freie Geister.

Noch erübrigt die Beantwortung der schwierigsten Frage, nämlich in Betreff des Bösen. Es ist nicht wahr, daß das Böse blos ein Schein, ein Nichtexistirendes sey. Das Wort Gottes bezeugt überall das Gegentheil, und die Erfahrung in der Geschichte und im Leben, das innerste Gefühl und Gewissen des Menschen bezeugt gleichfalls das Gegentheil. Das Böse ist reell, in aller seiner Scheußlichkeit reell, weil es das nothwendige Product der Freiheit ist. Ohne die Möglichkeit teuflischen Denkens, Willens und Handelns ist die Freiheit nicht denkbar, und mithin ist das Böse so wirklich wie die Freiheit. Die Erlösung vom Bösen aber ist, wenn der Mensch einmal seine Freiheit zum Bösen mißbraucht hat, einzig von der Gnade Gottes abhängig. Das ist die evangelische Lehre und zugleich sagt es jedem der gesunde Menschenverstand und das Gewissen. Deswegen ist die Lehrart zu verwerfen, die aus Gottes Barmherzigkeit gleichsam eine Verpflichtung Gottes, ein constitutionelles Gebot für Gott machen will, von dem er nicht abweichen könne. Gott selbst ist die Urquelle aller Freiheit und wenn ihn unsre Philosophen in der Freiheit beschränken wollen und ihm vorschreiben, was er thun und nicht thun dürfe, den Abfall von ihm im Bösen für einen bloßen Schein und seine Gnade für etwas Ueberflüssiges erklären, so beweisen sie damit nichts, und der Geist Gottes fährt über sie dahin, wie der Blitz über Spinneweben.

Geschichte.

Badische Landes-Geschichte für Jung und Alt, bearbeitet von Josef Bader. Dritte, durchaus umgearbeitete Auflage. Mit neun Bildern. Freiburg im Breisgau, Herder, 1864.

Das Großherzogthum Baden ist zwar aus mancherlei heterogenen Bestandtheilen zusammengewürfelt, gehörte aber ursprünglich zum Herzogthum Alemannien mit Ausnahme seines nördlichen fränkischen Bestandtheils. Alemannisches und fränkisches Wesen durchdringen oder bekämpfen sich dort heute noch. Die ältere Geschichte Badens ist eigentlich nur ein Bruchtheil der schwäbisch-fränkischen Geschichte und etwas specifisch Badisches tritt erst viel später hervor. Eben deshalb aber hätten wir gewünscht, der Verfasser hätte diese Specialität schärfer charakterisirt und überhaupt die neuere und neueste Geschichte ausführlicher behandelt. Er spricht von Karl Friedrich, von Hebel, Rotteck und dem Markgrafen Wilhelm, außer diesen vier Gestalten aber wird keine andere hervorgehoben und der Leser

sucht vergebens etwas über die letzte Revolution, über den Kirchenstreit, über das Wirken der Heidelberger früher unter Voß und Paulus 2c. jetzt wieder unter andern berühmten Fortschrittsmännern zu erfahren. Und doch wird grade dadurch erst das kleine badische Ländchen interessant. Dasselbe rühmte sich schon vor vielen Jahrzehnten, das aufgeklärteste und fortschrittlichste zu seyn. Karl Friedrich verband Josephinismus mit Napoleonismus und verschrieb sich eine ganze Meute von Rationalisten, die mit ihren Laternen jeden Winkel der alten Kirchen und Klöster illuminiren mußten, um den altkatholischen Geist aus denselben zu verbannen. Denn altes geraubtes Kirchengut bildete beinahe den größten Theil des Grund und Bodens, aus welchem der mächtige Napoleon den westlichsten Rheinbundstaat zusammensetzte. Der Staat war alles, die Kirche nichts geworden und die Stelle der letzteren sollte ausschließlich die Staatsschule vertreten. So wurde es schon vor fünfzig Jahren in Baden gehalten. Wenn heute die Liberalen und Demokraten sich ihrer Erfolge im Kampfe gegen die Kirche rühmen, so vergessen sie gern, wie mächtig ihnen der Despotismus der Rheinbundzeit vorgearbeitet hat. Dagegen sollte die Regierung nicht vergessen, wozu das frühere System geführt hat. Wenn Karl Friedrich durch sein kirchenfeindliches Gebahren nicht die Revolution gesäet hätte, würde dieselbe nicht aufgegangen seyn. Erst revolutionirte man in Baden gegen die Kirche und nannte das Aufklärung. Dann revolutionirte man gegen den Staat. Die berühmte gesetzgeberische Weisheit im Großherzogthum Baden, die man so lange für mustergiltig erklärte und an der man besonders immer den Einklang zwischen fürstlicher Bürgerfreundlichkeit und loyalem Kammerliberalismus pries, hat gleichwohl dahin geführt, daß der arme Großherzog Leopold bei Nacht auf einem Protzkasten vor seinem treuen Volke flüchten mußte. Auch die, welche heute wieder mit ungeheurer Selbstüberhebung die Schule von der Kirche losreißen und sich einbilden, der Freiheit zu dienen, indem sie in das heilige Recht der kirchlichen Gemeinschaft, wie der Eltern mit ihrem Schulzwang auf's gewaltthätigste eingreifen, auch sie sind nur heute mächtig, einflußreich und gefeiert, säen aber Drachenzähne und werden einst von ihren eigenen Creaturen eben so undankbar verhöhnt werden, wie es ihren berühmten Vorgängern 1849 widerfuhr.

Man würde vielleicht besser thun, anstatt Baden heute noch immer als den Musterstaat für die andern deutschen Staaten gelten zu lassen, es vielmehr als denjenigen Theil des germanischen Organismus zu betrachten, der, als der schwächste, den Krankheitsstoff am leichtesten an sich zieht. Denn schnell gedeiht dort zur gefährlichen Krise, was anderwärts den Organismus nicht angreift, wie die Revolution von 1849 und bald nachher schon wieder der heftig entflammte Kirchenstreit erwiesen hat.

Dabei darf nicht vergessen werden, daß Baden ein Grenzland ist und daß hier der französische Einfluß der Nachbarschaft wegen ganz besonders vorherrscht. Auf eine gewisse höchst charakteristische Weise mischen sich hier die Grundzüge des französischen und deutschen Charakters, Leichtsinn der Praxis und Schwersinn der Theorie. Man hat hier das französische Wesen bis zur Lächerlichkeit nachgeahmt. In der von Rotteck und Welcker ausgegangenen, von Winter tolerirten, von Bekk gutgeheißenen Schablone ist alles nur der Doctrin der Lafayette und Royer-Collard entnommen. Ohne alle Rücksicht auf deutsches Herkommen, deutsches Volksgefühl und Bedürfniß, wurde von jenen Affen des französischen Liberalismus den Deutschen Recht und Gesetz nach der französischen Mode zugeschnitten, als ob es sich um die Form eines Hutes oder Frackes gehandelt hätte. Indem man aber Rechte und Freiheiten in überschwenglicher Fülle ausstreuete und damit den alten Feudalstaat zu begraben meinte, behielt man aus demselben doch die ganze alte Grobheit bei und zwang die armen Leute mit dem Polizeistock in die neue Freiheit hinein. Insbesondere sollte sich niemand unterstehen dürfen, von der Gedanken-, Lehr- und Preßfreiheit einen andern Gebrauch zu machen, als die herrschende Partei wollte, und hinter jeder Freiheit, jeder s. g. neuen Errungenschaft grinzte wieder das alte Polizeigespenst herein, so daß man auch die Freiheit selbst nur durch Tyrannei erzeugen, gebären, pflegen und auferziehen zu können schien. Wenn das Yankeethum vom äußersten Westen und das Chinesenthum vom äußersten Osten sich irgendwo auf dem Erdenrunde begegnen und durchdringen, so ist es in gewissen leitenden Kreisen des in jeder andern Beziehung vom Himmel gesegneten badischen Landes.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 46. 8. Juni 1864.



Politische Schriften.

Theorie der Politik, als Ergebniß einer erneuerten Prüfung demokratischer Lehrmeinungen. Von Julius Fröbel. Zweiter Band. Die Thatsachen der Natur, der Geschichte und der gegenwärtigen Weltlage, als Bedingungen und Beweggründe der Politik. Wien, Gerold's Sohn, 1864.

Geistvolle Lucubrationen, worin auch sehr viel Wahres enthalten ist. Der Verfasser hat eine große Schule des Lebens durchgemacht. Der Radicalismus führte ihn an Robert Blums Seite bis dicht vor die dreipfostige Todespforte. Durch eine Reise um die Welt wurde sein politischer Horizont und sein Verständniß der Völker und ihrer Bedürfnisse mächtig erweitert. Doch hat er immer noch zu sehr das Aeußerliche in's Auge gefaßt und den innern Trieben im Völkerleben noch nicht genügend nachgeforscht.

Im Voraus verdient es die größte Anerkennung, daß der Verfasser vom Gleichheitswahnsinn des modernen Radicalismus gänzlich geheilt ist. Er zeigt die Absurdität des Grundsatzes, daß es ein Recht nur für den gebe, der es habe schaffen helfen, da dieser Grundsatz an der Thatsache der in den Kindern, Weibern, Imbecillen und Wilden vorhandenen Unmündigkeit scheitert. Der Verfasser sieht sich daher gedrungen, neben dem Recht auch das Princip der Autorität geltend zu machen, ohne welches die Natur verkehrt werden würde. Das Princip liegt in der Familie, dem ältesten Menschenverbande, ausgesprochen und der radicale Gedanke völlig gleicher Berechtigung und Freiheit der Individuen würde, wenn er durchführbar wäre, alle Familienbande zerreißen. Der Verfasser ergänzt diese Auseinandersetzung durch die Hinweisung auf die gegenseitige Hülfleistung und Theilung der Arbeit. Die Menschen sind so wenig unter einander gleich, als jeder Einzelne ein Ganzes darzustellen vermag. Sie können sich nur zu einem gemeinschaftlichen Zwecke wie die Töne zu einer Harmonie vereinigen. Diese Harmonie soll zunächst die Familie darstellen. Sie wird aber auch von der Familie der Völker gefordert. Wenn man in der neuesten Völkerkunde so weit gekommen ist, nicht nur reife und unreife Völker nach ihren Culturstufen wie Erwachsene und Kinder, sondern auch unter den civilisirten Racen selbst active und passive Völker gleichsam wie Männer und Weiber zu unterscheiden, liegt es nahe, die Menschheit sich als eine Familie zu denken und auf deren reife und unreife, active und passive Glieder denselben Grundsatz anzuwenden, der für die Familie von Individuen gilt. Da kann von radicaler Gleichheit nicht mehr die Rede seyn, sondern nur noch von väterlicher Autorität, pflichtmäßiger und liebevoller Bevormundung der Unmündigen.

Von diesem sehr vernünftigen Grundsatz aus tadelt der Verfasser die Emancipation der Neger. Diese inferiore Race kann nur unglücklich werden, wenn man ihr alle Rechte der weißen Race aufzwingen will, ohne ihr zugleich die Fähigkeit der weißen Race gewähren zu können. Man rede dem Esel noch so oft vor, er sey ein edles Roß, so wird er doch ein Esel bleiben. Sehr mit Recht sagt der Verfasser, der Unmündige bedürfe vielmehr des Schutzes und der Anleitung, als der Freiheit, und was die Gleichheit betrifft, so genüge es vollkommen, wenn den wenigen, welche sich durch angeborenes Genie aus der inferioren Race oder niedern Bildungsstufe wirklich emporheben, die Ausnahme in die höhere Rangstufe nicht versagt werde. Denn die ausschließlichen Vorrechte verrotteter Aristokratien und Kasten sind eine eben solche Unnatur, als es die allgemeine Gleichheit seyn würde. Es muß Stände geben, aber sie müssen jedem zugänglich seyn, der die Erhebung

in den höhern verdient. Dieselben billigen Grundsätze wendet der Verfasser auch auf den Vermögensstand an. Bekanntlich ist der Radicalismus so weit gegangen, auch Gleichheit oder Gemeinschaft des Vermögens vorzuschlagen. Eine gleiche Vertheilung des Vermögens würde nichts fruchten, weil in kurzer Zeit alles wieder ungleich seyn, der Verschwender und der Dumme das Seinige vermindern, der Geizige und Kluge es vermehren würden. Die Gemeinschaft des Vermögens aber, die Beherbergung, Bekleidung und Ernährung jedes Einzelnen auf Staatskosten, wogegen er auch wieder für den Staat arbeiten müßte, würde den Menschen im Namen der Gleichheit jede Freiheit rauben und sie zu Sclaven der Staatsmaschine machen. Der Verfasser empfiehlt „freie Concurrenz unter dem Schutze der Assecuranz". Ueber dieses Thema ließe sich noch mehr sagen.

Seinen größten Scharfsinn verwerthet der Verfasser in der Nationalitätenfrage. Vor allen Dingen hält er Staat und Nation auseinander. Die Juden, sagt er, haben die ausgeprägteste Nationalität und man müßte es doch absurd finden, wenn sie genöthigt werden sollten, sich in irgend noch einem offenen Lande zusammen zu ziehen und dort einen besondern Staat zu bilden. Ebenso hält er Race und Sprache auseinander und kommt endlich zu dem Ergebniß, die Bedingungen der Staatenbildung sey nicht nationaler, sondern territorialer Natur. „Ein Staat ist ein Land mit dem darauf errichteten gesellschaftlichen Baue. Die Liebe zu diesem Lande ist die Grundlage des Patriotismus. Diese Liebe kann sich vergeistigen, wie die Liebe der Geschlechter; sie wird aber immer ihren physischen Gegenstand suchen: das Land, als das Bleibende, auf welchem ein wechselnder gesellschaftlicher Bau mit wechselnden Bewohnern steht. Darum haben zu allen Zeiten die Menschen von dem heiligen Boden des Vaterlandes gesprochen. Das Land ist der Grund, auf welchem ein Staat erbaut werden kann. Die Menschen, denen der Grund oder Bauplatz gehört, haben das Recht dazu." Das ist in vieler Beziehung ein gefährlicher Grundsatz, wenn nicht der Begriff des Besitzers genauer bestimmt wird. Es wird immer gestritten werden, ob das Land mit mehr Recht seinen unmittelbaren Bewohnern oder dem zugehört, der, ihnen ursprünglich fremd, nur durch das Recht der Eroberung, der Heirath oder des Erbes des Landes Souverain geworden, und wie sehr beide Ansprüche strittig werden können, beweisen gegenwärtig die Elbherzogthümer.

Den gefährlichsten Grundsatz spricht der Verfasser damit aus, daß er den Nationen, wie auch der bloßen Landsmannschaft, die volle Selbständigkeit, das scheinbar angeborene und unveräußerliche Recht auf sich selbst abspricht. Er muß das thun, weil es seiner Voraussetzung der Völkerfamilie entspricht, in welcher jedes Glied dem andern dienen muß, also auch mehr oder weniger von ihr abhängig ist. Wenn es eine Nation geben könnte, sagt der Verfasser S. 116, die völlig in sich abgeschlossen, einen eignen Staat, eine eigne Kirche bildete, eine eigne Cultur entwickelte, würde das die größte Unnatur, der größte Frevel an der Solidarität der Menschheitsinteressen und an der welthistorischen Entwicklung seyn und alle anderen Völker und Staaten würden ein Recht haben, das Sondervolk auszurotten oder in die allgemeine Strömung der Völker fortzureißen. Das ist wohl wahr, doch muß vor dem andern Extrem unnatürlicher Nivellirung der natürlichen Völkerunterschiede gewarnt werden.

In Bezug auf den Staat sagt der Verfasser viel Wahres, was uns jedoch nicht genügt, weil er das Verhältniß des Staates zur Kirche oder des äußerlichsten Bedürfnisses der Völker zum innerlichsten nicht gehörig in Erwägung zieht. Allein auch davon abgesehen, unterscheidet er nicht scharf genug, was Aufgaben des Staates seyen oder von der Autonomie der Gemeinden, Corporationen rc. abhängen soll. Im Allgemeinen schränkt er, was wir sehr billigen, die Berechtigung des Staates ein. Seitdem Ludwig XIV. die Allmacht der Staatsgewalt aus dem heidnischen Imperialismus auf das „allerchristlichste" Königthum übertrug, sollte auch alles und alles von Staatswegen befohlen und gelenkt werden. Anfangs sollte der Staat keinen andern Zweck, als Nutzen und Plaisir des Fürsten haben. Seit Friedrich dem Großen und Joseph II. machten wohlwollende Fürsten und Minister des Volkes Wohl zum Zwecke des Staates und glaubten eben deshalb der Staatsgewalt noch immer mehr Allmacht vindiciren zu dürfen. So gelangte man zu dem Wahnsinn, der Staat müsse zum Besten des Volks das Recht haben, auch den religiösen Glauben zuzuschneiden und die Jugend zu einer bestimmten Geistesrichtung und Bildung heranzuziehen. Wenn so ein Flachkopf von Fürst oder Minister im Fanatismus seichter Aufklärerei das Volk plötzlich anders haben wollte, als es von Natur und in tausendjähriger historischer Entwicklung geworden war, wurde mit unerhörter Tyrannei das unterste zu oberst gekehrt, das Volk mißhandelt, gekränkt und tief empört und um die Fürsten und Minister drängten sich nur immer die verächtlichsten Schmeichler der Gewalt. Als aber endlich im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts der fürstliche Absolutismus verfassungsmäßigen Zuständen wich, war der Be-

griff der Staatsallmacht doch schon zu tief eingewurzelt und hatte namentlich der zahlreiche Juristenstand ein zu augenfälliges Interesse, daran fest zu halten, als daß nicht auch der moderne Liberalismus bei allem Neuen, was er seinerseits für das Wohl des Volkes thun wollte, immer noch die Allmacht der Staatsgewalt vorausgesetzt hätte. Kammerbeschlüsse griffen eben so gewaltthätig in das Recht der Kirche, der Gemeinden, Corporationen und Familien ein, wie früher irgend ein ministerieller Machtbefehl. Man denke nur an den Schulzwang, wie er eben jetzt im Großherzogthum Baden ausgeführt werden will, wo die Gesetzmacherei das Recht der Eltern, Gemeinden und Corporationen, wie das der Kirche, mit Füßen tritt. Fröbel bemerkt: „Der Staat ist nicht, wie von gewisser Seite behauptet worden ist, eine Anstalt zur Beförderung der Bildung, er ist so wenig eine Schulstube, wie eine Kirche." S. 132. Herr Fröbel geht von dem nordamerikanischen Grundgedanken aus, daß wahre Freiheit im Staate nur bestehen kann, wenn Staat und Kirche getrennt sind und jeder Kirche ihre Autonomie bleibt. Das wird auch in England anerkannt, wo die Katholiken in der Minderheit, aber doch in ihren Rechten geschützt sind.

Der Verfasser kommt bei diesem Anlaß auch auf die Schul- und Bildungstyrannei zu sprechen, wie sie seit der Restauration unter Friedrich Wilhelm III. von Staatswegen in Preußen geübt worden ist. „Wissen, hat man gesagt, ist Macht, — aber die Vielwisserei kann einen Staat zu Grunde richten. Dem Gedanken gebührt die Herrschaft, er muß aber der rechte Gedanke sein. Die Kunst mildert die Sitten und hilft die inneren Zustände der Staatsgesellschaften veredeln, — aber die Erfahrung zeigt daß sie eben so sehr den öffentlichen Geist entnerven und verdrehen kann. Ein ungebührliches Vorherrschen ästhetischer Bildung ist ein großes Uebel für einen Staat, eben so sehr wie ein ungebührliches Vorherrschen des philosophischen Denkens. Ein Volk von Philosophen, Dichtern, Künstlern, Gelehrten und Aesthetikern würde treffliche Schulmeister für andere Nationen abgeben, die im Besitze politischer Macht sind, — einen mächtigen Staat für sich selbst würde es nicht zu gründen oder zu erhalten vermögen. Es gibt Beispiele in der Geschichte, in denen diese Lehre enthalten ist, und das deutsche Volk ist nahe daran gewesen, die Zahl der Beispiele zu vermehren." Das Uebel culminirte unter Humboldt, Hegel und Diesterweg. Wir haben das früher schon oft gerügt und getadelt und es als einen bedauernswerthen Uebergang aus dem makedonischen Charakter der preußischen Monarchie in den athenienſischen, oder wie Graf Strachwitz sagte, aus der Periode der Helden in die der Schreier und Schreiber bezeichnet. Gott sey Dank, daß jetzt dem Uebel einigermaßen gesteuert ist und daß das Heldenblut von Düppel wieder gutgemacht hat, was in einem Elfmeer von Tinte gesündigt worden ist!

Wir folgen nun dem Verfasser in ein Gebiet großartiger Anschauungen, in welchem er nicht mehr die Stellung einzelner Völker zu ihren Regierungen, oder eines Staats zum andern, sondern die der großen Continente gegen einander abwägt. Er sieht im Osten das Alte, im Westen das Neue. „Das ist der unruhige, laute, gewaltige Charakter des Westens. Es ist der Charakter des Coloniallebens. Dieses ist von Natur thatkräftig im ausgezeichneten Grade. Es ist dabei individualistisch, realistisch, ohne Residuen aus früheren Zeiten, ohne Voraussetzungen für die künftigen, ohne Respect vor der Gewohnheit, ohne Regeln für die Praxis. Es ist scharfsichtig oder scharfsinnig, erfinderisch, schnell und entschlossen; dreist, verwegen, rücksichtslos, radical: — in allem aber, was es sey, utilitarisch. Der utilitarische Geist ist es, der nach Westen stetig zunimmt. Je mehr wir uns nach Westen bewegen, desto mehr entwickeln sich vor unseren Augen seine Wirkungen. Mehr und mehr sehen wir die Menschen befreit vom nutzlosen Rückstande der Jahrhunderte, von den Hemmungen der Tradition, von den Fesseln ererbter Lebenslagen und Einrichtungen, von der ‚ewigen Krankheit', in der sich historische Contagien fortpflanzen. In demselben Maße entwickelt sich der Fleiß, die Reinlichkeit, die körperliche und geistige Gesundheitspflege, die Erziehungskunst, der Verkehr, die Technik, die Politik. Die Maschine tritt an die Stelle der Handarbeit; und während damit der Mensch aus der Stellung des Lastthieres heraustritt, nimmt doch der Fleiß und die Thatkraft zu, und es steigern sich alle Anforderungen an die Leistung und die Production. Ueberhaupt wird westwärts mehr und mehr die Leistung der ausschließliche Maßstab der Achtung. Der Satz, daß edle Naturen mit dem zahlen, was sie sind, nicht mit dem, was sie thun, gehört dem Orient an; und selbst der gute Wille wird vom echten und extremen Geiste des Westens nicht mehr als ein Verdienst angerechnet. Man soll nicht wollen, was man nicht kann." Nun das Gegenbild im Osten: „Der Europäer betrachtet den Orientalen als einen Zurückgebliebenen: es kann keinen richtigeren Ausdruck geben. Ein Zurückgebliebener ist er dem Raume, ein Zurückgebliebener der Zeit nach. Im Westen liegt das Neue, und das Neue ist das, was an der Zeit ist. Mit allen seinen ehrwürdigen Charakterzügen ist der Osten immer hinter der Zeit zurück. Die Entwicklung

des realistischen, utilitarischen Geistes hat aber die Macht im Gefolge. ‚Westwärts durchläuft der Stern der Herrschaft seine Bahn' — ist der sinnvolle Ausspruch eines amerikanischen Dichters; und wie der Europäer den Orientalen für einen Zurückgebliebenen hält, so wird er selbst vom Amerikaner für einen solchen angesehen, und die verwegene und jugendlich übermüthige Gesellschaft am stillen Meere, in Californien und Oregon, blickt ihrerseits mit Geringschätzung auf die Bewohner von New-York, Philadelphia oder Boston, als auf ein altmodisches Volk herab."

Geben wir das auch zu, so ist damit doch nicht gesagt, daß aus dem neuen wilden Treiben etwas Besseres und Dauerhafteres hervorgehen werde. Es ist nun einmal das Loos alles Irdischen, keinen Bestand zu haben und wie dem großen Regenten unwürdige Nachkommen folgen, so werden auch glänzende, segensreiche, ja heilige Zustände der Menschheit durch die Sünde der Epigonen wieder zerrüttet, was nun keineswegs als ein Fortschritt der Menschheit betrachtet werden kann. Das Neue weiß sich freilich immer geltend zu machen, sieht aber oft im eigenen Auge den Balken nicht, während es den Splitter im Auge des Alten tadelt. Die christliche Begeisterung verfaulte freilich im Pfaffenthum, der heldenkräftige germanische Racenadel in krankhafter Galanterie und übermüthigem Junkerthum, der genossenschaftliche Bürgersinn in habgierigem Zunftpedantismus. Damit ist aber nicht gesagt, daß der Polizeifragen, den der moderne Staat an die Stelle der Stola gesetzt hat, die Frechheit des Yankeethums, die jeden Adel der Denkungsart verhöhnt, und die Judenwirthschaft, die den Erwerb im christlichen Volk parasitisch aussaugt, etwas Besseres sey.

Herr Fröbel mißkennt die Zerfahrenheit und die Sünden der Gegenwart nicht, aber er gibt nur denen die Schuld, die den alten Geist verloren und den neuen noch nicht gefunden haben. „Die Auflösung des alten Cultursystemes erscheint mit innerer Nothwendigkeit in der Form der zunehmenden Inconsequenz im Style des ganzen gesellschaftlichen Lebens, — der zunehmenden Untreue gegen das Princip seiner Organisation, — der wachsenden Anarchie des Geschmackes, — der überhandnehmenden Beliebigkeit und Unwesentlichkeit der Kunststoffe, — des Herabsinkens der Kunst zu einem Mittel des werthlosen Amüsements und der zeittödtenden Zerstreuung, — des schalen Interesses, welches von den Trägern der Bildung der ausgespitzten Feinschmeckerei einer leeren und kraftlosen Aesthetik gewidmet wird, — der unverhältnißmäßigen Bedeutung, die man überhaupt der Kritik im Verhältniß zur Production, dem reflectirten Leben im Verhältniß zur lebendigen Unmittelbarkeit zuerkennt, — des Durstes nach Genuß, für den es aus tiefen inneren Gründen keine Befriedigung geben kann, — der theoretischen Rechthaberei bei zunehmender Gleichgiltigkeit gegen den praktischen Erfolg oder wachsender Unfähigkeit sich seiner zu versichern: — — überhaupt in der Form eines unfruchtbaren theoretischen Individualismus, welcher, indem er jedes innere Band der Gesellschaft absterben zu lassen droht, am Ende sich dem äußeren Zwange einer politischen Uniform zu fügen genöthigt ist. Denn jeder Faden des inneren Zusammenhanges der Gesellschaft, welcher verschwindet, muß durch ein Mittel der äußeren Beherrschung ersetzt werden."

Wenn der Verfasser der Praxis und dem Realismus, die da kommen sollen, das Wort redet, so ist das auf deutsche Leser ohne Zweifel gut angewendet, denn man ist in Deutschland noch viel zu sehr in den kleinlichsten Vorurtheilen und unpraktischen Schulbegriffen befangen. Allein dem Realismus klebt eine Gemeinheit und Gemüthlosigkeit an, die dann doch wieder unnatürlich und der Menschheit unwürdig sind.

Anstatt länger auf diesem zu allgemeinen und vagen Gebiete zu verweilen, geht der Verfasser direkt in die concreten Fälle der modernen Politik ein.

In der polnischen Frage erkennt er nur eine Grenzfrage des europäischen und des slavo-tatarischen Machtgebietes. Damit tritt der Grundgedanke seines Buchs in's Licht. Er hält die europäische Menschheit, Romanen und Germanen, für solidarisch verbunden, für einander unentbehrlich und betrachtet daher, wie es Napoleon III. einmal aussprach, jeden europäischen Krieg als einen Bürgerkrieg, und billigt Diezels Wort, die ganze Geschichte des Westens sey nur eine Reihenfolge von Versuchen, zu der Einheit zu gelangen, die nothwendig ist, um der Barbarei der außereuropäischen Welt zu steuern und die slavo-tatarische Barbarei eben so zurückzuweisen, wie dereinst die muhamedanische zurückgewiesen worden ist. Die Polen liegen auf der Grenze. Es kann sich also für sie nur darum handeln, sich entweder der russisch-tatarischen Barbarei zu unterwerfen, oder durch allmählig fortschreitende Germanisirung sich dem europäischen Systeme anzuschließen.

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, №. 47. 11. Juni 1864.

Politische Schriften.

Theorie der Politik, als Ergebniß einer erneuerten Prüfung demokratischer Lehrmeinungen. Von Julius Fröbel. Zweiter Band. Die Thatsachen der Natur, der Geschichte und der gegenwärtigen Weltlage, als Bedingungen und Beweggründe der Politik. Wien, Gerold's Sohn, 1864.

(Schluß.)

Die Polen befinden sich in einem beklagenswerthen Widerspruch, indem sie den deutschen Nachbarn widerstreben und denselben die barbarische Seite zukehren, und doch dabei wähnen, sich dadurch von Rußland frei machen zu können.

Leider ist folgende Auffassung des Verfassers eine sehr richtige. „Die europäische Gesammtlage ist nun einfach diese, daß durch das Verschwinden des deutschen Reiches dem abendländischen Systeme sein Kern und Halt verloren gegangen, und daß es bisher nicht gelungen ist, denselben zu ersetzen. So lange dem deutschen Bunde selbst Kern und Halt fehlt, ist er nicht geeignet, die offene Stelle in Besitz zu nehmen, und durch das Verschwinden Polens ist zugleich Deutschland aus der Mitte des abendländischen Systemes auf dessen Ostseite gerückt. Deutschland also müßte in sich selbst eine kernhafte Macht entwickeln und Polen müßte wieder hergestellt werden, ehe Deutschland in Bezug auf die Führerschaft des Abendlandes mit Frankreich in wirksame Nebenbuhlerschaft treten könnte. Kann aber Deutschland diese Führerschaft Frankreich nicht streitig machen, so hat sie eben Frankreich, und die Bestrebungen Napoleons III. entsprechen dann vollständig der Sachlage. Wer hier die Macht hat und von ihr Gebrauch macht, der hat das Recht. Die Führerschaft des europäischen Abendlandes ist die offene europäische Frage, welcher alle besonderen Fragen: die deutsche, polnische, italienische, dänische, und mittelbar selbst die orientalische — sich unterordnen. Aber selbst die Vorbedingungen der Lösung sind noch unentschieden, und es wird noch Zeit vergeben, ehe selbst diese entschieden seyn werden."

Die im Jahr 1814 geschaffene Pentarchie nennt der Verfasser S. 209 „den Bund der Mörder Deutschlands," weil es durch sie den Deutschen, trotz ihrer damaligen Siege, unmöglich gemacht wurde, das alte Ansehen des Reiches herzustellen. Deutschland blieb vieler seiner ehemaligen Bestandtheile beraubt, der Rest dreigetheilt. In Oesterreich hörte das deutsche Element auf, die andern in Schranken zu halten. Sobald der Kaiser sich nicht mehr den des deutschen Reiches nannte, neigten die italienischen, slavischen und magyarischen Nationalitäten zum Aufruhr. Preußen vermochte zur deutschen Hegemonie nicht zu gelangen, weil sich ihm die Mittelstaaten nicht unterordneten und Oesterreich es eifersuchtsvoll bewachte. Sobald aber Oesterreich und Preußen etwa die Hegemonie theilen wollen, stützen sich die Mittelstaaten wieder auf das Ausland. Das ist der ewige Kreislauf der deutschen Dinge. Wie könnte da die Lenkung Europas von Deutschland ausgehen?

Unter diesen Umständen hat nun Frankreich den Anspruch auf die leitende Rolle übernommen und ist auch vielfach glücklich darin vorgeschritten. Der Verfasser ist so einsichtsvoll, die Politik Napoleons III. nach ihrer ganzen Bedeutung zu schätzen und nicht blind, taub und dumm auf sie loszuschelten oder gar sie bespötteln zu wollen, wie es so oft geschieht. Auch denkt er sich das Verhältniß Deutschlands zu Frankreich durchaus nicht als so feindselig, wie es so oft aufgefaßt wird. So ist Frankreich z. B. bei der Erhaltung des österreichischen Kaiserstaats interessirt, weil Oesterreich sowohl der russischen Eroberungssucht eine Schranke zieht, als auch

die Einheit der großen deutschen Nation verhindert. Bestände Oesterreich nicht mehr, so würde Rußland sich auf seine Kosten an der untern Donau ausbreiten und selbst auf Italien drücken und Frankreich allein wäre kaum mehr im Stande, es zu hindern. Nun ließe sich zwar ein wiederhergestelltes polnisches Reich denken, welches anstatt des zerstörten Oesterreich das Abendland gegen Rußland schützte, allein Herr Fröbel bemerkt sehr mit Recht: „England mag unter allen Umständen eine Theilung Rußlands mit der Gründung eines westrussischen und in so fern ‚polnischen' Reiches seinen Interessen angemessen finden: Frankreichs Interessen sind dagegen ganz andere. Frankreich muß begreifen, daß eine Wiederherstellung Polens eine Schwächung Oesterreichs und Preußens als europäischer Mächte, diese Schwächung eine Stärkung der deutschen Einheitsbestrebungen, diese Stärkung eine Gefährdung Frankreichs, das Ganze jedenfalls eine Verdrängung Frankreichs aus der Mitte des Systemes zur Folge hätte. Ebenso verhält es sich mit einer Absonderung Ungarns von Oesterreich. Dem französischen Interesse könnte diese nicht entsprechen."

Ganz eben so liegt es im wohlverstandenen Interesse Englands, Oesterreich zu erhalten, weil ihm dasselbe gegen Rußland und gegen Frankreich dient und zugleich durch seine Eifersucht auf Preußen jede gedeihliche Entwicklung einer größern maritimen Macht an der Ost- und Nordsee, die England so ungern sehn würde, verhindert.

Wenn man nun einerseits auf die Machtstellung und natürlichen Stützen der österreichischen Monarchie und andrerseits auf die Eifersucht der Mittelstaaten gegen Preußen hinblickt, müssen die Einheitsbestrebungen der deutschen Nation zunächst als erfolglos erscheinen. „Der deutsche Volksgeist ist von einem unbestimmten Einheitsdrange beherrscht. Wie gegen innere Spaltung und äußere Feinde diese Einheit durchzusetzen und zu behaupten, welche Form ihr zu geben, welcher Kreis als Grenze, um sie zu schreiben: — das sind Fragen, mit denen das Volk sich nicht den Kopf zerbricht. Dem Staatsmanne sollte dieser Volksgeist im Allgemeinen als der Wind dienen, der seine Segel füllt, oder als Dampfkraft, welche sein Fahrzeug treibt. Ohne Wind oder Dampf ist der beste Steuermann machtlos, und jeder Meeresstrom kann das Fahrzeug auf eine Klippe treiben. Aber steuern soll der Staatsmann. In unserm vorliegenden Falle soll er wissen, welche Form und Ausdehnung die deutsche Einheit bei der jetzigen Weltlage einzig erhalten kann. Das deutsche Volk hat 1848 den radicalen Versuch gemacht, auf dem Wege der Revolution zur Einheit zu gelangen. Seyen wir aufrichtig und consequent, und gestehen wir, daß dies in einer anderen Form, als in der der Republik zu wollen, eine Thorheit, und daß die Republik selbst zu wollen, nicht weiser war. Mehr praktischen Sinn und Verstand hatte die Methode, welche sich zur Herstellung der Einheit eines der beiden Großstaaten bedienen wollte. Es lag in der Natur der Dinge, daß zunächst sich Preußen dazu darbot. So entstand die Reichsverfassung von 1849. Sie war ein todtgebornes Kind. Preußen selbst setzte das kleindeutsche Programm an ihre Stelle. Auch dieses war eine taube Frucht. Bescheidener geworden, schränkte dann Preußen seine Hoffnungen und Ansprüche auf die Mainlinie ein. Oesterreich verhielt sich defensiv, bis seine Niederlagen ihm die Wichtigkeit seines Verhältnisses zu Deutschland einprägten. Nun begann Oesterreich dem deutschen Volksgeiste entgegenzukommen, und es bildete sich im deutschen Volke eine Partei, die dieses Entgegenkommen erwiderte. Man begann in Wien sich mit der deutschen Bundesreform zu beschäftigen; es wurden Pläne ausgearbeitet: der deutsche Fürstencongreß war das Ergebniß dieser Bestrebungen. Aber wie in Preußen 1849, so blieb es in Oesterreich 1863 bei Absichten und Gelüsten. Von Anfang an betrachtete eine Partei in Wien die Bundesreform als ein Mittel, bei einer endlichen Verständigung über Deutschland von Preußen günstigere Bedingungen zu erlangen. Man unterhandelte in Folge des polnischen Aufstandes mit Berlin, mit Petersburg und London im Geiste einer veränderten Politik, für welche die Verständigung mit Preußen der herrschende Gesichtspunkt gerade in dem Augenblicke geworden war, in welchem durch den Tod Friedrichs VII. von Dänemark der wahre innere Stand der deutschen Angelegenheiten auf eine entscheidende praktische Probe gestellt wurde. Das Einverständniß zwischen den beiden deutschen Großstaaten war der Kern, welcher zu Tage kam. Dieses Einverständniß aber, was ist es? — Es gibt dafür nur eine Möglichkeit; es ist die Mainlinienpolitik. Daß es wirklich so ist, hat sich durch den absichtlichen Gegensatz, in welchen sich in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit die beiden Großstaaten mit einander zu den Mittelstaaten gesetzt, rückhaltslos verrathen. Die Mittel- und Kleinstaaten aber, durch das Einverständniß zwischen den beiden Großstaaten in ihrer Existenz bedroht, haben natürlich um so eifriger das deutsche Nationalinteresse in der Sache der Elbherzogthümer ergriffen. So ist das deutsche Volk von der Hoffnung auf Preußen zur Hoffnung auf Oesterreich, von der Hoffnung auf Oesterreich zur Hoffnung auf die Mittelstaaten getrieben worden. In den Systemen

aber hat die allgemeine deutsche Republik der Reichsverfassung von 1849 mit dem großdeutschen Kaiserthume unter Preußen, dieses dem kleindeutschen Programme mit der preußischen Hegemonie, letzteres der großdeutschen Bundesreform mit der österreichischen Hegemonie, diese Bundesreform der vereinten Mainlinienpolitik beider Großstaaten, endlich alles dies der Richtung auf die Triasbildung weichen müssen; und die deutsche Nation hat alle wesentlichen Metamorphosen durchlaufen, deren die deutsche Frage fähig ist. Ihrer Lösung ist diese Frage dadurch allerdings näher gekommen. Die Trias ist die Form, in welcher allein sich die wesentlichen Interessen der deutschen Parteien und der europäischen Mächte entweder vereinigen oder neutralisiren lassen."

Natürlicherweise liegt es im Interesse Frankreichs, die Trias zu fördern. Auch England kann nichts anderes wünschen, als Deutschland getheilt zu sehen. Es läge also eigentlich nur im Interesse Rußlands, die Einheitsbestrebungen der Deutschen zu unterstützen, um dadurch Oesterreich und Preußen auseinanderzusprengen, in welchem Falle die slavischen Bestandtheile dieser Länder naturgemäß zu Rußland abfallen würden.

Das Kaiserthum in Frankreich ist die nothwendige Folge der deutschen Uneinigkeit und wird so lange dauern, wie diese. Wenn Napoleon zum drittenmal vertrieben würde, er würde zum viertenmale wieder kommen, so gewiß, wie bisher alle deutschen Einheitsbestrebungen gescheitert sind.

Indessen ist es doch die Trias nicht allein, in welcher die deutschen Interessen sich neutralisiren lassen. Wenn wir nämlich die Einheitsbestrebungen innerhalb der dritten deutschen Staatengruppe, außerhalb Oesterreich und Preußen genau betrachten, so gehen sie eben alle über die Trias hinaus. Die Trias hat nur eine negative Bedeutung, indem sie das einseitige Uebergewicht Oesterreichs und Preußens oder beider ausschließt, und einen defensiven Charakter, sofern sie der Abwehr jenes Uebergewichts dient. Aber mit der Trias lassen sich die tief im deutschen Volke liegenden Wünsche und Bedürfnisse nicht befriedigen. Wenn es auch wahr ist, daß zunächst nur das freiwillige Zusammenstehen der für sich selbständigen deutschen Factoren in der Sache der Elbherzogthümer eine den letztern günstige Entscheidung erwirken kann, so wird doch die deutsche Nation niemals aufhören, nach einem Zustand zu streben, in welchem die drei Factoren durch ein festeres Band vereinigt seyn müßten, als durch die nur zufällige und zeitweise Uebereinstimmung der Cabinette. Mit einem Worte, das deutsche Programm geht weit über die Realpolitik des Herrn Fröbel hinaus. Wenn er betont, man soll nichts Unmögliches wollen, weil das nicht reell sey, so wird er doch damit den tiefen Zug zur Nationaleinheit weder hemmen, noch ihm eine andere Richtung geben. Man will eben realisiren, was jetzt noch nicht realisirt ist und obgleich es noch gar nicht realisirbar erscheint. Vor dergleichen scheinbaren Unmöglichkeiten hat die Weltgeschichte schon oft scheinbar still gestanden und ist doch durchgebrochen.

Herr Fröbel wird sich doch nicht im Ernst einbilden, daß die letzten Jahrhunderte der Zwietracht allein maaßgebend seyen für die deutsche Zukunft. Er wird sich doch nicht im Ernst einbilden, daß die große deutsche Nation unfähig geworden sey, sich selber zu begreifen und in ihrer ganzen Machtfülle zu entfalten, und daß sie für immer die Lenkung Europas dem französischen Nachbar überlassen werde. Nein, wir werden wieder seyn, was wir einst waren und über die Jahrhunderte der Trennung und Schmach stolz hinüberschreiten und die Zukunft wird nicht der Rheinbund, sondern Neustrien seyn, wenn auch alle deutschen Fürsten, Diplomaten, Philosophen, Juristen und Schreiber heute noch nichts davon ahnen.

Das Verhältniß der europäischen Nationen ist unnatürlich verschoben, die Landkarte von Europa ist eine Monstrosität. Das alles wird nicht bleiben. Das künstliche Gebäude des Gleichgewichts, in welchem die Staaten heute noch zusammenhalten und das Herr Fröbel wie ein Naturprodukt behandelt, wird unfehlbar zusammenstürzen und die frei gewordene Natur wird zu einer bessern Vertheilung der Kräfte führen.

Zunächst handelt es sich allerdings nur um ein Zusammenstehen der beiden deutschen Großmächte mit der Triasgruppe. Es ist auffallend und eben nicht erfreulich, daß innerhalb der letzteren die zwischen den sonst so stark rivalisirenden deutschen Großmächten endlich einmal zu Stande gekommene Einigung mehr Mißtrauen als Freude hervorgerufen hat. Wenn einmal Oesterreich und Preußen einig zusammengehen, so ist das ein sicheres Zeichen, daß sie sich vom Einfluß der nichtdeutschen Großmächte möglichst frei halten wollen, und das ist nicht nur ein Gewinn für sie beide, sondern auch für das übrige Deutschland, sollte daher in ganz Deutschland mit Freude begrüßt werden. Wenn sie einig waren, (leider war es nicht oft der Fall) kam es immer der ganzen deutschen Nation zu Gute. Schon im Kampf gegen Ludwig XIV. und gegen die Türken. Später wieder im Kampf gegen Napoleon. Der Anschluß der Mittel- und Kleinstaaten an die österreich-preußische Allianz ist die einzig natürliche und vernünftige Politik,

welche die wahre deutsche Vaterlandsliebe vorschreibt. Das Gegentheil ist der Rheinbund. Es ist nicht genug, daß man den Rheinbund desavouirt und für eine Unmöglichkeit erklärt, man muß ihn auch durch treues Zusammenhalten mit den deutschen Großmächten unmöglich machen, da man allein und ohne die deutschen Großmächte deutsche Politik zu treiben nicht vermag.

Der Verfasser geht auch auf die außereuropäischen Fragen ein und erörtert unter andern die natürliche Allianz des Yankeethums hier mit Rußland, dort mit Frankreich gegenüber von England, und zeigt, daß die Yankee Unrecht haben, sich gegen das Kaiserthum in Mexiko zu sträuben, weil es ihr natürlicher Verbündeter gegen England seyn wird. „Die s. g. ‚Monroedoctrin' ist nur gegen die Abhängigkeit von Europa, nicht gegen irgend eine einheimische Regierungsform gerichtet, und schließt so wenig ein Kaiserthum in Mexiko, wie einen hierarchischen Absolutismus im Mormonenstaate aus. Auch der fremde Prinz erscheint dabei nicht als Hinderniß, sofern er nur in Amerika als fürstlicher Auswanderer auftritt."

Gegen England ist übrigens der Verfasser nicht feindlich gesinnt. Er verlangt nur, daß es mit Frankreich und Oesterreich vereinigt, die europäische Politik gegen die slavisch-tatarische siegreich verfechte, weil die Interessen von West- und Mitteleuropa solidarisch seyen.

Wenn es erfreulich ist, den politischen Blick zu erweitern und Beziehungen zu erfassen, in denen die einzelnen Mächte zum Wohl und Schicksal der ganzen Erde stehen, so sollte doch nicht blos das Aeußerliche in Betracht gezogen werden, wie es zu einseitig vom Verfasser hervorgehoben wird. „Bedürfnisse, deren Befriedigung von dem freien Verkehr und dem unbenachtheiligten Handel mit bestimmten Oertlichkeiten abhängt, und die den Staaten oft die Erzwingung dieses Verkehres und Handels zur Pflicht machen. Nahrungsstoffe, Brennstoffe, Kleidungsstoffe, Metalle, Arzneimittel, Baumaterialien, Kriegsmaterialien u. s. w. sind solche Bedürfnisse, deren Befriedigung, und zwar unter gleich günstigen Bedingungen, wie andere Staaten, ein jeder Staat allenfalls mit Gewalt sich zu verschaffen genöthigt und berechtigt ist. Durch alle diese Verhältnisse, welche zu einem einzigen großen ökonomischen Systeme sich ausgebildet haben, ist die große Politik zur Weltpolitik geworden. Weltpolitik erzwungen durch die Nothwendigkeit des freien Welthandels, und freier Welthandel erzwungen durch die Rivalität der großen Weltmächte: — das ist das Ziel, auf welches unaufhaltsam die moderne Civilisation hintreibt. Während auf diese Weise in der Civilisation als einem inneren Vorgange die Triebkraft der großen ökonomisch-politischen Weltbewegung liegt, stellt sich zugleich die Allgemeinheit der Civilisation als das ferne Ziel der Bewegung dar."

Zwar spricht der Verfasser von einer „christlichen Civilisation" als von dem höchsten Ziele der Menschheit, allein er übersetzt sie gleich in einen „christlichen Utilitarismus", und schlägt als Mittel nur eine äußerliche Conföderation der Confessionen vor, mit gänzlicher Beiseitsetzung des Dogma. „Wir zweifeln, sagt er S. 373, an der Möglichkeit oder Nützlichkeit gemischter Concilien zur Vereinbarung über Unterschiede in den Dogmen, wie sich noch Leibnitz dieselben gedacht hat; aber wir können nicht sehen, was z. B. einer Zusammenkunft von Vertretern aller christlichen Kirchen und Secten zur Verurtheilung des Sclavenhandels, zur Vertheidigung der Sache unterdrückter Völker, zur Berathung von Mitteln zur Abschaffung der Menschenopfer, zur Verdammung völkerrechtlicher Gewaltthat und Wortbrüchigkeit, zur geistigen und moralischen Unterstützung großer und allgemeiner Culturaufgaben im Wege stehen sollte."

Herr Fröbel denkt sich also die Möglichkeit, die alte Welt könne ihre alten Kirchen ihrer bisherigen Autorität entkleiden und will ihnen doch wieder eine gewisse Autorität zuwenden, wenn anders die von ihm vorgeschlagenen Concilien irgend eine praktische Bedeutung haben sollen. Solche Concilien sind nicht einmal in Nordamerika möglich und ist dort auch noch nie ein Versuch dazu gemacht worden. Die vom Verfasser vorgeschlagene Föderation der Kirchen, wodurch von vorn herein die Unerheblichkeit des Dogma festgestellt würde, widerspricht der Idee einer allgemeinen Kirche ganz ebenso, wie der Idee jeder Kirche. Es ist nun einmal die Manier des Verfassers, die Dinge äußerlich aufzufassen, aber das eignet sich am wenigsten für die Auffassung der Kirche. Wenn wir vom Wesen des Glaubens, der Sakramente rc. ganz absehen, so sind die Männer, die sich zu einem Concilium für Humanitätszwecke vereinigen, auch keine Priester mehr, sondern nur Privatpersonen, deren etwaige Beschlüsse die schon vorher bestehende regierende und gesetzgebende Gewalt gar nicht oder nur nach ihrem Ermessen anerkennen würde.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels



Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Mittwoch, №. 48. 15. Juni 1864.

Lebensweisheit.

Feigenblätter. Eine Umgangs-Philosophie und pathologische Menschenkenntniß von Bogumil Goltz. Zweiter Band. Diagnosen, Signalements und Verdicte für exacte Menschenkenntniß. Berlin, Vogel und Comp., 1864.

Der geistreiche Verfasser schüttet hier aus dem Füllhorn seiner Menschenkenntniß und seines Witzes wieder eine Masse lehrreicher Aphorismen aus, die freilich an einem zu dünnen Faden zusammenhängen, als daß sie ein philosophisches System darstellen könnten. Der Verfasser will auch kein System geben, sondern nur gewisse natürliche, gesunde und praktische Grundgedanken durchführen.

Vor allen Dingen zürnt sein trefflicher Humor über die Gemeinheit der Menschen, über die sich hochschraubende und vornehmthuende Mittelmäßigkeit, über die Lüge unserer Civilisation. „Es ist eine langweilige und verzweifelte Prosa um den Verkehr mit Menschen, denen Schule und Convenienz die Seele aufgezehrt hat, die uns nichts präsentiren als ihre Künste, ihre Wissenschaften, förmlichen Lebensarten und feinen Façons; die nichts anderes sind und zeigen, als was die eben gangbare Schablone und Mode statuirt. Aber es ist ein eben so unerträglicher Verkehr mit Naturalisten, die nichts anderes produciren, für wahr und berechtigt halten, als den Augenblick, als ihr eigenes Eingeweide, ihre kuriose, absolut individuelle Lebensart und autodidactische Form. Die förmlich Gebildeten erscheinen uns wie Automaten und Bildungsphantome, wie Personagen, die von aller Natur und Divination lospräparirt sind; aber die Naturalisten zeigen sich als Naturproducte, oft als Thiere in menschlicher Gestalt, als zahme Hofhunde, die jedem Fremden lebensgefährlich sind. — Es ist nur Heil und Wahrheit in der Versöhnung von Natur und Bildung, nur Trost und Genugthuung im Verkehr mit Menschen, deren Genius durch Schule und Formen dahin gebildet ist, daß er Wahrheit, Schönheit und Recht in allen Formen begreift und sich selbst controllirt." Das ungefähr ist das Programm des ganzen Buches.

Die conventionelle, nicht innerliche, sondern nur von Außen aufgeklebte Bildung und die Hoffahrt der Mittelmäßigkeit sind natürliche Feinde des Humors. Deswegen sieht sich der Verfasser genöthigt, den seinigen zu vertheidigen. „Selbst noble und gescheidte Leute werden dadurch abgeschmackt, daß sie sich mit einem unnöthigen Ceremoniell und Luxus umgeben, daß sie zu kostbar mit sich selbst thun, daß sie sich mit ihrer Frömmigkeit und Sittlichkeit, ihrer Kunst und Wissenschaft, oder Weltstellung und Verdienstlichkeit viel wichtiger vorkommen, als einem Menschenkinde gut steht, welchem Tod und Narrheit auf die Hacken treten; und zu diesen Menschen gehören wir Alle sammt und sonders! — Wem die Eitelkeit alles Irdischen stets gegenwärtig ist, wer die Ungerechtigkeit des Schicksals kennt, welches so oft dem tugendhaften Menschen und dem Genius einen sehr untergeordneten Platz und eine miserable Existenz zuweiset; wer das grenzenlose Elend und Siechthum all' der Millionen Menschen in seinem Gewissen erwogen hat; wer Herz und Mutterwitz auf die Welt gebracht hat: der weiß, selbst wenn er ein Fürst und ein Hofmann ist, seinen feinen Umgangsformen einen natürlichen Impuls und Inhalt zu geben, der versteht leutselig, anspruchslos, liebenswürdig und scherzhaft zu seyn. — Der Humor in alten Zeiten mochte nicht immer aus einem feinen Herzen kommen, oder geschmackvoll seyn; aber er legte doch ein natürlich geartetes Wesen an den Tag! — Selbst der gewöhnlichste Humor ist wenigstens eine Bürgschaft dafür, daß der Inhaber weder seiner Person noch den irdischen Dingen

eine zu große Wichtigkeit beimißt, daß er schlecht und recht zu seyn gedenkt; sich vor Gott dem Herrn nicht säuberlicher vorkommt, als die Race und Gemeinschaft, zu der er gehört. Dieser sittliche Communismus ist in der That liebenswürdiger und christlicher, als ein exclusiver Idealsinn, der die eigne distinguirte Person über den Schmutz und Brodem emporgehoben wähnt, in welchem die große Masse der Menschheit aushalten muß."

Die Anmaßung der s. g. Gebildeten ist in der That etwas Grauenhaftes, weil sie trotz ihres alltäglichen Vorkommens, doch immerhin gespenstisch bleibt. Daher schon Callot-Hofmann sich vor dem gespenstischen Philistrismus entsetzte. Ganz in seinem Sinne sagt Bogumil Goltz: „In der elementaren Dummheit des Dörflers kann das Respect fordernde Princip der Natur-Geschichte liegen. Ein naturell-dummer, halbblödsinniger Mensch pflegt nicht nur listig und inspirirt wie ein Thier, sondern auch ganz gescheut auf solchen Punkten zu seyn, die zu seiner Individualität und Praxis gehören. Sogenannte bornirte Menschen sind dies sehr oft nur so: daß sich ihr Verstand in einem sehr engen Kreise wirksam erweist. Nicht selten ist mit dieser ihrer Verstandes-Beschränktheit: Festigkeit des Charakters, Treue, Beharrlichkeit, zuweilen auch ein tiefes Gefühl vereint. Viel schlimmer und unleidlicher sind die geschulten und gebildeten Dummköpfe schon um deswillen, weil sie Peripherie und kein Centrum, nur Formen und Schablonen, aber keinen springenden organischen Lebenspunkt, keine lebendigen Zeugungskräfte und Herzensimpulse haben. Bei so einem Schulfuchs ohne Genie, hat der Schulwitz das bischen Mutterwitz und natürlichen Instinkt verzehrt. Die Schulideen haben gleichwohl nicht die Kraft in ihm, sich einen ätherischen Leib zuzubilden; sie bleiben Phrasen und Gespenster, perhorresciren dem armen Novizen das bischen natürliche Aisance, und fallen andern Leuten beschwerlich, indem sie Propaganda machen wollen. So Einer redet und schreibt den Leuten ein Loch in den Leib, aber an's Herz kommt er ihnen doch nicht, und die Literatur kriegt von dem Wuste ein neues Fell über die Augen."

„Im kleinsten Neste sitzt ein halb Dutzend dummkluger Subjekte, die Alles besser wissen wollen, wie die ganze Welt. So Einer hat oft weder einen beschränkten, noch einen weiten, sondern gar keinen Horizont; er empfindet und befriedigt nur den Widerspruchstrieb. Er kam nie über die Jahrmarktsstädte des Kreises hinaus, er hat nichts Allgemeines gelernt und nichts durchdacht, oder etwas Anderes erfahren, als was seine Kuh erfährt, die mit dem andern Vieh auf die ausgetretene Gemeindeweide getrieben wird; aber er opponirt allen Menschen, und hält sich gescheidter als die Regierung und Justiz."

Am verhaßtesten sind dem Verfasser die liberalen Philister. Er sieht in ihnen nur blinde Schafe, von Leithämmeln geführt. „Der sociale Dummkopf betheiligt sich heute an einer Genossenschaft mit einem halben Dutzend Filialvereinen und ist ein gemachter Mann d. h. er tritt in die Nation und mit ihr, in die Weltgeschichte ein, von der ihn bis dahin Arbeit, Sorge, Familienleben, Herzenseinfalt, Religion und der fromme Glaube entfernt hielten: daß Weltgeschichte und Gesellschaft am besten fahren, wenn im Volke Jeder auf seiner Stelle redlich, tüchtig und herzensfrisch bleibt. Ja wohl, wer hätte an Staatssorgen in alten Zeiten gedacht; damals galt das Politisiren für einen Zeitvertreib, für Kannegießerei, für Tagedieberei; und heute ist es eine staatsbürgerliche, eine sociale Tugendvirtuosität, der vornehmste Ausweis über Pflicht und Menschenwürde, und die moderne Religion! Vor Zeiten gab es nur für die Schaafheerden sogenannte Leithammel, und heute überlassen sich die gebildetsten Honoratioren den Leitartikelschreibern, den publizistischen Leithammeln, und fühlen sich in ihrer kastrirten Persönlichkeit (nämlich im unpersönlichen rein objektiven Geiste) so lustig und leicht, wie sich nie zuvor ein altmodiger Mensch mit dem Bewußtseyn seiner vollen, auf sich selbst gestellten Manneskraft gefühlt hat. Ach, es geht nichts über die Erleichterung, sein altmodiges Eingeweide mit allem, was drum und dran baumelt, z. B. mit Glaube, Liebe, Romantik, Idealismus und Humor losgeworden zu seyn! Was brauchte sonst ein Mann Alles, um ein Mann und ein vollständiger Mensch, um eine Person, ein Charakter, wo möglich ein Dichter, ein Denker oder ein Humorist zu seyn; und wie wohlfeil hat er es heute, sobald sein Geist gehämmelt, d. h. schematisirt, uniformirt, zur Vereinsmünze ausgeprägt, mit einem Wort: zum socialen Dummkopf gemacht worden ist. Es geht nichts in der Weltgeschichte über diesen geistigen Communismus, über diese Erfindung, über diese russische Uniformität der Seelen, über dieses auf die Geister in Anwendung gebrachte sociale Exercierreglement. — Verglichen mit ihm, ist die Soldatendisciplin, das Commisleben und die Commisbildung eine romantische, freie Naturwucherung! Das Fühlen war schon lange abgeschafft; das eigne Denken besorgt der Verein. Der Vereinsgestempelte hat nichts weiter zu thun, als zuzuhören, zu unterzeichnen, zu zahlen, zu turnen, zu singen, in Massen zu fahren, zu essen, zu trinken, zu toasten, die Parolen zu lernen, die vorgeschriebenen Zeitungen zu lesen und Alles in Gedanken anzuspeien, was nicht zu dem Verein gehört."

Es ist dem Verfasser nicht entgangen, wie sehr sich die Bildungsphilister von den Idealen abgewendet haben, denen sie früher namentlich in Poesie und Philosophie huldigten. „Wie heute die Sachen stehn, gilt und wirkt ein bloßer socialer Mechaniker, Probenreuter und Marktschreier, ein socialer Turner, Chirurg und Colporteur unendlich mehr als ein Lyriker oder Romantiker vom ersten Range; denn Melancholie muß diesen ergreifen, nicht nur, wenn er bedenkt, daß die materiellen Interessen und die mechanischen Kräfte Geist und Seele in den Hintergrund drängen, sondern, daß die Poesie zu einer Seelenschwelgerei führt, welche das Pflichtgefühl wie die Arbeitslust abtödtet; und daß wiederum prosaische Pflicht und Arbeit, daß der Socialismus mit Phantasie und Seelenleben unverträglich sind. — Zu all' dem Elende kommt aber noch die Lüge und Fatalität, daß in den meisten Fällen diese vermeintlichen Poeten, keine wirklichen Dichter aus dem Seelengrunde und mit dem Witz des Herzens, daß sie vielmehr nur Leute sind, auf welche sich die poetische Sprache und ein hohles Formentalent vererbt hat." Das ist sehr wahr. Die Epigonen haben dem Publikum die Poesie verleidet.

Noch bestehen zwar Cotterien und Lobassecuranzen, die den Ruhm schwächlicher Poeten der Jetztzeit bis zum Himmel emportragen, und eine Denkmälerwuth, wie sie nur in den verdorbensten Zeiten der römischen Kaiser vorkamen. Aber nie hat man sich weniger auf Poesie verstanden. Alles ist Eitelkeit und conventionelle Lüge.

Diese Lüge geht aber durch alle Lebenskreise hindurch. Man rühmt sich der höchsten Bildung, der edelsten Gesittung, des feinsten Geschmacks und genirt sich doch nicht im geringsten, gemein, grob, egoistisch und geschmacklos zu seyn und zu handeln. „Von der Kanzel donnert der Mann Gottes, und die von der Polizei überwachte Sonntagsheiligung soll die Kirche unterstützen; aber an demselben Sonntag macht in den Tanz- und Musikhallen die Prostitution ihre profitabelsten Geschäfte; werden im Theater die Kassenstücke gegeben, in welchen französische Dramen oder das Ballet den Rest von deutscher Scham und Sitte untergraben und verpesten dürfen. Ueber die Schuld und Unschuld von Räubern, Mördern und Mordbrennern werden Richter und Juris Monate lang gepeinigt, damit dem Rechtsgewissen, der Procedur und der Form bis auf ein juridisches Comma Genüge geschieht; aber Fürsten, Diplomaten und Prälaten provociren Kriege, in denen gewissenlos zehn Tausende abgeschlachtet und Millionen unglücklich gemacht werden. Sublimste Erziehungssysteme und Unterrichtsmethoden werden ausgeheckt; aber die Verpestung der Jugend durch die Tagesgeschichten, Journale und Zeitungen bleibt aus dem sublimen Calcül. — In den schönen Künsten und Wissenschaften werden Sittlichkeits- und Schönheitsscrupel auf der Waage des Chemikers und mit metaphysischer Dialektik abgewogen; aber im Leben selbst, ‚panscht und manscht' die Weltpraxis des Volkes wie der Honoratioren: in einem Moder von Schmutz und Gemeinheit, der zum Himmel aufstinkt."

Auf Widersprüche kommt es dieser so außerordentlich gebildeten Welt gar nicht an. Es ist die erste Pflicht des Bildungsphilisters über Fürsten und Junker zu schimpfen und doch will er selbst von bürgerlicher Einfachheit nichts mehr wissen, sondern legt in seinem ganzen Gebahren, in Kleidung, Wohnung und Genüssen aller Art noble Passionen und aristokratische Ansprüche zur Schau und hat damit sogar schon die niedern Classen angesteckt. Daher die aristokratischen Verschwendungen überall, wo nur Geld auf rechtlichem oder unrechtlichem Wege erworben wird, das heillose Wegfressen der Arbeitslöhne durch ganz unnützen Luxus und die damit zusammenhängende Entsittlichung. Daher auch, um die Luxusartikel vervielfältigen und wohlfeiler herstellen zu können, die heillose Waarenverfälschung, die Demoralisirung des Handelstandes. „Da sich die Forderungen des Publikums an Eleganz, Geschmack und Nettigkeit steigern, so muß der Stoff um so vielmehr verfälscht werden, als an demselben das herauszuschlagen ist, was durch die Kosten für Façon, Appretur, Desseins u. s. w. verloren geht. Die Folgen dieser garstigen Verhältnisse zeigen sich denn heute nicht nur darin: daß die Baumwolle eine unzertrennliche Ehe mit Seide, Flachs und Wolle eingegangen ist, sondern daß selbst der dünnste Futterkattun mit jedem Jahr dünner und durchsichtiger wird. Wie solche unsoliden Dinge, solche Scheinexistenzen, solche grundfalschen Ambitionen von Modernität und fashionabler Lebensart: den Charakter ruiniren, und wie dieser unsolide Charakter wiederum auf Handel und Wandel, auf Fabrikation und alle gesellschaftlichen Verhältnisse zurückwirken muß, so daß bereits aus der nivellirenden Demokratie und dem Maskeradenluxus ein Perpetuum mobile von Verflachung und Vernichtung hervorgegangen ist: das kann nur ein stockblinder Moderner in Abrede stellen und übersehen; denn soliden Leuten ist's ein Greuel. Die Declamation gegen Fürsten, Aristokraten und Pfaffen bleibt lächerlich, wenn uns die Modennarrheit, die Luxusteufelei und die blödsinnige Gleichmacherei bis in die Seele hinein verknechten und zum Narren machen darf."

Abgesehen von dergleichen allgemeinen Klagen über die Thorheiten und Sünden der Zeit enthält das Buch des Herrn Goltz noch einen reichen Schatz von seinen psychologischen Bemerkungen, indem er mit außerordentlichem Scharfblick immer durch den falschen Schein in's wahre Wesen des Menschen hineinblickt und in dieser Wahrheit der Menschennatur auch leicht die Lösung von scheinbaren Widersprüchen findet.

Hier einige Aphorismen. „In demselben Menschen spielt die Feigheit und Zaghaftigkeit, mit Tollkühnheit und Entschlossenheit unter einer Decke; und die Erklärung dieser Thatsache liegt wiederum in einer Specialität der Phantasie. — Derselbe Mensch, welcher auf Kanonen losgeht, kann sich nicht zu einer ärztlichen Operation entschließen, die der erste beste Philister, ein Kind oder ein Frauenzimmer aushalten, weil seine Phantasie für gewisse Bilder und Vorstellungen allzu kitzlich ist, für andre nicht. Derselbe Student oder Fähndrich, der jeden Monat ein Duell entrirt, läßt sich keinen Zahn auszieh̄n oder kein Geschwür schneiden. Derselbe Mensch, der sich erhängt hat, würde sich um keinen Preis vom Thurme auf's Pflaster herabgestürzt haben. Eben so ist es vorgekommen, daß sich ein Mensch nicht aus Scham, sondern aus Angst vor der Hinrichtung durch das Schwert, im Gefängniß die Adern mit Glasscherben durchschnitten hat. Vom Löwen geht die Fabel, daß ihn ein Hahn- oder Eselschrei in die Flucht jagt; daß die tapfersten Militairs, ihre keifenden und bösen Frauen mehr fürchten als den Sturm auf Batterien, ist zwar Tradition, aber sie hat ihren Grund."

Sehr gut ist, was Goltz von den deutschen Biedermännern sagt, welche während andere Leute fein thun, mit ihrer Grobheit kokettiren und die Leute mit Gemüthlichkeit betrügen. Daraus ist bekanntlich in der Schweiz, auch schon in Tyrol, wie auch in Oesterreich und Schwaben sogar ein Handelszweig erblüht. Kurz es gibt in dieser bösen Welt nichts wirklich Gutes mehr, das man nicht in Surrogaten auf den Markt brächte und dadurch entweihte.

Die Spitzen der Unnatur sind die des modernen Parnasses. Goltz verfehlt nicht, darauf hinzuweisen. „Die Extreme berühren sich und so geschieht es denn: daß die Antipoden der Pedanten, — die romantischen Dichter: Takt- und Schamlosigkeiten begehen, welche beweisen können, daß es für die Leidenschaft, die Eitelkeit und Phantasterei keine Scham und keinen gesunden Menschenverstand gibt! — Statt vieler Beispiele wolle man sich merken: daß der Dichter Stieglitz in einem lebendigen Tableau zu München mit dem Dolche auftrat, welchen sich seine edle, junge Gattin in's Herz gestoßen hatte, um den Gatten, einen sehr mittelmäßigen Dichter, von den trivialen Sorgen des ehelichen Lebens zu befreien; denn über diese Sorgen, und über die Gebundenheit des Dichtergeistes im Ehezwang hatte der Tableau-Comödiant oft geklagt." Ein zweites Beispiel liefert eine Dichterin, deren Sohn bei ganz unnatürlicher Erziehung von frühester Jugend auf in der Vergötterung Heines aufgewachsen und schon vor der Blüthe vom Wurm zerfressen, sich selbst den Tod gab. Sie reiste zu ihm, fand ihn schon todt, konnte ihn der weiten Entfernung wegen nicht ganz mitnehmen, schnitt ihm daher den Kopf ab, setzte ihn in Spiritus und nahm ihn im Wagen mit nach Hause. Hierher gehört auch, was der einst berühmte weinerliche Ernst Schultze in seinen von Marggraf herausgegebenen Briefen von sich selbst erzählt, wie er am Todtenbette seiner angebeteten Geliebten, die er wie Petrarca schwärmerisch besang, die heiligen Gefühle treuer Liebe, die er in seinen Versen heuchelte und um derentwillen man ihn so sehr bewundert hat, gar nicht empfunden, sondern vielmehr mit der Schwester der Sterbenden geliebelt und nebenbei in der Lectüre unzüchtiger französischer Romane geschwelgt habe.

Sprichwörter.

Die deutschen Sprichwörter im Mittelalter. Gesammelt von Ignaz V. Zingerle. Wien, Braumüller, 1864.

Herr Professor Zingerle in Innsbruk hat sich ein neues Verdienst um die Kunde der ältern deutschen Literatur erworben, indem er hier aus allen Denkmälern derselben die Sprichwörter alphabetisch zusammenstellt. Viele darunter verrathen schon in der sehr veralteten Sprachform ihren Ursprung noch aus der heidnischen Zeit. Die meisten sind naiv, einfach, klar, derb, volksthümlich. Einige verrathen dagegen durch ihre Zierlichkeit, daß sie von Kunstdichtern erfunden oder wenigstens umgewandelt sind. Die vorzüglichsten der letztern Art finden sich bei Gottfried von Straßburg. Das Ganze enthält einen Schatz von gesundem Menschenverstand, tiefer Menschenkenntniß und Lebensweisheit.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, **N° 49.** 18. Juni 1864.

Völkerkunde.

Das alte Griechenland im neuen von Curt Wachsmuth. Mit einem Anhang über Sitten und Aberglauben der Neugriechen bei Geburt, Hochzeit und Tod. Bonn, Max Cohen und Sohn, 1864.

Was der Verfasser über Sitten und Aberglauben der Neugriechen mittheilt, ist ein schöner Beitrag zur Völkerkunde. Er würde jedoch wohl besser gethan haben, wenn er die Thatsachen einfach mitgetheilt hätte, ohne immer dabei an die alten Griechen zu denken. Aus den wenigen Ueberresten alter Volksgebräuche, zum großen Theil solcher Gebräuche, die auch bei andern alten Völkern vorkommen, läßt sich kein Beweis führen, daß die neuen Griechen noch die echten Nachkommen der alten seyen.

Wir geben einige Proben: „Eine in Neapel, Hellas und auch sonst im Orient (s. Petermann, Reisen im Orient. 1861. I S. 173) gebräuchliche Geste, um ‚gar nichts, niente affatto‘ auszudrücken ist die, daß man den Nagel des rechten Daumens an die Oberzähne ansetzt und ihn durch eine rasche Bewegung vorschnellt. Die Neugriechen pflegen dazu zu sagen: οὐδὲ τόσον oder οὐδὲ γρῦ. Erinnert man sich nun der Erklärung, welche von γρῦ bei den griechischen Paroemiographen I S. 143 her. v. Leutsch und sonst gegeben wird: τὸν ἐν τοῖς ὄνυξι ῥυπὸν λέγουσι γρῦ, so ist sowohl der Sinn als das Alter des heutigen Gestus einleuchtend festgestellt. Und wenn man sieht, wie heute griechische Weiber bei dem höchsten Zorn, indem sie ihrem Feinde alles Böse anwünschen, mit der flachen Hand wüthend die Erde schlagen, wem fällt da nicht als aufhellende Parallele die Althaea in der Ilias ein, die in rasender Wuth über den Mord ihres durch Meleager gefallenen Bruders die Erde mit flacher Hand schlagend Hades und Persephone anruft, ihren Sohn zu vernichten? Vgl. Ilias I 568 f. Der Sinn dieses Schlagens auf die Erde ist eben hie wie da (wenngleich wohl jetzt unbewußt) das Aufrufen der unterirdischen Mächte als Zeugen des Fluches, wie es ausdrücklich in der Ilias a. a. O. heißt, V. 571.“

Eine Beschwörung gegen das Nestelknüpfen wird folgendermaßen geschildert. „Ich bin im Stande, die Ceremonien mitzutheilen, welche eine solche Hexe anstellte, um einen in diesem Sinne an sie gestellten, durch Geschenke kräftigst unterstützten Wunsch eines jungen Ehepaares zu erfüllen. Mein Berichterstatter hat die ganze Scene unbemerkt und von der Dunkelheit der Nacht geschützt von einem Baume aus mit angesehen. In finsterer Mitternacht trat das alte Weib nackt, nur den Kopf mit einem schwarzen Tuche verhüllt und über die Schultern ein zottiges Hammelfell geworfen in ihren Garten. In den Händen hielt sie zwei Holzpfähle, drei große Nägel und einen Strick. Nachdem sie die zwei Pfähle in die Erde eingerammt und zwischen ihnen das Seil stramm aufgespannt hatte, stellte sie sich vor diesen Apparat, murmelte einige unverständliche Zauberformeln und sprang sieben Mal über den Strick herüber, indem sie ihre Beschwörungen fortsetzte; dann legte sie sich abermals sieben Male mit dem Rücken auf den Strick stark auf. Hierauf nagelte sie den Strick mit den drei Nägeln fest in die Erde ein, nahm aus ihrer Kopfbedeckung ein blaues Band, zerschnitt dasselbe in tausend Stücke und streute diese auf dem Boden umher. Daran schlossen sich neue in bestimmte wiederkehrende Formeln gefaßte Zaubersprüche, deren Anfang ντῶσε, σφίξε d. i. lasse nach, ziehe fest, lautete und welche die Namen des Ehepaares erwähnten. Alsbald riß sie die Nägel sammt Strick und Pfählen aus dem Boden heraus und kehrte so in ihr Haus zurück.“

Solche Gebräuche können sich sehr wohl aus grauem Alterthum erhalten haben. Es fehlt aber an jedem Beweise, daß diese Gebräuche ausschließlich altgriechische gewesen seyen und daß die, bei denen sie sich heute noch finden, echte Nachkommen der alten Griechen seyen. Es ist bekannt und durch die bündigsten geschichtlichen Zeugnisse erwiesen, daß schon unter der Römerherrschaft das griechische Volk einen starken Zusatz von römischen Besatzungen, Agenten, monopolisirten Handelsleuten und Colonisten erhielt, daß ferner durch blutige Kriege und große Seuchen ganze Landstriche des alten Griechenland entvölkert wurden. Ebenso historisch gewiß ist es, daß zur Zeit der Völkerwanderung Griechenland zu wiederholten Malen von den Gothen ausgeplündert und verheert wurde und daß hinter den Gothen slavische Völker kamen, welche nicht nur das alte Thrakien, Illyrien, Makedonien, Mösien, Thessalien, sondern auch den Peloponnes einnahmen und aus jenen alten Provinzen das neue Croatien, Dalmatien, Serbien, Bulgarien und das neue Morea machten, wobei sie den Bergen und Flüssen und auch vielen Ortschaften neue slavische Namen gaben. Diese Südslaven im alten Hellas wurden den oströmischen Kaisern oder Byzantinern unterworfen, als noch Bulgaren und Serben selbständig waren. Die Byzantiner nannten die im Süden unterworfenen Slaven nicht wieder Hellenen, das Land nicht wieder Hellas, sondern Slabika. Die Slaven nahmen aber die Staats- und Kirchensprache der Byzantiner an, während Bulgaren und Serben ihre alte slavische Sprache behielten.

Es ist sehr natürlich und wahrscheinlich, daß durch gefangene griechische Weiber, wie durch das Beispiel der wenigen, aber der herrschenden Classe angehörigen wirklich noch echten Nachkommen der Altgriechen unter den Byzantinern mit der Sprache auch mancherlei Sitten und Gebräuche der großen Mehrheit slavischer Neugriechen mitgetheilt worden ist. Dennoch überwiegt auch in den Sitten, im Aberglauben, wie in den Märchen und Liedern das barbarische Element und nicht das altgriechische. Mit aller Sorgfalt und Vorliebe konnte der Verfasser kaum ein halbes Dutzend antiker Namen und Begriffe zusammen bringen, die sich unter den Neugriechen erhalten haben, wie Charos, Lamia, Drakos. Dagegen ist die ganze Denk- und Ausdrucksweise in den neugriechischen Volksliedern genau die nämliche, die wir in den serbischen wiederfinden. Auch die Märchen treten ganz aus dem altgriechischen Kreise heraus und gehören dem Kreise der slavischen und nordeuropäischen Märchen an. Man findet darin in Bezug auf die Familienbande, besonders in Bezug auf die Mutter und Schwestern eine Gemüthlichkeit und Innigkeit, die bei allen Slaven vorkommen, dem alten Hellas aber fremd waren. Alles Heroische aber geht in Räubertrotz auf und die neugriechischen Klephten sind nichts besseres als Haiducken.

Der Verfasser wagt zu behaupten, der Kunstsinn sey schon den alten Hellenen selbst ausgegangen, schon vor der Zeit, ehe barbarische Elemente in die griechische Bevölkerung eindrangen, weshalb im Mangel an Kunstsinn der Neugriechen der Beweis nicht liege, daß sie nicht mehr echte Nachkommen der alten Griechen seyn könnten. Geschichtliche Thatsache ist im Gegentheil, daß die Griechen, so lange und so weit sie unvermischt blieben, in der ganzen makedonischen und noch tief in der römischen Periode die Kunstübung in der ganzen damaligen gebildeten Welt fast ausschließlich in Pacht hatten. Griechische Baumeister, Bildhauer, Maler, Sänger, Mimen ꝛc. wurden an alle Höfe der Könige, Kaiser und Satrapen verschrieben. Das römische Reich wimmelte von Griechen dieser Art, die aber eben dadurch ihrer Heimat entrissen und zerstreut wurden, während ihre Heimat selbst immer mehr eine Beute fremder Barbaren wurde. Wären echte Hellenen in hinreichender Mehrheit auf griechischer Erde zurückgeblieben, so würde ihr Kunstsinn nie ganz erstorben seyn. Der Mangel desselben ist der barbarische, specifisch slavische Racenzug.

Der Verfasser verwirft Falmerayers Ansicht, ohne sie im geringsten widerlegt zu haben, und nimmt weder auf die Geschichte der Völkerüberschwemmungen, die über Hellas gegangen sind, noch auch auf die völlige Uebereinstimmung der neugriechischen Volksnatur, Sitte, Denkart und Poesie mit denen aller andern Südslaven, Rücksicht. Auf Seite 9 wagt er zu behaupten, nur die Einwanderung der Albanesen im 14. und 15. Jahrhundert sey numerisch bedeutend gewesen, ohne den geringsten Beweis vorzulegen, daß die frühere Einwanderung der Slaven numerisch unbedeutend gewesen sey.

Am wenigsten möchten wir aber die Behauptung des Verfassers auf Seite 38 billigen, „daß Elemente im neugriechischen Volke vorhanden seyen, welche dasselbe hervorragend befähigen, das Salz des Orients zu werden.“ Dieser Behauptung widerspricht die Geschichte des neugriechischen Volkes, in dessen Handlungsweise noch nicht ein Funken von Genie, weiser Berechnung, gewissenhafter Sorge, edler Begeisterung oder Treue zu bemerken war. Die Häupter des griechischen Volks waren bis auf den heutigen Tag nur Klephten, d. h. gemeine Räuber an der Spitze zuchtloser Banden, die ohne alle Rücksicht auf Religion und Vaterland ihre

eigenen Glaubensgenossen und Landsleute eben so grausam und treulos ausplünderten, wie die Türken, und auch ihre Freunde und Beschützer, die Philhellenen immer nur bei sich aufnahmen, um sie auszuplündern und dann wieder fortzujagen. Einige dieser Klephten waren pfiffig genug, der Politik irgend einer auswärtigen Macht zu dienen und sich reich dafür bezahlen zu lassen. Dem einfältigen Europa wurde dann vorgespiegelt, das seyen homerische Helden oder geistreiche Staatsmänner. Unter sie mischten sich einige Abenteurer, die nicht im Klephtenhandwerk, sondern in der abendländischen Schule aufgewachsen waren und von den Großmächten als deren Werkzeuge nach Griechenland geschickt wurden. Aber auch sie waren durchgängig nur Klephten in Glacehandschuhen und beuteten mit den eigentlichen Räuberführern um die Wette die Staatskasse, die ausländischen Zuschüsse und die Geduld des armen König Otto aus, dessen Nachfolger keine bessern Erfahrungen machen wird.

Weit entfernt, das Salz im Orient werden zu können, sind die Neugriechen in der Levante die am meisten verachtete und auch wirklich verächtlichste Race, voll schändlicher Laster, voll Lug und Trug im Handel wie in der Politik, ohne jegliches Ehr- und Rechtsgefühl. Gegenüber den ehrlichen und tapfern Türken ist jeder Neugrieche nur ein feiler und verschmitzter Sclave, dem auch der Franke nicht traut, sobald er ihn einmal kennen gelernt hat. Kein Volksstamm ist durch seine moralischen Eigenschaften zur Lenkung, Erziehung und Beherrschung des Orients weniger geeignet als der neugriechische. Aber es fehlen ihm auch die materiellen Mittel, denn er ist viel zu wenig zahlreich. Gesetzt auch die europäischen Großmächte überließen den Orient sich selbst, so würden wohl Türken, Araber, Aegypter, Syrer, Bulgaren, Serben, Albanesen und Rumänen sich trennen, aber dann selbständig werden und nimmermehr einem elenden Neugriechen sich unterordnen.

Schulwesen.

Die Emancipation der Schüler, eine Forderung der Zeit. Ein Wort an Eltern und Lehrer von Prof. Dr. Jäger in Ludwigsburg. Stuttgart, Nitzschke, 1864.

Endlich einmal wieder eine oratio pro baculo. Nicht mit Unrecht sagt der Verfasser, es sey so weit gekommen, daß, nachdem sich die Schulmeister von der Kirche, von den Eltern und von aller und jeder Beschränkung haben emancipiren wollen, nun die Schüler auch von ihnen selbst emancipirt seyn wollen. „Es war zu erwarten, obgleich die Schullehrer es nicht geahnt zu haben scheinen, daß die Emancipation, welche sie zu ihrer Devise machten, noch weiter gehen werde und daß auch noch eine Emancipation von ihrer Herrschaft angestrebt werden könne. Der badische Regierungsentwurf für die Neugestaltung des dortigen Volksschulwesens gestattet in der Schule weder Schimpfwörter noch Schläge. Ersteres wird jeder gebildete Lehrer zugeben und keines Verbots bedürfen, in Betreff des zweiten Punktes hat man auch in Württemberg mehrere öffentliche Stimmen vernommen, welche schwere Anklagen gegen die Lehrer zunächst an höheren Bildungsanstalten erhoben. Merkwürdig ist darunter besonders eine Erklärung, welche dem Lehrer das Recht der Bestrafung aus dem Grunde abspricht, weil der Schüler in der Regel an Lücken im Wissen, an Langsamkeit des Verständnisses gar nicht schuld sey, sondern entweder die Natur oder die pädagogische Unzulänglichkeit seines früheren oder auch seines jetzigen Lehrers. Eine schöne Regel das und schöne Folgen die sich daraus ergeben! In Zukunft wird also, wenn ein Schüler etwas nicht weiß, vor allem zu ermitteln seyn, wer die Schuld davon trägt, beschämt wird der Lehrer die Augen niederschlagen, doch es bleibt ihm noch der Trost, daß auch sein Collega der vorhergehenden Classe die Schuld tragen könnte, möglicherweise zuletzt auch der Schüler selbst. Jedenfalls wird eine Commission niederzusetzen seyn, welche in jedem einzelnen Falle untersucht, ob diesmal die Schuld an dem Lehrer oder dem Schüler liege." Es ist zu beklagen, daß ein Lehrer nöthig hat, eine so ironische Sprache gebrauchen zu müssen, aber die Schulplanmacher sind in der That toll geworden.

Das modernste Princip ist, für die Unarten und Bosheiten des Schülers den Lehrer zu strafen. Die Schule ist die verkehrte Welt geworden, wie man sie auf den alten Nürnberger Bilderbogen sah. Von Seiten des Lehrers beileibe kein unsanftes Wort, vielweniger ein Schlag, dem Schüler dagegen ist alles erlaubt. Die roheste Unart und Bosheit wird von manchen Eltern sogar für Genialität gehalten und soll jedenfalls als Jugendstreich Entschuldigung finden. Wenn der Lehrer ihn zu strafen wagt, müssen Protokolle über Protokolle aufgenommen werden, damit die Menschenwürde in dem jungen Bösewicht ja gewahrt und dem künftigen Staatsbürger nicht zu nahe getreten werde.

Die Strafsurrogate, dableiben, abschreiben ꝛc. erklärt der Verfasser mit Recht für ungenügend, ja schäd-

lich. Die Knaben müssen ohnehin zu lange auf den Schulbänken hocken, sollen sie das auch noch in den Zwischenstunden thun, so ist das ihrer Gesundheit durchaus nachtheilig. Und wenn sie nicht gehorchen? „Ein Schüler, der seine Aufgabe nicht gemacht hat, muß zur Strafe eine Anzahl Seiten aus einem Buche abschreiben. Er thut es wieder nicht, die Aufgabe wird also verdoppelt und verdreifacht. Endlich wird es dem Director angezeigt, dieser kommt und hört, daß der Schüler eine enorme Anzahl von Seiten schreiben soll, ‚aber wie können Sie das dem Knaben zumuthen?‘ sagt derselbe und der Schluß ist ein Generalpardon.“

Wirksam gegenüber den Unarten, Bosheiten und Frechheiten verdorbener Buben ist allein der Stock. „Will man es einem solchen Subjekt möglich machen, über alle Ermahnungen des Lehrers zu triumphiren, ihn beständig um jede Stimmung zu bringen und eine ganze Schule Tag für Tag zu stören? Es möge mir erlaubt seyn, etwas näher in die Schule einzuführen, denn sonst verstehen wir uns nicht. Kommt ein solcher Bursch — und es gibt von dieser Neigung in allen Ständen und in allen Schulen — im Sommer z. B. in die Schule, so bringt er die Säcke voll Aepfel mit, und sein Erstes ist, sie zu essen, wobei er alle Reste auf den Boden wirft. Ist dieses vorüber, so fängt er an seine Nachbarn zu belästigen, er sucht unter der Bank nach hinten einen Fuß zu fassen, oder zupft nach vorne einen am Haar oder sticht ihn mit einer Stahlfeder. Dieses sind alles kleine Fehler und wenn der Knabe auf Klage der Nachbarn zu Rede gestellt wird, so ist er nur zufällig an ihn hingekommen. Diese Zufälligkeiten können sich wiederholen, die Balgerei mit den Füßen geht also unter dem Tisch fort oder schreit der Angegriffene. Der Lehrer, der schon einigemale gewehrt hat, greift jetzt zu dem Mittel, ihn herauszustellen. Steht der Mensch so in einer Ecke, so benützt er den Augenblick, da der Lehrer ihm den Rücken kehrt, um Gestikulationen zu machen, was dieser erst an dem Gelächter der übrigen Schüler merkt. Jetzt behauptet der Bub, daß er hinaus müsse, worauf er vor einer halben Stunde nicht mehr hereinkommt, und es ist von Glück zu sagen, wenn er in der Zwischenzeit nicht irgend einen andern Unfug im Schulgebäude treibt, Knallerbsen losläßt und dergl. Darüber vergeht der Vormittag. Jetzt kann ihn der Lehrer über das Mittagessen einsperren. Der Schüler hat dieses längst vorausgesehen und möglichst viel darauf gesündigt, und wenn er jetzt zu Haus nicht Schläge bekommt wegen des Arrests, so fängt er morgen wieder an wie heute. Der Lehrer aber, dem ein einzelner Schüler so mitspielen darf, hat die Achtung seiner Schule verloren, er ist von nun an nicht mehr, als die geringste Kindsmagd.“

„Wenn der Unterricht beginnt, so muß, wenn 30, 40 oder wie in der Volksschule 90 Kinder gemeinschaftlich lernen sollen, jede Störung der Aufmerksamkeit augenblicklich entfernt werden können, und es kann nicht einem einzelnen das Vorrecht bleiben, ganze Vormittage die Geduld des Lehrers in Anspruch zu nehmen und seine Wirksamkeit zu hemmen. Der Stab im Katheder darf aber nicht fehlen. Wozu denn? fragt man vielleicht? um etwa bei außerordentlichen Gelegenheiten gebraucht zu werden? Gewiß nicht, diese sollen eben nicht kommen. Sondern derjenige, welcher jetzt dieses Vorschreiten hemmt, welcher einen Stein in diesen ruhigen See wirft, daß er aufplätschert und Kreise macht, der muß sogleich in die Schranken gewiesen werden und zwar durch eine empfindliche Strafe. Schwätzen, Possen treiben, vielleicht auch ein Verneinen der Schuld, eine unbotmäßige Entschuldigung wird bestraft.“

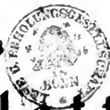
Die Engländer sind das freieste und stolzeste Volk der Erde und doch herrscht in ihren Schulen das Prügelsystem. Sagen wir nicht „doch“, sondern „eben deswegen“. Die englischen Lords, Staats-, Kriegs- und Seemänner würden nicht so gut zu befehlen wissen, wenn sie nicht so gut hätten gehorchen lernen. Zucht ist die Schule wahrer Mann- und Ehrenhaftigkeit, Zuchtlosigkeit die Schule des Gegentheils.

Der Verfasser macht auf den Widerspruch aufmerksam, der darin liegt, daß die Fortschrittspartei ein so ungeheures Aufheben von der Emancipation des Lehrerstandes macht und zugleich denselben Lehrerstand den Launen der Schüler und der Eltern bloßstellt. Und auf den weiteren Widerspruch, daß sie ein demokratisches Princip geltend machen will, und doch der Staatsverwaltung eine Allmacht gewährt, welche tyrannisch in die Rechte der Gemeinden, der Eltern und am Ende der Lehrer selber eingreift.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 50. 22. Juni 1864.

Charakteristiken.

Napoleon III. und Machiavelli. Eine Beleuchtung der Napoleonischen Politik. Bamberg, in Commission der Buchner'schen Buchhandlung, 1864.

Der Verfasser nennt sich nicht, gibt aber zu erkennen, daß er in Paris war, und rühmt sich noch seines Jugendfeuers. Aus dem Letztern erklärt sich, was dem Buche an Reife des Urtheils fehlt, obgleich es in vieler Beziehung scharfsinnig gedacht ist.

Die Maximen, nach denen Napoleon III. regiert, werden aus Machiavelli's berühmtem Buche hergeleitet und Punkt für Punkt verglichen. Das halten wir nun nicht für sehr praktisch, denn welche Cabinetsregierung in der Welt hat sich rein erhalten von machiavellischen Maximen? Wie kann man einem zum besonderen Vorwurfe machen, was hundert andere gethan haben, thun und thun werden? Zudem bleibt sich der Verfasser selber nicht consequent, indem er S. XII der Vorrede zugibt, der Staat könne keine Moral haben und Pitt habe Recht, wenn er sage: „Wollten wir gerecht seyn, müßten wir in einem Jahre aufhören zu seyn." Der Verfasser wiederholt diesen Gedanken S. 82, indem er ausdrücklich bemerkt, ein Fürst dürfe sein Wort brechen, wenn es dem Staate zum Nutzen gereiche. Diese Immoralität findet der Verfasser aber nur zulässig in Bezug auf die äußere Politik, nicht auch auf die innere. Er nennt daher S. 203 Cavour den größten Staatsmann der Neuzeit, weil er den sardinischen Staat in seiner auswärtigen Politik mächtig gefördert habe, und weiß dagegen nicht genug Ausdrücke des Hasses gegen Napoleon III. aufzutreiben, sofern dieser durch seine innere Politik die französische Nation um ihre Freiheit gebracht habe. Der Verfasser spricht ihm jedes Recht auf den französischen Thron ab und sieht in seiner Usurpation nur ein Werk der Arglist und Gewalt.

Damit hat der Verfasser nun vollständig Unrecht, denn Louis Napoleon besaß als Prinz nicht die geringste Macht, und wenn er dennoch zur Präsidentschaft gelangte, so verdankte er das weder Bestechungs- noch Gewaltmitteln, die er damals gar nicht besaß, sondern ganz allein dem Wunsch und Willen einer unermeßlichen Mehrheit im französischen Volke. Der Verfasser nennt den Staatsstreich des 2. December „eine ruchlose Handlung" und behauptet, die Gutheißung desselben durch die allgemeine Volksabstimmung sey von Napoleon nur durch gewaltthätige Einschüchterung der Stimmen erpreßt worden. Aber das ist einfach nicht wahr. Nachdem der Prinz schon im Jahr 1848, als er keinen Heller besaß, um Stimmen zu erkaufen, und kein Bajonet, um Stimmen zu erzwingen, von einer ungeheuern Mehrheit der Franzosen zum Präsidenten der Republik gewählt wurde und Cavaignac neben ihm durchfiel, darf man nicht mehr sagen, die späteren Plebiscite seyen nur durch Bestechung erkünstelt oder durch brutale Gewalt ertrotzt worden. Die Mehrheit des französischen Volkes wollte den Gefangenen von Hamm, sonst würde derselbe nie auf den französischen Thron gelangt seyn. In diesem unzweideutigen Ausdruck des Volkswillens lag für ihn Legitimation genug. Nie ist ein neuer Herrscher mit besserem Rechte auf den Thron gelangt, nachdem einmal die alte allein berechtigte Dynastie der Bourbons unmöglich geworden war. Das Haus Orleans, dessen Chef sich die Krone nur erschlichen, durch Betrug und falsche Versprechungen dem rechtmäßigen Besitzer, seinem Herrn, Blutsverwandten und großherzigen Wohlthäter (denn nur durch Karls X. Güte empfingen die Orleans ihren in der Revolution verlorenen ungeheuern Güterreichthum zurück) gestohlen hatte, war in keiner Weise

zum Throne berechtigt und wurde mit gutem Grunde gestürzt, weil Ludwig Philipp die Kammern nur zu Werkzeugen seiner persönlichen Politik mißbrauchte und durch diese Corruption das constitutionelle System in den tiefsten Mißcredit brachte, ja den Fortbestand desselben unmöglich machte. Frankreich war des durch und durch verlognen Kammergeschwätzes satt bis zum Eckel. Die alte Dynastie hatte keine Aussicht mehr, die rothe Republik konnte sich nicht behaupten. Was hätte denn Louis Napoleon abhalten sollen, die Zügel der Gewalt, die ihm das französische Volk freiwillig in die Hand legte, zu ergreifen?

Der Hauptvorwurf, den der Verfasser dem Kaiser macht, betrifft wie gesagt dessen innere Politik, die Centralisation der Gewalt in einer Hand und die Unterdrückung der Volksfreiheit. Es ist wahr, die französische Nation wird ziemlich kurz im Zaum gehalten. Sie hat von der weltbeglückenden Schablone Royer-Collards, von dem wohlassortirten Waarenlager aller möglichen und durch die subtilste Doktrin noch auszukünstelnden Volksfreiheiten, die man einst dem Bürgerkönige vorschrieb, nichts übrig behalten. Ihre Presse ist geknebelt, jedes öffentliche Gespräch überwacht, so daß Graf Montalembert mit Recht bemerkt, man lebe jetzt in Oesterreich unvergleichlich freier als in Frankreich. Aber das alles ist natürlich so gekommen. Die liberale Schablone paßte nicht für Frankreich, deswegen wurde von oben und unten nur Lug und Trug damit getrieben. Der Verfasser selber gibt zu, der rechte Gebrauch der Freiheit sey etwas, worauf die Franzosen sich nicht recht verstehn. Er sagt „noch nicht recht“, weil er glaubt und hofft, sie werden es noch lernen. Aber das ist schon ein schlimmes Geständniß. Ein Volk, welches seit drei Jahrhunderten in Europa den Ton angibt, sollte doch nicht so angesehen werden, als müsse es erst noch in die Schule gehen. Und wenn es gar nicht in die Schule gehen will?

Die liberale Schule hat das französische Volk durchgemacht, aber nicht, um sich im liberalen System wohnlich einzurichten, sondern um es als seiner Natur nicht anpassend zu verwerfen. Nun wird ihm, hauptsächlich nach dem Vorgang Odilon Barrots, die Decentralisation empfohlen. Versteht man das recht, so bedeutet es die Rückkehr zu den Corporationen und Immunitäten der Feudalzeit, oder, wenn man lieber will, die Uebersetzung des französischen Kaiserthums in das deutsche Kaiserthum, welches letztere bekanntlich durch die Decentralisation aufgelöst worden ist. Das ist nichts für die Franzosen.

Und ist denn die despotische Gewalt der einzig richtige Ausdruck für das, was Frankreich durch seine Centralisation erreicht hat? Kann man die Sache nicht mit einem bessern Ausdruck bezeichnen? Wir geben zu, daß die despotische Gewalt ein Uebel ist, wenn auch ein unvermeidliches. Als Karl X. aus Frankreich zum dritten- und letztenmal vertrieben wurde, rief er aus: Frankreich kann nur durch eine eiserne Hand regiert werden, die meinige war zu schwach. Als Napoleon erster Consul geworden war und ihm Sieyes und die Herrn vom Tribunat von der Freiheit vorschwatzten, welche Frankreich in der Revolution mit so großen Opfern errungen habe und nun auch festhalten müsse, spottete Napoleon und sagte ihnen: „Ich glaube nicht, daß das französische Volk die Freiheit und Gleichheit liebt. Die Franzosen haben sich nicht geändert. Sie sind heute noch immer, wie die alten Gallier waren, eitel und leichtsinnig. Sie sind nur für ein Gefühl empfänglich, für das der Ehre. Auszeichnungen passen daher für sie ꝛc.“ Mit einem Wort, meint er, sie dienen lieber einem großen Heerführer, der ihren Ruhm, reiche Eroberungen und Rangerhöhung sichert, und sind dabei lustige Epikuräer, als sie sich puritanischer Einfachheit und republikanischer Gleichheit ergeben und in die stoische Toga hüllen. Es ist eine soldatische Nation. Der Despotismus ist nur dem Lager entlehnt und durch das Bedürfniß einer kriegerischen Einheit und Schlagfertigkeit nach außen begründet.

Odilon Barrot, dessen vortreffliches Werk wir in unsern Blättern von 1862 Nr. 55 und 56 ausführlich angezeigt haben und aus dem im vorliegenden Buche viele Auszüge mitgetheilt sind, hat vollkommen Recht, wenn er die Decentralisation empfiehlt. Sie verhält sich in der That zur Centralisation, wie die höhere organische Natur zur elementaren. Der Staat, in welchem ein Wille allein gebietet, an den die ganze Volksmasse starr gebunden ist, gleicht einer einförmigen Bergmasse, während ein Staat, der nach Provinzen, Gemeinden und Corporationen gegliedert ist, denen selbständige Entwicklung gegönnt wird, der höhern Ordnung organischer Wesen angehört. Aber die kleinen Autonomien und Immunitäten führen immer zur Auflösung des Ganzen, denn sie schwächen das einheitliche Band nach außen. Griechenland ist daran zu Grunde gegangen und Deutschland im Begriff, daran zu Grunde zu gehen, wenn es sich nicht noch in der letzten Stunde zusammenrafft. Hat nun auch Odilon Barrot ganz Recht, über die tödtliche Einförmigkeit des schweigenden Gehorsams in Frankreich und über die Aussaugung der Provinzen zum alleinigen Vortheil der Hauptstadt zu klagen, so ist doch Frankreich nach außen in einer weit

günstigeren Lage, als das vielgetheilte und ewig uneinige Deutschland. Die französische Nation, concentrirt in einer siegreichen Armee, glücklicherweise auch noch confessionell geeinigt und keineswegs der Barbarei verfallen, sondern in Wissenschaften und Künsten thätig, mit einer glänzenden welterobernden Industrie, hat ohne Zweifel eine bessere Weltstellung, als Deutschland mit dreißig Souveränitäten, dreißig Universitäten und dreißig mal dreißig Interessen und Meinungen aller Art.

Wir leben der vollen Ueberzeugung, daß die französische Nation ihre Einheit, folglich auch die Concentration und mit ihr die Alleingewalt als ihr theuerstes Gut festhalten oder immer wieder erringen wird. Zwar ist die Nation scheinbar wetterwendisch. Die Pariser nämlich, von denen zunächst alles abhängt, langweilen sich nach zehn Jahren an jeder Regierung und haben eine große Uebung, die jeweilige Regierung zu unterwühlen, mit oder ohne Recht daran zu rütteln, sie erst moralisch, dann physisch unmöglich zu machen, und freuen sich nach ihrem Sturze, wie die Kinder, wenn sie den großen Schneemann eingerissen haben. Napoleon III. ist bei aller seiner Energie und Klugheit nicht sicher, ein Opfer dieser sich periodisch wiederholenden Kinderei der Pariser zu werden. Allein wie die Kinder, wenn sie am Sonntag Abend mit ausgelassenem Jubel den Schneemann umgestürzt haben, am Montag Morgen wieder in die Schule gehen, so haben auch die Pariser mit ihren Revolutionen niemals eine dauernde Freiheit erlangt, sondern sind immer gleich wieder unter die Zucht einer andern Regierung gekommen. Ja sie haben nicht geruht, bis sie eine Regierung bekommen haben, welche die Zügel straffer als jede andere anzog. Das ist der Napoleonismus. Ein Napoleon ist gestürzt worden, der zweite kann möglicherweise auch gestürzt werden und doch wird man immer wieder zum Napoleonismus zurückkehren.

Neben dem Napoleonismus gibt es für Frankreich nur zwei Möglichkeiten, das constitutionelle System etwa wieder unter einem Orleaniden oder die rothe Republik. Die letztere ist ein Fieberzustand, ein Ausnahmszustand, der nie dauern kann, wenn er auch wiederkehrt. Das constitutionelle System aber ist, wenn es nicht wie in England in einer mächtigen Aristokratie begründet ist, die sowohl den demokratischen als monarchischen Ausschreitungen begegnet, eine bloße Illusion, denn immer wird entweder die Monarchie oder die Demokratie die constitutionellen Formen mißbrauchen und überschreiten. Die Verfassungsgeschichte Frankreichs und Deutschlands seit 1815 liefert den Beweis. Dieses moderne Verfassungswesen ist ein verfehltes Experiment, weil aus den Wahlen niemals eine Kammer hervorgeht, welche das wirkliche Interesse des Volkes in seinen wichtigsten Bestandtheilen vertritt. Dieses nämlich kann nicht durch den Census, nicht einmal durch allgemeine Abstimmungen nach der Kopfzahl ermittelt werden. Weder die zufällig Reichen, noch der große Haufen sind befähigt, über alle Vorkommnisse richtig zu urtheilen. Es gehört dazu die Vertretung des Grundbesitzes an sich, des Capitals an sich, des Handels und der Industrie an sich, provinzieller Eigenthümlichkeiten, der Kirche, der Wissenschaft rc., also die corporative Vertretung, weil alle größern Interessen durch jemand vertreten seyn müssen, den alle Interessenten als solche beauftragt haben. Diese wahre Vertretung der Landes- und Volksinteressen existirt nun weder in Frankreich, noch bei uns. Man wählt nach einem Census oder nach der Kopfzahl. Es finden sich also Wähler zusammen, die nach ihrem Stande und Beruf, nach ihrer Fähigkeit, nach ihrer Confession rc. gar nicht zusammen gehören. Sodann wird gewühlt und intriguirt, um Männer in die Kammer zu bringen, die sich als Werkzeuge entweder der Regierung oder der systematischen Opposition brauchen lassen, die von sehr vielen wichtigen und bleibenden Landes- und Volksinteressen nicht das geringste verstehen und nur entweder die Allmacht der Regierung oder eine Partei vertreten, der jedes Mittel recht ist, die Regierung zu stürzen. So drehte sich in der berühmten französischen Kammer von 1815 an alles nur um Schlachten für die Omnipotenz der Regierung oder für deren Sturz. Unendliche Reden wurden gehalten und von der Presse wie vom Echo weiter getragen, worin alles sich nur auf die Behauptung oder den Wechsel des Ministeriums, wenn nicht der Dynastie selbst bezog. Wurde je einmal die Erörterung einer, das wichtigste Interesse des Ackerbaus, des Weinbaus, des Unterrichts rc. angehenden Frage auf die Tagesordnung gebracht, so war das Haus leer, denn die Abgeordneten langweilten sich an solchen Fragen, oder verstanden nichts davon. In Deutschland wiederholte sich so ziemlich das nämliche, wie das deutsche Verfassungswesen überhaupt ganz nach der französischen Schablone zugeschnitten war. Man gerieth nicht so scharf an einander wie in Frankreich, die Regierungen wurden nicht so rasch und auf die Dauer gestürzt, wie in Frankreich, aber die wirklichen und dauernden Interessen des Volks, die confessionellen, provinziellen, industriellen und sonstige corporativen Interessen, fanden eben so wenig ihre Vertretung.

Daher mußte in Frankreich dem constitutionellen System als einer Lüge irgend eine Wahrheit folgen und

da es die Vertretung nach Corporationen nicht seyn konnte, blieb nur die rothe Republik oder der Imperialismus übrig. In Deutschland, wo man mit nichts fertig wird, schleppt sich der Constitutionalismus nur in einem langen Siechthum hin. Wie sehr er discreditirt ist, beweist die geringe Theilnahme an den Wahlen und die gänzliche Abschwächung der aufrichtig constitutionellen oder altliberalen Partei. Früher hatte man noch den guten Glauben, die Verfassung müsse „ausgebaut", oder müsse „eine Wahrheit" werden. Jetzt denkt daran kein Mensch mehr; die Fortschrittspartei stellt ganz andere Programme auf.

Von einer Wiederherstellung der französischen Charte, von einem neuen Wettrennen der Redner nach der Palme des Ruhms erwarten wir lediglich nichts. Wie gut es die hochgebildeten und freisinnigen Männer in Frankreich meinen, die beständig daran erinnern, sie werden nicht mehr zur Herrschaft gelangen, denn entweder wird sie die rothe Welle der Arbeiterrepublik überfluthen, oder die Säbelherrschaft wird sich als das unvermeidliche Rettungsmittel vor der Anarchie auf's neue bestens empfehlen.

Zu dieser Einsicht scheint der geistvolle Ollivier endlich gelangt zu seyn. Wir können sein neuestes Auftreten als ganz unparteiischer Zuschauer der französischen Dinge nur billigen. Alle Tendenzen, die darauf ausgehen, Napoleon III. zu stürzen, sind ein Selbstmordversuch der Nation. Frankreich kann sich nur glücklich preisen, einen Herrscher wie Napoleon III. zu besitzen, dessen Mäßigkeit seiner Energie gleichkommt. Frankreichs Glück besteht nicht darin, daß die kleine Schmeißfliege (le petit foudrillon) wieder etwas oder alles zu sagen habe, deren nichtswürdiges Intriguenspiel das Bürgerthum unmöglich machte. Frankreichs Ehre besteht nicht in dem parlamentarischen Geschwätz des kleinen Thiers. Auch unser deutsches Kammergeschwätz deckt ja überall nur unsere Ohnmacht und Zwietracht auf. Die Freiheit des Geschwätzes, die Befriedigung der persönlichen Eitelkeiten ist nicht die Freiheit und Befriedigung der Nation.

Wir gehen zur auswärtigen Politik Frankreichs über. Da der Verfasser ausdrücklich erklärt hat, nach außen hin dürfe sich ein Fürst Wortbruch, List und Gewalt erlauben, wenn nur sein Staat dabei gewinnt und gedeiht, hätten wir erwartet, er würde die Erfolge Napoleons III. bewundern und rechtfertigen. Aber er ist ein zu guter deutscher Patriot, um nicht von den „napoleonischen Ideen" große Gefahr für Deutschland zu besorgen. Er entwirft von diesen Ideen eine kurze Skizze. „Als erste Etappe mußte die englische Allianz, als zweite die Demüthigung Rußlands folgen, die eine Schwächung des russischen Einflusses in der Türkei bezweckte, als dritte Etappe sahen wir Italien, als vierte werden wir noch möglicherweise den Rhein erleben. Das allgemeine ‚Muß' der napoleonischen Politik ist so genau und klar, ihr Weg so selbstgeboten und unüberspringlich, daß ein Zweifeln und Zaudern, ihr in Allem jetzt schon in den Weg zu treten, zu den Unbegreiflichkeiten oder geradezu zu den Schlechtigkeiten gehört. Was das erste Kaiserreich bezwecken wollte, das ist der Zweck des zweiten, hierüber kann man sich unmöglich täuschen und die Schwierigkeit liegt nur in dem Erkennen der Mittel, deren es sich bedient."

Es scheint uns doch, als ob der Neffe nicht ganz der Oheim seyn wollte, und als ob er wohl überlegt und berechnet hätte, daß wer zu viel verlangt, leicht auch noch das verliert, was er schon hat. Eine Ausdehnung des französischen Reichs, wie es zuletzt unter Napoleon I. unnatürlich angeschwollen war, will er gewiß nicht, denn Frankreich würde dann bald einer neuen Coalition erliegen müssen. Er würde sich gewiß mit den Grenzen des alten Frankreich begnügen und selbst die heiße Gier der Franzosen nach dem linken Rheinufer seinerseits zügeln, wenn er seiner Dynastie dadurch Dauer erkaufen könnte, aber er muß die Franzosen beschäftigen und den Nationalstolz durch kleine Erfolge befriedigen.

Und diese Erfolge? würde er sie denn errungen haben, wenn ihm die europäischen Mächte nicht durch ihre Uneinigkeit und durch merkwürdige Selbsttäuschungen dazu verholfen hätten. Hätte sich Kaiser Nicolaus 1853 nicht überschätzt, so würde Napoleon III. sich keines Erfolges in der Krimm, hätte Franz Joseph 1859 seinen Gyulai nicht überschätzt, so würde Napoleon III. sich keines Erfolges in Italien haben rühmen können. Ist ihm ein Vorwurf daraus zu machen, daß er die gute Gelegenheit und die Fehler anderer benutzt hat? Die Radikalen in der Schweiz renommirten auf's gräßlichste gegen die „Tütschländer", als sie Neufchatel widerrechtlich an sich rissen, und schweifwedelten dabei vor ihrem „großen und guten Freund in Paris". Hätte sich Napoleon wohl besinnen sollen, sie durch Annexion Savoyens und durch Nichtachtung der Verträge von 1815 zu verhöhnen?

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 51. 25. Juni 1864.

Humoristische Literatur.

Diogenes von Azzelbrunn. Von Sebastian Brunner. Zwei Theile. Zweite Auflage. Auch unter dem Titel: Gesammelte Erzählungen und poetische Schriften von S. B. Regensburg, Manz, 1864.

Sebastian Brunner hat einiges mit seinem berühmten Landsmann Abraham a St. Clara, noch mehr mit unserm schwäbischen Alban Stolz gemein, nämlich den echten Volkshumor, den gesunden Menschenverstand und das katholische Gefühl, worin er dem frivolen Zeitgeist, der falschen Bildung und dem proteusartigen Ungeheuer der Mode opponirt.

Die Wiener Poeten waren geraume Zeit dem specifisch österreichischen Charakter untreu. Seit Denis den Klopstock, Blumauer den Wieland nachahmte, die Bühnendichter alles nach dem Maaße hier Schillers, dort Kotzebues und Scribes zuschnitten, die s. g. Lerchen oder Wiener Dichter des Völkerfrühlings nur Beranger und Heine, die schwerseufzenden Europamüden, von denen ursprünglich die Lüge der Metzischen Schmerzenskinder herstammt, nur Lord Byron, Silvio Pellico, Leopardi, Mickiewicz ꝛc. nachäfften, war die ganze Wiener Poesie etwas dem Volke Fremdes, Aufgeklebtes, Unwahres und floß kein Tropfen echtösterreichischen Blutes in der Wiener Muse, mit einziger Ausnahme einiger gemüthlicher Märchenpossen des Leopoldstädter Theaters und besonders der liebenswürdigen, echtvolksmäßigen Dichtungen Raymunds. Katholisch wie das Volk selbst, waren die Poeten nun vollends gar nicht. Eher schien es, sie seyen größtentheils beschnitten worden. Es war daher hohe Zeit, daß endlich der alte katholische und romantische Geist des Volks auch wieder einmal an die Pforte der Poesie klopfte, um eingelassen zu werden. Man begreift, daß die erste Anmeldung dieses Geistes nur eine humoristische seyn konnte, und daß sie höchst übel aufgenommen wurde, daß dem Herein! sogleich wieder ein hundertfaches Hinaus! Hinaus! von der Wiener Judenpresse zugeschrieen wurde. Allein es ist ein gewaltiger Geist, hinter dem ein ganzes Volk steht. Es werden noch mehr seiner Verkündiger kommen und die Epigonen der schlechtesten Periode unserer deutschen Poesie werden ihm endlich weichen müssen, so wenig sie das jetzt noch glauben oder zu glauben die Miene annehmen.

Wir halten es in allem Ernste nicht für möglich, daß eine so große und trefflich geartete Nation wie die deutsche, in ihrem südöstlichen Bestandtheile sich nicht aus der Verkommenheit wieder erheben sollte, in welche sie zuerst durch die Jesuitenschule, die ihr die Renaissance brachte und die deutsche Sprache ganz vernachläßigte, dann durch den seichten Josephinismus und endlich durch die moderne Judenschule unter dem Metternich'schen System gerathen ist. Wir halten es nicht für möglich, daß unsere gemüthlichen Brüder an der schönwogenden Donau und in den herrlichen Alpen nicht sich selber wiederfinden und der Literaturmode entsagen sollten, die ihrem innersten Wesen fremd, sie nur wie der abgetragene Rock eines Andern schlecht kleideten. Es ist unmöglich, daß eine große Nation auf einer Stufe der schönen Literatur stehen bleiben kann, auf welcher die deutsche, sonderlich in den Gauen Oesterreichs gegenwärtig steht. Es ist eine Periode des schwächlichsten Epigonenthums und der unberechtigsten Lobpreisung werthloser Modeerscheinungen, worin der jüdische Hautgout die einzige Würze ist, wie in einem „überzuckerten Schafkäse“.

Der kleine Roman schildert einen humoristischen Geiger unter den Wiener Bildungsphilistern, wie sie vor zwanzig oder dreißig Jahren waren, damals noch gemüthlicher waren, als heute; zugleich auch Ausflüge

auf's Land, unter das eigentliche Volk, eine Wallfahrt nach Mariazell rc. Der Geiger macht seine Bemerkungen über den Verlauf der Zeiten.

Was bleibt alles von diesem Leeren der Luft, von diesem Geprahle der Bildung, von diesem Herrscherglanz der Mode? „Zehn Jahre lang bin ich im Orchester des Josephstädtertheaters gesessen, und habe gegeigt und zugesehen. O Sterbliche! wenn ihr es ahnetet, was es heißt, ein Stück zwanzig, fünfzig, hundert Mal sehen müssen! Immer dieselben Späße, die kaum das erste Mal ein Lächeln hervorbringen, immer dieselben Dummheiten, über die man schon das erste Mal aus der Haut fahren möchte, bis man die Geduldschule durchgemacht hat, und sich am Ende ergibt, weil nichts anders zu thun ist, als sich ergeben; immer dasselbe hölzerne Gelächter in den Ohren, immer die armen Teufel von Komikern vor den Augen, die es vermögen, Andere zum Lachen zu bringen, ohne selber mitzulachen! Welch eine Verhörung, in diesem Ernste eine Kunst sehen zu wollen! Wo seid ihr, ihr Lieblinge des Publikums damaliger Zeit? Pfiff! Oft abgetreten von der Bretterbühne, Ein Mal nur abgetreten von der Lebensbühne! Exit steht im Buche eines jeden Lebensspieles, und der Vorhang fällt darnach. Wo bist du Publikum? Zum großen Theile verjagt und verscheucht vom Meister Hämmerlein, eingenagelt von ihm in die Sechsbretterloge, hinter welcher der Vorhang des ewigen Lebens aufrauscht! Wo bist du, du wunderlicher komischer Kauz, alter Direktor Carl Mayer? Was warst du für ein fleißiger Wirthshausgeher und Schriftverdreher in deiner Jugend, und was bist du für ein fleißiger Kirchengeher und Beter in deinen alten Tagen geworden? Und was war dein Sohn Simon Mayer für ein hübscher Bursche, so ganz für's Theater geschaffen! — Auch schon Paß! Gott hab' euch alle mit einander selig!"

Aus Anlaß einer Vergnügungspartbie auf Eseln wird gemurmelt: „O ihr Wiener, euere Leichname zu tragen, das wäre pure Spielerei, aber eure Witze anhören, das bringt ein Vieh um! Immer und ewig die nämlichen Witze, immer und ewig dieselben Eselhaftigkeiten. Auf jedem Tritte, den ich mache, sprißt eine Witzdistel aus des Reiters Mund, aber leider nur eine phantastische Witzdistel, eben so ungenießbar für die Gesellschaft, als für mich. Immer werden wir die dummen Esel genannt, aber im Grunde sind wir doch nicht so dumm, denn wir sind es, die euch aufsitzen lassen, wir haben auch die Klugheit berechnender Kaufleute, denn, wenn wir an unserm Ziele angekommen sind, und ihr steigt nicht gutwillig herunter, so sind es wiederum wir, die euch absetzen. Wir gewinnen jedenfalls, denn unser Gewerbe ist erträglich, wenn wir euch tragen, es ist aber auch profitabel, wenn wir euch hinabwerfen, denn dann wirft es etwas ab. Wir tragen die Webermeisterinnen himmlischer Rosen (denn so nennt Schiller die Frauen) und uns gibt man zum Lohne irdische Disteln zu fressen. Unter allen Witzen sind uns gerade diejenigen zuwider, die den Leuten am besten gefallen, nämlich die schlagenden. Wir bleiben aber trotz allen derlei Bestrebungen zum Weiterkommen, doch in unserm gewohnten Trabe, weil man auf Eseln mit schlagenden Witzen eben so wenig weiter kommt, als unter Eseln. Wir studiren zur Winterszeit ganze müssige Tage lang nach, wie wir zum Rufe solcher Dummheit gekommen sind, wir gelangen dabei aber eben so wenig auf den Grund, wie viele Gelehrte, die zum Rufe großer Gescheidtheit gekommen sind, ohne zu wissen wie, und die im Grunde nichts anders thun, als das, was wir thun, nämlich: Wiederkäuen."

Die Manier des Verfassers mahnt öfters an Pater Abraham, z. B. „Reiche Leute geben sich meist selber ihr Gesetz, welches sehr verschieden ist von dem, was der Herr durch Moses gegeben, und doch hat das Herz solcher Leute eine große Aehnlichkeit mit den Gesetztafeln auf Sinai, es ist nämlich aus Stein, und es ist nichts anders darauf zu lesen, als Zahlen. Viele reiche Leute machen es wie die Israeliten, sie schlagen das Gesetz und das Herz zusammen, um frei und herzlos zu seyn, und dann tanzen sie um das goldene Kalb. Gold machte bei den Juden ewige Jugend, denn das goldene Kalb nannte man aus Schmeichelei immer ein goldenes Kalb, aber nie einen goldenen Ochsen."

Hier eine Ironisirung der philosophischen Hoffahrt im Munde eines zu Berge tragenden Esels: „Ueberhaupt ist eine große Aehnlichkeit zwischen uns Bergeseln, und zwischen einer Gattung von Philosophen; wir tragen die Leute immer höher und höher hinauf, und zeigen ihnen von der Höhe aus, alles das in der Ferne, was diejenigen, die drunten sind, in der Nähe viel besser sehen. Wir sind hochtrabend wie die Philosophen, weil wir immer in die Höhe traben. Und wenn wir fragen, was eigentlich diejenigen gewinnen, die wir so mühsam auf den Berg schleppen, so fällt die Antwort sehr zu unserm Nachtheile aus; wir haben ihre Augen wohl ein wenig dem Irdischen entrückt, und sie sehen das nimmer, was auf der Erde vorgeht, aber dem Himmel sind sie durch unser Klettern doch nicht näher gekommen, denn sie sehen Sonne, Mond und

Sterne auch nicht besser als jene, die selbe von unten anschauen. Wir haben mit den Philosophen gemein, daß wir uns, einer den andern für einen Esel halten, das thun die Philosophen ebenfalls, wir halten uns aber auch jeder selber für einen Esel, und das thun die Philosophen nicht. Unser Tod ist dem Tode der berühmtesten Philosophen gleich, wir sterben mit der Klage, daß uns kein Einziger verstanden hat, nur haben wir noch das vor den Philosophen voraus, daß wir uns zur Noth untereinander verstehen, und das thun die Philosophen nie."

Wir theilen zur Probe noch die Herzensergießung eines Bucklichen mit: „Wenn ich so im Gras liege, da seh ich die Käfer um mich herumkriechen, gar ein stilles Volk das, lauter Krieger, die den emaillirten Harnisch Tag und Nacht angeschnallt haben, lauter hübsche saubere Cumpane, und doch alle bucklicht! Als Käfer wäre ich normal, und als Mensch bin ich abnorm; das Bucklichtseyn hat mich meiner Seel schon dann und wann auf unsern Herrgott fuchtig gemacht, aber 's ist nur immer eine vorübergehende Dummheit, wenn man nur gerade ist in der Gesinnung, und die Menschen liebt um Gottes willen, wenn ich nur das bin, dann kann ich mit Freuden einmal meinen bucklichten Maskenanzug von mir werfen, werde schon ein besseres Gewand kriegen! Wer weiß, was aus mir geworden wäre, wenn ich einen schönern Leib hätte! wer weiß, ich wäre vielleicht ein rechter Lumpe geworden, denn ich verspüre allerhand Anlagen zu diesem System! Tschrr, ts, ts, ts! was hast du für einen Disput mitsammen du bucklichte Käferwelt? meinst du vielleicht ich sey deinesgleichen, seyd ihr meinetwegen rebellisch worden ihr kleinen, räuberischen, raubbeinigen Schufte, wollt ihr mir ein Fest geben, wollt ihr mir eine Komödie vormachen, weil ihr euch um meine Persönlichkeit so rührig zeigt? Meister Frosch, ‚grünhosiger Gesell, mit der großen Pfundgoschen,' wie dich schon Vater Abraham genannt hat, wie wiegst du dich am Sümpflein in deiner Binse so selig auf und nieder, und freust dich an deinen herrlichen Baßnoten im Selbstgefühle eines renommirten Sängers, und in der That, wie erhaben bist du auch im Vergleiche mit der ganzen Insektenwelt, denn die Insekten sind ja nur Instrumentalmusiker, die Grillen schlagen ihre Flügelcinellen klingend aneinander, trotz kleiner Mohren bei der türkischen Musik; und die Hirschhornkäfer, in unseren friedlichen österreichischen Thälern ‚Hörndler' genannt — brummen den Baß wie kleine herumfliegende braunlackirte Baßetel (Violoncelle)."

Charakteristiken.

Napoleon III. und Macchiavelli. Eine Beleuchtung der Napoleonischen Politik. Bamberg, in Commission der Buchner'schen Buchhandlung, 1864.

(Schluß.)

Der Verfasser macht S. 55 eine sehr richtige Bemerkung über den russischen Krieg im Jahr 1854, indem er tadelt, daß damals die deutschen Mächte nicht den Anlaß benutzt hätten, den russischen Coloß zu schwächen, den Einfluß Deutschlands in Polen und am schwarzen Meere zu stärken. „Wir hätten nicht allein Rußland wahrhaft schwächen und zurückwerfen können, sondern wir hätten auch Frankreich gegenüber dann eine Stellung eingenommen, die uns jede weitere Besorgniß erspart hätte. Außer diesen so unendlich weittragenden Vortheilen, hätte Deutschland zugleich eine Frage erledigen können, mit der es heutigen Tages sich noch beschäftigt und deren Lösung jeder Deutsche, der kein Verräther am Vaterlande ist, sehnlichst entgegen sieht. Wir meinen die Schleswig-Holsteinische. Neben dem außerordentlichen moralischen Gewinn, der damals zu ernten war, war zugleich der materielle geboten. Eine deutsche Politik hätte leicht und ohne jeglichen Anstand sich als erste Bedingung, gegen Rußland einzuschreiten, die Regelung der schleswig-holsteinischen Frage nach ihrem Sinne stellen können. Die Westmächte hätten in keiner Weise damals Deutschland auch nur das Geringste in den Weg gelegt und selbst eine totale Wiedervereinigung der beiden Herzogthümer mit dem Mutterlande gut geheißen. Rußland war dann selbstverständlich nicht in der Lage, seinem früheren Schützling ‚Dänemark' beizustehen."

Auf Seite 56 sieht der Verfasser das einzige Heil für Deutschland in einem „Parlament mit wirklicher Executivgewalt". Aber wie will er denn ein solches Parlament zu Stande bringen, dem sich die deutschen Kriegsherrn mit ihren Armeen unterwerfen und zur Verfügung stellen? und eine solche Executivgewalt, der sämmtlichen deutschen Staatsregierungen sich unterzuordnen oder vor ihr ganz zu verschwinden Lust haben sollten?

Originell, wenn auch nicht praktisch, ist der S. 184 ausgesprochene Gedanke, Oesterreich solle sich an die Spitze der deutschen Nationalpartei stellen, dann Venedig den Italienern freiwillig abtreten und auch die ungarische und polnische Nationalität emancipiren, damit Napoleon mit seinem eigenen Nationalitätenprincip geschlagen werde, denn alsdann, so glaubt der Verfasser

hoffen zu dürfen, würden alle jene Nationalitäten freudig zu Oesterreich stehen. „Nichts wäre aber zugleich ein so empfindlicher Schlag für den 2. December, als wenn Oesterreich bei einer günstigen Gelegenheit seine italienischen Provinzen bis auf Triest freiwillig an Italien abtreten würde. Oesterreich hätte in Italien einen erbitterten Feind verloren, dafür einen treuen, dankbaren Freund an ihm gefunden, der schon aus politischer Nothwendigkeit sich mit Freuden ihm anschlösse, um dem Terrorismus seines falschen französischen Freundes nicht weiterhin zu unterliegen. Frankreich hätte seinen gehorsamen Alliirten verloren, aber zugleich zwei mächtige Gegner gefunden. Außerdem wäre es dem Hause Habsburg vergönnt, die alte traditionelle Feindschaft zwischen Deutschland und Italien in eine aufrichtige, auf politischen Nothwendigkeiten beruhende Freundschaft umzuwandeln. Oesterreich hätte dann noch seinen anderen Volksstämmen, namentlich den Ungarn und Slaven, Garantien ihrer Rechte zu geben, um alsdann nur von dankbaren Freunden, oder, was in politischer Beziehung weit mehr ist, von abhängigen, das heißt für seine Bestrebungen mit interessirten Alliirten umgeben, das deutsche Einigungswerk in die Hand zu nehmen.“

Wir glauben nicht, daß Kossuth und Mazzini darauf eingehen würden.

Das einzige Mittel, Deutschlands große Nationalinteressen zu schützen, liegt in der wohlverstandenen Föderation. Wenn Oesterreich, Preußen und die Mittelstaaten zusammenhalten, sind sie vereinigt stark genug gegen jeden äußern Feind. Nur wenn sie sich trennen, einander feindselig behandeln, eine deutsche Macht gegen die andre mit dem Ausland sich verbündet, sind wir verloren. Auch diejenige Volkspartei, die sich vorgesetzt hat, das deutsche Nationalinteresse zu wahren, wird derselben nur dann dienen, wenn sie die Föderation der Fürsten unterstützt und so populär als möglich macht. Wenn sie im preußischen Interesse immerfort gegen Oesterreich, oder im österreichischen gegen Preußen hetzt und jeden Schritt hier das Wiener, dort das Berliner Cabinet verdächtigt, wie das alle Tage wirklich geschieht, so muß ja die Nation ganz irre werden und alles Vertrauen verlieren. Die Theilung der Volkspartei in eine klein- und großdeutsche, ist in hohem Grade dem gemeinsamen Volksinteresse entgegen. Auch die Trennung in Liberale und Demokraten ist vom Uebel. In Bezug auf die nationale Frage sollte gar kein Parteiunterschied aufkommen dürfen. Sofern er aber aufkommt, wird damit bewiesen, daß die Parteien keinen wahren Patriotismus, keine wahre und echte Treue für das Vaterland besitzen, sondern die nationale Frage nur als Maske brauchen, um Sonderzwecke zu erreichen.

Wenn nun unser kluger Nachbar über dem Rhein gehörig aufpaßt und, wie es seine Art ist, die Gelegenheit schnell benutzt, kann ihm die deutsche Uneinigkeit und die Verblendung unserer Sonderinteressirten noch Gelegenheiten genug verschaffen, wie er sie wünscht. Denn niemand will sich bei uns warnen lassen, niemand die Wahrheit hören. Unter einem spinnfadendünnen Schleier von nationaler Begeisterung zeigt die deutsche Presse nur ein scheußliches Höllenbild von Leidenschaften, die gegen einander Gift speien, von einander scheu belauernden Cabinetten, von einander wüthend hassenden und schadenfroh verleumdenden Bruderstämmen, von einander verdammenden und verfluchenden religiösen und politischen Parteien.

Selbst wenn wir unsere Erfolge in Schleswig festhalten und dieser Handel trotz der unvernünftigen Politik Englands mit voller Befriedigung der deutschen Interessen endigt, wird damit die innere Zwietracht der deutschen Cabinette, Volksstämme, Confessionen und Parteien nicht versöhnt seyn. Also werden sich dem schlauen Ausland immer wieder Anlässe bieten, sich in deutsche Fragen zu mischen und unser großes Volk zu bevormunden, wie es bisher geschehen ist.

Doch zweifeln wir auch keinen Augenblick, daß ein neuer Angriff etwa von Frankreich her die Deutschen, wenn sie auch wieder noch so uneinig geworden wären, plötzlich einig machen würde. Wir müssen sogar Angriffe von außen, den so sehr gefürchteten großen europäischen Krieg herbeiwünschen, denn einen solchen braucht die deutsche Nation, um gehörig warm, ihrer Stärke, ihrer Ehre sich vollkommen bewußt zu werden und die elenden Gegenstände inneren Neides und Haders zu vergessen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^1/_2$ Thaler.

Mittwoch, **N° 52.** 29. Juni 1864.

Geschichte und Alterthumskunde.

Geschichtliche Forschungen im Gebiete des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit von Prof. Dr. Fr. Kortüm, nach dessen Tode herausg. von Prof. Dr. v. Reuchlin-Meldegg. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter, 1863.

Sehr verschiedene, zum Theil vortreffliche Aufsätze des verewigten Kortüm, dessen liebenswürdige Persönlichkeit vielleicht noch manchem Leser in der Erinnerung lebt.

Mit dem ersten Aufsatz über den berüchtigten Gerber Kleon können wir freilich nicht ganz einverstanden seyn. Der Verfasser sagt S. 13: „Der lebensreiche Geist, welchen die Persernoth weckte, Themistokles und Perikles stärkten, trennte das Reich des Sinnlichen vom Uebersinnlichen, schied Menschensatzungen von ewigen Wahrheiten, und setzte Vernunft und freien Willen an das Steuerruder des öffentlichen Lebens. Als aber die Menge, deren Leitsterne verhängnißvoll untergingen, oder sich absichtlich — wie der Redner Antiphon — verhüllten, dem äußern Drucke erlag; da trennte man die Scheidewand beider Welten, und folgte mit angestammter Leidenschaft den falschen Götzen, welche schon lange das entzogene Opfer begehrt hatten. Kein Zeitpunkt konnte für Tyrannen erwünschter seyn. Im Einverständnisse mit hab- und herrschsüchtigen Priestern suchten sie des Volkes Einbildungskraft durch Göttersprüche, heilige Redensarten, wunderbare Zeichen und häufige Umzüge so zu erhitzen, daß die Rückkehr zur alten Besonnenheit auf ganze Menschenalter verhindert wurde. Je mehr sich der Verstand des Volkes verfinsterte, desto unumschränkter kam die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in die Hände von solchen Menschen, die, während ganz Hellas verarmte, nur sich bereicherten. Besonders geschickt wußte Kleon den herrschenden Zeitgeist zu benutzen.“ Diese Auffassung des sittlichen und politischen Sinkens in Athen ist nicht die richtige. Kortüm hat sich da in einem unverständigen modernen Parteigeist verführen lassen, den Pfaffen einen Hieb geben zu wollen, wo er gewiß nicht paßte. Die Corruption, die wie eine Kothwelle den niederträchtigen Gerber zum Herrscher von Athen hinaufschwellte, ging nicht von den Pfaffen aus, sondern entquoll mit Nothwendigkeit dem System grade des aufgeklärten Mannes, welchen Kortüm so sehr hoch stellt, nämlich des Perikles. Perikles war ein abgefeimter Aristokrat, der sich durch Beschmeichelung des Pöbels die Herrschaft sicherte, um das Leben auf das üppigste genießen zu können. Während er dem athenienfischen Pöbel unaufhörlich einredete, im Demos allein ruhe alle Macht und Weisheit und jeder Schuhflicker stehe ihm, dem Vornehmen, an Range gleich, stürzte er den edlen Kimon, einen der wenigen Ehrenmänner, die der Staat noch besaß. Während er Künstler bezahlte, um Athen mit herrlichen Denkmälern zu schmücken, diente ihm die ästhetische Verherrlichung der Stadt nur dazu, wozu den Römern die Circenses dienten, nämlich zur Beschäftigung des Volks, zur Befriedigung seiner Neugier und Eitelkeit. Während er der keuschen Athene Tempel baute, führte er das liederlichste Leben mit Hetären und gab dem Volke in seiner Häuslichkeit das schlechteste Beispiel. Athen hatte früher weisere Gesetzgeber und Lenker gehabt. Erst der mit Unrecht viel gepriesene Perikles verführte das Volk zur gröbsten Sinnlichkeit und zu jener Pöbelfrechheit, welche schon bald nachher die Regierung des Gerbers möglich machte. Ohne einen Perikles hätte es keinen Kleon gegeben.

Weit gediegener ist der Aufsatz Kortüms über den vierten Agis von Sparta. Auch hier, wie in Athen, trat Entartung ein, wenn auch weniger in der Form

der Bildung und unter der Maske des Schönen und Geistreichen, als vielmehr durch Anhäufung des Reichthums in einzelnen Familien, durch das gemeinste Geldprotzenthum. Daher die Reformversuche mittelst der Wiederherstellung der älteren Gütergleichheit und der älteren Sittenstrenge, Versuche, welche nicht gelangen, sondern zum Untergange des edlen Agis und Kleomenes führten und den Ruin des Staates beschleunigten.

Auch der Aufsatz über Pindar ist vortrefflich. Es wird darin die politische und philosophische Lebensanschauung des großen Dichters entwickelt. Darin ist besonders merkwürdig, daß Pindar weder einen Idealmenschen, noch ein Idealglück gelten läßt, sondern bei der absoluten Verschiedenheit der menschlichen Charaktere, für jeden auch eine besondere Bestimmung, ein besonderes Ziel, ein besonderes Schicksal voraussetzt. Das ist sehr vernünftig und sollte von unsern philosophischen und politischen Gleichmachern wohl beherzigt werden. Ferner ist merkwürdig, daß Pindar dem griechischen Elysium etwas mehr Leben und Farbe gibt, als andere. Da schweben nicht Nebelfiguren auf blasser Asphodeloswiese, sondern die Seligen wettkämpfen in Luft, weshalb auch Kortüm mit Recht dabei an die nordische Walhalla erinnert: „Das hellenische Walhalla liegt nach Pindar theils unter der Erde, theils, wenn die dreifache Läuterung bestanden ist, oberhalb derselben als Insel der Seligen. Die erste Gestalt tritt in einem Bruchstück der Klagelieder, die zweite in der andern Olympischen Ode hervor, beide Schilderungen ergänzen einander. ‚Ihnen, lautet die erste Stelle, glänzt dort unten des Helios Kraft, wenn es hier (oben) Nacht ist. Und auf purpurrosigem Mattengrund strotzt ihnen die Vorstadt (προάστιον, gleichsam der Kerameikos der Unterwelt) von schattendem Weihrauch und goldenen Früchten. Die Einen erfreut das Roß- und Ringspiel, Andere die Würfel oder auch die Phorminx; wunderbarer Segen blüht ringsum bei Allen und Wohlgeruch verbreitet sich über den wonnigen Platz; denn sie mischen mit dem fernhin leuchtenden Feuer auf den Altären der Götter mannigfaltigen Weihrauch.“

Dann folgt ein Aufsatz über Thukydides. „Hatte Herodotos den schönen nationalen Stoff gewählt, Befreiung Griechenlands vom Asiatischen Joche, so erkor sich Thukydides zum Gegenstande seiner historischen Untersuchungen den Verfall und theilweisen Untergang jener volksthümlichen, überall durchschlagenden Einheit Hellenischer Völker, wie sie sich trotz mancher Brechungen in den Perserkriegen gestaltet hatte. Diesen zersetzenden, auflösenden Wendepunkt aber brachte der Peloponnesische Krieg. Auf der andern Seite lag im Zeitalter desselben die Werkstätte des außerordentlichen Aufwandes staatlicher und menschlicher Kräfte, des Höchsten, für welches die Hellenen in Entwicklung edler und gemeiner Leidenschaften nur fähig waren. Der ganze Spartisch-Dorische Ehrgeiz, aber mit ihm auch die Entartung der stammlichen Grundtugenden trat hervor, während sich auf der andern Seite die noch weit größere Fülle des Attisch-Ionischen Volksgeistes offenbarte.“

Im Jahr 1814 war Kortüm mit in Paris und beschäftigte sich hier mit dem damals noch bestehenden Musée Napoleon, hauptsächlich mit den antiken Portraitbüsten und Statuen, über die er viele gute Bemerkungen macht. Den berühmten germanischen Fechter will er S. 185 nicht als gallischen oder germanischen Krieger, sondern als einen Römer gelten lassen. „Denn der Halsschmuck, das kurz abgeschnittene Haar, die Waffe, der Ton des Ganzen verkünden entweder einen bestimmten, edlen Römer, welcher im Kampfe fällt, oder das von dem Künstler gefaßte Ideal eines für Rom sterbenden Kriegers. Die erste Ansicht ist wahrscheinlicher, weil Werke der Art meistens auf einen besondern Gegenstand zurückgehen, und die vollendete Urbildlichkeit überdieß nicht ausgedrückt erscheint. Hätte aber ein Gallier oder Germane den Zielpunkt gegeben, so müßte sich dieser in dem stärkern Gliederbau, dem rohern, festern Grundzuge (Typus) der Geberden, der Bewaffnung u. s. w. kund geben. Der Gallier führte bekanntlich ein großes, breites Schlachtschwert, der Germane, neben diesem, den furchtbaren Pfriem und für den Schutz einen aus Weiden geflochtenen Schild, Merkmale, welche nirgends an dem so geheißenen sterbenden Fechter hervortreten. Im Gegentheil deuten Waffe, Schild, Horn, der mäßig große, gedrungene Körper auf einen Römer hin.“ Dem widerspricht etwas unverkennbar Barbarisches in den Zügen des Fechters. Einen Römer würde der Künstler ohne Zweifel mehr idealisirt haben.

Nun folgt ein interessanter literar-historischer Aufsatz über die spanische Dichterschule im ersten Jahrhundert nach Christo. Der Verfasser entwickelt darin, daß sich von Spanien nach Italien herüber ein eigenthümlicher poetischer Geist verbreitete, gleichsam wie ein noch reiner Fluß in einen längst verpesteten Cloak ausmündet. „Blickt man zuerst auf die gleichartigen und wahlverwandten Bezüge der drei vorzüglichsten Römisch-Spanischen Sänger, denen der Tragiker Seneca als ergänzender Lückenbüßer zur Seite steht, so erscheint zuvörderst das geographisch-ethnographische Ele-

ment in einem entschiedenen Uebergewicht und in seltener, obschon bisweilen zur Unzeit wirksamer Vollendung. Ströme und Gebirge, Länder und Völker, oft mit meisterhafter Sorgfalt und Anschaulichkeit aufgefaßt, in einem kürzern oder längern Gemälde dem Auge vorgeführt, unterbrechen durch bald größere, bald kleinere Abschweifungen den Gang des epischen oder lyrischen Hauptstoffes und schwellen bisweilen zu solcher Ausführlichkeit an, daß sie den vorherrschenden Gegenstand in den Hintergrund zurückdrängen. So gibt Silius Italicus, dessen Abstammung von Italica (Hispalis, Sevilla) in Bätica keinem begründeten Zweifel unterliegt, im dritten Buche seines Gedichts vom Punischen Kriege eine äußerst sorgfältige Uebersicht der für Hannibal's Heerfahrt beitragenden Landschaften und Städte Afrika's, wie Hispanien's, schildert mit unverkennbarer Vorliebe die Früchte, edlen Metalle, den leicht gerüsteten, harten, oft baarhaupten Bewohner, die feurigen, dauerhaften, in verschiedene Gattungen gesonderten Rosse seines Iberischen Vaterlandes, beschreibt in lebendigen Farben den Anblick der Pyrenäen, die Alpen und Alpenbewohner, hebt fast bei jedem bedeutenden Ereigniß die Oertlichkeit hervor, liefert, mit einem Worte, für Spanien, Afrika, Italien, dessen Völker und Städte genau bezeichnet werden, Sardinien und Sicilien den festen Rahmen einer Länder- und Völkerkarte, deren Ausfüllung durch die Thaten und Kriegswechsel den zweiten, nicht immer glücklich gewählten und verarbeiteten Stoff bildet. — Denselben Trieb zum Darstellen des räumlichen und völkerschaftlichen Elements hat Lucanus gefühlt und meistens mit wirklicher Kunst seinen Anschauungen Ausdruck und Wahrheit verliehen. Wenn er z. B. den Zug Cato's durch die Syrtenwüste beschreibt, die sengende Sandgluth und den Biß des Schlangengewürms, die Gefahren des Verschmachtens und Kämpfens mit Ottern und Raubthieren in naturgetreue Farben einkleidet, oder über den Ursprung, die Zu- und Abnahme des Nils, die Lage und Beschaffenheit Thessaliens weitläufig berichtet, so geschieht das Alles mit sichtbarer Willigkeit und selbst auf Kosten der durch solche Absprünge gehemmten, vielfach beeinträchtigten Erzählung. Ungewöhnliche, in die Sinne fallende Naturbegebenheiten werden daneben geflissentlich hervorgehoben, der mit Cäsars Glück gleichsam ringende Sturm und die im Gegensatz bei der Ueberfahrt nach Griechenland hemmende Windstille nicht ohne Wahrheit und Treue gegen den wirklichen Verlauf der Dinge geschildert. Aehnliche, obschon weniger ausgeführte Naturgemälde liefert Silius, welcher dabei Maß zu halten versteht und die Forderungen des geschichtlichen Stoffes gewissenhafter, denn der feurige Landsmann, beobachtet. Wenn dagegen die Wichtigkeit der Handlung einladet, werden auch die Naturereignisse sorgfältiger beschrieben, wie z. B. der Sturm, welcher den Zusammenstoß beider Heere unter den Mauern Roms angeblich hinderte, eine lebhafte, in die Breite gezogene Färbung bekommt. Die geographisch-ethnographische Richtung des Lyrikers Martialis tritt besonders darin hervor, daß der Dichter hier das scharfe, gruppirende Auge des Landschaftsmalers offenbart und aus gemach sichtbar werdenden Einzelnheiten dem Gesammtbilde festere Unterlagen verschafft, dort ein unbestochenes, durch den vieljährigen Aufenthalt in Rom keineswegs abgeschwächtes Heimathsgefühl entfaltet und in der zarten Befriedigung desselben die schönsten Blüthen seiner Kunst niederlegt. Für die erste Gattung gibt das liebliche Bild der Gärten des Julius Martialis auf dem Janusberge ein schlagendes Beispiel; aus der wolkenreinen Höhe überschaut das Auge die sieben Herrschaftshügel und die ganze Hauptstadt, Alba's, Tusculums Höhen, das alte Fidenae und kleine Rubrä, den Hain der Anna Perenna, die Flaminische und Salarische Straße mit ihren oben nicht gehörten Wagen und Karren, den Tiberstrom und die Milvische Brücke, ohne der Schiffsleute und Schlepptauzieher Lärm zu vernehmen. Das zweite, sittlich-philosophische Merkmal der Römisch-Spanischen Dichterschule zeigt sich darin, daß die ewigen Gründe des Rechts und der geistigen Idee den Geboten leiblicher Macht und den Wechseln der ausgebildeten, überwiegenden Sinnenwelt als an und durch sich nothwendigen Protestation auf der einen, als höhere, erklärende Einheit auf der andern Seite entgegengestellt werden. Die reineren Lehren der Stoa, durch Lebens- und Menschenkenntniß geläutert, bilden dabei den Eckstein und Hauptpfeiler, auf welchem das Lehrgebäude dieser sonst so vielfach getrennten und verschiedenartig ausgeprägten Sänger ruhet."

Der kleinere Rest des Werks enthält noch eine Abhandlung über Königthum, Dienstmannschaft und Landestheilung unter den ältern deutschen Völkern, Gothen, Franken, Burgunden &c. Ferner eine ausgezeichnete Lebensskizze des berühmten Ezzelino da Romano. Dieser dritte seines Namens, der entsetzlichste Wütherich von allen, stammte aus einem Geschlecht, dem Mord und Verrath schon lange Gewohnheit waren. „Einst machte der junge Ezzelino, später Mönch geheißen, eine Lustfahrt nach Monselice und badete hier nach andern Ergötzlichkeiten, mit dem Burgherrn, Olderico de Fontana, der ihn vor allen Rittern der Nachbarschaft durch Wort und That auszeichnete. Das Ge-

dächtniß dieser gastlichen Aufnahme blieb lebhaft und ohne Argwohn schilderte der heimgekehrte Gemahl seinem Eheweibe, Speronella Dalesmanini aus Padua, die Herrlichkeit Monselice's, den gleichmäßigen und kräftigen Gliederbau, die schöne Haut und Lendenstärke des Freundes, also daß Speronella fortan zu sündlicher Lust entbrannte, Tag und Nacht Fontana's gedachte, bald darauf nach heimlich getroffener Uebereinkunft Burg und Gatten verließ, in Monselice mit dem Buhlen schwelgte. Nicht lange darnach geschah es, daß Graf Tisolin von Campetri (Camposanpietro), durch Kunizza Eidam Ezzelino's, des Stammlers, starb und seinem Sohn beträchtliche Güter hinterließ. Diese zu mehren, und, weil er dem Großvater mißtrauete, warb Gerardo um die Hand der vierzehnjährigen Erbtochter des Paduanischen Edlen, Manfried von Abano, welcher, von plötzlichem Tode übereilt, die Vormundschaft dem getreuen Dienstmann, Spinabelli Sendrico, anvertraute. Ein Geschenk von fünfzig Pfund entfernte alle Hindernisse; Cäcilie wurde dem jungen Grafen Campetri verlobt. Kaum hatte Ezzelino solche Kunde vernommen, als er durch Bestechung den habgierigen Spinabelli gewann und, von diesem unterstützt, das Fräulein dem durch die erste Ehe gewarnten Sohne vermählte. Gerardo aber gelobte Rache, welche endlich nach jahrelangem Suchen Zeit und Gelegenheit fand. Als nämlich eines Tages Cäcilie mit kleinem Gefolge von ihrem neuen Wohnsitze Bassano über die Brenta zog, wurde sie bei St. Andrea del Muson von dem alten Geliebten überfallen, geschändet, entlassen und sofort durch den Gemahl, den kein freiwilliges Geständniß der unverschuldeten Schmach besänftigen konnte, in das Elend verstoßen. Ezzelino, der Stammler, überlebte nicht lange die zweite, keineswegs makellose Unbilde des Sohnes. Dieser, seines Namens der Andere, sandte bald nach dem Hintritt des Vaters (1192?) Boten gen Toskana und ließ werben um Adelheid, Schwester der Grafen von Mangono, welche man auch die Wüthenden (Rabbiosi) hieß. Glänzender war seit Menschenaltern keine Hochzeit in der Trevisanischen Mark gefeiert worden; fünfzehn Tage lang dauerten in Bassano die Festlichkeiten, welchen andere, nicht minder prachtvolle, folgten, als Adelheid am 26. April 1194 um die Mittagsstunde den ersten Knaben gebar, der, Ezzelino der Dritte genannt, an Tugenden und Lastern gleich reich geworden ist. Eingedenk des Schimpfes, welchen das fortan unversöhnlich gehaßte Haus Campetri gebracht hatte verführte Ezzelino Maria, eine Blutsverwandte seines Neffen, Grafen Gerhard, und hielt sie als Kebsweib in einer Burg gefangen."

Der dritte Ezzelino, von dem es sich hier hauptsächlich handelt, stammte, wie der gesammte italienische Adel des Mittelalters, aus deutschem Geschlecht, wie es sein lichtes rothes Haar und die in seiner Familie üblichen Namen beweisen. Man hat überhaupt Unrecht, die Verwilderung des italienischen Adels im Mittelalter aus einem südlichen dem Germanismus fremden Princips herleiten zu wollen. Sie war vielmehr nur die Fortsetzung jener echt deutschen, aus dem heidnischen Odinismus erwachsenen Barbarei, jenes unbändigen Trozes und jener Lust, Böses zu thun, welche die Longobarden ebenso nach Italien mitbrachten, wie die Franken nach Gallien, Sachsen und Normanen nach England, und wie sie auch diesseits des Rheins lange genug gewaltet hat. Es ist eine ganz verkehrte, erst in der modernen Zeit aufgekommene Meinung, die alten Deutschen seyen zahm und gutmüthig gewesen und seyen erst im Süden mit bösen Leidenschaften angesteckt worden. Sie brachten vielmehr aus dem Norden die Wolfsnatur mit und die von ihnen besiegten Römer wurden von ihnen wie Schafe zerrissen. Nur die mattherzige Schule des modernen Polizeistaats konnte sich so grob über die schreckliche Kraft unserer Ahnen täuschen.

Noch weniger sollte man sich dort durch Lessings berühmtes Bild verführen lassen, in Ezzelino einen Helden zu verehren, der für deutsches Kaiserrecht gegen die Hierarchie gestritten habe und gleichsam ein Märtyrer geworden sey. Ezzelino war nicht besser als die Visconti, Este, Malatesta &c. und wie alle die Emporkömmlinge weiter hießen, welche wetteifernd Kirche und Reich zugleich unterwühlten, um auf ihren Trümmern ihre despotische Fürstengewalt zu gründen.

Schließlich eine kurze Darstellung des von Herzog Alba vergeblich gemachten Anschlags, auf seinem Wege nach den Niederlanden die Stadt Genf zu überrumpeln, und die rührende Jugendgeschichte der unglücklichen Johanna Grey.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels



Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 53. 2. Juli 1864.

Biographie.

Shakespeare. Von A. F. Rio. Aus dem Französischen übersetzt von Karl Zell. Freiburg im Breisgau, Herder, 1864.

Das Verdienst des vorliegenden Buches besteht hauptsächlich darin, daß es mehr, als bisher geschehen ist, die furchtbaren Erschütterungen der Zeit, aus welcher Shakespeare hervorging, betont. Man versteht diesen großen Geist nicht richtig, wenn man vergißt, daß die abscheuliche Tyrannei der englischen Reformationspartei auch Shakespeare's Familie getroffen hatte, daß die katholische Familie seiner Mutter mit Confiscationen und Hinrichtungen heimgesucht war, auch das Vermögen des Vaters zu Grunde ging und durch den Terrorismus und die Angst der Zeit auch Spione und Verräther in der Familie selbst vorkamen. Die Jugendeindrücke davon prägten sich tief in Shakespeare's Seele ein. Daher der tiefe Blick, den er in die Herzen der Menschen that. Das Schreckenssystem hatte das Heiligste wie das Gemeinste und Teuflischeste in den Herzen der Engländer zu Thomas Morus und Cranmers Zeiten aufgedeckt, wie ein Erdbeben die Gold- und Giftadern im Innern der Erde aufdeckt. Nichts war natürlicher, als daß Shakespeare den tiefsten innerlichsten Abscheu vor der anglikanischen Staatskirche hegte, von der alle Leiden seiner Familie und seiner Jugend ausgegangen waren, und deren geistlose Orthodoxie und unbarmherzige Härte nicht im Dienste Gottes, sondern im Dienste weltlicher Tyrannei seinen Rechtssinn und sein edles Gemüth ohnehin empören mußten. In den Dienern dieser von dem königlichen Schlächter Heinrich VIII. organisirten und auch von seinen Nachfolgern nur zu weltlichen Zwecken ausgebeuteten Staatskirche, sah er nur die brutalen Inquisitoren und Confiscatoren, die so oft in den Frieden seines elterlichen Hauses eingebrochen waren. Nichts war natürlicher, als daß unter diesen Umständen sein Herz an der katholischen Mutter hing und daß er in seinen Dichtungen, so weit es der fortdauernde Terrorismus nur irgend gestattete, einen von der anglikanischen Staatskirche völlig unabhängigen Standpunkt einnahm. Die deutschen Commentatoren Shakespeare's haben, indem sie durch die Brille des aufgeklärten Jahrhunderts sahen, jenen Standpunkt Shakespeare's für einen allgemein humanen und rationalistischen genommen. Rio weist dagegen aus Shakespeare's eignen Werken die Sympathien nach, welche derselbe für die altkatholische Anschauungsweise hegte. Er geht nur darin zu weit, daß er einem jedenfalls unzulänglichen Zeugniß, welches aus einem Briefe des Dr. Severn angeführt wird, wonach Shakespeare im katholischen Glauben gestorben seyn soll, einen Werth beilegt, der ihm nicht zukommt. Jede Ertheilung eines katholischen Sakramentes wurde damals in England mit dem Tode bestraft. Schon um seiner Familie willen würde es Shakespeare, der zuletzt in seiner kleinen Vaterstadt zubrachte und ringsum scharf beobachtet war, nicht gewagt haben, sich offen zur katholischen Kirche zu bekennen. Dagegen ist unzweifelhaft gewiß, daß ihm das altkatholische England vor der Reformation lieber war, als das puritanische nachher und die Romantik lieber als die gräßliche Prosa der Knoxe. Geht es doch gar manchem edelgesinnten und zartfühlenden Protestanten heute noch ganz ebenso, wie damals Shakespeare. Auch ohne katholisch zu seyn, kann man die alte romantische Zeit liebenswürdiger finden, als die langweilige Tyrannei und Heuchelei des modernen Staatskirchenthums.

Shakespeare war kein Katholik, aber man kann ihn auch keinen Calvinisten nennen. Wenn man sagt, er habe auf einer rein menschlichen Höhe gestanden, unge-

fesselt durch eine Confession, so ist das wohl die richtigste Auffassung. Nur darf man unter jener Höhe nicht verstehen, was die deutschen Erklärer von Göthe an bis auf Gervinus und Vehse darunter verstanden haben, indem sie nur den Maßstab ihrer modernen Bildung und Empfindung brauchen. Sie wissen nichts von Shakespeare's Tiefe, also auch nichts von seiner Höhe, in ihre Seele ist nie eine so schreckliche Erschütterung eingedrungen, wie sie Shakespeare in seiner Jugend erfahren mußte. Es gibt vielleicht keinen größeren Unterschied zwischen zwei Dichtern, wie zwischen Shakespeare und Göthe. Dort alles wahre Tiefe und wahre Höhe, hier alles nur schön bemalte Oberfläche. Wie tief empfand Shakespeare die Leiden seines Vaterlandes! In wessen Dichters Werken hat sich je die Geschichte und der Charakter seines Volks großartiger und treuer abgespiegelt als in den Werken Shakespeare's? Göthe dagegen hat nie ein Herz für die Leiden seines Volks gehabt. Ihm war es genug, wenn nur er bewundert wurde. Seine schönen Verse lobpriesen Napoleon zu der Zeit, als derselbe unser deutsches Vaterland am härtesten niederdrückte, und er konnte sich noch 1813 nicht enthalten, über Arndts und Körners patriotische Begeisterung zu spotten. Wie hätte das kleinliche Maaß dieses Göthe ausgereicht, um die Tiefe und Höhe Shakespeare's zu messen? Auch der sonst so romantische Tieck hat sich an Shakespeare versündigt, indem er ihn saft- und kraftlos in einer Novelle portraitirte, als wenn er den vornehmthuenden Kleinmeister Göthe vor sich gehabt hätte und nicht den großen Shakespeare.

Rio wundert sich, daß die Deutschen, wenn auch fast immer kleinlich, doch auf so gar verschiedene Art über Shakespeare geurtheilt haben. „Während Göthe über den Naturalismus Shakespeare's in Ekstase geräth, wird Schiller, mit größerem Rechte, durch Bewunderung des Idealismus Shakespeare's in Ekstase versetzt. Aber die Quelle, aus welcher der englische Dichter diese Schönheiten einer höhern Ordnung, als die dramatische Poesie ist, geschöpft hatte, sieht er nicht, ja vermuthet sie nicht einmal. Der heftige und hochwürdige Doctor Birch hat Shakespeare Gottlosigkeit und Atheismus vorgeworfen. Im Gegentheil, Professor Vischer, der Shakespeare zu einem Pantheisten, und Professor Gervinus, der ihn zu einem jeder positiven Religion entfremdeten Nationalisten macht, haben geglaubt, ihm dadurch noch eine Krone mehr auf das Haupt zu setzen. Dieselbe Meinung dringt auch aus allen bewundernden Lobsprüchen hervor, welche Göthe unserm Dichter spendet."

Die modernen Erklärer haben eben durch ihre Brille gesehen, weil sie nicht anders konnten. Nur die Anmaßung, mit welcher sie in der Regel auftreten, ist lächerlich. Es gehört zu den vielen Schulkrankheiten, an denen das gebildete Deutschland leidet, daß so überaus viel mittelmäßige Köpfe der Staatsschule, indem sie handwerksmäßige Scholastik mit persönlicher Eitelkeit und mit allen Ansprüchen der Berufs- und Amtsautorität verbinden, den unendlichen Abstand mißkennen, der zwischen ihren schwachen Fassungs- und Darstellungskräften und den heiligen und hohen Dingen besteht, an deren Erklärung sie sich wagen, deren Erklärung sie sogar als ihr Privilegium betrachten. So kleinmeistern sie am Worte Gottes herum und verstehen es nicht oder schneidern sich daraus nur ein Kleid zu, wie es ihre Eitelkeit und Geschmacklosigkeit verlangt. So kleinmeistern sie auch an Shakespeare herum und schneiden sich ihn zurecht. Dabei zweifeln sie nicht im geringsten, daß ihre Auffassung die einzig richtige sey, daß sie erst den dunklen Shakespeare in's Klare gesetzt hätten, und lassen sich vom Schuldämon dermaßen umnebeln, daß es ihnen nicht einfällt, wie lächerlich und nichtig ihre Hoffahrt ist, wie wenig die Nachwelt ihre heutigen Schulprogramme respectiren wird und wie verächtlich sich derjenige macht, der anstatt von großen Geistern nur zu lernen, sie bemeistern will. Freilich, da unsere Philosophie und Theologie schon seit geraumer Zeit mit Gott selbst und allem Heiligen umspringt, wie der Schuster mit dem Leder, können unsterbliche Genien, wie Shakespeare, von den schulmäßigen Begriffsschustern nichts Besseres erwarten.

Unfehlbar werden andre Zeiten kommen, wo die moderne Scholastik nicht mehr so viel Geltung genießen wird als jetzt und dann wird auch ein einfaches und gleiches Verständniß des großen britischen Dichters wieder möglich werden.

Was Shakespeare selbst von der modernen Schulmeisterei, der höhern wie der niedern hielt, hat er oft in seinen Werken kund gegeben. Die ganze moderne Bildung ist in ihrer Castratennatur nie besser als in Hamlet charakterisirt worden. Nichts aber war dem großen Shakespeare verhaßter als die Staatsschule und Staatskirche. „Daß der junge Shakespeare mit solchen Lehrern in Verbindung gekommen war, welche im Namen der Königin die geistigen Wohlthaten ihres Unterrichtes in den öffentlichen Schulen spendeten, geht als unzweifelhaft aus seinem bittern und lebhaften Widerwillen gegen diese vermeinten geistigen Wohlthäter hervor, welcher ihm noch nach 25 Jahren geblieben war. Denn dieses war offenbar die Quelle, aus welcher er die Eingebungen zu jenen so komischen Scenen in den Lustigen Weibern von Windsor schöpfte, in denen Sir Hugh

Evans in seiner doppelten Eigenschaft als Geistlicher (parson) und Schullehrer seine Unwissenheit und seine Gemeinheit zur Schau trägt. Es kommen dabei Züge und Redensarten von einer solchen groben Derbheit vor, daß sie in keiner Weise zu rechtfertigen wären, wenn man nicht gleichsam als Milderungsgründe dafür mehr oder minder persönliche Rückerinnerungen annähme. In der Scene, wo eine Mutter sich bei Hugh Evans über die geringen Fortschritte beklagt, die ihr Sohn in der Wissenschaft der Grammatik macht, kann man sich nicht erwehren, an Maria Arden zu denken, und am Ende des Stückes, wo der niedriggesinnte Pädagog als Satyr verkleidet auftritt, kann man sich kaum davon zurückhalten, etwas noch Schlimmeres zu denken. In einem andern Stück führt Shakespeare eine gleiche oder doch ähnliche charakteristische Figur auf unter dem bezeichnenden Namen Oliver Martext (Text-Verderber). Dabei geht der Dichter in seiner Kühnheit so weit, daß er sogar die Gültigkeit eines unter dessen Mitwirkung eingegangenen Ehebündnisses in Zweifel zieht. Aber die bisher angeführten offenbaren Angriffe gegen die Geistlichkeit der neuen Glaubenslehre sind fast von keinem Gewicht im Vergleich mit dem etwas verhüllten Angriffe, welcher sich in einem seiner frühesten Stücke (Love's labour lost) findet. Dort führt er einen andern Diener des Evangeliums auf, Namens Nathanael, und stellt ihn in dem lächerlichsten und zugleich gehässigsten Lichte dar. Der ebenso unwissende als servile Pedant hat die Jagd zu seiner Liebhaberei oder vielmehr zum Gegenstand seines Cultus gemacht, denn er nennt sie einmal the very Reverend sport. In der höchst komischen Selbsttäuschung, daß er wirklich ‚tüchtig sey für dergleichen Ausbruch und plötzlichen Erguß der Hilarität', gibt er sich dazu her, eine Rolle in der Darstellung der neun Helden (nine Worthies) zu übernehmen, und zwar die Rolle Alexanders, dessen Namen er in seiner Verlegenheit nicht einmal richtig aussprechen kann. Um seine boshafte Lust ganz zu befriedigen, und um, wie man im gemeinen Sprüchwort sagt, zwei Fliegen mit Einem Schlage zu treffen, stellt der Dichter, welcher vermuthlich auch hier seinem in früher Jugend gefaßten Groll gegen die beiden Stände freien Lauf läßt, neben den Geistlichen einen Schullehrer, ähnlich wie in den Lustigen Weibern von Windsor; um die Lächerlichkeiten beider Personen um so mehr hervortreten zu lassen. Dem Schullehrer gibt er den biblischen Namen Holofernes, vielleicht als Anspielung auf die Züchtigungen, wodurch er für seine jungen Zöglinge ein Mann des Schreckens war. Was den Geistlichen betrifft, so begnügt sich der Dichter nicht damit, ihn lächerlich zu machen. Mag er nur ein bestimmtes Individuum dieses Standes im Auge haben, oder gegen den ganzen Stand den Verdacht andeuten, daß er durch den Sold des Spionirens und der Angeberei das Einkommen seines heiligen Berufes zu vermehren nicht verschmähe, — in dem einen wie in dem andern Falle scheint er für sich und die Seinigen hier Rache zu nehmen durch eine Andeutung, welche diejenigen, die er strafen will, gleichsam brandmarkt, obgleich sie ganz kurz gefaßt ist."

Der königliche Despotismus verband sich in England mit der Autorität des Parlaments und der s. g. öffentlichen Meinung zum greulichsten Terrorismus in Kirche und Schule. Shakespeare aber ist stets wider den Strom geschwommen. „Der Haß gegen die Katholiken, der Haß gegen den Papst und der Haß gegen Spanien, und zwar gegen letzteres nicht als eine rivalisirende politische Macht, sondern als die Hauptstütze der katholischen Kirche und ihres Oberhauptes, dieser dreifache Haß ist die Quelle, aus welcher die oben genannten dramatischen Dichter am häufigsten ihre patriotischen und religiösen Eingebungen schöpften. Dazu kamen dann noch die Eingebungen, die sie aus ihrer eigenen Brust schöpften. So weiß man wirklich nicht, mit welcher Benennung man die tragische Muse bezeichnen soll, welche von dieser haßerfüllten, gemeinen, blutdürstigen und vor Allem servilen Dichterschule angerufen wurde. In der zuletzt genannten Beziehung übertraf diese Schule alle andern Dichter alter und neuer Zeit. Das Schauspiel, welches uns von etwa 1580 an die dramatischen Dichter Englands darbieten, würde aus dieser Periode von 20 Jahren einen höchst unerquicklichen Abschnitt der Literaturgeschichte bilden, wenn nicht hoch über diesem niedrigen Sumpfe die erhabene und strahlende Gestalt des größten Dichtergenius schwebte, welcher seit der Erscheinung der göttlichen Komödie die Welt durchleuchtete. Auf der Höhe, wo Shakespeare durch einen ganz ausnahmsweisen Vorzug seines innern Wesens stand, konnten die unedeln Leidenschaften, die sein Jahrhundert befleckten, ihn nicht erreichen. Allein unter allen seinen Genossen, welche damals mit ihm auf derselben Laufbahn der dramatischen Poesie sich versuchten, wählte er sich einen solchen Standpunkt, der seinem geistigen Gesichtskreise ein vollkommen reines und helles Licht gewährte, das heißt, einen Gesichtskreis, ungetrübt durch das Gewölke, welches die damalige Gährung in allen Richtungen und Schichten der Gesellschaft unter ihm zusammenhäufte. So verschmähte er denn auch alle solche Mittel des Erfolges, welche nicht dieser seiner erhabenen Stellung entsprachen. Un-

geachtet der ansteckenden Wirkung, welche sonst das Beispiel in solchen Fällen mit sich führt, ungeachtet seiner Armuth brachte er niemals, selbst nicht im Anfange seiner Laufbahn, einem der Götzen des Tages ein Opfer. Er brachte ein solches Opfer weder der Volksgunst dadurch, daß er den Leidenschaften und Vorurtheilen des Volkes geschmeichelt hätte; noch der königlichen Gunst, so daß er sich etwa vor ihr, wie Andere, in den Staub geworfen hätte; noch selbst der Liebe zum Vaterlande in einem Falle, wo wie hier der Patriotismus nur in dem nationalen Hasse gegen ein katholisches Volk und wegen dieser seiner katholischen Religionseigenschaft seine Quelle hatte. So finden wir also in Shakespeare außer der allgemein anerkannten Höhe seines dichterischen Genius eine nicht weniger bewunderungswürdige Hoheit der Seele, auf welche Shakespeare's Glaubensgenossen mit Recht stolz seyn können, die aber seine englischen Landsleute zu sehr vergessen zu haben scheinen, jedenfalls nicht genug unter seinen Ansprüchen auf wahren Ruhm hervorheben."

Sein Schauspiel „Heinrich VIII." beweist nichts gegen die stolze Unabhängigkeit des Shakespeare'schen Geistes. Das Schauspiel ist nicht mehr echt, es hat falsche Zusätze erhalten. Dennoch ist das Lob des Thomas Morus, sogar der Königin Maria stehen geblieben. In Bezug auf dieses Drama widersprechen sich die deutschen Erklärer wieder wie gewöhnlich. Gervinus sieht darin eine Verherrlichung des Hauses Tudor. „Ein anderer Beurtheiler ist Kreyssig. Nachdem dieser Gelehrte, die Hypothese des Professor Gervinus gewissenhaft und respectvoll (vielleicht nur zu respectvoll) geprüft hat, kommt er zu dem unerwarteten Resultate, daß, mit Ausnahme der prophetischen Apotheose der Königin Elisabeth, nicht eine Scene in dem Stücke Heinrich VIII. vorkommt, die man nicht ebenso gut als eine Satire auf das Haus Tudor wie als eine Verherrlichung desselben auslegen könnte."

Katholische Sympathien finden sich bei Shakespeare sehr häufig, insbesondere in seinen spätern Stücken. „So z. B. enthält in dem ersten Hamlet der Dialog zwischen dem Prinzen und dem Geist seines Vaters nur im Allgemeinen die Annahme des katholischen Glaubenssatzes vom Reinigungszustand der abgeschiedenen Seelen. In dem zweiten Hamlet dagegen findet sich an der betreffenden Stelle in der ergreifendsten Weise die Aufzählung aller Sterbsakramente mit allen technischen Ausdrücken dafür, welche damals sonst lange schon außer Gebrauch gewesen seyn müssen."

In „Maaß für Maaß" II. 2. wird die Ascese gepriesen.

. . . . Fromm Gebet,
Das auf zum Himmel steigt und zu ihm dringt
Vor Sonnenaufgang; Bitten reiner Seelen,
Fastender Jungfrauen, deren Herz nicht hängt
An dieser Zeitlichkeit.

„So findet sich denn auch in Isabellens Munde dieser kühne Ausspruch, dessen Klarheit jede Zweideutigkeit ausschließt:

Die Großen spotten wohl der Heil'gen; Witz
Bei ihnen heißt dieß; beim geringern Manne
Abscheuliche Entheiligung.

Die Kraft der Heiligkeit, selbst vor der Verklärung der Seelen durch den Tod, ist auf eine noch rührendere Weise angegeben im fünften Act, da wo die Sünderin Marianne an Isabella die Bitte richtet um ihre Fürsprache für sie, und zwar ohne daß Isabella ein Wort ausspreche, sondern so, daß sie nur mit erhobenen Händen neben Marianne niederkniee, während diese allein reden will."

Und wie verächtlich spricht Shakespeare von den seit der Renaissance aufgekommenen Königen, die sich zum Haupt der Kirche erklärten und die Allmacht vergötterter Imperatoren des alten Heidenthums ansprachen:

Könnten die Großen donnern
Wie Jupiter, sie machten taub den Gott:
Denn jeder winz'ge, kleinste Richter brauchte
Zum Donnern Jovis Aether; — nichts als Donnern!
O gnadenreicher Himmel!
Du mit dem zack'gen Felsenkeile spaltest
Den unzertheilbar knot'gen Eichenstamm,
Nicht zarte Myrthen. Doch der Mensch, der stolze Mensch,
In kleine, kurze Majestät gekleidet,
Vergessend, was am mind'sten zu bezweifeln,
Sein gläsern Element, — wie zorn'ge Affen, —
Spielt solchen Wahnsinn gaukelnd vor dem Himmel,
Daß Engel weinen.

Es würde zu weit führen, wollten wir alle Stellen aus Shakespeare's Werken sammeln, welche beweisen, daß ihm die tiefste Religiosität, die wärmste Anhänglichkeit an der alten naiven Frömmigkeit, der poetische Sinn für die altkatholische Heiligkeit innewohnten, und daneben die tiefste Verachtung des modernen Staats und der modernen Bildung. Man vergleiche desfalls Timon und Hamlet.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels



Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 54. 6. Juli 1864.

Utopien.

Der Sonnenstaat des Dominicaners Tomaso Campanella. Von Director Tröbst. Weimarisches Schulprogramm, 1860. 4.

Obgleich dieses Programm schon vor ein paar Jahren erschienen ist, glauben wir doch, ihm auch jetzt noch einige Aufmerksamkeit schenken zu sollen, da der Gegenstand nicht nur für die Literaturgeschichte von Interesse ist, sondern auch zu den vielfachen Vorurtheilen und Schwindeleien unserer Zeit in Beziehung steht.

Campanella, der berühmte italienische Philosoph, gehörte, obgleich er Mönch war, der heidnisch classischen Opposition an, die es unternahm, die christliche Welt aus ihren Angeln zu heben. Diese Opposition theilte sich in so genannte edle Schwärmer, wie Savanarola, und in freche Spötter, wie Aretino. Campanella gehörte mehr zu den ersten. Auch war er ein italienischer Patriot, sofern er an einer Empörung theilnahm, durch welche im Jahr 1599 die spanische Herrschaft im Königreich Neapel hätte gestürzt werden sollen, und er erweckt Mitleid, weil er deshalb 27 Jahre lang im Kerker schmachten mußte. Doch erlebte er noch die Genugthuung, daß er eben wegen seines italienischen Patriotismus durch Papst Urban VIII. aus dem spanischen Kerker wieder befreit und am französischen Hofe mit großer Achtung empfangen wurde. Dies war eine Demonstration der Mächte, welche damals Spanien feindlich gesinnt waren und deren Politik der Mönch damals eine Auszeichnung verdankte, wie Garibaldi sie in unsern Tagen der englischen Politik verdankt.

In seinem Kerker schrieb Campanella das merkwürdige Buch vom Sonnenstaate, in welchem er sich das Ideal eines Staates ausmalte. Dasselbe hat ziemlich viel Aehnlichkeit mit dem modernen Ideal der Communisten. Der Präsident des Sonnenstaates heißt Hoh, d. i. Metaphysikus, also der Philosoph par excellence. Unter ihm stehen drei Minister, Pon, Sin und Mor, d. i. Macht, Weisheit und Liebe. Den Mittelpunkt des Staates bildet ein ungeheurer Tempel, gleich dem heidnischen zu Ekbatana. Er besteht nämlich aus sieben Ringmauern, auf denen zuerst alle denkbaren mathematischen Figuren, sodann die Landkarten aller Länder, ein Abriß aller Sitten und Gebräuche, alle Mineralien, Pflanzen und Thiere abgebildet sind. „Im sechsten Bezirke nach Innen sind sämmtliche mechanische Künste bildlich dargestellt, ihre Instrumente, und auf welche Weise jene bei den verschiedenen Nationen betrieben werden. Sie sind nach ihrem Werthe geordnet und deutlich erklärt. Zugleich sind die Erfinder derselben angegeben. Im innern Theile sind sämmtliche Erfinder der Wissenschaften und der Waffen und die Gesetzgeber abgebildet. Da sahe ich einen Moses, Osiris, Jupiter, Merkur, Lykurg, Pompilius, Pythagoras, Zamolxis, Solon, Charondas, Phoroneus und gar viele andere. Ja sogar Mahomeds Bildniß hat man; doch haßt man ihn als einen fabelhaften und schmutzigen Gesetzgeber. Aber an würdigster Stelle sahe ich die Bildnisse des Herrn Jesus und der zwölf Apostel, die man in höchsten Ehren hält, ja sie über die Menschen hinausstellt. Dann sahe ich in den innern Säulenhallen die Bildnisse eines Cäsar, Alexander, Pyrrhus, Hannibal und anderer Heroen, die hervorleuchteten im Kriege und im Frieden, vornehmlich in der Römerwelt.“ Demnach ist die Religion im Sonnenstaate des Campanella der moderne Cultus des Genius und ein ausdrücklicher Protest gegen das Gebot: Du sollst nicht andere Götter haben neben mir! Denn Osiris, Jupiter, Mahomed werden von Campanella gradezu neben Jesus gestellt. Auch die Mauern enthalten nur ein Compendium irdischen Wissens und es ist merkwürdig genug, daß Campanella

damals schon durch dasselbe die göttliche Offenbarung ersetzen wollte, wie unsere Diesterweg'sche Schulmeisterei sie durch Humboldts Kosmos ersetzen will.

Die Staatseinrichtung ist communistisch. Campanella verlangte damals schon Fouriers Phalangsteren, Zusammenwohnen, Zusammenessen, Zusammenarbeiten aller, große Gemeinwesen ohne Familien, Gemeinschaft des Vermögens, gleiche Vertheilung der Arbeit und des Genusses durch selbstgewählte Behörden. Dabei fällt die Kirche mit ihren Instituten ganz weg. Alles ist nur Staat. Alle sind gleich, auch gleich gekleidet. „Die Kleider sind, wie bereits angedeutet, ganz einfach, in Form und Schnitt bequem. Hinsichtlich der Farben wechselt man sie viermal im Jahre, wann die Sonne in das Zeichen des Widders, des Krebses, der Wage und des Steinbocks tritt. Gemäß den Umständen und dem Bedürfnisse, steht es im freien Willen des Medicinalrathes, die Kleider in den einzelnen Bezirken vertheilen zu lassen. Dieselben sind stets in gehöriger Anzahl im Magazine vorräthig; sie sind zwar etwas grob, aber doch zierlich gearbeitet und den Jahreszeiten angemessen." Trotz der Gleichheit fehlt es aber sehr an der Freiheit. Nur die Staatsbehörden bestimmen, welches Frauenzimmer ein Kind haben soll und von wem? Die Kinder gehören nicht den Eltern, sondern dem Staate. Ehe, Familienleben oder auch nur freie Wahl der Geliebten ist nicht gestattet. „Da die Palästra nach der Weise der alten Spartaner eingerichtet ist, erscheint dort die Jugend beiderlei Geschlechtes nackend und die Inspectoren finden die Individuen wohl heraus, welche einst tüchtige Väter und Mütter seyn werden. Der Vermählung geht ein Bad voraus. Starkwüchsige und schöne Jungfrauen werden nur vermählt mit schlanken und rüstigen Jünglingen; wohlbeleibte Jünglinge mit schmächtigen Jungfrauen und umgekehrt. Nach bestimmten Stunden des Fastens und nach einem Gebet zu Gott ziehen, wann der Abend hereinbricht, Braut und Bräutigam ein in besondere Gemächer. In den Gemächern der Neuvermählten sind herrliche Statuen berühmter Männer aufgestellt; bald schaut die Braut diese an, bald zum Fenster hinaus und schickt Gebete zu Gott empor, daß er die Ehe segnen möge mit trefflicher Nachkommenschaft. Die ernste Stunde der Vermählung bestimmen der Astrolog und der Medicinalrath, indem sie hierbei auf eine glückliche Constellation bedacht sind. Namentlich haben sie es gern, wann Venus und Merkur östlich von der Sonne stehen."

Der Gottesdienst besteht nur im Cultus des Genius, daneben in Schmausen und Tanzen. „Nach dem Mahle bringen sie Gott Dank dar in musikalischen Chören. Dann besingt man auch die Heroenthaten der Christen, Hebräer, Heiden und übrigen Nationen und das ist ihnen etwas Köstliches. Sie beneiden ja Niemanden. Hymnen ertönen über die Liebe, die Weisheit und jegliche Tugend. Ein jeglicher erfaßt das Weib, welches er am meisten liebt, und führt mit ihm einen ehrbaren graciösen Chorreigen auf in den Säulenhallen." Obgleich nun aber die ganze christliche Kirche in diesem Musterstaate verschwindet, hat Campanella dennoch die Ohrenbeichte beibehalten, die aber nicht mehr einem Geistlichen, sondern dem weltlichen Staate, der Polizei, abgelegt wird (S. 27). Mit Gott, der wenigstens nicht geleugnet wird, findet man sich durch ein Scheinopfer ab. „Sol richtet die Frage an das Volk: ‚Wer ist unter euch, der sich für seine Glieder Gott freiwillig zum Opfer bringt?' — Wer sich am reinsten dazu fühlt, tritt hervor. Derselbige wird dann nach vorausgegangenen Ceremonien und Gebeten auf eine viereckige Tafel gelegt, an deren Ecken Stricke befestigt sind, welche oben in der kleinen Tempelwölbung über Kloben gehen. Hierauf ruft man Gott an um Barmherzigkeit, daß ihm nicht ein gezwungenes Thieropfer, wie es die Heiden darzubringen pflegen, sondern ein freies Menschenopfer genehm seyn möge. Sodann gibt Sol ein Zeichen, daß man an den Stricken ziehen solle, und das Opfer schwebt empor zum Mittelpunkte der kleinen Tempelwölbung, und läßt heiße Gebete entströmen. Von den nahe umwohnenden Priestern wird ihm spärliche Speise gereicht, bis die Bürgerschaft gesühnt ist. Der Auserwählte selbst bittet Gott unter Fasten, er möge sein freiwilliges Opfer gnädig annehmen; und nach zwanzig bis dreißig Tagen, wann Gottes Zorn gestillt ist, wird er Priester, oder — was jedoch höchst selten geschieht — steigt wieder herab auf dem äußern Priesterwege. In der Folge wird einem solchen Mann mit besonderer Ehre und Wohlwollen begegnet, weil er sich selbst hingab in den Tod für's Vaterland. Gott will aber nicht den Tod." Diese Komödie erinnert einigermaßen an das Hinwegschreiten über den todten Meister in der modernen Maurerei.

Campanella's Weltanschauung ist vollkommen heidnisch. „Es gibt nach der Ansicht der Sonnenstaatler zwei physische Principien aller irdischen Dinge; die Sonne ist ihr Vater, und die Erde ist Mutter, die Luft aber des Himmels unreiner Theil. Alles Feuer strömt aus von der Sonne; das Meer aber ist der Erde Schweiß. In ihrer Metaphysik stellen die Sonnenstaatler zwei Principien auf, nämlich ein höchstes Wesen, welches Gott ist, und ein Nichts, welches Mangel ist der Wesenheit und Grenzmarke, von wo etwas als

physische Erscheinung auftritt; denn nicht wird, was existirt; daher existirte nicht, was wird. Ferner aus dem Nichts und dem Seyn wird metaphysisch ein endliches Seyn. Aus der Neigung zum Ichseyn entsteht Uebel und Sünde. Die Sünde ist nur Mangel, nicht etwas Wirkliches."

Von der Zukunft erwartet Campanella ungefähr, was in unsern Tagen die Schule Diesterwegs, den ungeheuersten Fortschritt der Menschheit aus eigner Kraft und an der Hand des Humboldt'schen Kosmos. „Unser Zeitalter hat in hundert Jahren eine größere Geschichte als die ganze Welt in 4000. In einem Jahrhundert werden mehr Bücher erscheinen, als erschienen sind in 5000 Jahren! — Wenn Du wüßtest, was sie von der wunderbaren Erfindung der Buchdruckerei, der Schießgewehre und des Magnetes behaupten, jene herrlichen Zeichen und Organe zugleich zur Vereinigung der Weltbürger zu einer Heerde! — Jene bewundernswerthen Erfindungen rührten her vom Monde und Mars beim Gedrittschein des Krebses und als die Abside des Merkur dem Scorpion voreilte, jene Mächte wirken immerdar stark auf neue Seefahrten, neue Reiche und neue Waffen. Sobald aber die Abside des Saturn eintreten wird in den Schützen, die des Mars in die Jungfrau und ein neuer Stern erscheint in der Cassiopea, dann wird eine neue Monarchie erstehen; Gesetze, Kunst und Prophetie werden einer Reform und Erneuerung unterliegen und der heiligen Nation — so meinen die Sonnenstaatler — steht ein groß Heil bevor. Erst aber muß ausgerottet und ausgefegt werden und dann wird gepflanzt und gebaut. — Aber laß mich nun, ich habe mancherlei zu thun. Das jedoch will ich dir nicht verhehlen, daß die Sonnenstaatler bereits die Kunst zu fliegen erfunden haben, die einzig der Welt noch zu mangeln schien, und daß sie nächstens Gläser erwarten, mit denen die verborgenen Sterne gesehen, und Höhrrohre, womit des Himmels Harmonieen vernommen werden können."

Der Herausgeber hat demnach ein volles Recht, den Campanella zu den Fortschrittsmännern zu zählen, aber er geht zu weit, wenn er es billigt, daß Campanella „sich selbst als einen neuen Prometheus preist, bestimmt, mit dem vom Himmel gestohlenen Feuer die Geister und Herzen einer neuen Generation zu erleuchten und zu wärmen." Ein solcher Prometheus war Campanella nicht, wie sein Musterstaat beweist, der unausführbar und unsinnig ist, daher nicht mit Unrecht von Adelung in die „Geschichte der menschlichen Narrheit" aufgenommen wurde.

Campanella gehörte zu den romanischen Autoren, welche das christlich germanische Princip am gehässigsten bekämpft haben, um es durch ein neues heidnisch romanisches mittelst der Renaissance zu ersetzen. Davon hing nicht nur die Unterwühlung des Christenthums, sondern auch die des deutschen Reiches und die Anfeindung und Herabwürdigung der deutschen Nationalität zusammen. Wenn wir nun irgend wieder zum Bewußtseyn unsres nationalen Rechtes und unsrer nationalen Größe gelangen wollen, sollte man nicht fort und fort die alten Todtfeinde unsrer Nation und die Zerstörer des Mittelalters, in dem allein wir Deutsche groß und mächtig waren, als Heilande der Menschheit anpreisen. In dieser Richtung wird von unsern Gelehrten noch entsetzlich viel gesündigt.

Reise.

Auch eine Glocknerfahrt! Humoristische Skizze von C. A. D. Leipzig, J. A. Bergson-Sonnenberg.

Recht gut erzählt. Der anspruchslose Reisende unternimmt die Ersteigung des Groß-Glockner im Hochgebirge, welches Tirol von Salzburg scheidet, in Gesellschaft eines etwas sonderbaren Gelehrten, der kein Fleisch ißt, aber eine schöne Frau hat und eines Malers, der gern immer seine eigenen Wege geht, um Skizzen aufzunehmen. Von dem paradiesischen Mauthhäusel bei Innzell an beginnen die interessanteren Abenteuer. Gemüthlich im Wagen fahrend geräth die Gesellschaft in den s. g. Hohlwegen unter einen Bergsturz. Der Gelehrte will umkehren, der Berichterstatter peitscht aber die Pferde an, um schnell über die gefährliche Stelle hinaus zu kommen. Wüthend darüber will der Gelehrte mit dem Regenschirm auf ihn losschlagen, wird aber durch seine stärkere Frau, die lange hinten im Wagen mit ihm ringt, davon zurückgehalten, während der Berichterstatter nicht hört und nicht sieht, was hinter ihm vorgeht. In Saalfelden finden sie an jedem Hause merkwürdige biographische Blätter. Dort herrscht nämlich die Sitte, so oft einer stirbt, seinen Namen und Lebensabriß kurz auf ein schwarzes Brett zu schreiben, welches man draußen am Hause aufhängt und hängen läßt, so daß viele Häuser halb damit bedeckt sind. Die Reisegesellschaft fährt über den See nach Bruck, gelangt aber nicht dahin, sondern wird von dem klugen Schiffer unter einem Vorwande zu seines Vaters Hause hingefahren, zu einer so elenden Schenke, daß die Reisenden

sich einbilden, in eine Räuberhöhle gerathen zu seyn. Ihr Schrecken wird noch vergrößert durch ein Gewitter und einen Sturzbach, der zur Hausthür hereinbricht und plötzlich das ganze Zimmer unter Wasser setzt. Indessen erholt man sich vom Schrecken, der Himmel klärt sich auf und man zieht weiter. Der Berichterstatter macht mit dem Gelehrten einen Abstecher im Gebirge und wird von einer Schneelawine gefährlich genug, wenn auch ohne Schaden, überfallen. Als die beiden Helden aber bei der Heimkehr sich ihres Abenteuers rühmen, werden sie von der Gattin des Gelehrten, der schönen Cornelia, ausgelacht, weil diese die Lawine von fern nur wie einen dünnen Zwirnsfaden hat herablaufen sehen und sich nicht überzeugen lassen will, es sey Gefahr dabei gewesen. Die gedachte schöne Cornelia wird aber grausam bestraft, indem ihr Mann einen Doctor findet und mit demselben einen andern Weg einschlägt, sie aber der Obhut des Berichterstatters überläßt, mit welchem sie hoch und immer höher zum Glockner hinaufsteigt, bis sie entsetzlich müde wird und nicht weiter kann. Was hilft es ihr nun, daß sie das Edelweiß mit eigner Hand am Felsenrand gebrochen, daß sie das herrliche Panorama der Gletscher überschaut. Sie kann nicht weiter und wegen der steilen Höhe auch nicht zurück. Der Führer muß also drei Stunden weit nach Heiligenblut hinunter klettern, um ein Saumroß für die Dame zu holen, während es Nacht und unerträglich kalt wird. Dazu kommt die Bergfurcht, das Gefühl der schauerlichen Einsamkeit auf solcher Höhe. Der Reiz der ganzen Situation erstirbt nun in Angst, Zittern und Weinen der unglücklichen Dame und in Aerger ihres Begleiters, bis endlich das Saumroß kommt. Die Getrennten finden sich wieder. Der Gelehrte will durchaus mit seinem alten Freunde, dem Doctor noch eine zweite Sonderpartie machen und dem Berichterstatter noch einmal seine Dame überlassen. Wie sind Sie zu beneiden, Sie Glücklicher! ruft ihm der malitiöse Doctor zu. Aber der Berichterstatter wird sehr bedenklich. Er findet die schöne Cornelia allein, wie sie einem alten Barden zuhörte, der sie „mit den unanständigen ‚Schnadahipfln' unterhielt, die in lustig angetrunkener Herrengesellschaft allenfalls hätten passiren können, keinesfalls aber für das Ohr der keuschen Doctorin berechnet waren. Die Gute war aber des Landes Dialect vollkommen unkundig und der Barde hätte eben so gut chinesisch singen können. Mir war aber das Gemäcker des Alten in hohem Grade zuwider und vermittelst einer Gabe und einiger wohlgemeinten leisen Flüche brachte ich ihn bald aus dem Zimmer und war mit der schönen Cornelia allein. ‚Wie kommt es doch, daß diese so schönen Volksgesänge alle auf uns einen so wehmüthigen Eindruck machen?' hob sie an, mir die schmale weiße Hand zum Kusse reichend. Obwohl nun die ‚höchst fidelen Schnadahipfln' des Alten, welche die holde Cornelia so freundlich für ‚schöne Volkslieder' gehalten, auf mich durchaus keinen ‚wehmüthigen' Eindruck gemacht hatten, so war ich doch schleunigst bereit, um die Vorwürfe meines Gewissens über das böswillige Verlassenwollen dieses Engels zu übertäuben, auf die Intentionen der Doctorin einzugehen und spann mit ihr einen sehr langen, höchst ästhetischen Gesprächsfaden über das Volkslied im Allgemeinen, welcher erst durch das Auftreten der übrigen hungrigen Gesellschaft und des ‚Gamsbratens' (schon wieder gamsificirte Ziege! o wie sehne ich mich nach den Fleischtöpfen des Elephanten in der Murvorstadt von Gratz! seufzte es in meinem Innern) abgerissen wurde. Die harmlose Gesellschaft kämpfte noch mit dem Gamsbraten, als ich still hinausschlich, meine Rechnung zahlte, die, beiläufig bemerkt, für die hiesigen Verhältnisse höchst mäßig war, dem Wirth den Abschiedsbrief mit dem Auftrage, ihn erst in einer Stunde dem Doctor zu übergeben, einhändigte und schleunigst davon fuhr."

Literaturgeschichte.

Annalen der Poetischen National-Literatur der Deutschen im XVI. und XVII. Jahrhundert. Nach den Quellen bearbeitet von Emil Weller. Zweiter Band. Freiburg im Breisgau, Herder, 1864.

Dieses außerordentlich fleißige Werk fährt fort alle einzelnen Dichtungen, selbst die kleinsten, zu verzeichnen, immer mit genauer Angabe der Quellen und vollständigen Titel. Ueberſichten, Beurtheilungen und Commentaren fehlen gänzlich. Man hat nur einen großen Katalog vor sich, der Titel, Verfasser und Jahreszahlen enthält. Doch ist die ganze Masse in Gattungen eingetheilt und ein alphabetisches Autorenregister beigegeben.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, № 55. 9. Juli 1864.

Neueste Schrift über Polen.

Le Pape et la Pologne par Mr. le comte de Montalembert. (Le Correspondant LXII. I livraison. Paris, Douniol, 1864).

Der edle Graf von Montalembert, der früher schon für „die Nation in Trauer“ in so schöner Weise plaidirt hat, gibt in dieser Schrift seiner Begeisterung für Pius IX. Ausdruck, für den Völkerhirten, der allein in ganz Europa sich der armen Polen angenommen hat, indeß alle weltlichen Großmächte dem Abschlachten und der Deportirung des unglücklichen Volkes, ohne ihm irgendwie zu helfen, nur zusehen. Als Katholik vertheidigt der Verfasser zugleich seine Kirche gegen das Verderben, das ihr an der Weichsel droht, und als Franzose spricht er Sympathien aus, die längst an der Seine heimisch sind.

Wir befinden uns in Deutschland in einer andern Lage und Stimmung, wenn wir nach Polen hinüberblicken. Human, wie wir es wohl vor allen andern Völkern Europas sind, verabscheuen wir die barbarische Mißhandlung unserer polnischen Nachbarn durch die Russen und sehen in der Befestigung der russischen Herrschaft in Polen zugleich eine Drohung für Deutschland. Allein die Polen selbst sind es, die sich um alle Sympathien in Deutschland gebracht haben. Welche Theilnahme schenkte man ihnen im Jahr 1831! Die öffentliche Meinung Deutschlands unterstützte sie in der Presse. Man sammelte für sie, man schickte ihnen Aerzte, man schützte und unterstützte sie auf ihrer Flucht. Man empfing sie mit lautem Jubel, gab ihnen Feste, unterstützte sie zur Weiterreise nach der Schweiz und Frankreich. Noch 17 Jahre später, noch 1848, fanden sie die wärmsten Sympathien in Berlin. Referent selbst war Zeuge, wie Mieroslawski und seine Mitangeklagten damals freigelassen und im Triumph in Berlin eingeführt wurden, wie ganze Schaaren Polen mit ungeheuern weiß-rothen Kokarden in Berlin mit Waffen versehen wurden und auf offnen Plätzen exercirten. Die revolutionirten Berliner glaubten damals in allem Ernst, die ganze polnische Nation würde aufstehen und von dem neuen preußischen Freiheitssystem unterstützt, Rußland angreifen oder den Angriff, mit dem Rußland, wie man damals glaubte, Preußen bedrohe, zurückschlagen.

Welchen Dank ernteten die Deutschen für ihre thörichte Gutmüthigkeit und Leichtgläubigkeit? Mit den nämlichen Waffen, mit denen man sie in Berlin versehen hatte, griffen die Polen wenige Tage später die wehrlosen Deutschen in den Dörfern und kleinen Städten des Großherzogthums Posen an und raubten und mordeten unter ihnen, bis sie durch preußische Soldaten zur Ruhe gebracht wurden. Gegen die Russen thaten die Polen damals keinen Schuß, ihre ganze Wuth richtete sich vielmehr gegen die Deutschen, von denen sie eben erst soviel Großmuth und Theilnahme erfahren hatten. Die Berliner waren freilich damals von Sinnen, sonst hätten sie sich erinnern müssen, daß schon 1846 die polnische Insurrection ausschließlich gegen die Deutschen im Großherzogthum Posen und in Galizien gerichtet war, und nicht gegen die Russen. Später stellte Wielopolski sein berühmtes Programm auf, wonach Polen nur einen Feind habe, nämlich Deutschland, gegen das es sich mit Rußland eng verbinden solle. Dieses Programm kam zwar nicht zur Ausführung, vielmehr erhob sich in wenigen Jahren Polen gegen Rußland, allein der Nationalhaß der Polen war auch diesmal wieder gegen die Deutschen wie gegen die Russen gerichtet. Man machte wieder Revolutionsversuche im preußischen und österreichischen Polen, wie im russischen, mißhandelte wieder die Deutschen, die friedlich unter den Polen lebten, und behandelte alle Deutsche mit einer eben so unklugen als un-

leiblichen Verachtung. Dadurch haben sich nun die Polen um alle Sympathien in Deutschland gebracht, selbst bei den entschiedensten Gegnern der russischen Politik.

Der edle Graf hat demnach Unrecht, wenn er Deutschland Vorwürfe macht, daß es seine eigne Nationalität in Schleswig vertheidigt und den Polen nicht dasselbe Recht, die ihrige zu vertheidigen, gelten lassen will. Und er lebt in einem historischen Irrthum, wenn er uns Undank (une cynique ingratitude) gegen die Polen vorwirft, weil sie uns vor den Mongolen geschützt und gerettet hätten. Thatsache ist, daß die Mongolen im 13. Jahrh. bereits ganz Rußland und ganz Polen überwältigt hatten und daß sie erst dann zurückgingen, als sie in der ersten blutigen Schlacht, die sie mit Deutschen schlugen, sich überzeugten, wenn schon die kleine Vorhut der Deutschen sich so tapfer gegen sie schlüge, würden sie gegen eine so große und mannhafte Nation nichts ausrichten.

Mehr Recht hat der edle Graf, wenn er die Frage aufwirft, ob es für die deutsche Nation nicht nützlicher seyn würde, sich mit den Polen gegen die Russen zu verbinden und ein polnisches Reich als Vormauer gegen das übermächtige Rußland aufzurichten. Das würde ohne Zweifel im Interesse der deutschen Nation liegen, wenn nur die Polen selbst uns durch ihre Sympathien eine solche Verbindung möglich machten. Aber sie hegen gegen uns nur Antipathien. Oesterreich und Preußen haben gewiß einen Fehler begangen, indem sie Polen theilten und Rußland den Löwenantheil überließen. Hätten sie immer einig gegen Rußland zusammen gehalten, so hätten sie ein selbständiges Königreich Polen gegen Rußland schützen und sich dadurch die Sympathien der Polen erkaufen können. Oder sie würden wenigstens sich selbst den größten Theil von Polen behalten und die russische Grenze weit zurückgeschoben haben. Rußland ist seitdem zu einem so ungeheuern Koloß angewachsen, daß es, wenn es erst seine gegenwärtige Krise übersteht, von seinen Weichselfestungen aus Oesterreich und Preußen noch schwer bedrängen kann. Im Jahr 1854 bot sich Oesterreich und Preußen noch einmal eine vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit dar, im Vereine mit den Westmächten Rußland zu schwächen und ihm wenigstens das Weichselgebiet zu entreißen. Sie haben von dieser guten Gelegenheit keinen Gebrauch gemacht.

Es gibt allerdings auch außerhalb Oesterreich und Preußen noch ein ganz ansehnliches Deutschland, dessen Daseyn selbst die Londoner Conferenz nicht mehr geleugnet hat. Von hier aus, und wir sprechen nicht blos von Sachsen, welches längere Zeit in inniger Beziehung zu Polen gestanden hat, würden sich die Sympathien wohl gern den Polen zuwenden. Allein die Erfahrung hat bewiesen, daß die Polen, wenn sie sich nicht im Sinne Wielopolski's an Rußland anschließen, immer nur französische Sympathien hegen und sich bis zu gänzlicher Selbstvergessenheit und Unvernunft als blinde Werkzeuge Frankreichs brauchen lassen. So lange wir Deutsche nun noch immer vor unserm mächtigen französischen Nachbar und seinen Annexionsgelüsten auf der Hut seyn müssen, wäre es doch sehr unbesonnen von uns, wenn wir ein polnisches Reich wollten errichten helfen, welches sich mit Frankreich gegen uns verbinden würde.

Die Klage des Verfassers über den Undank desselben Frankreichs, für welches die Polen sich so oft hingeopfert haben, sind gerecht. Allein daraus folgt nicht, daß Napoleon III. geneigt seyn könnte, den unglücklichen Polen eine mehr als moralische Unterstützung zu gewähren. Nicht nur Oesterreich und Preußen würden ihm den Weg nach Polen verlegen, sondern auch das übrige Deutschland würde sich den französischen Besuch verbitten.

Den Engländern macht Graf Montalembert den Vorwurf, daß sie Polen hauptsächlich deswegen im Stich lassen, weil es katholisch ist. Wenn sie aber auch Polen helfen wollten, würden ihre Flotten dazu nicht ausreichen.

Wie uns scheint, ist von Fröbel in seiner neuesten Schrift der einzig richtige Weg bezeichnet worden, auf welchem den Polen geholfen werden kann. Er hält nämlich die Interessen des germanischen und romanischen Europa für wesentlich identisch gegenüber der russischen Barbarei. Er beklagt, daß die Grenze dieser Barbarei bereits so weit gegen Westen vorgeschoben sey, was nimmermehr der Fall wäre, wenn die germanischen und romanischen Großstaaten sowohl in ihrem eignen besondern Interesse, als im allgemeinen Interesse der Civilisation zusammen gehalten hätten. In der That sind alle mittel- und westeuropäischen Kriege zwischen England und Frankreich, zwischen Deutschland und Frankreich, zwischen Oesterreich und Preußen immer nur Rußland zugute gekommen und nur durch die Eifersucht der gebildeten Staaten ist der Barbarenstaat so groß und mächtig geworden. Das Unglück Polens ist eben so wie das unnatürliche Anwachsen Rußlands nur eine Folge der groben Versäumnisse, deren sich die germanischen und romanischen Großstaaten des Westens schuldig gemacht haben. Ihre Aufgabe wäre es, auf einem großen europäischen Congreß die große Frage zur Entscheidung zu bringen, den großen Interessen des civilisirten Europa Recht zu verschaffen. Aber die Eifersucht zwischen Deutschland, Frankreich und England hat sich bis jetzt als unüberwindlich bewährt und es ist eben der Welt Lauf, daß das Natürliche und Vernünftige, wie es jedermann einleuchten sollte, eben doch nicht geschieht. Napoleon III.

spricht in seinem Congreßvorschlage dasselbe Princip der europäischen Solidarität aus. In dieser großen Frage, wie in der mexikanischen, nimmt sein Ideengang einen hohen Flug. Niemand besser als er begreift die hohe Aufgabe des civilisirten Europa gegenüber der alten asiatischen Barbarei sowohl, als gegen die neue Verwilderung in Amerika. Aber seiner Mahnung, in diesen hohen Ideengang einzugehen, wird nicht entsprochen. Man nimmt das alles nur für Maske eines rein französischen Ehrgeizes und für Hebel einer egoistisch-französischen Politik. Unter diesen Umständen kann Rußland ruhig seyn. Es wird ihm an Allianzen, wie bisher, und unter gewissen Bedingungen sogar an der französischen selbst nicht fehlen und das arme Polen wird vollends verbluten. Aber trotz aller Grenzkosaken wird der stille Naturprozeß der Germanisirung in den slavischen Ländern fortschreiten.

Geschichte.

Geschichte des dreißigjährigen Kriegs. Nach den Resultaten der neuen Forschungen dargestellt von Franz Keym. Zwei Bände. Freiburg im Br., Herder, 1863, 1864.

Derselbe Verfasser hat bereits Onno Klopps berühmtes Werk über Tilly in einer kürzern populären Bearbeitung einem größern und weniger gelehrten Leserkreise näher gebracht. Im vorliegenden Werk, das nur zwei mäßige Bände umfaßt, hat er die neuen Forschungen von C. A. Menzel, Hurter, Gfrörer, Knopp, du Jarry x. ausgebeutet und zu einem Ganzen zusammengestellt, was sich recht gut lesen läßt. Er ging von dem leider nur zu wahren Gesichtspunkt aus, die Geschichte des dreißigjährigen Krieges sey bis zum Auftreten C. A. Menzels, Gfrörers (auch nicht zu vergessen Bartholds) durchaus nur einseitig im protestantischen Parteiinteresse (sagen wir lieber nach einem französisch-schwedischen, Richelieu-Oxenstierna'schen Programm) geschrieben worden, so daß die Wahrheit der Thatsachen, wie sie z. B. noch von Schiller zusammengestellt worden sind, entstellt ist. Daß in dieser Beziehung endlich einmal nach mehr als zweihundert Jahren die Wahrheit ermittelt wird, war nicht mehr als billig und der Ehre deutscher Wissenschaft angemessen. Es ist aber auch für die Gegenwart und Zukunft ersprießlich, wenn wir Deutsche zu besserer Selbsterkenntniß gelangen und einsehen lernen, wie die schwersten Uebel unserer Zerrissenheit eigentlich entstanden und wo die Schuldigen zu finden sind, da es bisher die leidige Gewohnheit war, jedem deutschen Knaben in der Schule eine falsche Ansicht beizubringen und ihm als böse Feinde der deutschen Sache Namen zu nennen, die daran unschuldig waren, und als wahre Freunde und Retter Deutschlands, die es am schlimmsten mit ihm gemeint haben.

Indeß genügt auch der Gesichtspunkt der neuen Geschichtschreiber, welchen Herr Keym gefolgt ist, zur vollen Ermittlung und Darstellung der Wahrheit noch nicht. Wir haben hier der einseitigen protestantischen Geschichtschreibung gegenüber eine eben so einseitig katholische, die nur den Vortheil hat, gekränktes Recht wiederherzustellen, unverdiente Vorwürfe zurückzuweisen, eine bisher ganz im Dunkeln gelegene Seite großer Weltereignisse zum erstenmal in's Klare zu setzen. Aber katholische Fürsten, Diplomaten und Feldherrn haben sich an unserm großen deutschen Vaterlande nicht minder versündigt, wie protestantische, und es bleibt immer einseitig und führt zu keiner wahren Erkenntniß, wenn sich die Confessionen gegenseitig allein die Schuld zuschieben.

Den einzigen Gesichtspunkt, unter welchem die deutsche Geschichte in ihrem Entwicklungsgange bis zur neuern Zeit allein richtig verstanden wird, erhält man, wenn man die Politik der Dynastien scharf in's Auge faßt. Schon die ältesten Kämpfe der deutschen Völker unter einander gingen nur aus der Eifersucht der fränkischen und gothischen Dynastien hervor. Schon die älteste abendländische Kirchentrennung ging nur aus dynastischen Interessen hervor. Deutsche Fürsten waren katholisch oder arianisch nicht aus Ueberzeugung, sondern weil es ihrer Politik entsprach, ihre Völker vom Glauben des Nachbars abwendig zu machen. Im mittelalterlichen Kaiserreich ging wieder aller Haber allein von den Dynastien aus, die mit einander um die Kaiserkrone buhlten, einander über den Kopf wuchsen oder durch systematische Zertrümmerung des Reichs sich souverain machen wollten. Diese dynastische Politik wurde immer bemäntelt, beschönigt, namentlich durch religiöse Täuschungen. Nicht die Kirche war es, der das Haus der Hohenstauffen zum Opfer fiel, sondern die dynastische Politik des französischen Königshauses und der deutschen Fürstenhäuser. Auch an dem beklagenswerthen Schisma zwischen Avignon und Rom trug nicht die Kirche, sondern nur die Eifersucht der weltlichen Fürsten Schuld. Als das luxemburgische Haus unter dem elenden König Wenzel die Krone des Reichs an den edeln Wittelsbacher Ruprecht verlor, verband es sich aus rein dynastischen Interessen mit Frankreich, um den rechtmäßigen von Deutschland anerkannten Papst zu verwerfen und einen neuen zu

proklamiren. Es verband sich zu diesem Zweck aber nicht blos mit Frankreich, sondern auch mit der czechischen Partei und nur aus diesem Grunde erlangte Wenzels vertrautester Rathgeber, der Czeche Hus, ein so großes Ansehen und konnte so weit gehen, alle Deutsche aus Böhmen zu vertreiben und unter dem Vorwand eines Religionskriegs einen slavischen Racenkrieg gegen die Deutschen zu schüren.

Genau eben so wurde die Reformation von der Fürstenpolitik ausgebeutet und das aus ihr gemacht, was sie leider geworden ist. Die Kirche war dabei nie Zweck, sondern nur Mittel, obgleich alles im Namen der Kirche geschah. Der Churfürst von Sachsen, der bis an sein Ende katholisch blieb, förderte die Reformation nicht aus Glaubensgründen, sondern nur als ein Mittel, um dem Kaiser gegenüber eine selbständige Machtstellung zu gewinnen. Das Band der Treue, welches das sächsische Volk an den Kaiser band, konnte nicht wirksamer zerrissen werden, als wenn das Volk im religiösen Glauben dem Kaiser entfremdet wurde. Als aber nun der Sachse die lutherische Kirche gemacht hatte, machte wieder der Pfälzer aus denselben politischen Gründen eine dritte, die calvinische Kirche, und hätte jeder Fürst am liebsten auf seinen Territorien sich seine eigne gemacht, nach dem damals aufkommenden Grundsatz cujus regio, ejus religio. Der Tyrann von England, Heinrich VIII., machte sich wirklich seine eigne Kirche. Auch der Däne und Schwede würde es gethan haben, wenn sie nicht nöthig gehabt hätten, gegen die noch mächtige katholische Partei, beide mit den norddeutschen Lutheranern zusammenzuhalten. Polen war nahe daran, socinianistisch zu werden. Die Theologen bildeten sich ein, es handle sich nur um Glaubensartikel, aber sie hatten auf jeder Universität ihren politischen Leithammel, welcher sie zu Zwecken dynastischer Politik dahin lenkte und hetzte, wo man sie haben wollte. Der theologische Streit zwischen Lutheranern und Calvinisten würde niemals zu solcher Wuth entflammt seyn, wenn er nicht von der gegenseitigen Eifersucht der Fürsten genährt worden wäre. Das Volk aber stellte nur eine Menge von blinden Schafen dar, die sich von den Fürsten und ihren schlauen Kanzlern hier in diese, dort in jene Abtheilung einpferchen ließen. Auf allen Kanzeln wurde von Lutheranern gegen Calvinisten und umgekehrt gewüthet, nicht weil das Seelenheil vom Buchstaben des Glaubens abgehangen hätte, sondern weil der lutherische Fürst sich durch die Politik des calvinischen Fürsten gehemmt fühlte und dieser durch jenen, so daß jeder dem andern durch seine bezahlten Zeloten die Hölle heiß machte. Daraus allein erklärt sich im dreißigjährigen Kriege das scheinbar widersinnige Anschließen des lutherischen Sachsen an den katholisch gebliebenen Kaiser. Diese Annäherung hätte niemals stattgefunden, wenn sich der calvinische Pfälzer nicht seinerseits auf Frankreich und England gestützt hätte, um den Sachsen an Macht und Ansehen zu überholen.

Gleiche Unnatur war im Auftreten Gustav Adolfs, der die Protestanten zu schützen vorgab, während diese ihn gar nicht gerne kommen sahen und er es wirklich nur auf Länderraub abgesehen hatte. Daher endlich auch das vollkommen berechtigte Vorschreiten Wallensteins, welcher der ganzen bisherigen Wirthschaft im deutschen Reich ein Ende machen und alle Deutschen ohne Unterschied der Confessionen unter einem gewaltigen Kriegsherrn vereinigen wollte. Wie treulos auch Wallenstein an seinem Kaiser handelte und wie wenig seine Mittel ausreichten, den Zweck zu erreichen, so ist doch unzweifelhaft, daß er Deutschland wieder vereinigen wollte und daß eine solche Vereinigung besser gewesen wäre, als der wachsende Verfall des deutschen Reichs nach Wallensteins Tode.

Bei der Beurtheilung des dreißigjährigen Krieges darf man nicht zu kleinliche Maaßstäbe anlegen, am wenigsten die des buchstäblichen und formellen Rechts. Hier wurden Fürsten gegen alles Recht abgesetzt, dort Verträge zerrissen und das ständische Recht mit Füßen getreten. Noch weniger gilt der confessionelle Maaßstab; die katholischen Franzosen verbanden sich mit Protestanten und der Papst wünschte den Schweden herbei, um den Kaiser zu ängstigen. Die, welche es mit Schweden und Frankreich hielten, waren die schnödesten Verräther deutscher Nation. Unendlich höher und reiner steht der Kaiser da, der mit seiner Krone zugleich die Einheit und Macht des deutschen Reiches vertheidigte. Eine höchst zweideutige Rolle spielte der bayrische Maximilian, wie viel man ihn auch gepriesen hat. Er schwankte stets zwischen ehrlicher deutscher und unehrlicher dynastischer Politik. Seine Feldherren Mercy und Werth wie Tilly und Pappenheim und seine Soldaten schlugen sich überall und immer unsterblichen deutschen Ruhmes würdig, aber seine Diplomatie war trugvoll.

Es war der unglückseligste Krieg, den Deutschland je erlebt hat, dieser dreißigjährige, und unsere große, einst die herrschende Nation in Europa, wurde die Metze der Fremden.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, N° 56. 13. Juli 1864.

Geschichte.

Geschichte der Stadt Köln, meist aus den Quellen des Kölner Stadt-Archivs. Von Dr. Leonard Ennen, Stadt-Archivar. Erster Band. Köln und Neuß, Schwann, 1863.

Eine sehr gründliche Geschichte der alten „heiligen" Stadt, worin außer den bekannten Werken, in denen derselbe Stoff behandelt ist, auch die neuesten Forschungen im Gebiet der deutschen Vorzeit überhaupt und insbesondere das Kölner Stadtarchiv benutzt sind.

Vor allem ist bemerkenswerth, daß der Verfasser auch schon in der vorrömischen Zeit dem Platze Köln eine große Bedeutung zuerkennt, sofern er die ara Ubiorum für ein Heiligthum hält, welches mehreren umwohnenden germanischen Stämmen gemeinschaftlich war. Deßhalb konnte aus dem schon vorhandenen und angesehenen oppidum Ubiorum, indem die Römer dasselbe nur erweiterten, so schnell die große Colonia Agrippina werden, deren Namen die Stadt noch heute trägt. Von dem alten Köln, wie es zur Römerzeit beschaffen war, gibt nun Herr Ennen eine sehr einläßliche Beschreibung, da sich viele alte Mauern, Antikaglien, Inschriften und römische Namen erhalten haben.

Obgleich Trier die Hauptstadt des römischen Gallien und Köln nur ein Grenz- und Handelsplatz war, so erhielt doch die letztere Stadt grade durch die starke Garnison Bedeutung, die hier immer zusammengehalten werden mußte, um den furchtbaren Angriffen der Deutschen zu wehren. Als nun die erste julische Kaiserdynastie ausging und die Legionen anfingen, ihre Feldherrn auf den Schild zu erheben und die Kaiser aus den Feldlagern hervorgingen, waren die tapfern und zahlreichen Legionen, die den schweren Kampf mit den Deutschen zu bestehen hatten, nicht die letzten, die bei den Kaiserwahlen concurrirten. Schon Kaiser Vitellius ging aus der Garnison von Köln hervor. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich in den Tagen des Kaisers Gallienus. „Zonaras erzählt, Postumus habe die Germanen, welche in Gallien eingefallen, mit großem Verlust zurückgeschlagen und die ihnen entrissene Beute sofort unter die Soldaten vertheilt. Da aber Albanus darauf bestanden habe, die ganze Beute gehöre ihm, seyen die Soldaten vor die Stadt Köln gezogen, hätten den Albanus nebst dem Sohne des Gallienus getödtet und den Postumus zum Kaiser ausgerufen. Der neue Kaiser umgab sich mit einem Senate und erhob Köln zur Residenz und Hauptstadt eines selbständigen germanisch-gallischen Kaiserreiches, und der kölnische Senat stellte sich in seinen Rechtsansprüchen kühn neben den römischen, und wie dieser nahm er die Befugniß in Anspruch, den höchsten Ehrentitel ‚Augustus' zu verleihen. Der jüngere Postumus nahm diese Auszeichnung aus den Händen des Kölner Senates. Der neue germanische Kaiser legte sich die Würde eines ersten Consuls, eines Tribuns und des höchsten Priesters bei. Seine persönlichen Vorzüge sicherten ihm bald einen bedeutenden Anhang; sein selbständiges Reich hatte schon feste Grundlagen gewonnen, und es nahm den Anschein, daß das ganze römische Germanien, Gallien und Brittannien seine Herrschaft anerkennen würde. Meuchelmord und blutiger Parteikampf verhinderten die Festigung und ruhige Entwickelung der neuen Verhältnisse im Nordwesten des römischen Reiches. Der Dolch des Lollianus zerstörte die Plane des Postumus und zerriß die schönen Aussichten der jungen Residenz. Lollianus erfreute sich nur kurze Zeit der Früchte seiner Gewaltthat. An seine Stelle trat auf zwei oder drei Tage ein Schmied, Namens Marius, ein Mann von gewaltiger Körperstärke, der sich vom Ambos zum Kaiserthrone aufgeschwungen hatte, aber bereits nach einigen Tagen von einem seiner

frühern Gesellen ermordet wurde. Nach ihm bestieg Markus Aurelius Viktorinus den gallischen Thron. Er fiel als ein Opfer seiner unbändigen Sinnlichkeit. Weil er die Frau des Attuarius verführt hatte, fiel er unter dem Dolche des betrogenen Gatten. Die einflußreiche Mutter des Ermordeten, Viktorina, die vom Senat mit dem Titel mater castrorum beehrt und als Augusta anerkannt wurde, suchte ihrem Enkel die Herrschaft zu retten. Doch ihr ungemessenes Ansehen war nicht im Stande, ihren Liebling vor Mörderhand zu schützen. Auch der jüngere Viktorin fiel unter dem Dolche." Die neuen Usurpatoren Tetricus, Proculus und Bonosus unterlagen ebenfalls und Probus stellte endlich die Einheit des ganzen römischen Reichs wieder her.

Gewiß sind diese Versuche, ein fränkisches Reich schon lange vor Chlodwig zu gründen, von großem Interesse. Das unnatürlich ausgedehnte römische Reich konnte auf die Dauer nicht zusammenhalten, es mußte in seine Hauptbestandtheile zerfallen, und das war der mehr oder weniger gräcisirte Bestandtheil im Orient und der mehr oder weniger keltische und germanische im Nordwesten.

Constantin der Große baute eine steinerne Brücke bei Köln über den Rhein, aber sie wurde schon unter seinem Nachfolger Julian durch die Franken zerstört und konnte von den Römern nicht wieder aufgebaut werden. So mächtig war schon das Frankenvolk geworden, um den Römern jedes weitere Eindringen in Deutschland zu verwehren. Köln wurde damals von den Franken ganz ausgeplündert. Wie es scheint, wollten sie den Mord ihres Landsmanns Silvanus rächen, der sich in Köln zum römischen Kaiser hatte ausrufen lassen, aber gemeuchelmordet wurde.

Bekanntlich geriethen die Sitten im Verlauf des römischen Kaiserthums in den äußersten Verfall nicht blos in Rom, sondern auch in den Provinzen, und nicht blos bei den Heiden, sondern auch bei den Christen. „Wir Christen, schreibt Salvian über die Zustände an Rhein und Mosel in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts, schätzen die Schauspiele höher als die Kirche Gottes; wir verachten die Altäre und ehren die Theater. Denn wenn es sich trifft, und das ist oft der Fall, daß am nämlichen Tage eine kirchliche Feier begangen wird, und zugleich öffentliche Schauspiele gegeben werden, so frage ich einen Jeden auf sein Gewissen, wo sich die größere Menge Christen befinde, im Schauspiele oder in der Kirche Gottes? Man verachtet den Tempel Gottes und läuft nach dem Theater, die Kirche wird leer, der Circus füllt sich. Je größer das Unglück, desto höher stiegen die Laster. Und wie war es in der gewichtigen Stadt Köln? Sah man nicht daselbst den gleichen Ruin des Vermögens und der Sitten? Zuletzt kam es so weit, daß die Ersten dieser Stadt selbst dann nicht vom Gastgelage aufstanden, als der Feind in die Stadt einrückte. Ich sah daselbst beweinenswerthe Dinge! Es war kein Unterschied zwischen den Knaben und Greisen, die nämlichen Possen! der nämliche Leichtsinn! Putz, Trinkgelage, Verschwendung waren bei Allen dieselben. Es spielten, betranken sich, wurden gemordet und machten bei den Gastmahlen unanständige Scherze, alte Männer, die in Ehren standen, und zum Leben fast zu schwach, aber zum Weinen gar kräftig waren. Schwach zum Gehen, rüstig zum Trinken, schwankenden Schrittes, flink zum Tanzen ... So weit waren Alle in ihren Lastern gesunken, daß sie ihre Gefahren nicht einmal fürchteten. Man sah die Gefangenschaft voraus und fürchtete sich nicht, und da man der Barbaren fast ansichtig wurde, fürchtete sich niemand, und die Bewachung der Städte wurde vernachlässigt. Niemand wollte zu Grunde gehen und doch that Niemand etwas dafür, daß er nicht zu Grunde gehen könne. Ueberall Sorglosigkeit, Trägheit, Nachlässigkeit, Schmausereien und Trinkgelage."

Sollte die Genußsucht und der gesellschaftliche Leichtsinn am Rhein nicht auch darin seinen Grund gehabt haben, daß grade hier die Weinproduction dem germanischen Durst begegnete, was an andern Grenzen des damaligen Germaniens nicht der Fall war?

Köln wurde später „die hillige Stat van Cölle" genannt und hatte so viele Kirchen als Tage im Jahre. Heute noch paart sich dort mit heiterer Lebenslust eine tiefe Frömmigkeit. Die Anfänge der Kölner Heiligkeit liegen im poetischen Dunkel der Legende. Kölns erster Apostel soll Maternus, der vom Heiland wiedergeweckte Jüngling von Nain, gewesen seyn. Der zweite Hauptheilige Kölns, Gereon, war Hauptmann einer Cohorte der berühmten thebaischen Legion, die wegen ihres eifrigen Christenglaubens decimirt wurde. Daß orientalische Christen in römischen Legionen für ihren Glauben Propaganda machten und deshalb von heidnischen Kaisern verfolgt wurden, liegt so sehr in der Natur der Sache, daß es lächerlich erscheint, dagegen kritische Bedenken zu erheben. Kaum ist die historische Wahrheit in der Legende der h. Ursula zu erkennen, allein auch hier darf man annehmen, daß sich die Tradition an Thatsachen gehalten hat. Herr Ennen sagt: „Ich bin geneigt, mit Floß und Binterim in der Angabe Wandelbert's die ursprüngliche Wahrheit zu erkennen, daß nämlich eine beträchtliche Anzahl, Tausende von Jungfrauen, Frauen, Wittwen und Kindern, eilf ausgezeichnete und vornehme, darunter vor allen Ursula an ihrer Spitze, bei Köln

ermordet worden. Das Blutbad erfolgte, als Attila mit seinen wilden Hunnenschaaren von den katalaunischen Gefilden seinen Weg durch Belgien nach dem Rheine nahm (451). Die Franken hatten an der Seite der Römer gegen Attila gekämpft, und an ihrem Gebiete und ihren wehrlosen Frauen und Kindern wollte sich der Hunnenführer für die erlittene Niederlage rächen. Möglich ist es aber auch, daß die hingeschlachteten Jungfrauen aus Brittannien stammten: denn gerade damals hatten die Angelsachsen England in Besitz genommen und unzählige eingeborne Britten zur Auswanderung auf's feste Land genöthigt. Wir treten gar nicht mit dem Geist und Streben jener tiefbewegten Zeit in Widerspruch, wenn wir annehmen, daß Tausende dieser ausgewanderten Frauen dem Wander- und Wallfahrtstriebe jener Zeit folgend, sich nach Rom an den Mittelpunkt der ganzen christlichen Kirche begeben und auf ihrem Rückzuge vor den Thoren der Stadt Köln unter den Pfeilen und Schwertern der Hunnen ihren Untergang gefunden haben."

Die Franken waren zu lange Nachbarn der Römer und mit denselben durch Kriegsdienste und Bündnisse vertraut, als daß sie nicht alle deren Schwächen genau hätten kennen und ausbeuten sollen. Die Ueberlegenheit war bei ihnen, das Verkommen bei den Römern. Wir können an der Hand der Annalen beobachten, wie das römische Wesen am linken Rheinufer stufenweise dem deutschen weichen mußte. Die römischen Städte wurden wiederholt geplündert, zerstört, verbrannt. Mitten in den Ruinen der Stadt Köln entstanden fränkische Hofgüter. Auch das flache Land wurde verheert und überall wurde es in fränkische Hofgüter vertheilt. Man rottete die römischen Einwohner nicht aus, aber sie schmolzen doch sehr zusammen und der Reichen und Vornehmen gab es gewiß nicht viel mehr, obgleich noch possessores Romani vorkommen. Die Sprache wurde am linken Rheinufer überall bis tief nach Gallien hinein deutsch, die Tracht deutsch. Auch im noch romanisch redenden Gallien, Italien und Spanien verschwand die bisherige römische Tracht und nahmen die Männer überall Hosen, die Weiber überall Röcke und Mieder an. Der große Einfluß der Frauen mit echt deutschen Namen bei den Franken sowohl, als bei den Burgundern, Gothen und Longobarden beweist, daß es der deutsche Adel verschmähte, sich mit Römerinnen zu verheirathen. Mit Ausnahme der Placidia hat niemals eine Römerin die Ehre gehabt, mit einem deutschen Fürsten vermählt zu werden. Diese wählten sich vielmehr immer nur edle deutsche Jungfrauen zu Gemahlinen aus. Diejenigen deutschen Geschichtschreiber, welche den Respect, den sie selbst vor der classischen Bildung und vor den alten Römern und Griechen hegen, auf unsere tapfern Vorfahren zur Zeit der Völkerwanderung übertragen, haben vollständig Unrecht. Unsere Vorfahren hatten gar keinen Respect vor den Römern und konnten ihn auch nicht haben, denn das deutsche Volk war von edler Race, das römische Volk dagegen ein geistig und leiblich verkommenes Sclavengesindel.

In der fränkischen Zeit wurden die Bischöfe von Köln und Mainz wieder eben so wichtige Vorposten der christlichen Kirche gegen das Heidenthum im Osten und Norden, wie es früher die Feldherrn der römischen Legionen für das römische Reich gegen die Germanen gewesen waren. Die Bischöfe führten aber nicht mehr das Schwert und wollten die heidnischen Germanen nicht mehr vertilgen oder zu Sclaven machen, sondern brachten ihnen die Religion der Liebe. Deswegen glückte ihnen ihre germanische Mission, die den römischen Kaisern und Feldherrn nicht geglückt war. Unter den Kölner Bischöfen, die sich um die Bekehrung verdient machten, glänzte zuerst Kunibert, der zugleich Kanzler des fränkischen Reiches war und dem h. Bonifacius vorarbeitete. Die große Bedeutung der Bischöfe von Köln und Mainz wird noch klarer, wenn man erwägt, wie viel den Frankenkönigen daran gelegen seyn mußte, alle deutschen Volksstämme ihrem Reich einzuverleiben. Das war leichter durch freiwillige Bekehrung als durch Eroberung zu erreichen. In diesem Sinne wurde von Mainz aus auf Schwaben, Hessen, Thüringen und Bayern, von Köln aus auf Sachsen und Friesland gewirkt.

Durch die Unterwerfung der Sachsen seit Karl dem Großen gewann Köln sehr an Macht und Bedeutung. Nur während der elenden Bruderkriege der spätern Karolinger gerieth es wieder in Verfall und wurde sogar von den rheinauffahrenden Normannen geplündert und verbrannt. Hierbei ist zu bemerken, daß die Normannen so große Erfolge nicht würden errungen haben und überhaupt nicht so frech hätten auftreten dürfen, wenn die Karolinger selbst sie nicht in Sold genommen, wenn sie nicht ein königlicher deutscher Bruder gegen den andern gehetzt hätte. Dasselbe Schauspiel hat sich leider in unsern Tagen wiederholt. Die Nachkommen jener einst so frechen Normannen, die heutigen Dänen, hätten sich niemals anmaßen dürfen, was sie sich angemaßt haben, wenn die deutschen Groß- und Mittelstaaten immer einig gedacht und gehandelt hätten.

Erst am Ende der karolingischen Wirren kam Köln wieder in Flor, indem Otto's des Großen eigner Bruder Bruno Kölner Erzbischof wurde. Seitdem folgten sich dort

viele große und für die deutsche Geschichte höchst wichtige Erzbischöfe, unter denen zur salischen Kaiserzeit vor allen der h. Anno glänzte. Dieser Kirchenfürst gerieth in heftigen Kampf mit der Bürgerschaft von Köln, ein Kampf, der sich auch in fast allen andern Bischofsstädten lange durch das Mittelalter fortzieht. Der deutsche Kaiser mußte die Macht der Bischöfe erhöhen, um die immer zur Empörung geneigten Laienfürsten und Vasallen zu zügeln. Durch Macht und Reichthum aber wurden die Bischöfe übermüthig. Andrerseits hatte sich in vielen bischöflichen Städten und vorzugsweise in Köln ein zahlreicher und durch Handel und Industrie sehr in Wohlstand gekommener Bürgerstand ausgebildet, der sich jenen geistlichen Uebermuth nicht gefallen ließ. Daher die vielen städtischen Fehden.

Als Vermittler traten im 13. Jahrhundert die Bettelmönche auf, deren große Bedeutung der Verfasser mit gutem Fuge mehr hervorhebt, als es andere Geschichtschreiber zu thun pflegen. Die Bettelmönche nämlich führten zur christlichen Einfachheit, zu strenger Sitte, zu heiligem Wandel zurück, straften die Ueppigkeit der Bischöfe und Weltgeistlichkeit und nahmen sich, zugleich echt christlich und volksthümlich, der Niedern gegen die Hohen, der Armen gegen die Reichen an. Ihnen vorzüglich verdankte der Klerus die Wiederherstellung seines guten Vernehmens mit den Laien.

Indessen hinderte die Errichtung vieler Armenklöster, die Heiligkeit vieler frommen Mönche und Nonnen, die tiefe Andachtsgluth des ganzen Volks in Köln, doch weder die reichen Domherrn, noch die reichen Kaufleute, die größte weltliche Pracht zu entfalten, und auch das Volk verband mit seiner Frömmigkeit die heiterste Lebenslust. Köln war außerordentlich reich. Es war der Centralpunkt des europäischen Handels. Es vermittelte Nord und Süd, Ost und West. Alle vom Meere kommenden Schiffe mußten hier ausladen, eben so alle die vom Oberlande kamen. Die Hansa hatte hier ihren größten Markt. Die reichen Kölner Kaufleute aber waren größtentheils Ritter, in Kämpfen geübt und durch edle Abkunft dem Landadel ebenbürtig. „Der ‚gute Gerhard‘ des Rudolph von Ems bringt die innige Verbindung des ritterlichen kaufmännischen Elementes in Köln zu klarer Anschauung. Wenn auch die Erzählung selbst jeder historischen Grundlage entbehrt, so sind doch die Formen, Gebräuche und Sitten, in denen uns die mythischen Personen vorgeführt werden, aus den damaligen Verhältnissen entlehnt, und die Schilderungen des Dichters vermitteln uns ein getreues Bild von manchen Zuständen jener Zeit. Der Held des Gedichtes, der unter dem Namen des ‚guten Gerhard‘ gepriesene kölner Kaufherr, veranstaltet auf seinem ausgedehnten Hofe ein glänzendes Turnier; er selbst erscheint in kostbarer ritterlicher Tracht; an seiner Seite sitzt der Erzbischof, und neben dem städtischen Adel nimmt ein großer Theil der benachbarten edeln Herren an dem Ritterspiele Antheil. Der Sohn des guten Gerhard, ein junger, ritterlich gesinnter Kaufmann, erhält vom Erzbischof in Gegenwart einer großen Anzahl adeliger Lehensleute den Ritterschlag. Der Dichter bemerkt, es sey selbst für eine Königstochter bei weitem nicht das schlimmste Loos, durch Vermählung mit einem kölnischen Kaufmannssohne ein ‚reiches Kaufweib‘ zu werden. Bis gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts war der kölner Bischofshof der Mittelpunkt des bewegten glänzenden Ritterlebens am Niederrhein. Die Vasallen und Ministerialen des bischöflichen Hofes überboten einander an prächtiger Ausrüstung und zahlreichem Gefolge, und dauernd war die Stadt vom ausgelassensten Waffenlärm erfüllt. Besonders lebhaft, glänzend und kriegerisch war das Leben und Treiben im kölner Palast, wenn der Bischof sich anschickte, an der Spitze seiner Mannen und Lehensträger im Gefolge des Kaisers einen Zug ‚über Berg‘ nach Italien zu machen oder einen Strauß gegen einen benachbarten Fürsten auszukämpfen, oder wenn die städtischen Edelbürger dem Rufe der städtischen Verwaltung folgten und mit ihren Knappen und Knechten in die Stadt einzogen, um in Tagen der Kriegsgefahren ihre Edelbürgerpflichten zu erfüllen und der Stadt die vertragsmäßige Hülfe zu leisten. Die meisten der Edelbürger besaßen ihre Höfe in der Stadt und hier führten sie mit ihrem zahlreichen Gefolge von Lehensmannschaft und Dienerschaft einen großen Theil des Jahres hindurch prächtige Hofhaltung. Die reichen Dom- und Stiftsherren wollten sich von den benachbarten Grafen und Herren an Glanz und Pracht nicht übertreffen lassen.“

Man hat noch Schilderungen der prächtigen Feste, die in Köln gefeiert wurden. Eins der glänzendsten war der Einzug der Braut des Kaisers Friedrich II, der Prinzessin Isabella von England.

Herr Ennen beschreibt am Schluß des ersten Bandes das mittelalterliche Köln zur Zeit der romanischen Baukunst und des älteren Doms eben so ausführlich, wie früher dieselbe Stadt zur Römerzeit. Wir sind sehr begierig, den zweiten Band kennen zu lernen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels



Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 57. 16. Juli 1864.

Geschichte.

Kirchengeschichte Schwabens bis zur Zeit der Hohenstaufen. Von Dr. Sauter. Nördlingen, Beck, 1864.

Wir empfehlen dieses Buch, weil es vorurtheilslos und gründlich den schon an sich interessanten Gegenstand erörtert, unter Benutzung der trefflichen Werke von Hefele und Stälin.

Es handelt sich zuerst darum, ob das Christenthum in Schwaben schon zur Römerzeit verbreitet war, ehe die römische Cultur daselbst durch die Alemannen vernichtet und überall germanisches Heidenthum herrschend wurde. Herr Sauter theilt die Leidenschaftlichkeit nicht, mit welcher in frühern Zeiten die Bekehrung antedatirt und frommen Legenden zuviel historischer Glauben geschenkt wurde. Er ist aber auch weit entfernt von dem entgegengesetzten Fanatismus der Aufklärungsmänner, die überall in den Legenden nur Betrug sehen und das Traditionelle darin verkennen. „Abgesehen von den Lebensbeschreibungen mehrerer Heiligen, denen die Legende einen Schauplatz ihrer Wirksamkeit in der Nähe des Zehendlandes oder gar in dessen Mitte anweist, wie Beatus und Achates in Helvetien gewirkt haben sollen, ein gewisser Lucius in der Gegend des Bodensee's, 3 Schüler des hl. Petrus, Maternus, Eucharius und Valerius im Elsaß und dem westlichen Theile des Zehendlandes, — abgesehen, wie gesagt, von derartigen Legenden, deren Richtigkeit die strengen Kritiker, wie Tillemont und Grandidier ganz oder theilweise, besonders was die Zeitbestimmungen anlangt, bestritten haben, so ist für unsere Frage der Ausspruch des hl. Irenäus, der als zweiter gallischer Bischof bis zum Jahre 202 in Lyon thätig war, von größter Bedeutung. Dieser sagt nämlich ausdrücklich, daß schon zu seiner Zeit der christliche Name in (beiden) Germanien — in Germaniis — bekannt gewesen sey und hier christliche Kirchen blühten. Eine Stelle bei Tertullian scheint sogar zu beweisen, daß zu seiner Zeit schon — er schrieb c. 209 — unter den eigentlichen Deutschen das Christenthum bekannt und verbreitet gewesen. Wenn wir auch annehmen wollen, daß es Tertullian mit seinen Länder- und Völkerbestimmungen nicht streng geographisch genau nahm, und wir für unsere Gegend speziell nichts erschließen können, so mag doch an seine Behauptung erinnert werden. Wichtiger ist der Ausspruch des Geschichtschreibers Sozomenus, der vom Anfang des 4. Jahrhunderts ausdrücklich schreibt, daß damals die Völker um den Rhein herum christlich waren." Man darf unbedenklich annehmen, daß sich in mehr als zwei, beinahe drei Jahrhunderten das Christenthum auch im weströmischen Reiche auszubreiten Zeit genug gehabt hatte.

Jedenfalls gingen am Ende des dritten Jahrhunderts, als die Alemannen vordrangen, mit der gesammten altrömischen Cultur auch die christlichen Kirchen und Gemeinden unter, mögen ihrer viele oder wenige gewesen seyn, denn die Alemannen brachten ihr altgermanisches Heidenthum mit und blieben darin um so verstockter, als ihnen das Christenthum von ihren verhaßtesten Nachbarn und Feinden, den Franken, aufgedrungen werden sollte. Da es sich im vorliegenden Werke nur von der Christianisirung handelt, können wir von dem Verfasser ein tieferes Eingehen auf das Heidenthum der alten Alemannen nicht verlangen. Sofern er aber doch einiges davon anführt und sogar Erklärungen versucht, hätte er dieselben entweder weglassen oder strenger durchführen müssen. Einige Aufsätze Uhlands in Pfeiffers Germania würden ihm dabei gute Dienste geleistet haben. Auch hätte er aus der vom württembergischen Alterthumsverein herausgegebenen Be-

schreibung der Alemannengräber am Lupfen vieles haben entnehmen können, z. B. die Erklärung der hölzernen Hände und Füße, die man in jenen Gräbern findet und gegen die ausdrücklich ein Verbot der christlichen Kirche gerichtet war. Was Herr Sauter S. 73 darüber sagt, ist ungenügend.

In Bezug auf die ältesten und angezweifelten Legenden können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß, wenn sie auch nur selten historisch beurkundet sind, doch meist ein historischer Sinn in ihnen liegt. Nach der ältesten Legende von Augsburg wurde dort aus der schönen Hetäre Afra durch Bekehrung eine Heilige und das Bordell ein Gotteshaus. Ist nun auch diese Afra nicht actenmäßig documentirt, so enthält die Legende doch eine wahre Thatsache, sofern Augusta Vindelicorum in der römischen Kaiserzeit eine der ersten Verkehrsstädte an der Nordgrenze des Reiches war, wo es von Grenzsoldaten, Grenzbeamten, Handelsleuten rc. wimmelte und wo die Lüderlichkeit der Sitten gewiß in keinem geringern Grade wie in Rom selbst zu Hause war. An die Stelle dieser von allen Schriftstellern bezeugten Corruption der Kaiserzeit trat nun die christliche Bekehrung, reinigte den Augiasstall und weihte die Stätten des Lasters zu Stätten neuer Gottesfurcht und Tugend. Wenn man ferner an der Echtheit aller Legenden gezweifelt hat, welche sich auf die thebaische Legion beziehen, so liegt doch auch hier wieder ein Kern historischer Wahrheit vor, denn wer möchte zweifeln, daß die römischen Legionen der Kaiserzeit viele Christen unter sich gezählt und daß dieselben in ihren Garnisonen Propaganda gemacht, wie auch unter noch heidnischen Kaisern oft das Martyrium erlitten haben. Nicht minder haben diejenigen Legenden das Kennzeichen geschichtlicher Wahrheit an sich, in welchen fromme Einsiedler von wilden Heiden erschlagen, oder Stifter von Gotteshäusern von den heidnischen Nachbarn grimmig angefeindet und verfolgt werden. So die Legende vom h. Meinrad aus dem Geschlecht der Zollern, auf dessen Grabe sich das berühmte Heiligthum von Einsiedeln erhoben hat. Die Ansiedlung christlicher Missionäre bedrohte nicht nur das alte Heidenthum, sondern auch den alten Grundbesitz, denn es war System, die Kirchen reich mit Gütern zu begaben, auf denen zahlreiche Gotteshausleute leben konnten, um die Kirchen auch zu schützen. Der furchtbare Kampf zwischen adeligem und geistlichem Grundbesitz, wie er später zwischen dem Bischof Salomon von Constanz und den Kammerboten Erchanger und Berthold ausbrach, war nur der heftigste solche Kampf in Schwaben, aber nicht der erste. Auch die Legenden, in welchen ein vornehmer Heide bekehrt wird, weil der christliche Missionär seine kranke Tochter heilt, wie Herzog Gunzo, tragen das Merkmal geschichtlicher Wahrheit an sich, weil die christlichen Mönche häufig neben ihren apostolischen Pflichten auch die Heilkunst ausübten und überhaupt Kenntnisse mitbrachten, welche den heidnischen Barbaren noch fremd waren. Dasselbe gilt von den zahlreichen Jagdlegenden, in welchen heidnische Herren durch eine wunderbare Erscheinung im Walde bekehrt werden. Alle diese Legenden athmen den echten Tannenduft des Schwarzwaldes.

Herr Sauter macht S. 23 die sehr zutreffende Bemerkung, daß die schwäbische Kirchengeschichte in ihrer ersten Entwicklung eigentlich schwäbische Adelsgeschichte sey, denn nach dem großen Siege Chlodwigs bei Zülpich und nachdem wenigstens das nordwestliche Alemannien den Franken unterworfen war, machte es sich der von den Frankenkönigen geduldete oder eingesetzte Adel zur Aufgabe, Kirchen zu gründen und mit dem Heidenthum zugleich den alten Haß gegen die Franken auszurotten, die christlichen Alemannen mit den christlichen Franken zu versöhnen und mit der Glaubenseinheit der Reichseinheit zu Hülfe zu kommen. Die Bekehrung schritt gleichwohl nur langsam vorwärts. Weil die Bruderkriege im merovingischen Geschlechte den Alemannen gestattete, durch Parteiergreifung für einen Bruder gegen den andern wieder mehr selbständig zu werden, oder überhaupt gegen die Frankenherrschaft sich aufzulehnen. Natürlicherweise mußten die Rebellen gegen die Frankenkönige in dem noch übrigen Heidenthum eine Stütze suchen und finden. Auch noch die Karolinger hatten mit diesem hartnäckigen Widerstand in Alemannien zu kämpfen und Karlmann mußte in Cannstatt den Herzog und die Ersten des alemannischen Reiches enthaupten lassen.

Nachdem Karl der Große die Lombardei erobert hatte, war ihm die Treue Alemanniens von doppeltem Werth. Daher seine Vermählung mit der schwäbischen Hildegard und die seines Sohnes, Ludwigs des Frommen mit der schwäbischen Judith. Daher die große Bevorzugung Gerolds, dessen Schwester jene Hildegard war. Erst von jetzt an erscheint das Christenthum in Alemannien befestigt. Zugleich gewann aber auch die Kirche selbst eine freiere und unabhängigere Stellung. Dies betont zu haben, gehört zu den Hauptverdiensten des vorliegenden Werks. Die merovingischen Könige hatten sich vorbehalten, die Bischöfe aus ihrem Hofadel zu ernennen, ohne das Kapitel zu befragen. Erst Ludwig der Fromme überließ im Jahr 817 die Bischofswahl dem Domkapitel, wie denn überhaupt die Idee des neuen Kaiserthums auch ein selbständiges Papstthum und den

Dualismus beider voraussetzte. Dem mächtigen Kaiser gegenüber war der von Longobarden, Byzantinern, Muhamedanern und später von Normannen bedrängte Papst zwar in der Regel ohnmächtig, allein der Episcopat erhielt grade unter den schwächern Päpsten eine außerordentliche Machterweiterung, was wieder der Kirche im Ganzen zu gute kam. Die Kaiser nämlich fanden es nöthig, das Kirchengut zu vermehren, Bischöfen und Aebten großen und unveräußerlichen Landbesitz zuzuweisen, den sie als Lehen vom Kaiser besaßen und womit herzogliche und gräfliche Rechte, Heerführung, Gerichtsbarkeit und Besteuerung verbunden war. Die so bewaffnete Landeskirche war der natürliche Bundesgenosse des Kaisers gegen die immer zur Empörung geneigten Laienfürsten.

In diesen allgemeinen Umrissen bewegt sich die schwäbische Kirchengeschichte bis zur Hohenstaufenzeit. Auf das Detail können wir uns hier nicht einlassen. Herr Sauter hat dasselbe in einläßlicher Weise dargelegt und besonders auch auf die größtentheils untergegangenen Adelsgeschlechter Rücksicht genommen, von denen die großartigsten kirchlichen Stiftungen ausgegangen sind.

Zur Geschichte der Musik.

Denkwürdigkeiten der Churfürstlichen und Königlichen Hofmusik zu Dresden, im 18. und 19. Jahrhundert. Nach geheimen Papieren und Mittheilungen von Heinrich Mannstein. Leipzig, Heinrich Matthes, 1863.

Dieses kleine nur 131 Seiten starke, aber inhaltreiche Büchlein handelt von dem Wetteifer der italienischen und deutschen Oper im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts und vorzugsweise von dem segensreichen Wirken des Meisters Johannes Miksch.

Obgleich die italienische Gesellschaft in Dresden die deutsche Oper nur ungern neben sich aufkommen sah und sich desfalls böse Intriguen zu Schulden kommen ließ, stellt sie doch der Verfasser außerordentlich hoch und schreibt ihr den glücklichsten Einfluß auf die deutsche Oper zu, weil sie die höchste Schönheit des Gesanges pflegte. Von ihrem Meister Caselli hauptsächlich ging die erste Regung aus. „Er war es, welcher unsern Miksch zuerst mit der classischen Schule bekannt machte, wodurch dieser später der große Singemeister ward, dem Deutschland eine Anzahl seiner größten Gesangkünstler dankt, die Funk, die Schröder-Devrient, Veltheim, Grabau, Schebest, Zucker, Hänel, den Tenor Bergmann, die Bassisten Zezi, Risse, Mannstein und so weiter." Miksch lernte von den Italienern erstens, daß der Gesang des Menschen die Hauptsache der Musik, die Instrumentirung nur Begleitung sey, und zweitens, daß Seele nur in der Melodie ausgedrückt werden könne, mithin in der Musik die Hauptsache sey, der die Harmonie untergeordnet seyn müsse. „Die Akkorde stehen mit dem menschlichen Herzen in einer zu entfernten Beziehung, als daß sie für dasselbe eine so empfindsame Sprache reden könnten, weil dieses durch Zahlenverhältnisse nicht bewegt werden kann. Und das ist der Grund, warum die heutige meist harmonische Musik unser Herz kalt läßt. — Diese Grundsätze hat die sächsische musikalische Kapelle immer anerkannt, sie hatte wohl Rossini im Auge, als er von Richard Wagner sagte: ‚Das ist ein Mann von außerordentlichem Talent und großer Gelehrsamkeit, aber beherrscht von einem falschen System. Es fehlt ihm nichts als der Rhythmus, die Form, die Idee und die Melodie.' — Warum ist der musikalische Ausdruck in unseren Zeiten so sehr ausgeartet, und warum scheint er in so vielen Compositionen sogar die Form und den äußeren Schnitt zu verlieren? Wie ist es gekommen, daß die Untergattungen, die verschiedenen Style, gar nicht mehr ausgeprägt erscheinen, so daß das Gemüth bestimmte Eindrücke eigentlich gar nicht erhält und ein eigenthümliches Unbehagen statt Erhebung sich seiner bemeistert? Das gesammte Unheil entspringt aus einer einzigen Quelle. Die classische, aus dem guten Gesange hervorgegangene Musik war ihrer innersten Natur nach eine psychologische Dichtung in Tönen, nach bestimmten Gesetzen bearbeitet, die man in Form der oben angedeuteten Prinzipien im Laufe der Jahrhunderte der Natur abgelauscht hatte, welche die Componisten erst von den Sängern empfingen und als transcendentale Satzung heilig hielten, als ein sich aus der Natur immer verjüngendes Gesetz. Darum studirten alle guten Componisten die großen Sänger, alle guten Instrumentisten ahmten sie nach, weil sie in ihrem Gesange alles das zu finden meinten, was die Tonkunst zur Aufgabe hat: eine der Natur der Empfindungen und Leidenschaften getreu nachgebildete Sprache in musikalischen Tönen."

Die Italiener brachten den schönen Gesang und nahmen ihn auch wieder mit. „Miksch sagte oft mit prophetischem Munde, daß nach dem Aufhören der italienischen Oper in Dresden der deutsche Gesang mehr und mehr entarten werde, und wir können die Entscheidung

über Wahrheit oder Unwahrheit dieser Weissagung jetzt, nachdem gewisse Umstände jenes Aufhören im Jahre 1830 herbeigeführt, ganz ruhig den Kennern anheimgeben. Es steht so viel ganz entschieden fest, daß in Deutschland gar kein Operngesang, weder in der Composition noch in dem Vortrage noch besteht, daß ein widerwärtiger Naturalismus die deutsche Bühne entweihet, und daß ein großmüthiger Sachsenkönig uns noth thut, der den italienischen Kunstgesang in einer besonderen Sängerschule wieder lehren ließe. Wenn ich über den Verfall der Musik klagte, so muß diese Klage immer mehr zunehmen, seitdem die musikalische Verschwörung der sogenannten Zukunftsmusiker entstanden ist, die in den widersinnigen Abhandlungen eines ihrer verworrensten Köpfe auch den stärksten literarischen Ausdruck gefunden hat. In den Auslassungen und Compositionen der Anhänger dieser Richtung ist allen Grundsätzen des guten Geschmackes der Krieg erklärt, vor allen dem obersten, daß alle Musik den schönen Gesang, die schöne Melodie, zum Gegenstande haben muß."

Gleichwohl begingen die Italiener arge Dinge, um die deutsche Oper zu ruiniren. „Es konnte nicht fehlen, daß zwischen den beiden Operngesellschaften mannichfache Reibungen und große wie kleine Kriegslisten stattfanden. Folgende Operationen verdienen das allgemeinere Interesse. Die Italiener nämlich sahen mit unbegründetem Zittern die deutsche Oper immer mehr erblühen, Gerstäcker war neben Bergmann, dem mehr lyrischen Tenore, als heroischer engagirt worden, und diese beiden im Vereine mit der Funk und Zucker schienen eine Constellation zu bilden, die man wo möglich trennen mußte. Seltsamer und dunkler Flecken in der Natur der Menschen, daß immer der eine im Unglücke des Andern sein Heil sucht! Die Weisheit des Königs hatte beide Künstlervereine in der Absicht neben einander gestellt, daß beide Nationalitäten im edelsten Wetteifer sich gegenseitig zu Erreichung des Ideals anfeuern sollten, und sie suchten sich gegenseitig nur zu schaden. Goldenes Zeitalter, wo die Menschen sich in ihrem eigenen Interesse lieben, wann wirst du kommen? Oder lebst du blos im Gehirn der Poeten? — Es galt, die Sache listig anzufangen, um zunächst Gerstäcker in der Gunst des Publikums dergestalt zu schwächen, daß ihm die von ihm als Bedingung seines Hierbleibens geforderte Gehaltserhöhung verweigert werde, dann war man wenigstens den einen los, das andere mußte sich später finden. Das Mittel war bald gefunden: Man bot, da Rossini's Othello in Scene gehen sollte, das Danaïdengeschenk der Titelrolle Herrn Gerstäcker, angeblich weil der vergötterte Cantu den Rodrigo wünsche, im Grunde jedoch, um den Deutschen in seiner Schwäche als Bravoursänger neben Cantu zu zeigen. Mikisch sagte seinem Landsmann sogleich unverholen seine Meinung, daß er bei weitem nicht im Stande sey, in diesem Genre mit dem Italiener zu wetteifern, denn dieser schüttete die Noten wie einen Platzregen in betäubender Fülle heraus, während Gerstäckers Stimme zwar schön und kraftvoll, aber nicht auf Geläufigkeit geschult war." Ebenso schlau ist die liebenswürdige Funk beseitigt worden. Man überredete sie nämlich, nach Rom zu gehen, um dort noch besser geschult zu werden. Sie ging, wurde aber dort gänzlich verdorben, indem sie eine schlechte Schule annahm.

Auch wird manche ergötzliche Anekdote erzählt z. B. von zwei italienischen Sängern, die sich von einer angeblichen englischen Prinzessin um vieles Geld prellen ließen. Von Karl Maria von Weber wird etwas erzählt, was diesem großen Meister nicht sehr zur Ehre gereicht. Man konnte in Dresden Mozarts Zauberflöte nicht geben, weil die Königin der Nacht und Tamino fehlten. Nun hatte aber Mikisch eine Schülerin und einen Schüler, die bis dahin ganz unbeachtet geblieben waren, so trefflich zugeschult, daß er sie für jene Rollen anbieten konnte. „Weber, der Fräulein Hänel als Choristin kannte, war aus den Wolken gefallen, eine Königin der Nacht in ihr erkennen zu sollen, er glaubte sich mystificirt, zog Mikisch bei Seite und fragte ihn, ob er ihn zum Narren haben wolle? Wie erstaunte er aber, als er in der nächsten Viertelstunde das junge Mädchen für eine der größten Sängerinnen anerkennen mußte, die er jemals gehört! — Fast ebenso erging es ihm mit der Zucker, die er nur als Soubrette gekannt und in der er jetzt die reizendste Pamina bewundern mußte. Die Zauberflöte ging, mit Bergmann als Tamino, unter rauschendem Beifall über die Bretter, man fragte im Publikum erstaunt nach dem Zauberer, der die Zauberflöte möglich gemacht, und las in den nächsten Tagen noch erstaunter in einer Zeitung die Nachricht, daß Weber der Wunderthäter sey. Mikisch setzte natürlich den Redacteur darüber zur Rede und forderte ihn zu der Erklärung auf, daß nicht Weber, sondern Mikisch der Meister jener bewunderten Sängerinnen sey. Es wurde alles versprochen, Weber spielte den Erstaunten, der Redacteur den Dummen, Mikisch den Wüthenden, aber der Widerruf soll heute noch kommen."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 1/2 Thaler.

Mittwoch, N° 58. 20. Juli 1864.



Zur Arbeiterfrage.

Geschichte der französischen Arbeiter-Associationen von Sigmund Engländer. Vierter Theil. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1864.

In diesem Bande ist die Geschichte der Arbeiterassociationen in Frankreich zur Zeit der zweiten Republik von 1848 bis 1852 einläßlich geschildert. Diese Associationen sind zwar unter dem zweiten Kaiserreich wieder unterdrückt oder doch gänzlich modificirt worden, doch ist ihre Geschichte sehr belehrend, weil darin Gedanken hervortreten, welche zu gelegner Zeit wieder auf Geltung Anspruch machen werden. Die Arbeiterfrage taucht immer wieder auf, wird mit der Zunahme der Industrie in den am meisten civilisirten Ländern immer dringender und muß irgend einmal auf eine entsprechende Weise gelöst werden.

Die schnelle Fassungskraft und das praktische Geschick, welches dem französischen Volke eigen ist, hat sich auf eine glänzende Weise in den Versuchen bewährt, welche von den französischen Arbeitern selber gemacht wurden, um ihre Lage zu verbessern. Wenn gleichwohl diese Versuche mißglückt sind, so hatte das seinen Grund nur in der Uebertreibungssucht, die dem französischen Charakter ebenfalls eigenthümlich ist. Es lag eine reine sociale, national-ökonomische Frage vor, die man in eine politische verwandelte und deren befriedigende Lösung man gerade dadurch erst unmöglich machte. Die französischen Arbeiter wollten sich nicht damit begnügen, ihre Arbeit nach Gebühr zu verwerthen, sondern sie verlangten auch die Herrschaft, die Regierung. Sie bedrohten alle anderen Stände, sie machten alle Besitzenden vor der rothen Republik zittern. Sie machten sich durch ihre Anmaßung nicht nur die Bourgeoisie, sondern auch das Landvolk, den Klerus und das Militär zu Feinden. General Cavaignac schlug sie in der blutigen Junischlacht und Louis Napoleon desorganisirte ihre Association, nicht um ihnen Unrecht zu thun oder die Befriedigung ihrer socialen Ansprüche unmöglich zu machen, sondern nur um die Gesellschaft vor ihrem Terrorismus zu schützen.

Die Arbeiter gingen von dem ganz richtigen Gedanken aus, daß sie für ihre Arbeit mehr verdienen würden, wenn sie die Erzeugnisse derselben als eigne Waare unmittelbar den Consumenten verkaufen oder in den Tausch geben könnten, und daß die Consumenten selber dabei gewinnen würden. Denn der ganze enorme Gewinn, welchen der Kapitalist, Arbeitgeber und Kaufmann zieht, entgeht alle Zeit theils dem Arbeiter durch Verringerung seines Lohns, theils dem Consumenten durch Vertheuerung der Waare. Die französischen Arbeiter stellten den Grundsatz auf, dem Arbeiter und dem Consumenten dürfe durch Vermittler zwischen beiden nur so weit es unumgänglich sey, etwas und so wenig als möglich entzogen werden, und wo die Vermittlung entbehrlich sey, dürfe sie auch gar nicht geduldet werden. Sie sagten: wenn ein Kapitalist die Waare, die ihm seine Lohnarbeiter um 10,000 Franken herstellen, für 12,000 Franken verkauft, so haben sie die Consumenten um 2000 Franken zu theuer bezahlt oder die Arbeiter haben für ihre Mühe 2000 Franken zu wenig bekommen. Es müssen daher Mittel gesucht werden, der Gewinnsucht zu steuern, die von der Arbeit und von der Consumtion so reiche Prozente wegnimmt oder wegstiehlt, wie die Arbeiter sagen. Ein gewisser Marzel machte zuerst den Versuch einer Arbeiterassociation, die ihre Arbeitserzeugnisse nur im Tausche verwerthete, einen Hut gegen eine Weste, Stiefel gegen Hemden ꝛc. austauschte. Dieser Versuch mißlang, wie zu erwarten war, weil er auf einen Naturzustand berechnet war, der nun einmal in unseren Culturzuständen untergegangen ist.

Weit vernünftiger war ein zweiter Versuch, für die Arbeit den Credit nicht beim Arbeitgeber oder Kapitalisten, sondern unmittelbar beim Consumenten zu suchen. „Die erste Arbeiter-Association, welche sich diesen Principien gemäß organisirte, war eine Schneider-Association, welche sich in Paris unter dem Titel: ‚La Réciprocité' constituirte. Diese Gesellschaft erklärte dem Publikum, daß sie das Kapital als Hülfsmittel ihrer Arbeit verschmähe und dagegen von ihren Consumenten Credit in einer ebenso sinnreichen als einfachen Form verlange, nämlich durch die Einführung von Bons de Consommation (Consumtions-Scheine), die stets gegen die Producte der Association vertauschbar seyen. Auf diese Art mit einem Male vom Kapital erlöst, wollten sie die Exploitation, welcher die Consumenten durch die Reaction des Kapitals ausgesetzt sind, abschaffen. Durch die Einführung der Consumtions-Scheine würden die Consumenten zu Commandit-Interessenten. Sie schossen gleichsam der Association das Geld vor, während dieselbe die Geschäfte besorgte. Die Association hatte daher blos direct für die Consumenten zu arbeiten und hatte kein Interesse, einen Vermittler zu haben, der mit der Production in keiner Verbindung stände. Auf diese Art wollte die Association blos zum Kostenpreise arbeiten, d. h. keine andere Bezahlung fordern, als den Durchschnittspreis oder gewöhnlichen Arbeitslohn. Die Association erklärte sich gegen jeden illegitimen Gewinn, welcher nur dann nothwendig sey, wenn die Production den Antheil des Kapitals in Rechnung ziehe und sich gegen alle Wechselfälle schützen müsse. Die Association gab Bons de Consommation von 50 Cent., 1 Franc und 5 Frcs. aus, welche die Consumenten im Locale der Association erheben konnten. Derjenige, der solche Scheine gekauft hatte, wurde bis zum Betrage derselben ‚Associé-Commanditaire de la Réciprocité' genannt, und die Association mußte für ihn zum Kostenpreise arbeiten. In dem Programme der ‚Réciprocité' hieß es, daß die Einrichtung dieser Association ein Beispiel der unmittelbaren Realisirung der tiefsten socialistischen Grundsätze sey, indem sie jede Prämie oder Vorausnahme unter dem Titel von Interessen, die auf der Production lasten, unterdrücke und jeden parasitischen Vermittler, der sich zwischen Producenten und Consumenten stelle, überflüssig mache. Die innere Einrichtung der Association berücksichtigte ebenfalls die Interessen der Consumenten, welche die Réciprocité als ihre Associirte betrachtete. Deshalb sollten den Statuten gemäß keine überflüssigen Funktionen in der Gesellschaft ausgeübt werden, und jede Kostspieligkeit in der Einrichtung sollte vermieden werden. Die größte Publicität wurde allen Unternehmungen der Association gegeben, ihre Bücher wurden so zu sagen öffentlich geführt."

Der Gedanke ist ganz richtig, daß sich zwischen Arbeiter und Consumenten Kapitalisten eindrängen, welche den Arbeitern nur ein Minimum von Lohn geben, während sie sich von den Consumenten ein Maximum des Preises bezahlen lassen. Die armen fleißigen Arbeiter müssen darben und hungern und ebenso die ärmeren Familien unter den Consumenten, nur damit die Kapitalistenfamilien bei noblem Nichtsthun in ihrem Reichthum desto üppiger schwelgen können. Das ist eine Unnatur, gegen welche sich die Armen mit Recht empören.

Der bekannte Proudhon bemühte sich 1849 dem Versuche die weiteste Ausdehnung zu geben durch eine s. g. Volksbank. „Ein am 23. März 1849 veröffentlichtes Verzeichniß enthielt auf sechs Foliospalten die Liste von Handwerkern, welche bis dahin der Bank beigetreten waren. Es waren dies 1613 Meister und 8694 Arbeiter. Am 26. März enthielt ein Ausweis die Angabe, daß die Zahl der Adhärenten in Paris 11,355, in Lyon 1054, in Reims 168 und in Besançon 82 betrage. In Folge der Verbindungen, welche die Bank mit zahlreichen Producenten von Paris und aus den Departements hatte, konnte sie, wie es in demselben Bericht heißt, bereits mehreren Arbeiter-Associationen den Ankauf von Producten erleichtern, und sie versprach nach Begründung neuer Comités diese Beziehungen immer mehr und mehr auszudehnen und die Producte zu den Fabrikpreisen zu verschaffen. Die Bank konnte umsomehr schon bei ihrem Beginne Verbindungen zwischen den Associationen und den Producenten des Rohmaterials vermitteln, als ihre Begründer die Zustände der Associationen sehr genau kannten. Die Papiere der Volksbank waren kein Papiergeld, sondern eine Papierwaare, ein Geld der Arbeit oder vielmehr ein Geld aller Arbeiten. Während das Papiergeld Gold und Silber zur Bürgschaft hat, vertrat die Papierwaare: Waaren, Producte, Arbeiten."

Ein merkwürdiges Beispiel, wie schnell und mit wie kleinen Mitteln damals in Paris die Associationen begannen, ist folgendes. „Als die Schneider-Association der Rue de Clichy eröffnet wurde, hatte man daselbst vier arme halb verhungerte Leistenschneider aufgenommen, welche mit der Zeit das ganze Gewerbe umgestalten sollten. Nachdem die Werkstätten der Rue de Clichy geschlossen worden waren, zogen sich diese vier Leistenschneider in eine kleine Dachkammer der Rue Vivienne zurück und hatten während einiger Zeit keine

andere Hülfsquelle, als eine Unterstützung von einem Franc des Tages, die ihnen von dem Comité der aufgelösten Schneider-Association bezahlt wurde. Nach einigen Wochen hörte auch diese Hülfe auf, und man beschloß nun, ohne alles Geld eine Arbeiter-Association zu begründen und durch die Association das ganze Gewerbe zu reorganisiren. Die Besitzverhältnisse der Association waren sehr einfach festzustellen. Man besaß einige Werkzeuge, einige Stücke Holz und zwei Francs in der Kasse. Man wandte dieses ganze baare Kapital an, um Adreßkarten drucken zu lassen, die man vertheilte. Nach einigen Tagen hatte man einige Paare Leisten verfertigt, die man einer Arbeiter-Association der Schuster anbot. Diese waren natürlich der Unternehmung günstig, und alle Schuster-Associationen versprachen, deren Kunden zu werden. Während des ersten Monats erhielt man sich kümmerlich. Anfang September 1848 konnte man einen fünften Associé aufnehmen, am Ende des Jahres gab es Arbeit für 18 Mitglieder, deren Zahl sich Ende 1849 auf 45 hob, bis endlich wenige Monate vor dem Staatsstreich die Association aus 75 Arbeitern bestand. Zwei Drittel sämmtlicher Pariser Leistenschneider waren auf diese Art in die Association übergegangen, und man erwartete mit Bestimmtheit, daß binnen zwei Jahren alle Leistenschneider von Paris eine einzige Association bilden würden. Im Sommer 1851 zählte die Association fünf große Magazine mit einem Activ von 20,853 Francs in der Kasse, 13,160 Francs in Material und 1508 Francs in Geräthschaften, was ein guter Zuwachs zu den 2 Franken war, mit denen man angefangen hatte. Statt der 30 Meister, die es vor 1848 gab, zählte man um diese Zeit nur noch fünf, von denen blos zwei überhaupt irgend eine Bedeutung beanspruchen konnten. Alle übrigen Meister hatten sich gezwungen gesehen, ihre Etablissements zu schließen und der Association beizutreten."

Verschieden von den Productionsvereinen, aber eben so praktisch waren die Consumtionsvereine. „Durch den Gewinn, welchen der Ankauf en gros gestattete, und mit Hülfe der Concurrenz zwischen den Lieferanten fiel der Preis der Portionen so sehr, daß ein reichliches Mittagsessen nicht mehr als 70 Centimes kostete; die Mitglieder konnten sich jedoch eine sehr anständige Mahlzeit zu einem bedeutend niederen Preis verschaffen. Man schlug die täglichen Ausgaben eines Arbeiters in voller Manneskraft auf 80 Centimes und die Kosten für den Lebensunterhalt einer Familie von drei Personen auf 1 Franc 20 Centimes an. Ein Arbeiter erklärte in einem Briefe, der damals veröffentlicht wurde, daß er durch die Gesellschaft um 24 Francs per Monat eine viel gesundere und bessere Nahrung erhalte, als es ihm früher für 40 Francs des Monats möglich gewesen war."

In allen diesen Versuchen liegt nichts, was der Staatsordnung widerspräche. Aber die Arbeiter wurden von den politischen Agitatoren verführt, Revolution zu machen. Die socialistischen Schwärmer, sonderlich Proudhon, wollten das ganze Staatsgebäude umstürzen. „Zwischen L. Blanc und Proudhon bestand ein Abgrund, über den hinweg sie sich nicht verständigen konnten. Proudhon war der Ansicht, daß, sobald die ökonomische Revolution vollzogen sey, die Regierung überflüssig werde, während L. Blanc gerade des Staates bedurfte, um die ökonomische Revolution durchzuführen. L. Blanc glaubte der Tendenz der Arbeiter nach Abschaffung des Staates volle Rechnung getragen zu haben, wenn er einen Unterschied zwischen dem Etat maitre und dem Etat serviteur machte, wenn er erklärte, daß der Staat, für dessen Fortbestand er auftrat, blos der Diener des Volkes seyn solle. Dagegen leugnete Proudhon den Staat und die Regierung, weil er an die Persönlichkeit und die Autonomie der Massen glaubte und die Identität der ökonomischen Reform mit der Abschaffung aller politischen Meister und Repräsentanten nachwies." Durch das Journal Voix du peuple besaß Proudhon großen Anhang im Volk, hetzte aber nur zum radikalen Umsturz auf und kam daher in den Kerker, denn weder die Kammer noch der Präsident der Republik hatten Lust, sich von dieser Sense mir nichts dir nichts wegmähen zu lassen. Der zweite December machte vollends den socialistischen Revolutionsversuchen, damit aber auch zugleich den Associationen ein Ende. Das letztere wäre nicht nöthig gewesen, wenn die Associationen die Politik aus dem Spiel gelassen und die Frage rein ökonomisch aufgefaßt hätten. Wenn es möglich ist, den revolutionären Geist von ihnen abzuziehen, so werden sie auch wieder aufkommen und gedeihen, denn es liegt in ihnen ein praktischer Gedanke voll Zukunft, dem auch der zweite December keineswegs fremd ist, wie seine Rücksichtsnahme auf die Arbeiterbewegung in Deutschland und namentlich auf Schulze-Delitsch beweist.

Proudhon stößt nicht nur jede Regierung vor den Kopf, sondern auch die ganze europäische Gesellschaft, wie sie nun einmal durch ihre nationale Art und Gewohnheit constituirt ist. Er will das persönliche Eigenthum aufheben, und nennt das Eigenthum einen Diebstahl. Das ist nun ein kolossaler Unsinn, den er der europäischen Gesellschaft beizubringen sich gewiß ver-

gebens abquält. Denn Erwerb eines Familiengutes und Forterben desselben ist der Grundzug des Familien- und Völkerlebens bei allen romanischen und germanischen Völkerstämmen von jeher gewesen und wird es bleiben, wenn immerhin allzu große Begünstigung weniger Familien auf Kosten aller übrigen ihr Correctiv in Gesetzen oder Revolutionen finden müssen.

Proudhon greift auch die Kirche an und geht so weit in der Verkennung des religiösen Bedürfnisses der Völker, daß er die freche Phrase hinwirft: Dieu, c'est le Mal! Er glaubt nämlich und will glauben machen, die Religion sey von der Tyrannei erfunden, um die Völker zum dummen Gehorchen zu überreden. Das ist der größte Mißgriff der Partei. Selbst Robespierre, jener Fürchterliche, der zuerst die rothe Fahne der demokratischen Republik in Frankreich aufpflanzte, selbst er ehrte die Religion. Er sagte nicht, die Könige haben dem Volk die Religion arglistig aufgedrungen, sondern er sagte: die Könige haben in frevelhaftem Leichtsinn dem Volk die Religion genommen. Nie gab es Atheisten im Volk. Der Atheismus ging von den sich selbstvergötternden Fürsten, von ihrem liederlichen Hofgeschmeiß, von den s. g. schönen und starken Geistern des alten Frankreich, den Hofphilosophen und Hofpoeten, den niedrigsten Speichelleckern fürstlicher Laster und von einem durch den Hof verderbten Adel aus, während das Volk fromm blieb. Der monarchische und aristokratische Atheismus wollte dem armen unglücklichen Volke mit der Religion seinen letzten Trost nehmen. Aber er ist gestürzt, das Volk hat gesiegt, das Volk hält fest an seiner Religion. Wenn es keine Religion gäbe, müßte man sie erfinden für das Volk! So sprach Robespierre und kannte ohne Zweifel das Volk besser, als Proudhon.

Der feindliche Gegensatz gegen Staat und Kirche, den Proudhon in den Arbeiterstand wie ein Gift eingetragen hat, schadet nur dem letzteren selbst und hindert jede wesentliche Verbesserung seines Zustandes. Insofern hatte der Arbeiterstand nie einen gefährlicheren Feind als den Mann, den er für seinen Heiland hält. Immer noch hat man in Frankreich den unhistorischen Schwindel der Theorie, den Wahn nicht überwunden, daß man alle Brücken der Vergangenheit abbrechen, alles historisch Gewordene abtödten müsse, um zu einer gedeihlichen Reform zu gelangen. In dem historisch Gewordenen findet man allerdings immer etwas Faules, Mißbrauchtes, das man abschneiden kann und soll, aber es verbirgt sich dahinter immer die eigentliche Volksnatur, an der man mit allen Theorien nichts ändern kann, und die man nicht obenhin verachten oder als etwas behandeln sollte, das man wie Wachs nach neuen Schulbegriffen nur geschwind und bequem ummodelliren könnte. Leider ist der gesetzgeberische Reformwahnsinn auch in Deutschland eingedrungen und nichts ist jetzt gewöhnlicher, als mit irgend einer modernen Doctrin durch das ehrwürdigste, dem Volke heiligste Herkommen gewaltthätig hindurchzufahren.

Die Arbeiter insbesondere würden viel besser thun, wenn sie nicht mit der Stange im Nebel herumführen, um immer neue radikale Theorien auszusinnen, sondern sich an den historischen Boden klammerten. Alles, was sie vergebens suchen und erstreben, hatte der Arbeiterstand in frühern Zeiten schon, eine feste mit den Institutionen der übrigen Gesellschaft in Harmonie gebrachten Organisation, gegründet auf Reciprocität und gegenseitigen Credit, eine ehrenhafte und auskommliche Existenz und Sicherung der Zukunft, ja auch eine politische Bedeutung und Macht. Und das alles einfach durch die Organisation der zünftigen Gewerbe. Der Grundgedanke der Zünfte war kein anderer, als der Gedanke der réciprocité. Jedes Gewerbe garantirte dem andern die Arbeit, und regulirte die Preise nach dem Grundsatz und Interesse der Gegenseitigkeit. Innerhalb jeder Zunft war jedem einzelnen Arbeiter, dem Lehrjungen und Gesellen wie dem Meister, seine Arbeit garantirt unter sittlichen Verpflichtungen, die wieder dem Ganzen zum Vortheil und zur Ehre gereichten. Für die Lehre der jungen, wie für die Pflege der invaliden Alten war gesorgt. Kein Zunftgenosse konnte zu Grunde gehen, wenn er seinen Pflichten nachkam. Zudem paßten sich die Zünfte dem höhern Organismus des Staates als nutzbringende und starke Glieder an und stellten sich unter den göttlichen Schutz, indem sie zugleich kirchliche Fraternitäten bildeten unter einem besondern Heiligen, dessen Fahne sie trugen. Das war ein gesunder Organismus, in welchem die irdischen und himmlischen Beziehungen des Menschen, die ökonomischen und politischen Existenzen in schöner und natürlicher Harmonie standen. Seitdem diese alte gute Harmonie zerrissen ist, ringen die abgerissenen, blutenden, abgezehrten Glieder nach Wiedervereinigung, können sie aber nicht finden, weil sie sie auf dem verkehrten, unhistorischen, rein theoretischen Boden suchen, und nicht auf dem Boden des Wirklichen und Historisch-Gewordenen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels



Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, №. 59. 23. Juli 1864.

Zeitgeschichte.

Ein Rückblick auf die letzten Sessionen des Preußischen Abgeordnetenhauses und ein Wort über die deutsche Verfassungsfrage von Dr. August Reichensperger. Zweite Abtheilung. Paderborn, Schöningh, 1864.

Ueber die erste Abtheilung vergl. Nr. 17 unserer diesjährigen Blätter. Da Preußen einen so großen Einfluß auf das gesammte Deutschland übt, ist das letztere auch bei dem unheilvollen Verfassungsstreit, der noch immer seiner Erledigung harrt, interessirt. Glücklicherweise ist dem Hader die äußerste Spitze abgebrochen durch die Waffenthaten des preußischen Heeres, durch jenes „Blut und Eisen“, über das man zu spotten wagte, worüber aber jetzt niemand mehr spotten wird. Was nun zur Orientirung über den noch schwebenden Streit dient, ist von allen deutschen Lesern mit Dank anzunehmen, besonders wenn es das audiatur et altera pars betrifft, wenn der deutsche Leser in den Stand gesetzt wird, den Nebel zu zerreißen, den die einseitig in der Presse vorwiegende Partei über alle Vorgänge ausgebreitet hat.

Die vorliegende Fortsetzung der Charakteristik des Berliner Abgeordnetenhauses beginnt mit der Wiedereröffnung der Kammer im Januar 1863. Die Fortschrittspartei war so sehr in der Mehrheit, daß sie, wie der selige Minister von Kapf in Württemberg von solchen Fällen zu sagen pflegte, „machtbesoffen“ wurde. In London ziemt dem Sprecher des Hauses die strengste Unparteilichkeit. In Berlin machte das Abgeordnetenhaus seinem Präsidenten zur ersten Pflicht, Werkzeug der Partei zu seyn. In London, sogar in Paris wird die Minorität angehört, ja vergönnt man ihr verhältnißmäßig öfter und länger das Wort, eben weil sie ihrer Meinung nur durch die Debatte, nicht durch die Abstimmung Nachdruck geben kann. In Berlin dagegen wurde jeder abweichenden Meinung sofort das Wort abgeschnitten, zum Schlusse gerufen, ehe die Redner an die Reihe kamen ꝛc. Anderwärts achtet man das verfassungsmäßige Recht der Krone und des Oberhauses. In Berlin wurde es nicht geachtet. Die Fortschrittspartei ging darauf aus, erstens den König zu terrorisiren, ihn einzuschüchtern, daß er seine Minister entlasse und sich solche aus der Fortschrittspartei aufdrängen lasse, und zweitens dem Herrenhause sein verfassungsmäßiges Recht als dritter Factor der Gesetzgebung abzusprechen und eine Reform desselben zu erzwingen, die es zu einem Werkzeug des Abgeordnetenhauses erniedrigt haben würde. Das Berliner Abgeordnetenhaus wollte Regierung und Herrenhaus in sich verschlingen, seine Machtsphäre über beide ausdehnen.

Man weiß nicht, war es naiver Uebermuth, oder Absicht, als die Majorität des Abgeordnetenhauses sich so sehr forcirte, den Ministern in's Gesicht sagte, sie sollten sich fortscheeren, dem König grobe und befehlshaberische Adressen zuschickte, das Herrenhaus brüskirte, die Minorität im Abgeordnetenhause selbst nicht mehr zum Worte kommen ließ und verhöhnte, die einseitigste Parteityrannei in der Presse übte. War das alles nicht naiver Uebermuth, so konnte es nur den Zweck haben, die Regierung einzuschüchtern. Aber die Partei überschätzte ihre Macht und die Grenzen ihrer Befugniß, erreichte deshalb auch jenen Zweck nicht, die Regierung blieb fest und schlug in der auswärtigen Politik besonnener Weise den Weg ein, der ihr die Sympathien aller Deutschen, also auch aller vernünftig gebliebenen Preußen sichern mußte.

Es wäre klüger vom Abgeordnetenhause gewesen, wenn es sich der zweckmäßigen Armeereorganisation nicht so unbedingt widersetzt hätte. Dann wäre auch der

Verfassungsstreit unterblieben. Zugegeben, daß die Minister durch ihr Fortregieren ohne Budget mit dem Buchstaben der Verfassung nicht im Einklang sind, so hätte doch das Abgeordnetenhaus eine viel festere Stellung dem Ministerium gegenüber eingenommen, wenn es nicht selbst in seiner Anmaßung gegenüber der Krone und dem Herrenhause viel zu weit gegangen wäre, wenn es nicht hätte einschüchtern und terrorisiren wollen, sondern in den Grenzen seiner gesetzlichen Befugniß und des parlamentarischen Anstandes geblieben wäre.

„Es ist nicht genug, die Wahrheit zu sagen, man muß sie auch hören," bemerkt der Verfasser.

Die größten Fehler beging das Berliner Abgeordnetenhaus in der auswärtigen Politik. Dahin gehört zuerst das maßlose Vorgehen gegen Oesterreich und die offene Verhöhnung jedes Redners, der ein Zusammengehen Preußens mit Oesterreich die einzig vernünftige deutsche Politik nannte.

Dahin gehört ferner die alberne Vergötterung Cavours, deren sich sogar Herr von Sybel schuldig machte, und die Bevorwortung einer Allianz Norddeutschlands mit Italien gegen Oesterreich. „Herr von Sybel, der als Referent, der Hauptwortführer war, ließ denn auch die Gelegenheit nicht ungenutzt, um wieder vor seinem politischen Idole, dem Grafen Cavour, Weihrauchwolken aufsteigen zu lassen: ‚Mazzini's Name war in Italien sofort nicht blos nicht mehr gefürchtet, sondern beinahe verschollen, als ein constitutioneller König jenen großen und tugendhaften Staatsmann an die Spitze der Geschäfte berief, der nicht blos seiner weiteren Heimath zur Einheit verhalf, sondern schon vorher seiner engeren Heimath Wohlstand und Unterricht und Rechtssicherheit und constitutionelle Freiheit verschaffte.' Es ist doch eine eigenthümliche Sache um die Anschauungen des ‚größten jetzt lebenden Historikers', wie Herr von Vincke den Herrn von Sybel einmal titulirte. Mazzini in Italien verschollen; Victor Emmanuel, der nur mit Belagerungszuständen und Füsilladen regiert, das Muster eines constitutionellen Königs; die italienische Einheit fertig ohne Venetien und den Kirchenstaat; Cavour mit seinem Troß von bestochenen Verräthern und seinem ‚Lasciamo la morale!' ein Tugendspiegel; massenhafte Confiscationen und ein ungeheures, stets wachsendes Deficit ein untrügliches Symptom von Rechtssicherheit und Wohlstand!"

Dahin gehört weiter der ausgesprochene Haß gegen alles Christliche und Kirchliche, das rücksichtslose Verfahren in Sachen der Schule, die man von der Kirche losreißen will, die Plünderung altkirchlicher Stiftungen und die Tyrannei gegen die Eltern. „Die Annahme des von der Commission gebilligten v. Sybel'schen Antrages kam einer Confiscation im großen Style gleich, woran freilich die Verehrer des ‚tugendhaften' Grafen Cavour sich sonderlich zu stoßen keine Veranlassung hatten. Um so mehr glaubte aber unsere Centrumsfraction dem Projecte den äußersten Widerstand entgegensetzen zu müssen. Nachdem der Abg. für Geldern demnächst in ausführlicher Rede die Verfassungswidrigkeit und juristische Bodenlosigkeit des Antrages darzulegen, und der Majorität begreiflich zu machen gesucht hatte, wie wenig es ebensowohl zu der so viel gerühmten, durch den Art. 20 der Verfassung förmlich verbürgten Freiheit der Wissenschaft und der Lehre passe, das Unterrichtswesen möglichst für den Staat zu vindiziren, erinnerte er an einen Ausspruch Dahlmann's folgenden Inhaltes: ‚Kein Staat hat je, ohne Schaden am besten Theile seines Volkes zu nehmen, sich die Kinder zugeeignet, um nach seinem Gefallen sie zu bilden (für Staatszwecke ohne Selbstbestimmung und Wahl); uns aber verbietet vollends bessere Einsicht die Seelenverkäuferei an den Staat!' Der Redner führte u. A. auch aus der Entstehungsgeschichte des Artikels 15, bei dessen Zustandekommen er mit thätig gewesen war, den Nachweis, wie von Anfang an über dessen wahre Bedeutung keinerlei Zweifel obgewaltet habe. ‚Wenn nun dennoch, m. HH.' — fuhr er fort — ‚heute diese Bedeutung in Frage gestellt werden könnte, wie dies der Vorredner gethan hat, — wenn das heute möglich ist — heute, wo die Majorität noch im Kampfe begriffen ist für das verfassungsmäßige Recht des Landes, — dann ist wohl die ernste Frage gerechtfertigt, was denn aus den Grundgedanken unseres neuen verfassungsmäßigen Rechtes in Preußen nach einem etwaigen Siege jener Majorität werden solle. Ja, was glauben Sie uns dann für eine Perspective nach dem Siege der ‚verfassungstreuen' Partei eröffnen zu können? — was mag dann noch Rechtens seyn in Preußen, falls es jener Partei unbequem ist!"

Hier zeigt sich recht, „wie wenig es gedachtem Fortschritt um die Freiheit zu thun ist, obgleich er dieselbe immer im Munde führt, wie er vielmehr im Grunde nur für das gerade Gegentheil der Freiheit, für die Staatsomnipotenz nämlich, arbeitet, in der Hoffnung, dieselbe früher oder später in die eigene Hand nehmen zu können. Der von dem französischen Convent proklamirte Satz: l'enfant appartient avant tout à la république (den ersten und nächsten Anspruch auf das Kind hat die Republik) ist auch heute noch der Cardinalsatz besagten Fortschritts; von dem Urrechte der Eltern ist kaum jemals die Rede, wie sich dies auch bei den

Debatten in unserem Abgeordnetenhause zeigte, in deren Verlauf ich darauf hinwies, wie die Landesvertretung von Gotha sich sogar das Recht reservirt habe, über die Lehr- und Lesebücher der Elementarschulen zu statuiren, damit ja kein kirchlicher Einfluß sich fernerhin geltend machen kann, welchem die vielen noch außerhalb der ‚Zeitströmung' stehenden Eltern vor der Hand noch allzu zugänglich sind. Keiner von allen diesen Freiheitsmännern nimmt denn auch den mindesten Anstoß an dem System des Schulzwanges, kraft welches die Polizei sämmtliche Kinder von ihrem 6. Jahre ab auf die Schulbank nöthigt und die Eltern für deren Versäumnisse abstraft. Der freiheitsstolze Engländer begreift so etwas kaum. Man höre nur, was Lord Brougham in einer am 16. April 1834 im Unterhause gehaltenen Rede gesagt hat: ‚dessen halte ich mich vollkommen gesichert' — so lauten seine Worte — ‚daß in diesem Lande das Preußische Erziehungssystem niemals eingeführt werden kann; es ist ein willkürliches und gewaltsames."

Mit diesem Hasse gegen alles Christliche verband das Berliner Abgeordnetenhaus die entschiedenste Vorliebe für alles Jüdische.

Nachdem das Abgeordnetenhaus die kühnste, ja im Munde einiger Herrn darf man sagen, die unanständigste Sprache gegen die Minister geführt und wiederholt und in den bestimmtesten Ausdrücken erklärt hatte, es werde mit diesem Ministerium sich in keine Verhandlung mehr einlassen, ließ es sich doch wieder in Verhandlungen ein. Der Kammerterrorismus culminirte in der übermüthigen Rede, um nicht zu sagen der frechen Herausforderung, die sich von Sybel gegen den Kriegsminister von Roon erlaubte, indem er ihm in's Gesicht sagte, wenn er wirklich ein Patriot seyn wolle, sollte er seinen Patriotismus damit beginnen, seinen Posten zu verlassen. „Nach meinem Dafürhalten hätte das Präsidium alle Veranlassung gehabt, mehrere persönliche Ausfälle gegen den Kriegsminister, insbesondere die oben mitgetheilten, der Abgeordneten Frese und von Sybel zu rügen. Fühlte doch selbst der Abgeordnete von Vincke (Stargard) sich gedrungen, unmittelbar nach dem Ausbruche des Conflictes von der Tribüne herab zu sagen: ‚Ich meine, je besser die Sache des Hauses der Regierung gegenüber steht, desto mehr hätten wir es zu vermeiden, unsere Reden durch persönliche Angriffe zu coloriren. Glauben sie mir, meine Herren, das ist meine innige Ueberzeugung, die auf langjähriger parlamentarischer Erfahrung beruht, durch solche Persönlichkeiten gewinnt eine Sache nichts; wenn eine Sache an sich gut ist, bedarf es keiner starken Form, sie auszusprechen; es ist hinreichend, sie überhaupt gesagt zu haben, und durch die mehr oder weniger unparlamentarischen Angriffe gegen das Ministerium wird wahrhaftig Ihre Sache an sich, weder im Lande, noch im Auslande gewinnen.' Hiernach kann es um so weniger gebilligt werden, daß das Präsidium, als der Kriegsminister sich veranlaßt sah, die gegen ihn geschleuderten persönlichen Beleidigungen als eine ‚unberechtigte Anmaßung' zu bezeichnen, demselben in die Rede fallen zu sollen glaubte und zwar in einem Tone, der keineswegs eine Rechtfertigung seines, des Vice-Präsidenten, Verhaltens, sondern vielmehr eine Rüge der Aeußerung des Kriegsministers erwarten ließ. Die sich in den Formen der Urbanität haltenden Remonstrationen des letzteren gegen die Unterbrechung sollten demnächst durch Läuten mit der Glocke übertäubt werden; was aber weit mehr zu beachten ist, eine jede Aeußerung des Ministers ward von der Linken aus mit lauten Zurufen, oder wie es in der gewöhnlichen Sprache des Lebens heißt: mit Spectakuliren begleitet. Letzteres war jedenfalls unberechtigt, und hätte, meines Erachtens, der Vice-Präsident vor Allem seine Autorität der ‚großen Unruhe' im Hause gegenüber geltend machen sollen, äußersten Falls sogar mittels Aufsetzen seines Hutes. Ob überhaupt dieses äußerste Mittel indicirt war, mag dahingestellt bleiben; draußen im Publikum der liberalen Blätter wurde es als ein Akt der Energie gefeiert, so daß sogar ein Berliner Hutfabrikant (Reichwagen & Co.) seine Rechnung darin suchte, Seidenhüte à la Bockum-Dolffs anzufertigen und öffentlich auszubieten. Auch die Majorität des Hauses schien davon auszugehen, daß es vor Allem gelte, dem Ministerium gegenüber Energie zu beweisen."

Nachdem nun diese Energie bis zur Lächerlichkeit zur Schau getragen worden war, hätte man erwarten sollen, das Abgeordnetenhaus werde sein Versprechen halten und jeden Verkehr mit den Ministern abbrechen. Aber es geschah nicht. „Es liegt," sagt der Verfasser, „außerhalb meiner Aufgabe, die Begebnisse der darauf folgenden Session, welcher ich nicht beigewohnt habe, darzulegen. Nach Demjenigen zu urtheilen, was zur allgemeinen Kenntniß gekommen ist, darf man sie übrigens wohl als einen matten Abklatsch der vorhergegangenen bezeichnen. Die Fortschrittspartei hatte sich dadurch eine Hauptsehne durchschnitten, daß von ihr, wie oben gemeldet, die feierliche Erklärung abgegeben worden war, mit dem gegenwärtigen Ministerium und dem Systeme desselben unmöglich weiter verhandeln zu können. Da sie es unterließ, diese Erklärung wahrzuhalten, ihr praktisch Folge zu geben, so erschien dieselbe als eine ohnmächtige Rodomontade, und der Aktion der Partei war

die Spitze abgebrochen, der Nimbus, der sie umgeben hatte, bedeutend abgebleicht, zumal da es auf der Hand lag, daß nur zufolge ihres Verhaltens Herr von Bismarck, den man nun nicht mehr bannen konnte, als Ministerpräsident, wie es ausgedrückt zu werden pflegt, möglich geworden war. Dazu kam noch, daß die Kreuzzeitungspartei auf Kosten der Mittelschattirungen bei den Neuwahlen einen bedeutenden Zuwachs erhalten hatte. Vorher hatte es im Grunde keine eigentlich ministerielle Partei in der Kammer gegeben; jetzt stand eine solche in festgeschlossenen Reihen da, um die gegen die Ministerbank hin geführten Stöße zu pariren, wodurch denn die Regierung natürlich an Luft und freiem Spielraum, sowie namentlich an Zuversicht gewann. Schließlich beging dann noch die Majorität den kaum begreiflichen Fehler, zum Vorgehen in Schleswig-Holstein, für welches Jahre hindurch so viele glänzende Reden gehalten worden waren, keine Geldmittel bewilligen zu wollen, indem sie, wie es scheint, auf die Allmacht des Frankfurter Sechsunddreißiger-Ausschusses und die von demselben zu organisirende ‚Volks-Intervention‘ bauen zu können glaubte."

Der glorreiche Krieg in Dänemark ist von der reorganisirten preußischen Armee geführt worden, ohne Zuthun der Kammer, die ausdrücklich jede Geldbewilligung dafür verweigert hat. Der Krieg gereicht Preußen zur Ehre und ist zugleich im wahren Interesse aller Deutschen geführt worden. Diese einzige Thatsache legt es den Abgeordneten nahe, daß sie sich mit dem Geiste Olliviers möchten durchdringen lassen.

Mit dem Absolutismus ist es in unserer Zeit schwer, ja auf die Dauer unmöglich zu regieren; aber ganz eben so mit der Demokratie. Es ist die höchste Zeit, daß die Extreme ihre Spitzen abbrechen und man sich auf dem verfassungsmäßigen Wege ausgleiche. Preußen selbst kann dadurch seine deutsche und europäische Stellung nur verstärken und das gesammte deutsche Nationalinteresse nur dabei gewinnen. Es wäre doch wohl keine allzu starke Zumuthung, wenn man von einem so sehr in der Bildung vorangeschrittenen Staate, wie der preußische, auch erwartete, er werde die Conflicte, wie sie in jedem constitutionellen Staate zwischen Krone und Parlament vorzukommen pflegen, mit besonderm Geschick und Tact, mit besonders überlegenem Geiste zu lösen wissen. Wo man sich von so lange her gerühmt hat, in der Metropole der Intelligenz zu sitzen, sollte es am wenigsten an der politischen Weisheit fehlen.

Im Anhange sagt Herr Reichensperger noch sehr beherzigenswerthe Dinge. Er macht die noch immer so überaus vorlaute Heiden- und Judenpartei, die über deutsche und christliche Fragen entscheiden will, darauf aufmerksam, daß trotz ihres lauten Geschreis und trotz ihres forcirten Gebarens ihre Tage sich dennoch zu Ende neigen.

Wie wir in diesen Blättern schon hundertmal gesagt haben, sagt auch die vorliegende Flugschrift, der Fluch der Renaissance wird endlich vom deutschen Volk genommen werden, ganz von selbst, naturgemäß. „Zu dem vom untergegangenen Heidenthum erborgten Rechte gesellte sich nach und nach eine aus derselben Quelle kommende Wissenschaft, Literatur und Kunst, bis endlich die Strömung, welche man gemeinhin mit dem Ausdruck ‚Renaissance‘ zu bezeichnen pflegte, den Weg über Frankreich nehmend, auch allerwärts in unserem Vaterlande ihren Niederschlag absetzte. Fast alle Ingredienzen dieser sogenannten Renaissance haben beziehungsweise ihr Gutes, Schönes und Großes. Das römische Rechtssystem gehört zu den wunderbarsten Constructionen des menschlichen Verstandes, und kein Rechtsbeflissener sollte jemals die Ulpian, Paulus und Papinian unstudirt lassen; die hellenische, ja selbst noch die altrömische Kunst und Literatur reflectiren Ideale, welche der sich selbst überlassene Menschengeist kaum überfliegen kann, und wer wollte endlich auf die Buchdruckerkunst, auf die Magnetnadel, auf Christoph Columbus oder auf Nikolaus Copernikus einen Stein werfen! Allein bei dem geistigen, wie beim materiellen Reichthum kommt Alles darauf an, welchen Gebrauch man davon macht; der eine wie der andere gereicht nicht selten seinem Inhaber zum Verderben. Und so ist es denn auch in der That vielfach während der Renaissance-Periode gekommen, die sich mit einzelnen Aesten noch in unser Jahrhundert hinein erstreckt. In ihr gedieh so recht jene kalt-rationalistische Politik, welche den organischen Zusammenhang der Dinge, das religiöse, wie das geschichtliche Moment vornehm ignorirend, mittelst einer oberflächlichen Empirie und einer geistreich klingenden, aber innerlich hohlen Phraseologie Alles meistern zu können vermeint. Umstrickt von den Reizen der Antike verlor man den höheren Zielpunkt aller Kunst und Wissenschaft, und damit zugleich Dasjenige aus den Augen, was die eigenen Vorfahren Großes und Schönes geschaffen hatten.

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels



Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1²/₃ Thaler.

Mittwoch, N° 60. 27. Juli 1864.

Staats- und Rechtsgeschichte.

Die Entwickelung der Landeshoheit in Deutschland in der Periode von Friedrich II. bis einschlüssig zum Tode Rudolfs von Habsburg, staatsrechtlich erörtert, von Joseph Berchtold, Doctor beider Rechte. Erster Theil. München, Rieger (Himmer), 1863.

Ein sehr verständiges, unparteiisch gehaltenes Buch. Folgendes mag dienen, es zu charakterisiren. Der Verfasser sagt S. 2, über den Kampf zwischen Kirche und Staat zur Hohenstaufenzeit gibt es dreierlei Meinungen. „Jene Historiker, welche sich auf dem confessionell beschränkten, antipäpstlichen Standpunkte befinden, sind geneigt, alle Schuld auf das Papstthum zu wälzen, welches — wie sie sagen — aus purem Hasse gegen das den weltbeherrschenden Tendenzen einer stolzen Hierarchie sich muthig entgegenstemmende Geschlecht der Staufer im Bunde mit dem Egoismus der deutschen Fürsten das deutsche Kaiserthum seines Ansehens beraubt und, so viel an ihm war, zu Grunde gerichtet habe. — Andere, ebenso einseitige — meist überkirchliche — Historiker suchen die Ursache des Falles der hohenstaufischen Kaisermacht und damit der deutschen Monarchie lediglich in der Persönlichkeit der Staufer, insbesondere Kaiser Friedrichs II., welcher den seinem Geschlechte angeborenen kirchenfeindlichen Imperatorensinn zügellos habe dahintreiben lassen, und so eine wohl berechtigte Reaction von Seiten des Papstthums und der deutschen Fürsten selbst veranlaßt habe, — eine Reaction, der im Bunde mit den in den Städten emportreibenden Volkskräften entgegenzutreten sein ritterlicher Hochmuth nicht gestattet habe. Eine Mittelmeinung, welche hier mehr, als bisher vielleicht der Fall war, vertreten werden soll, sucht Licht und Schatten mit ausgleichender Gerechtigkeit zu vertheilen. Sie verurtheilt das Streben sowohl des Papstthums als des Kaiserthums nach gegenseitiger Beherrschung als ein maßloses Uebergreifen über die den beiden Gewalten nach dem Plane der göttlichen Weltordnung zugewiesenen Grenzen, und findet die Berechtigung dazu auch in dem tragischen Ausgange des Kampfes, aus welchem das Papstthum als Sieger nur hervorging, um bald darauf nicht minder tief von seiner schwindelnden Höhe herabzustürzen, als es beim Kaiserthume der Fall gewesen war. Sie hat den schärfsten Tadel auszusprechen gegen die Art und Weise, wie z. B. ein Innocenz IV. gegen das staufische Geschlecht selbst in seinen unschuldigen Gliedern wüthete; muß aber auch zugeben, daß Friedrich II. durch seine erst listige und dann aggressive Politik das Papstthum zum Aeußersten getrieben hat. — Derselbe vorurtheilsfreie Blick in die klar vorliegenden Thatsachen führt ferner zur Ueberzeugung, daß die deutschen Reichsfürsten allerdings von dem Vorwurfe eines unersättlichen Strebens nach Erweiterung der eigenen Macht auf Kosten des Ganzen nicht freizusprechen sind: Allein er verschließt sich auch nicht vor der Wahrheit, daß Päpste und Kaiser zusammen den bis auf einen gewissen Grad immerhin berechtigten Partikularismus groß gezogen haben; jene, um dem Kaiserthum Abbruch zu thun, diese, weil ihre italienische Politik mit all' den daran hängenden Sorgen um das sicilische Erbreich und den Kämpfen mit den Päpsten und Longobarden sie hinderte, den deutschen Angelegenheiten die gebührende Sorgfalt zuzuwenden."

Die vermittelnde Meinung ist ohne Zweifel die allein richtige, denn es ist von beiden Seiten gefehlt worden. Man kann übrigens den Streit nicht ausschließlich unter dem Gesichtspunkt des 13. Jahrhunderts auffassen wollen. Es war ein Streit von Alters her, der in der Staufenzeit nur in eine neue Phase

trat. Wenn auf beiden Seiten gefehlt wurde, so gereichte es auch wieder beiden Theilen zur Entschuldigung, daß das Mißtrauen zwischen Kirche und Staat schon festgewurzelt und die wahre Versöhnung bereits unmöglich geworden war durch neue Mächte, die sich dazwischen geschoben hatten und sich auf Kosten sowohl der Kirche als des Kaiserthums parasitisch großsogen. Es ist der größte Fehler der modernen Geschichtschreibung, daß sie entweder hier dem Papste oder dort dem Kaiser, hier einer unersättlichen Hierarchie, dort einem eben so unersättlichen Imperialismus allein die Schuld zuschiebt. Wenn die große Idee des Mittelalters, die Vereinigung der Christenheit zu einer Kirche und zu einem weltlichen Reiche nicht vollständig und nicht auf die Dauer durchgeführt wurde, so lag die Schuld keineswegs ursprünglich an den Päpsten oder Kaisern, sondern an denjenigen deutschen und nichtdeutschen Dynastien zweiten Ranges, welche zwischen Kaiserthum und Papstthum emporzukommen, zu eigner Macht und Souveränetät zu gelangen suchten und darum der Politik der Päpste wie der Kaiser unaufhörliche Hindernisse bereiteten. Niemals würden sich die Päpste dem deutschen Kaiser so feindlich entgegengesetzt haben, als es geschehen ist, wenn nicht die Könige von Frankreich und von Sicilien, von Ungarn und Polen, auch die von Dänemark und endlich alle deutschen Fürstengeschlechter, welche dem jeweiligen Kaisergeschlecht seine Größe beneideten, wie böse Dämonen hinter den Päpsten gestanden, auf ihre Wahl Einfluß geübt, sie verführt und gegen den Kaiser aufgereizt hätten. Aber auch die Kaiser selber würden sich keine so schweren Versündigungen gegen die Kirche, wie es unter den Saliern und Hohenstaufen geschah, haben zu Schulden kommen lassen, wenn sie nicht zur Nothwehr gereizt worden wären. Die rebellischen Reichsfürsten ließen sie ja fast gar nicht zu Athem kommen und waren stets bereit, sich mit dem Ausland gegen sie zu verbinden und ihnen bei jeder Gelegenheit Rechte und Vortheile abzutrotzen, welche, indem sie nur wenigen Fürstenfamilien zu gute kamen, dem Kaiser, der Reichseinheit und der Nation nur zum Schaden gereichten. Wenn diese Reichsfürsten im Bunde mit Frankreich und andern Reichsfeinden, hier den Papst, dort den Kaiser zur Verzweiflung brachten und zu falschen Schritten verleiteten, hier zu unklugen Gewaltmaßregeln antrieben und ihnen dort wieder eine unwürdige Furcht einjagten, dann wurden immer nur die Päpste und die Kaiser als die Schuldigen angeklagt, während sie beide doch nur die Opfer waren und die eigentlichen Schuldigen eine ganz unschuldige Miene machten. Das schlimmste von allem war, daß es die Fürstenoligarchie schon frühzeitig jedem Kaiser unmöglich gemacht hatte, die ihm nöthige Macht allein aus seinem Amte zu schöpfen. Sollte er des Reiches Einheit behaupten und Mehrer des Reiches seyn, so mußten ihm alle Reichsbeamten pünktlich gehorchen und sein kaiserlicher Wille durfte im Innern des Reichs nirgends Hemmung erfahren. Die Fürsten aber widersetzten sich dem Kaiser, versagten ihm den Dienst, verbanden sich mit dem Feinde und wußten sich, aller Energie der Kaiser, welche dem Unfug steuern wollten, ungeachtet, die Erblichkeit in ihren herzoglichen Aemtern und Territorien zu erschleichen. Solchen bereits in einem großen Besitz befestigten Familien gegenüber konnte kein Kaiser mehr zu irgend einer Macht gelangen, wenn er nicht selbst neben der Kaiserwürde noch ein großes herzogliches Erbe besaß. Der Kaiser selbst mußte also die Territorialhoheit begünstigen, wodurch die Idee des Kaiserthums principiell aufgegeben wurde. Kein Kaiser konnte mehr Reichsbeamte nach seinem Willen und nach seiner kaiserlichen Pflicht, einzig nach ihrem Verdienst und einzig im Interesse des Reichs einsetzen, sondern er mußte die erbsäßigen Reichsbeamten behalten, die schon vorhanden und nicht mehr Diener des Kaisers und Vollstrecker seines Willens, sondern natürliche Feinde des Kaiserthums, principielle Rebellen und mit dem Ausland verschworene Neider des Kaisers waren.

Nur aus diesem Grunde nahmen alle edlen und wahrhaft großen Kaiser der deutschen Nation ein trauriges Ende und ihre Nachfolger wurden immer wieder von der Fürstenoligarchie unterjocht, mißbraucht und immer mehr der kaiserlichen Macht entkleidet. Nur aus diesem Grunde war es selbst den besten Kaisern unmöglich, die Macht und Größe der Nation in dem Maße zu entfalten, wie es hätte geschehen können, wenn es die Fürsten nicht verhindert hätten. Immerwährend in Fehden mit den rebellischen Fürsten verwickelt, vom Neide rivalisirender Dynastien verfolgt, die den Papst und Frankreich gegen sie hetzten, konnten die Kaiser keine Ruhe finden, um für die Nation im Ganzen große Plane zu entwerfen und durchzuführen. Der Gedanke einer deutschen Flotte elektrisirt jetzt ganz Deutschland. Wir hatten einst eine deutsche Flotte und sie war mächtig auf allen Meeren, aber es war keine Reichsflotte, der Kaiser verfügte nicht über sie. Es war die Flotte der Hansa, eines Städtebundes, der aus den Schöpfungen Heinrichs des Löwen hervorgegangen war, eines Todfeindes der Kaisergewalt, eines Vorkämpfers der Fürstenoligarchie. Das deutsche Reich wurde zwar gemehrt, aber ohne den Kaiser. Die Mark-

grafen gründeten sich über den deutschen Grenzen ihre Erbstaaten und wurden principielle Feinde des Kaisers wie alle andern Fürsten. Die deutsche Nation war mächtig genug, ein großes Colonialsystem durchzuführen, aber der einheitliche Gedanke fehlte, weil der Kaiser keine Macht hatte.

Man muß aber auch die Päpste ganz eben so entschuldigen wie die Kaiser. Auch sie waren nur die Opfer der Fürstenpolitik. Der Beweis liegt in der babylonischen Gefangenschaft der Kirche zu Avignon, wo der Papst nichts mehr war, als das Werkzeug französischer Politik, und in der Geschichte der Medici, Borgia, Farnese, Barberini ꝛc., jener italienischen Fürstenhäuser, die nur für ihre Familien sorgten, indem sie die Nachfolger des Apostels hätten seyn sollen. Wenn aber der h. Stuhl durch Fürsten entweiht wurde, so hat man Unrecht, dem h. Stuhl vorzuwerfen, was nur die Fürsten verschuldeten.

Wenn man die geschichtlichen Vorgänge ganz unparteiisch und vorurtheilslos ansieht, so kommt man dahin, sich die Frage aufzuwerfen, ob die Idee des Kaiserthums wie des Papstthums überhaupt nicht zu hoch gegriffen war für die Völker, die sie nie ganz haben verstehen lernen oder moralisch unfähig waren, sich in eine so große Idee hineinzuleben. Die germanische Welt war ein Conglomerat von Völkerstämmen, die einander übermüthig trotzten und unter Dynastien standen, die einander beneideten und eine die andere zu unterjochen trachteten. Da war kein Begriff von dem Nutzen und der Nothwendigkeit, sich zu einem großen nationalen Ganzen zu vereinigen. Alles verlief in gemeine Stamm- und Fürstenfehden. Endlich kam den Karolingern der große Gedanke, sämmtliche deutsche Stämme zum erstenmale politisch zu vereinigen mit Hülfe der sie alle einig umfassenden Kirche. Der Gedanke scheint vom h. Bonifacius ausgegangen zu seyn, wurde aber erst von Karl dem Großen ausgeführt. Aber schon unter den nächsten Nachkommen dieses großen Kaisers zerfiel das Reich wieder, theilten die Enkel und erhoben sich gegen diese wieder rebellische Stammfürsten. Noch einmal nahm Otto der Große die Kaiseridee auf, noch einmal Heinrich III., noch einmal Friedrich der Rothbart. Allein mit immer geringerm Erfolge, weil sich überall schon wieder Erbfürsten festgesetzt hatten, welche das ganze gemeine und geistlose Unwesen der Stamm- und Fürstenfehden wie vor der karolingischen Zeit wieder anfingen. Aus dem organisch gegliederten Reiche wurde wieder ein rohes formloses Conglomerat von einander anfeindenden Dynastien und das ist unser geliebtes Deutschland auch heute noch, trotz unserer hohen Bildung. Man kann sich mithin alles Ernstes der Frage nicht erwehren, ob nicht alle Einheitsbestrebungen deutscher Nation auch heute noch, wie die Idee des alten Kaiserthums, illusorisch bleiben müssen? ob die Deutschen nicht auch heute immer noch zu barbarisch, verstockt, roh, eigensinnig dumm, gemein, niedrig denkend, mit einem Wort intellectuell und moralisch unreif sind, um eine staatliche Gliederung höherer Art eingehen zu können? und ob nicht am Ende die Recht haben, die im Partikularismus die eigentliche deutsche Natur und Bestimmung sehen, wie unter unsern Studenten die Burschenschaft mit ihren Idealen nur immer eine Ausnahme macht, die Landsmannschaften mit ihrem rohen Naturalismus aber die Regel blieben.

Zeitgeschichte.

Ein Rückblick auf die letzten Sessionen des Preußischen Abgeordnetenhauses und ein Wort über die deutsche Verfassungsfrage von Dr. August Reichensperger. Zweite Abtheilung. Paderborn, Schöningh, 1864.

(Schluß.)

Die Folge war ein immer tiefer klaffender Gegensatz zwischen dem Volke, das sich seine angestammte Art nicht wollte rauben lassen, und den Machthabern auf den verschiedenen geistigen Gebieten, bis endlich Ersteres, seiner natürlichen Führer beraubt, als spießbürgerliches Philisterium in Ohnmacht zusammensank oder, so gut es eben gehen mochte, die mühsam auswendig gelernte classische Komödie mitspielte."

Jedermann drängt sich die Unnatur auf. „Unsere studirende Jugend muß vor Allem, statt im christlichen Deutschthume, im Griechen- und Römerthume heimisch gemacht werden; von den christlichen Heroen der im Glauben wiedergeborenen ächten Wissenschaft wird auch nicht die allermindeste Notiz genommen, weil ihr Latein und Griechisch nicht so classisch ist, wie das des Cicero und Xenophon, und sich aus deren Werken leicht Solecismen in die Pensa hinüberschleichen könnten, weil überhaupt die sogenannte formale Bildung allem Anderen vorangehen muß, mit welcher — so meint man — es bei den christlichen Völkern stets gar übel bestellt war. Was überhaupt für den praktischen Lebensbedarf am meisten erforderlich ist, wird in die Nebenstunden oder in die Zeit nach dem Abiturienten-Examen verwiesen. Danach sollte man glauben, daß zunächst unsere Universitäten und die Philologenwelt der Sitz von at-

tischer Urbanität und römischem Bürgerstolz seyn müßten, daß der Geist des Demosthenes und Cicero wenigstens die Kammern durchwehe, in welchen ja die Elite der Nation sich versammelt, daß wir, um unserem classisch gebildeten Schönheitssinne zu genügen, in den Theatern wie im Leben unausgesetzt an die erhabenen Gestalten der Sophokles und Euripides erinnert würden — ob dem wirklich so ist, mag der Beurtheilung des Lesers anheimgestellt bleiben."

Aber die Gegenströmung ist im mächtigen Zuge. Nicht nur die Kirche, das christliche Bewußtseyn, sind wieder Mächte der Zeit geworden, nicht nur der classische Geschmack ist im sichtbaren Abnehmen, sondern auch die Macht der materiellen Interessen bricht der alten Schulmeisterei den Hals. „So zeigt z. B. der Drang nach Errichtung von polytechnischen und Realschulen deutlich, daß das exclusive Philologenthum auf der künstlichen Höhe, auf welche die Schulmänner es hinaufgeschraubt haben, sich nicht mehr gar lange wird halten können, daß das Bedürfniß immer mehr gefühlt wird, vor Allem echte Deutsche statt Pseudo-Hellenen oder kleiner Cicero's heranzubilden und das eingehendere Studium der Antike den sich besonders dazu berufen Fühlenden zu überlassen, oder doch dem reiferen Lebensalter vorzubehalten, welches die einfach-erhabene Schönheit derselben erst wahrhaft zu würdigen im Stande ist, und nur für die nothwendigen Grundlagen zu einer weiteren Fortbildung nach dieser Richtung hin zu sorgen. Auch die Vergötterung des Philosophenthums und der sogenannte Genie-Cultus sind in sichtlicher Abnahme begriffen. Die Welt will vor Allem Thaten, Früchte sehen und interessirt sich daher fast mehr für barmherzige Schwestern und Franziskanerinnen, als für Doctoren der Weltweisheit und deren Subtilitäten."

„Wenn nicht alle Zeichen trügen, so geht der akademische, dem Christlichnationalen abgewandte Eklekticismus raschen Schrittes seiner Auflösung entgegen; er unterliegt dem immer kräftiger sich erhebenden historischen Geiste."

Kriegsgeschichte.

Die württembergische Landwehr im Jahr 1815. Von Oberstlieutenant von Martens. 1864. (Abdruck aus dem Staatsanzeiger für Württemberg.)

Derselbe Veteran, dessen interessante Tagebücher aus den Feldzügen von 1812 und 1813 wir früher in diesen Blättern besprochen haben, gibt hier eine kurze, aber anziehende Erzählung von den Schicksalen dreier Landwehrregimenter, welche das erschöpfte Württemberg 1815 stellte, um im Elsaß Schlettstadt und Hüningen zu erobern. Hüningen wehrte sich am längsten. Hier ängstigte der französische Commandant Barbanegre die Basler noch bis in den August hinein durch die Kugeln, die von Hüningens Wällen nach der Rheinbrücke und Kleinbasel flogen. Erst als eine Bombe in dem Hofe platzte, welcher zum Quartier des Erzherzogs Johann gehörte, ergrimmte dieser und befahl der württembergischen Landwehr, augenblicklich die Schanzen zu stürmen. Das wurde mit großer Bravour durch Hauptmann von Brandenstein ausgeführt und die bisher so gefährliche Schanze rasch erobert. Barbanegre ließ zwar von Hüningen aus die verlorne Schanze mit Kugeln überhageln, unter welchem Kugelregen der württembergische Hauptmann Liesching die Kühnheit hatte, aus einer eben niedergefallenen Bombe den Brander zu ersticken, daß sie nicht platzen konnte. Doch verloren die Württemberger über 100 Mann. Aber wenige Tage später ergab sich die Festung Hüningen und wurde geschleift. Dankbar gab die Stadt Basel den deutschen Befreiern ein glänzendes Fest, denn Hüningen war ihr seit den Zeiten Ludwig XIV. ein Pfahl im Fleische gewesen, weil die reiche Stadt im Bereich der Kanonen dieser französischen Festung lag. Die Inschrift der größten Kanone in Hüningen war:

Si tu te remue
Bâle, je te tue.

Die kleine Schrift schließt mit dem Verse:

Du weißt es noch, du alter Rhein,
Wie brav der Deutsche stand,
War auch die Hoffnung manchmal klein,
Sein Blut und Leben setzt er ein
Für's theure Vaterland.

Wie elend waren wir Deutschen damals regiert, daß wir den französischen Boden siegreich bis nach Paris mit unserem Blute düngten und nicht einmal unser Elsaß behielten.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Sonnabend, **N° 61.** 30. Juli 1864.

Schriften gegen Renan.

1) Das Evangelium Renans von Heinrich Lasserre. Nach der 17. französ. Ausgabe. Zweite (deutsche) Auflage. Mainz, Kirchheim, 1864.

Renans neues Buch macht dasselbe Aufsehen, welches vor 30 Jahren das Buch von Strauß machte. Wir sind wohl berechtigt, vorauszusetzen, daß hier das Aufsehen erregen wollen, die industrielle Ausbeutung des Scandals ein Hauptmotiv für den Verfasser gewesen ist, überhaupt sein Buch zu schreiben. Das verräth sich überall in der Art, wie Renan mit seinen Lesern kokettirt. Leider ist die Industrie auch auf der andern Seite thätig, und gar viele von den Büchern, die gegen das Buch von Renan geschrieben werden, sind gleichfalls nur darauf berechnet, ein Tagesinteresse auszubeuten. Weit entfernt, das Buch unschädlich zu machen, tragen sie nur dazu bei, es immer mehr der Aufmerksamkeit zu empfehlen, die Neugier darauf zu stacheln und seine Verbreitung auszudehnen. Das ist einmal der Lauf der Welt. Manches gute Buch wird todtgeschwiegen, dafür müssen schlechte Bücher der ganzen Welt verkündet werden.

Das vorliegende französische Büchlein (nur 104 Seiten stark) zeichnet sich unter den vielen Gegenschriften, die Renans Buch erfahren hat und immer noch erfährt, durch feinen Geist aus. Die Charakteristik Renans ist vortrefflich. Wir glauben ihren kürzesten Ausdruck hier mittheilen zu sollen. „Ich las einmal irgendwo folgende schreckliche Geschichte. Ein General, der ein vortrefflicher Pistolenschütze und durch die staunenswerthe Sicherheit seines Schusses berühmt geworden war, ein Mann von Kopf und Redegewandtheit und vor Allem ein ausgemachter Duellant, fing eines Tages — ich weiß nicht mehr wie? — mit einem liebenswürdigen und gutmüthigen blutjungen Menschen, der bei Jedermann beliebt war, Händel an. Tags darauf sollte das Duell statthaben. Der General, welchem durch das Loos die Wahl der Waffen zugefallen war, hatte Pistolen gewählt. Der junge Mann schoß zuerst und fehlte. Da senkte der alte Kampfhahn seine Waffe und sagte zu ihm mit väterlichem Tone: ‚Junger Mann, Sie sind kaum zwanzig Jahre alt; es fehlt Ihnen nicht an Anmuth, Herz und Geist; Sie sind im Besitze aller Eigenschaften, welche eine glückliche Zukunft versprechen. Heiter liegt das Leben vor Ihnen ausgebreitet: Ihre Seele wiegt sich in tausend süßen und berechtigten Hoffnungen, Sie wünschen zu leben, nicht wahr? zu leben für Ihre Mutter, für Ihre Braut, die Sie lieben. Wohlan! erheben Sie Ihren Blick zu diesem schönen Himmel, denken Sie an Ihre gute Mutter, an Ihre Geliebte; öffnen Sie Ihre ganze Seele allen Verheißungen des Glückes, die das Leben Ihnen bietet . . .‘

Auf solche Weise sprach der General noch mehrere Augenblicke fort. Seine Stimme war bewegt; er schien innigst gerührt. Groß und beredt stand er da; es waren die edelmüthigsten Worte, die man hören konnte. Sie hatten offenbar den Zweck, Denjenigen, an welchen sie gerichtet waren, mächtig zu ergreifen. Der vortreffliche junge Mann wurde bis in den innersten Grund seiner Seele ergriffen. Plötzlich, unfähig zu widerstehen, wollte er sich einem so großmüthigen Gegner in die Arme stürzen.

‚Warten Sie, mein Herr,‘ sagte der alte Duellant, seine Waffe erhebend, um anzulegen, ‚warten Sie! ich habe noch nicht geschossen. Sie sollen jetzt sterben.‘

Und mit einem Pistolenschusse, kalten Blutes gezielt, traf er ihn in die Stirne. Der Unglückliche stürzte Augenblicks todt zu Boden.

‚Ausgezeichnete Pistolen!‘ sagte der Duellant.

Wenn ich die rednerischen Stellen lese, welche hie und da in den Schriften des Herrn Renan vorkommen; wenn ich insbesondere jenes ‚Leben Jesu' lese, welches er bei einem Juden herausgegeben hat, so muß ich fort und fort an jene Geschichte denken. Der schöne Styl, in dem er sich gefällt, erinnert mich an die schöne Rede und die künstliche Rührung des alten Kampfhahns. Untersuchen wir mit einander, lieber Leser, was es mit diesem Buche auf sich hat!

Herr Renan redet mit einem oft beweglichen Tone, mit einem manchmal schmelzenden Gefühle von der göttlichen Religion, die unser Heiland gestiftet, von dem Himmelreich, welches die erhabenste Hoffnung und der Trost aller Derjenigen ist, die hienieden leiden; geflissentlich kommt er immer wieder darauf zurück, wie herrlich und rührend solch ein Ideal ist, wie sehr es den Bedürfnissen der menschlichen Seele entspricht; er zeigt uns in Jesus das edelste und größeste aller Wesen, die bisher auf Erden erschienen; und wenn es ihm nun gelungen ist, die Seelen seiner Leser zu rühren und von Dem, was sie vielleicht nur unbestimmt geahnt hatten, den Begriff ihnen beizubringen, dann sagt er kalt: — mit dergleichen Hoffnungen ist es nichts. Dieser Mensch war nicht Gott; folglich, wenn seine Moral vollkommen ist, so ist sein Paradies chimärisch. Diese Person, die ich als ein lebendes Wesen, als das schönste, größeste und beste der Menschenkinder euch lieben gelehrt habe, sie ist todt, ganz und gar todt. Er ist keineswegs auferstanden und ihr werdet ihn nie wieder sehen. Schweigt mir von seinen Wundern: dieser Mensch war vollkommen und in alle Ewigkeit nicht wieder wird die Erde eine so hohe Vollendung sehen; aber er war zugleich ein Lügner, ein Betrüger, ein Gotteslästerer, und seine Wunder waren Gaukelei. Betet also nicht zu Jesus, er hört euch nicht. Betet auch nicht zu Gott, er läßt die unbeugsamen Gesetze, die die Welt beherrschen, ungestört walten. Der Himmel, in dessen Herrlichkeiten ich einen Blick verstattet, er existirt nicht. Das ewige Leben, mit dem ich euer Herz in Hoffnungen gewiegt, man muß darauf verzichten. Sterben müssen wir, und wenn man stirbt, hat Alles ein Ende: weiter gibt es Nichts! — weiter Nichts! weiter Nichts! weiter Nichts!"

Der Geist, in welchem Renan schreibt, ist der nämliche, in welchem 1794 der republikanische Kalender verfaßt wurde. Der boshafteste Witz gab den Kalendertagen neue Namen, durch welche die früheren christlichen Namen verhöhnt wurden. Pflanzen- und Thiernamen traten an die Stelle der früheren Heiligennamen. Der Tag aller Heiligen empfing den Namen des Krautes Bocksbart, um die Heiligen als Bocksbärte zu verspotten. Den vornehmsten Marientag nahm la poule, und den h. Christtag selbst le chien ein. In ganz ähnlicher Art verfährt Renan mit den Evangelien. Vom h. Johannes vermuthet er, derselbe habe sein Evangelium nur geschrieben, um sich selbst zu loben und wichtig zu machen, weil ihm in den andern Evangelien nicht genug geschmeichelt gewesen sey. Vom Judas Ischarioth vermuthet er, derselbe werde sich keineswegs erhängt, sondern ein ganz angenehmes Leben in der Verborgenheit zugebracht haben.

In Frankreich hat das katholische Volk Voltaire und Rousseau verdauen müssen und ist doch nicht daran gestorben. Wichtiger ist Renans Buch für Italien, denn dorthin ist die antichristliche Presse erst in neuerer Zeit eingedrungen und unter den Augen der sardinischen Regierung wird die italienische Uebersetzung des Buchs von Renan in wohlfeilen Ausgaben verbreitet. Von seinem Einfluß in Spanien ist uns noch nichts bekannt.

2) Renans Roman vom Leben Jesu. Eine deutsche Antwort auf die französische Blasphemie von Pfarrer Dr. Fr. Michelis. Münster, Brunn, 1864.

Wir beabsichtigen nicht, alle Schriften über Renans Buch anzuzeigen; auf diese Schrift aber machen wir aufmerksam, weil sie den Verdacht erweckt, Renan sey von Napoleon III. inspirirt worden. „In der That scheint die Schrift Renans in einer tieferen Beziehung zum zweiten Kaiserthume zu stehen. Wie das zweite Kaiserthum die Consolidirung der stürmisch und blutig proklamirten Revolutionsprincipien vom Jahre 1789 mittelst der systematisirten Lüge als Grundlage der neuen antichristlichen Weltordnung unter Frankreichs Aegide bedeutet, so scheint Renan die Aufgabe, ich weiß nicht ob den Antrag gehabt zu haben, das Christenthum als eine sentimentale und ideale Lüge für diese neue Weltordnung praktikabel zu machen." Wir glauben nicht, daß dies gegründet ist. Allerdings liebt der zweite Dezember, der Kirche zuweilen zu drohen, während er sie andrerseits schützt, aber es kann nicht in seiner Absicht liegen, die Grundsätze von 1789 bis auf die von 1794 fortzuspinnen.

Sehr wahr aber ist, was der Verfasser am Schluß in etwas derber Sprache denen sagt, die in Deutschland so begierig sind, das Buch von Renan zu lesen. „Renan ist der Abklatsch von Strauß, und er ist um so viel innerlich nichtiger, als eine verirrte Wissenschaft noch besser ist als ein lügenhafter Schein von Wissenschaft.

Bis dahin haben die Katholiken den Protestanten ihren Strauß vorgerückt; jetzt stehen wir pari. Wohlan, erfassen wir denn auch unser gemeinschaftliches christliches Interesse; sagen wir's dem revolutionären Franzosenthum, daß wir Deutsche bei allem Liberalismus so tief noch nicht in die Gemeinheit einer Hundenatur versunken sind, daß wir unser Ausgespienes verschlingen sollten, weil's in einer Pariser Pastete verbacken ist."

3) Renans Leben Jesu, kritisch beleuchtet von Lamey, Prof. in Löwen, übers. von Ferrier. Mainz, Kirchheim, 1864.

Diese kleine Schrift ist beachtenswerth, weil sie die frühern Bücher Renans überschaut und daraus nachweist, daß Renan ein Schüler Hegels ist. „Gott," sagt er, „ist im Werden begriffen, erkennt sich mehr in der Pflanze als im Stein, mehr im Thier als in der Pflanze, mehr im Menschen als im Thiere." Auch sieht Renan das Princip der Wissenschaft in der absoluten Ableugnung alles Wunderbaren oder Uebernatürlichen. Das Naturgesetz vertritt bei ihm die Stelle der göttlichen Vorsehung.

Ein zweites Verdienst der Schrift Lamey's ist, daß sie die welthistorische Bedeutung der christlichen Kirche betont und die aufsteigende Bewegung zum Christenthum von den Propheten an nachweist. Die Propheten waren blinde Seher des künftigen Heils, während die modernen Atheisten mit offenen Augen nichts sehen wollen, was klar vor ihnen liegt. „Die Propheten," sagt Lamey S. 28, „haben Jesus Christus fünf Jahrhunderte vor seiner Ankunft besser gekannt, als Renan achtzehn Jahrhunderte später."

4) Christus. Ein Nachweis seiner geschichtlichen Existenz und göttlichen Persönlichkeit, zugleich eine Kritik des Rationalismus und der Werke von Strauß und Renan. Von Professor Heinrich. Mainz, Kirchheim, 1864.

Das Verdienst dieses Buchs besteht hauptsächlich in der Vertheidigung des Wunderbaren. Die, welche kein Wunder, nichts Uebernatürliches gelten lassen, vergessen immer, daß das Natürliche selbst ein Wunder ist. Renan sagt: „„Die historischen Wissenschaften unterscheiden sich nicht in der Methode von den physischen und mathematischen Doctrinen, sie setzen voraus, daß kein übernatürliches Agens störend in den Gang der Menschheit eingreife, daß dieser Gang das unmittelbare Resultat der Freiheit im Menschen und der Nothwendigkeit der Natur ist, daß es überhaupt über dem Menschen kein freies Wesen gibt, dem man eine moralische Weltleitung zuschreiben kann, wie ein solches auch auf die materielle Weltleitung keinen Einfluß haben kann.'" Zugegeben, daß die Materie und das Gesetz ihrer Bewegung und ihrer Mischungen und Formirungen für die der sichtbaren Welt überhaupt bestimmte Zeitdauer unabänderlich festgestellt sind, so dient sie doch nur dem geistigen Daseyn zur Unterlage, dem geistigen Wirken zum Werkzeug während dieser Periode. Der Geist hat sie geschaffen, aus dem Uebernatürlichen ist sie hervorgegangen. Der Geist beherrscht die Materie, reitet gleichsam die Materie, sitzt auf der Materie, wie Herr Professor Renan auf dem Katheder. Ist auch der Katheder von Holz, so wird doch Herr Professor Renan nicht glauben, daß auch er selber von Holz seyn müsse!

Die Natur selbst ist ein Wunder, sichtbar hervorgegangen aus der unsichtbaren Hand Gottes, und über der uns erkennbaren irdischen engbegrenzten Natur gibt es eine höhere geistige Welt von unbegrenzter Tiefe und Höhe. Das alles ist Wunder. Wenn das Kind zum erstenmal in die Welt blickt, blickt es in ein Wunder. Wer irgend natürliches Gefühl bewahrt hat, hört auch, wenn er die Langweiligkeit der rationalistischen Schule überstanden hat, nicht auf, das Wunder der Welt anzustaunen und ihren Schöpfer als Vater anzubeten. Von diesem natürlichen Gefühl war Ludwig Uhland durchdrungen, als er sang:

Du, den wir suchen auf so finstern Wegen,
Mit forschenden Gedanken nicht erfassen:
Du hast dein heilig Dunkel einst verlassen
Und tratest sichtbar deinem Volk entgegen.

Welch' süßes Heil, dein Bild sich einzuprägen,
Die Worte deines Mundes aufzufassen!
O selig, die an deinem Mahle saßen,
O selig, der an deiner Brust gelegen.

5) Das Bild Christi nach der Schrift. Von J. J. Oosterzee, übers. von Meyeringh. Hamburg, Agentur des rauhen Hauses, 1864.

Der berühmte Verfasser hebt hier die Hauptpunkte hervor, auf die es beim christlichen Glauben ankommt, und tritt den Hauptvorurtheilen des gebildeten Unglaubens entgegen. Namentlich in Bezug auf den Materialismus, das übliche Wegleugnen jedes Wunderbaren

in der Natur, während doch die Natur selbst nur ein großes Wunder ist. „Für Gott sind die Naturgesetze keine Ketten, die ihn bänden, sondern nur Fäden, an denen er sie lenkt.“ S. 199. Sodann hebt der Verfasser die Sünde und Schuld der Menschheit hervor, für die es keine Sühne gibt, außer durch das Selbstopfer Gottes. „Allen Trugschlüssen des Verstandes gegenüber wird der Satz: ‚Gott will, daß seiner Gerechtigkeit Genüge geschehe‘ durch die Macht des Gewissens bestätigt, und die Heiden, die sogar ihre Kinder durch's Feuer gehen ließen, um ein Lösegeld für ihre Seelen zu finden, waren näher bei der Wahrheit, als solche Christen, die, ohne daß sie die Nothwendigkeit des Opfers Eines Mittlers einsehen, gutherzig das Wort des Dichters wiederholen:

Allen Sündern soll vergeben
Und die Hölle nicht mehr seyn.“

Der tiefe Ernst, der durch die Weltgeschichte geht, ist oberflächlichen Seelen fremd oder wird geflissentlich von ihnen gemieden und sucht man sich in der Lust des Tages und in eitler Selbstbespiegelung darüber zu täuschen. Aber die Stunde kommt jedem, in der er erkennen muß, was Sünde und was die ewige Gerechtigkeit ist.

Sehr schön und zeitgemäß ist ferner, was Herr Oosterzee über die Worte der Schrift sagt: „mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Er sagt S. 345: „Irdische Reiche werden mit fleischlichen, Christi Reich hingegen mit geistlichen Waffen ausgebreitet und Versuche, mit dem Schwert in der Faust die Sache des Kreuzes siegen zu lassen — man denke an die Kreuzzüge und an das Schlachtfeld bei Cappel — sind durchweg unglücklich ausgefallen. Irdische Reiche blühen desto mehr, je mehr ihnen die Sonne irdischen Glückes strahlt; dieses Reich wächst desto glücklicher, je mehr es mit Streit und Widerstand kämpft, von keiner Saat der Kirche ist so reiche Frucht geerndtet als von dem unschuldigen Blut ihrer Märtyrer. Irdische Reiche bedürfen zu ihrem Bestehen die Hülfe mächtiger Bundesgenossen: dieses Reich, obgleich es Niemandes Hülfe verschmäht, kann auch den Schutz irdischer Machthaber entbehren, stark wie es ist durch die Hut seines himmlischen Fürsten.“

Eben so trefflich ist, was der Verfasser S. 353 gegen die abgeschmackte Phrase der modernen Bildung von der s. g. Perfectibilität des Christenthums sagt. „Man hat ganze Bücher über das geschrieben, was man die Vervollkommnung des Christenthums nannte und selbst das oberflächlichste Ohr vernimmt auch in unsern Tagen die Frage des Zweifels, welche man an den Christus des Evangeliums richtet: ‚Bist du, der da kommen soll oder sollen wir eines andern warten?‘ Man erklärt sogar öffentlich, das alte Evangelium streite mit den für unfehlbar gehaltenen Resultaten der modernen Weltbetrachtung, und mit eines Voltaires Spott wird es im Namen des gesunden Menschenverstandes der Verachtung aller vernünftig Denkenden preisgegeben. Fragt man uns, ob wir diese Feinde siegreich zu bekämpfen Aussicht haben, wenn wir uns auf den Standpunkt derer stellen, die in Christo nichts Anderes als den vollkommenen Menschen, den größten Sohn der Natur sehen wollen, so zögern wir keinen Augenblick, auf diese Frage eine verneinende Antwort zu geben. ‚Man wird sich in diesem Falle damit begnügen müssen‘ — um mit einem scharfsinnigen Theologen der Gegenwart zu reden — ‚Jesu Christo einen ehrenvollen Platz neben jenen achtungswerthen Religions- und Sittenlehrern einzuräumen, deren Arbeit segensreiche Folgen für Zeitgenossen und Nachkommen gehabt hat.“ Die moderne Bildung setzt aber frischweg voraus, Christus habe keineswegs schon das Höchste erreicht, sein Standpunkt sey eigentlich schon überwunden, der Fortschritt der Menschheit zur wahren Humanität höre nicht auf, ihn zu überholen. Somit erkennen diese Namenchristen ihn so wenig wie die Juden als den wahren Messias und als Gottes Sohn an und bilden sich ein, die Menschheit könne sich selbst erlösen, es bedürfe dazu keines himmlischen Mittlers, und die Menschheit sey überhaupt gar nicht sündhaft oder bedürfe einer Erlösung, sondern sey ganz vortrefflich.

Endlich hebt der Verfasser die in der Schrift verheißene Wiederkunft des Herrn hervor, die letzte Lösung des Welträthsels, über die sich unser biertrinkendes und cigarrenrauchendes Publikum auch möglichst bequem hinwegzusetzen pflegt, so lange ihm wohl ist.

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels



Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, | N° 62. | 3. August 1864.

Lebensweisheit.

Feigenblätter. Eine Umgangs-Philosophie und pathologische Menschenkenntniß von Bogumil Goltz. Dritter Band. Berlin, Vogel und Co., 1864.

Hier treten uns wieder eine Menge geistreicher Bemerkungen entgegen, welche die tiefe Menschenkenntniß des berühmten Verfassers auf's Neue bewähren.

Der vorliegende Band handelt zunächst vom Anstand im Umgang. Wir heben einige kurze Sätze aus den Erörterungen des Verfassers hervor. „Der Mensch, in dessen Gesellschaft uns wohl seyn soll, muß durch seine Persönlichkeit die Garantie gewähren, daß uns mit ihm nie eine gemeine Scene, ein albernes Abenteuer, oder eine von den Fatalitäten passiren wird, welche uns in der Erinnerung eine Schaamröthe auf die Wangen jagt.

Durch prononcirte Höflichkeit gegen Jedermann, gewinnen hochgestellte Personen nicht nur den Schein der Humanität, sondern auch einen Schutz vor profanen Differenzen mit der gebildeten Bourgeoisie.

Die Masse der Aristokraten hat eine Artigkeit im Gebrauch, welche dem Roturier einen Kapzaum überwirft. Herzenshöflichkeit ist ein Symptom des Herzensadels und die seltenste Blüthe, die es gibt.

Die vornehme Art und Weise bekundet viel mehr eine Freiheit, die der Bourgeoisie an Negligence zu streifen scheint; während sie in der That eine aristokratische Grazie ist. — Die nachgemachte feine Lebensart blamirt sich entweder durch eine Pedanterie oder Peinlichkeit, die alle Freiheit und somit allen Humor und Comfort ausschließt; oder andernfalls durch eine forcirte und brüsque Ungenirtheit, die am wenigsten eine Behaglichkeit oder wohl gar eine beseelte Form und Liebenswürdigkeit seyn kann. — Die wirklich vornehmen Leute verfallen aber freilich der Unmacht und Lüge in einer andern Weise: denn eben, weil ihnen Rücksicht und Form zur andern Natur geworden sind, hassen sie die Natürlichkeit, die Unumwundenheit, die Entschiedenheit, die rückhaltlose Wahrhaftigkeit selbst am Reformator und Genie.

Es liegt in gewissen Moden, Formen und Vätersitten viel mehr Weisheit und Verstand, als uns auf den ersten Blick einleuchten will. Schnürbrust, Reifrock und Crinoline halten die Geschlechter in einer Entfernung, die nur durch auffallende Manöver oder Ausschreitungen verringert werden kann. — Die sorgfältigere Toilette der Standesdame fordert eine sorgfältige und besonnene Haltung.“

Indem Herr Goltz den Werth der Umgangsformen in keiner Weise verkennt, unterscheidet er doch, was darin bloßer Schein oder Uebertünchung ist. Dem trügerischen Scheine steht immer die schöne Wahrheit und der Uebertünchung die nackte Häßlichkeit entgegen. „Wer diese prosaischen miserablen Alltagsleute aus der Façon zu bringen versteht, der hat ihre Macht gebrochen, der hat sie blosgestellt. Dies ist der Grund, warum ein Humorist, oder ein Biedermann, der keine Umstände liebt, die feinen Leute so alterirt und verschnupft. — Nichts desto weniger muß diese, zur Religion erhobene Förmlichkeit, auf ihr Maaß und ihren untergeordneten Werth reducirt werden, wenn das Herz seinen natürlichen Schlag und Rang wiedergewinnen soll. Die feinsten und förmlichsten Leute blamiren sich in dem ersten besten Prozeß um ‚Mein und Dein‘ mit einer Rückhaltlosigkeit, die den Beweis liefert, daß die Gemeinheit noch naiver als der Herzensadel ist.“

Mit Recht sagt Herr Goltz, die Race entscheide am meisten. Edler Anstand und taktvolles Benehmen im Umgang ist dem Adel der Menschheit angeboren und kann niederen oder verderbten Racen nur schlecht ange-

schult werden. „Man möchte die Unfeinheit, die Ungrazie so vieler Norddeutschen, dazu die vollendete Flegelei und Grobheit der Holländer und Engländer dem Clima zuschieben, sobald man die spanische Wohlanständigkeit und feine Würde, oder die italienische, wie die französische Höflichkeit, Grazie und Complaisance in Erfahrung bringt; aber die manierliche Liebenswürdigkeit und Anmuth der Polen, bis in die Schichten des Volkes hinein; ebenso die stolze Urbanität der schwedischen Männer, wie die feine Grazie ihrer Frauen: belehren uns schlagend, daß feine Sitten und graziöse Lebensarten nicht an den Himmelsstrich, sondern an die ‚Race' gebunden sind."

Sehr richtig ist, was Herr Goltz über die Bärte sagt. Sie haben im Orient und hatten im ritterlichen Mittelalter etwas mehr Natürliches und Malerisches, weil ihnen das Costume und eine männliche Haltung entsprachen. Zu Fracks und affenartigen Stutzern passen sie nicht. „Was die Bärte betrifft, so geben sie einem nichtssagenden Gesicht nur in den Augen ungebildeter Leute eine Art von Ansehen; dessen nicht zu gedenken, daß Augenklemmen, Conversationsbrillen, Stöckerbeine und überhaupt eine dürftige Figur, so wie zahme oder pedantische Manieren und Geberden: mit einem ausgelassenen Haarwuchs und Räuberbart (der doch ohne Zweifel die elementare Naturwucherung repräsentirt), nicht zusammen zu reimen sind."

Ueberhaupt eifert Herr Goltz gern gegen die Gemeinheit und Oberflächlichkeit. „Es charakterisirt die gebildeten Alltagsnaturen überall: daß sie nur im ausgefahrenen Geleise, auf breiter Chaussée, oder am besten auf Eisenbahnen mit ihrem Geiste fortkommen; daß sie nur durch Schule, Formalismus und Mechanismus über Wasser gehalten sind. Der originelle, geniale, selbständig handelnde und so ausgeprägte Geist, ist dem Menschen vom Dutzend nothwendig ein Vorwurf ihrer Unmacht und Physiognomielosigkeit. Nichts desto weniger nehmen wir bei dieser Schwärmerei für ordinair und gleichmäßig ausgeprägte Massen, nicht nur einen überspannten Cultus für literarische und politische Heroen, sondern auch bei vielen Leuten eine Vorliebe, für nagelneue Bekanntschaften wahr.

Man will nur Formen und Thatsachen, Mechanismus, Oberfläche und Schein; man will sich amüsiren, einander leicht vorbeikommen und leicht berühren; an keine sittliche Norm, an keine übernatürliche Ordnung, an kein Mysterium erinnert oder gar gebunden seyn; man will Heiterkeit, leichte physiognomielose Lebens- und Redensart ausspielen und einnehmen; mit der Seele Oekonomie treiben, passiv und gleichmüthig seyn, sich nichts merken lassen, sich kein Dementi geben, geschickt Inconvenienzen aplaniren, sich mit Façons abfinden, den leichtesten Schaum des Naturalismus produziren: das ist die moderne Philosophie; und sie ist im Weltverkehr Raison. Wer die Trivialität, die Geistesunmacht der Honoratioren kennen gelernt hat, der muß zuletzt doch den Takt bewundern, mit dem die Convenienz das ‚Kartenspiel' und ganz förmliche, inhaltslose Gespräche als honette Aushülfe gegen lange Weile eingeführt hat. Was sollte auch daraus entstehen, wenn alle die Leute, welche der Mode zufolge spielen und schweigen, oder sich in gedankenlosen Redensarten ergehen, befähigt und aufgelegt wären: gesprächig, geistreich, humoristisch oder gedankentief zu seyn! Der Mode sey also Dank, daß sie die stille Repräsentation, das Phlegma, die Blasirtheit, die Phraseologie, die classische Toilette, den objektiven Unterhaltungsstyl, die höflichen Fracks, die delikaten Glanzstiefel und Glacéhandschuhe, die leichten Rothweine, die Geist aussaugenden Karten und die stillfeurigen Cigarren mit ihrem blauen Rauch eingeführt hat. Man müßte toll werden in einem Lande, wo die Leute unwissend, flach, unverschämt, zugleich aber geschwätzig, witz- und räsonnirsüchtig wären; oder Krakehl anfingen, weil bei ihnen schwere Weißweine in der Mode sind. Also es lebe die Blasirtheit, die Impotenz, die Unpersönlichkeit, der ‚Rothspohn', die Façon, das Kartenspiel und das fashionable Nichts! — Auch diese Salonwelt ist die beste von allen möglichen conversationellen Instituten; aber diese verwirklichte ethischästhetische Möglichkeit bleibt gleichwohl eine Unmöglichkeit für jeden Menschen, der noch einen Rest von Natur, von Herz und Mutterwitz conservirt hat."

Herr Goltz macht es auch dem großen Göthe zum Vorwurf, daß er in seinen Romanen so oft die ordinärsten Gesellen herausgeputzt hat, als wären sie poesiefähig. „Göthe ist in seinen Wahlverwandtschaften als Poet höchst taktlos. Ein gewesener und verdorbener Pfarrer macht aus dem Unmöglichsten, was es gibt, aus der Versöhnung von Eheleuten, die durch ihre Herzen geschieden sind, eine reitende Profession, bei welcher der garstige Künstler des Ehekitts noch zur Eile ermahnt! Nicht minder abgeschmackt stellt sich die Figur des ‚Hauptmannes' dar, den Göthe zum Major avanciren und einen Schießmörser losbrennen läßt, ohne daß man begreift, warum der Figurant zur Artillerie versetzt werden konnte und warum ihn sein Poet nicht zum General gemacht hat, da die Sache ohne Kosten zu haben war. Ein pensionirter Hauptmann ohne Vermögen und im kräftigsten Lebensalter, spielt eine sehr alberne und zweideutige Figur, um so mehr, wenn er ein Dilettant in den Naturwissenschaften ist. Nicht desto weniger be-

thört der Hauptmann aus Göthe's naiver Fabrik eine gebildete Ehefrau, indem er ihr über die chemischen Wahlverwandtschaften ein Privatissimum liest! Die besonders kluge Frau Baronin erkennt denn auch in der Naturgeschichte einen Fingerzeig für ihre persönliche Wahlverwandtschaft zum chemischen Hauptmanne, der auch mit dem Meßtisch Bescheid weiß, und, obgleich er zur Infanterie gehört, besonders gut Pferde zu dressiren versteht. — Daß so kluge Damen, wie Charlotte, sich in lederne Kerle verlieben, ist freilich eben so wahr, als die Phantasiesünde, welche sich das garstige Ehepaar zu Schulden kommen läßt, aber solche Wahrheiten sind kein Thema und keine Pointe für die Poesie. Die Göthesche Takt- und Geschmacklosigkeit hier und an manchem andern Orte ‚in alten Tagen', ist in so fern von Bedeutung, weil sie die Geschmacklosigkeit der professionirten Aesthetiker und Göthe-Ausleger illustrirt; auch die Unmündigkeit und Gefühllosigkeit des ästhetischen Publikums an den Tag bringt, dem die angelernte Bildung selten zum Herzen dringt."

Wir bemerken in dem vorliegenden Buche, daß Herr Goltz auffallend viel von der Verkennung redet, welche das Genie unter den Alltagsmenschen findet. Das war aber immer so und ist das Natürlichste von der Welt. Wenn das Genie von jedermann verstanden werden könnte, würde es kein Genie seyn. Es muß Gott dafür danken, wenn es verkannt wird. Wenn alle Leute Genies wären, wäre der Genius keine Auszeichnung mehr oder wäre, wie Napoleon zu sagen pflegte, falls es ein ganzes Regiment Napoleons geben könnte, jeder nur ein gemeiner Soldat.

Das Niveau der Mittelmäßigkeit, die rechte Mitte zwischen Genie und Blödsinn ist der menschlichen Gesellschaft durchaus nothwendig. Das Genie kann nur Ausnahme von der Regel seyn und wenn es dies begreift, wird es entweder die Gesellschaft fortreißen oder sich drein finden, sie nicht fortreißen zu können, was beides von Zeit und Ort abhängt. Es ist ein weit kleineres Uebel für die Gesellschaft, wenn einmal ein wirkliches Genie verkannt oder verfolgt wird, als wenn gemeine Mittelmäßigkeiten sich widernatürlich zu Genies emporschrauben wollen, wenn die Geniesucht unter gemeinen Naturen Mode wird oder gar eine hirnverbrannte Schulmeisterei darauf hinarbeitet, sogar in der Volksschule Genies zu erziehen und aus jedem Bauernbuben den höchsten Adel des menschlichen Genius entfalten zu wollen. Man schmeichelt dem Menschen mit allgemeiner Freiheit und Gleichheit. Das ist zwar nicht ganz natürlich und recht, weil die Menschen sich keineswegs alle gleich sind und seyn können. Doch ist das Gleichheitsprinzip unberechtigten Privilegien gegenüber ganz an seinem Platze und hat immerhin die Thatsache für sich, daß die Mehrheit der Menschen sich überall im ziemlich gleichen mittelmäßigen Niveau hält. Dann muß aber auch die Mittelmäßigkeit als Bedingung der Gleichheit festgehalten werden und darf man nicht die gleiche höchste Bildung für alle in Anspruch nehmen, wie es die bekannte Diesterweg'sche Schule thut.

Es ist vorzugsweise ein Fehler unserer Zeit, daß sich Alles hinaufschraubt, die Armuth Luxus treiben will, der gemeinste Kerl vornehm thut und die Mittelmäßigkeit in allen Gebieten des Geistes sich vordrängt, um das Genie zu ersetzen, dessen Maske es nur annimmt. Wie viele hunderte von Künstlern und Dichtern halten sich für Genies und sind es doch nicht. Wie viele gemeine Schwätzer und Schreier haben sich in die Kammern eingedrängt und wollen für geniale Staatsmänner gehalten seyn. Wie viel wird sogar in strengen Wissenschaften gepfuscht und werden durch politische, kirchliche und antikirchliche Parteien, durch akademische oder auch nur buchhändlerische Lobassecuranzen Berühmtheiten geschaffen, die nach zehn Jahren schon wieder in Vergessenheit sinken! Die Concurrenz derer, die für Genies gehalten seyn wollen, war zu keiner Zeit größer, als in der unseren. Das wirkliche Genie ist dadurch gefährdet, jedoch immer noch glücklicher, je weniger es mit den Modegötzen auf gleiche Linie gestellt wird.

Obgleich das wahre Genie immer eine Ausnahme ist und den gewöhnlichen welthistorischen Gesetzen nicht unterworfen werden kann, lehrt doch die Erfahrung Folgendes. Die günstigste Zeit für das Auftreten eines Genies war immer eine durch großes Unglück, große Noth, oder große Begeisterung erregte Zeit, eine aus dem Alltäglichen herausgerissene Volksstimmung. Dagegen war die schlimmste Zeit für das Genie immer die Zeit der Völkerfäulniß, des abgeschwächten Egoismus... nenthums und der Corruption. Im Genie liegt jederzeit eine elektrisirende Kraft, gleichsam eine Zeugungskraft, durch die es den Massen sein Gepräge gibt. Ob es aber wirken kann oder nicht, das hängt von den Umständen ab. Es bleibt unfruchtbar, wenn ihm die Zeiten, wenn ihm die Herabstimmung und Verdorbenheit der Massen nicht günstig sind. Ob man ein Scipio seyn kann, der ein frisches Volk dahinreißt, oder nur ein Tacitus, der ein faules Volk nur zu bedauern oder anzuklagen vermag, ob man wie Moses sein Volk aus der ägyptischen Gefangenschaft herausführen, oder wie Jeremias es nur in die babylonische begleiten kann, hängt nicht vom Genius, sondern von den Umständen ab.

Auch der glücklichste Genius wirkt nicht auf die

Dauer fort. Noch nie gab es einen großen Helden und Gründer einer mächtigen Dynastie, dessen Nachkommen nicht entartet wären. Noch nie gab es einen Religionsstifter oder weisen Gesetzgeber, dessen Institutionen nicht später entweiht worden wären. Nie gab es einen großen Künstler und Dichter, dessen Schüler nicht geistlose Epigonen oder Karikirer geworden wären. Das ist das Gesetz des Weltlaufs und gilt heute noch, wie es immer gegolten hat.

Schriften gegen Renan.

(Schluß.)

6) Renan wider Renan. Vortrag von Pfarrer Bruno Lehmann. Zwickau, Buchhandlung des Volksschriftenvereins, 1864.

Eine gute Gegenüberstellung der Widersprüche, in die Renan in seiner frivolen Manier verfällt. Alle Augenblick nämlich nimmt er eine frömmelnde Miene an. „Er nennt S. 435 Jesu Religion ‚die ewige Religion'; ihn selber S. 379 ‚das vollendete Muster, dem alle Leidenden nachtrachten werden, um sich zu stärken und zu trösten'. ‚Auf Tausende von Jahren — redet S. 416 Renan emphatisch den am Kreuze verschiedenen Jesus an — wird Dir die Menschheit huldigen. Du wirst das Banner unserer Widersprüche, das Zeichen seyn im Gewühle des erbittertsten Kampfes. Tausendmal lebendiger, tausendmal geliebter nach Deinem Tode als während der Tage Deines Erdenwallens wirst Du in dem Grade der Eckstein der Menschheit werden, daß wer Deinen Namen der Menschheit entreißen wollte, sie bis in ihre Grundfesten erschüttern würde. Zwischen Dir und Gott (d. h. Gott im Renan'schen Sinne) wird man keinen Unterschied mehr machen. Völliger Ueberwinder des Todes, nimm Besitz von Deinem Reich, wohin auf der von Dir bereiteten königlichen Bahn anbetende Jahrhunderte Dir folgen werden."

Dann höhnt und spöttelt er wieder: „S. 117 wird Jesu ‚eine außerordentliche Reizbarkeit in Betreff der eignen Person beigelegt, eine Reizbarkeit, die von unsrer Zurückhaltung, von unsrer Achtung vor fremden Ansichten keine Idee hat'. Auf derselben Seite: ‚der Narr geht hier dem begeisterten Menschen zur Seite'. S. 140 ‚Johannes der Täufer gebrauchte rohe und beständige Schimpfreden. Bald nachher: Jesus machte es ebenso'. S. 216 ‚Es ist leicht begreiflich, wie verletzend der Vorwurf Jesu, dem guten Beispiel von Freudenmädchen nicht gefolgt zu seyn, für Leute seyn mußte, welche sittlichen Ernst und eine strenge Moral zur Schau trugen'. S. 275 beim Rückblick auf die Vorstellung, welche Jesus von seiner ‚Rolle' hat: ‚wenn wir mit unsern Bedenklichkeiten ausgerichtet haben werden, was sie (sc. Heroen wie Jesus) mit ihren Lügen (mensonges) ausrichteten, so werden wir das Recht haben, strenge gegen sie zu seyn'. S. 286 heißt es: ‚bei Jesu spielen Handlungen eine große Rolle, die man jetzt für Aeußerungen der Täuschung oder der Verrücktheit halten würde'. S. 330 ‚Jesu Mißlaune, unerklärliche, scheinbar sinnlose Handlungen; seine Auffassung verwirrt sich; die Menschen drücken ihn auf ihren Standpunkt herab; er zerarbeitet und empört sich, wenn er die Erde berührt'. S. 336 Die Leidenschaftlichkeit, die in Jesu Charakter lag, riß ihn zu den stärksten Schmähungen fort'. S. 341 ‚Jesu seine Spöttereien, seine boshaften Herausforderungen trafen immer das Herz'. Und dabei entblödet sich Herr Renan nicht auszurufen: ‚unvergleichliche, eines Sohnes Gottes würdige Züge!' S. 363 f. ‚Jesus in der unreinen, lasterhaften Stadt (Jerusalem) nicht mehr er selbst. Sein Bewußtseyn hatte von seiner durchsichtigen Klarheit eingebüßt' — und dann wird erzählt, wie er, müde der schlechten Aufnahme, welche er in Jerusalem gefunden, in Gemeinschaft mit der befreundeten Familie zu Bethanien die Auferweckung des Lazarus fingirt habe, ‚um durch das große Wunder einer Todtenerweckung den mächtigen Unglauben der Stadt zu schlagen'. S. 373 ‚Jesus läßt düstern Haß gegen seine Feinde durchblicken'. S. 375 ‚Jesus liebte die Ehrenbezeigungen; denn diese dienten seinem Zweck und befestigten seinen Titel eines Sohnes Davids'. S. 379 wird gesagt, er habe im Anblick des Todes ‚seinem harten Schicksal geflucht, welches ihm die allen andern gewährten Freuden versagte, dabei schmerzlich der klaren Quellen Galiläas gedacht, an denen er sich hätte erquicken können, des Weinstocks und Feigenbaums, unter denen er hätte sitzen können, der jungen Mädchen, die ihm vielleicht ihre Liebe geschenkt hätten?'"

Mit Recht aber sieht der Verfasser in dem ungeheuern Absatz des frivolen Buches einen neuen Beweis von der großen Macht und Stärke des antichristlichen Geistes in unsrer Zeit.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Sonnabend, N° 63. 6. August 1864.

Reisen.

Reisen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico von Baron J. W. von Müller. Mit Stahlstichen, Lithographien und Holzschnitten. Erster Band. Leipzig, Brockhaus, 1864.

Diese Reisebeschreibung kommt rechtzeitig heraus, denn Europas Augenmerk ist gegenwärtig auf Mexico gerichtet. Der Verfasser des vorliegenden Werks hat schon viele Reisen gemacht und sich mit Naturwissenschaften beschäftigt. Er erzählt ganz gut und weiß an die eigentliche Reisebeschreibung immer auch Betrachtungen von allgemeinerem Interesse anzuknüpfen.

Er fuhr von Havre aus und bemerkt S. 12: „Sonderbarerweise schuldet Havre seine Erhebung zum großen Theil nicht Frankreich, sondern Deutschland. Der große Strom der deutschen Auswanderung, der sich in den letzten Jahren über Havre hinwälzte, hatte nicht blos die Entstehung einer Menge von neuen Etablissements zur Folge und die Vergrößerung der Rhederei, sondern es ließen sich auch viele Deutsche mit sehr bedeutenden Kapitalien bleibend in der Stadt nieder, sodaß man daselbst nicht weniger als 10,000 unserer Landsleute antrifft, und in gewissen Theilen der Stadt, besonders im Frühjahre und im Sommer, sich geradezu nach Deutschland versetzt glaubt, da man um diese Zeit auf Straßen und Märkten fast nur deutsch sprechen hört! Wohin man sich wendet, überall erblickt man die leinenen Kittel und Lederhosen der badischen, württembergischen und schwäbischen Bauern, mit ihren Frauen oder Mädchen an der Hand, im Begriffe, jenseit des Weltmeers eine neue Heimath zu suchen, die sie über Havre weit eher und mit geringerer Gefahr als über Bremen und Hamburg erreichen, da ihnen die ebenso langwierige als gefährliche Fahrt durch die Nordsee und den Kanal erspart wird.“

Die Betrügereien, denen die deutschen Auswanderer preisgegeben sind, beginnen nicht erst in Amerika. Es sind deutsche Auswanderer selbst, welche es darauf anlegen, ihre Nachfolger auszubeuten. Der Reisende schildert ein solches Exemplar S. 50. „Jetzt, nach zurückgelegter Lehrzeit, und nachdem er, selbst in den Augen eines Yankee, ein ‚smart fellow‘ geworden ist, benutzt er seine Erfahrungen und Kenntnisse dazu, von Zeit zu Zeit eine Geschäftsreise nach Europa zu machen und sich dort thatkräftig der deutschen Auswanderung anzunehmen. Mit liebevoller Sorgfalt sucht er eine Anzahl unerfahrener Auswanderer zu einer Heerde zu vereinigen, steht dieser mit seinem Rathe bei und geleitet sie, unabschüttelbar wie eine Klette, wenigstens bis nach New-York. Freie Reise weiß sich natürlich unser Mann immer zu sichern, allein das wäre das Wenigste. Unterwegs zieht er seine Schutzbefohlenen bereits so gründlich aus, daß ihm in New-York wenig mehr zu thun übrig bleibt; was aber bei der Ankunft noch vorhanden ist, entgeht seinen und seiner Helfershelfer Klauen gewiß nicht.“

Unter den deutschen Auswanderern hat keiner so großes Glück gemacht, wie Astor. „Johann Jakob Astor von Waldorf bei Heidelberg, kam im Jahre 1783 mit allerlei zurückgesetzten Waaren, die er um eine sehr mäßige Summe in London eingehandelt hatte, nach Amerika, um sich bei einem Bruder in Baltimore niederzulassen. Ehe das Schiff jedoch die genannte Stadt erreichte, fror es in der Chesapeakebai ein, und Astor mußte mit allen übrigen Passagieren auf dem Schiffe bleiben. Während dieser beinahe drei Monate dauernden Gefangenschaft kamen öfters Jäger, Trapper und Pelzhändler an Bord, die Astor's kleines Waarenlager zu sechsfach höherm Preise ankauften und mit

kostbarem Pelzwerk bezahlten. Hierdurch auf die Wichtigkeit des Pelzhandels aufmerksam gemacht, kehrte er sofort um und verwerthete in London seine Schätze mit abermals zehnfachem Gewinn. Rasch reiste er nun nochmals nach Amerika zurück, begab sich jedoch näher an die Quelle des Pelzhandels, nach Montreal, und kaufte dort tüchtig, schnell und wohlfeil ein. Ausschließlich sich diesem Handel widmend, sah er sein Vermögen innerhalb zehn Jahren bereits auf eine Million Dollars angewachsen; statt sich aber damit zurückzuziehen und in Ruhe und Frieden zu leben, wie mancher andere gethan hätte, setzte Astor sein Geschäft fort und entwarf die großartigsten Plane. Seinen Bemühungen gelang es die Mackinaw-Compagnie zu stürzen und von der Regierung ein Privilegium für eine große Genossenschaft, die Amerikanische Pelzcompagnie, zu erlangen. Diese Gesellschaft bestand jedoch nur scheinbar; ihr wahrer Name war J. J. Astor; er allein gab das Geld her, er allein leitete das Ganze, und die Titularmitglieder hatten nichts zu thun als seinen Willen zu befolgen und einen Antheil des Gewinns als Lohn für ihren Gehorsam einzuseckeln. Bald stand Astor so, daß er keine heimische Concurrenz mehr zu fürchten hatte. Dagegen begann die englische Nordwest-Compagnie ihm Sorge zu machen, weil gegen ihr enormes Kapital nicht leicht aufzukommen war. Durch geschickte Machinationen gelang es ihm jedoch, die gefürchtete Gegnerin nicht nur unschädlich zu machen, sondern auch ihre sämmtlichen Privilegien in seine eigene Hand zu bekommen. Der größte und umfassendste Plan, den Astor entwarf, scheiterte an dem Verrath zweier Schotten, MacDougal und MacKenzie mit Namen, die er früher mit Wohlthaten überhäuft hatte und die ihn um vier Millionen Dollars brachten; allein weit entfernt, sich hierdurch entmuthigen zu lassen, setzte er seine Speculationen fort, und zwar so glücklich, daß er bei seinem Tode, im März 1848, ein Vermögen von 40 Millionen Dollars hinterließ. Sein Sohn, der mit einer Schwester sich in die Erbschaft theilte, ist übrigens noch viel reicher, da er sein sämmtliches Kapital in Grundbesitz der Stadt New-York anlegte und der Werth dieser Grundstücke sich seit 1848 um mehr als das vierfache erhöht hat."

Unser Reisender landete in New-York. Die Sitten der Yankee erschienen ihm nicht liebenswürdig. „Unter den vielen unangenehmen Gewohnheiten der Amerikaner ist die des beständigen Tabackkauens eine der widerlichsten. Der echte Yankee bis zu den besten Ständen hinauf — falls man in Amerika überhaupt von bessern Ständen sprechen kann — führt, wenn er nicht gerade raucht, stets ein Primchen Taback im Munde. Dies zwingt ihn, von Zeit zu Zeit eine ekelerregende braune Jauche auszuspucken, wobei er sich jedoch nicht im geringsten genirt; ja durch lange Uebung hat er im Spucken eine Virtuosität erlangt. Er spuckt zwischen drei bis vier Personen durch, ohne sie zu berühren, und setzt sich mit einem Freunde an eine Thüre und spuckt eine halbe Stunde lang um die Wette in's Schlüsselloch. Dies alles ginge noch; wenn er aber über den Tisch wegspuckt, an dem wir unsern Kaffee nehmen, hört die Sache auf ergötzlich zu seyn."

Manchen unserer Leser wird es interessiren zu erfahren, was der Verfasser S. 60 über den Wein in Amerika sagt. „Ich trank zum ersten mal amerikanischen Wein und fand ihn recht gut. Die in der Neuen Welt mit europäischen Traubensorten gemachten Versuche sind meist verunglückt. Der Grund scheint der Nachtfrost zu seyn, der selbst in den wärmern Gegenden häufig stärker ist, als der Weinstock erträgt. Bei denjenigen Reben aber, welche ausdauern, erhält die früher nackte Unterseite des Blattes einen dichten, wolligen Ueberzug, als ob die Natur selbst die Nothwendigkeit eines Schutzes gegen die Kälte erkennte. Der schlechte Erfolg mit europäischen Reben lehrte, sich an die einheimischen Arten zu halten und zu suchen, sie zu veredeln, was auch mit der Catawbatraube sowie mit ihrer Schwester Isabella gelang. Dennoch hat der Weinbau sich nur in wenigen Gegenden eingebürgert, und der eingeborene Amerikaner überläßt diesen Culturzweig fast ganz den eingewanderten Deutschen. Bis zum Jahre 1710 wußte man in Nordamerika nichts von einem Weingarten. In diesem Jahre aber vertauschten einige hundert Pfälzer infolge der Franzosengreuel ihr Vaterland mit Virginien, gründeten hier in Verbindung mit einigen Schweizern die Colonien Friedrichsburg und Neubern, und legten auch Weinberge an. Andere Süddeutsche machten denselben Versuch in Nordcarolina, und wieder andere am Ohio, wo sie die Anhöhen um Cincinnati herum besonders geeignet für die Rebstöcke fanden. In neuerer Zeit haben die deutschen Gründer des Städtchens Hermann in Missouri Weinberge angelegt, und selbst in Reading in Pennsylvanien blühen heute Reben vom Rhein, dem Neckar und der Mosel. Die meiste Aussicht jedoch, einen guten Wein zu produciren, bieten die neuen Staaten Californien und Oregon, deren sonnige Bergabhänge nicht minder günstig gelegen sind als die des südlichen Frankreichs. Auch waren die Bemühungen der vielen dahingezogenen Deutschen und Franzosen bisher vom besten Erfolge gekrönt, und ohne Zweifel werden bald Tausende ihrem Beispiele folgen."

Wir erhalten hier auch einige Nachrichten über den

Zustand der Naturwissenschaften, über die naturhistorischen Sammlungen in Amerika, über die Smithsonian Institution ꝛc. Der Verfasser besuchte auch den Niagarafall, den er ausführlich beschreibt, und Philadelphia.

Endlich ging er wieder zu Wasser, um in Vera-Cruz zu landen und das eigentliche Ziel seiner Reise, Mexico, zu erreichen. Unterwegs macht er folgende Bemerkung über den Golfstrom S. 169. „Leichter als über die Temperatur kann man sich schon über den großen Salzgehalt des Golfstroms Auskunft geben, und hängt dieser gewiß mit der Thatsache zusammen, daß die tropischen Meere überhaupt einen größern Salzgehalt haben, als die unter höhern Breiten gelegenen Gewässer. Durch die ungemein große Verdunstung in den tropischen Meeren muß nämlich der Reichthum an Salz zunehmen, und wenn hierzu nun noch, wie beim Golfstrom, der Umstand kommt, daß sich eine solche concentrirtere Lösung einigermaßen isolirt von den übrigen schwächern Lösungen erhält, so muß nothwendig der Salzgehalt ein immer verhältnißmäßig großer bleiben. Vielleicht liegt sogar in der größern Concentration, in der die Salzlösung im Golfstrom austritt, die Ursache selbst, warum sich eben der letztere mit seinen Wassermassen einen eigenen Weg durch das übrige Wasser bahnt; wenigstens kennen wir etwas ganz Analoges in der Pflanzenzelle beobachten. In der Zelle finden sich nämlich zwei Flüssigkeiten: eine sehr verdünnte, der klare Zellsaft, und eine getrübte, das Protoplasma; letzteres durchströmt nun den Zellsaft nach den verschiedensten Richtungen, als deren Centrum man gewissermaßen den Zellkern (Cytoblasten) ansehen kann. Auch in diesem letztern Falle liegt wahrscheinlich der Grund, warum sich diese Ströme nicht mit dem Zellsaft in der verschiedenen Concentration des Protoplasma und des Zellsaftes mischen.“ Wir glauben nicht, daß sich Vorgänge des organischen Lebens in dieser Weise auf die Erscheinungen im Meere anwenden lassen.

Genauer ist, was der Verfasser über das Leuchten des Meers bemerkt, indem er der neuern Ansicht zustimmt, nach welcher jenes Leuchten nicht von faulen Stoffen, sondern von der Innervation lebender Thiere herrührt. Dennoch ist auch diese Erscheinung lange nicht genügend erklärt. Namentlich fehlt noch die Erklärung des plötzlichen Aufleuchtens im weiten Umkreis des Meeres und der eben so plötzlich wieder eintretenden Verdunkelung. Man hat dieselbe Erscheinung in den Urwäldern Südamerikas an den Leuchtkäfern bemerkt, die in Millionenzahl plötzlich die Nacht durchleuchten und wie auf Commando wieder verschwinden.

Wenn man sich vom Meere aus der Stadt Vera-Cruz nähert, hat man einen herrlichen Anblick, der uns hier auf dem Titelkupfer entgegentritt. Grade über der Stadt nämlich, wenn auch noch in weiter Ferne hinter ihr, erhebt sich die unbeschreiblich schöne Bergpyramide des Orizaba. „Der Montblanc vom Chamounythal, die Jungfrau, die Eiger oder Mönch, von Lauterbrunnen oder Meyringau aus gesehen — wer wollte es leugnen! — wirken durch ihre gewaltige Masse imponirend, ja erdrückend; allein diese Riesen der Alpen treten nicht isolirt vor unser Auge, und der relativ hohe Standpunkt des Beschauers selbst beeinträchtigt die Wirkung ihrer absoluten Höhe, die ohnedies noch viel geringer ist als die des Orizaba, zu dessen Gunsten sich alles vereint, seine Erscheinung großartig, fast übernatürlich zu machen: die regelmäßige Form der Vulkane überhaupt und die überwiegende absolute Höhe, in welcher er sich vor dem zur See Nahenden aufthürmt. Lange konnte ich das Auge nicht von der geisterhaften Erscheinung losreißen, deren Wirklichkeit ich 90 Meilen fern wußte.“ Der Verfasser hat nicht verfehlt, diesen hohen Vulkan, sogar zweimal, zu besteigen und sehr ausführlich zu beschreiben.

Im vorliegenden Bande gelangt er noch nicht nach der Hauptstadt Mexico, sondern nur bis Puebla, jene Stadt, welche sich durch ihre lange und tapfere Vertheidigung gegen die Franzosen wenige Jahre später einen so großen Ruhm erwerben sollte. Ueber Land und Leute macht der Verfasser manche anziehende Bemerkung.

Die Mexicaner bewahren noch etwas von der Ritterlichkeit der alten Spanier. „Das alte, echte Staatsreitcostüm des Mexicaners übertrifft an Pracht selbst die reiche türkische Aufzäumung, und kostet die ganze Ausrüstung des Reiters und seines Pferdes leicht 4—5000 Pesos, ja die Häupter der reichsten Familien in der Hauptstadt sollen manchmal 50,000 Pesos für den Reitanzug ausgeben. Zaum, Kopfgeschirr, Sattel und Bügel sind reich gestickt und, wo nur irgend möglich, mit Silber und Gold beschlagen. Die Sporen zum Anknöpfen, mit bis zu 4 Zoll im Durchmesser haltenden, großen Rädern, sind mit silbernen Glöckchen und andern Zierathen behangen. Hinten auf dem Pferde wird noch manchmal die sogenannte Anquera getragen, ein reichgestickter, lederner Rückenschutz des Pferdes, noch von Cortez' Zeiten herstammend; der Zweck desselben war, das Pferd vor den feindlichen Pfeilen und Angriffswaffen zu schützen, und jetzt dient er dazu, den Schweif des Pferdes hinunter zu zwängen, da das Hochtragen desselben für unschön gehalten wird. Der Reiter trägt im Staatscostüm eine reich

mit Schnüren und Stickereien besetzte Jacke, Reitbeinkleider von feinem Tuch oder Sammt, mit dichten Reihen blanker Knöpfe besetzt; auf beiden Seiten geschlitzt, lassen sie ein weites, weißgesticktes Unterbeinkleid sehen und tragen viel dazu bei, den eleganten kleinen Fuß hervorzuheben. Auf der Reise werden die sogenannten Botas getragen, d. h. lange, wildlederne Reitgamaschen, die reich gestickt und verziert sind. Im Sattelgurt steckt links ein Säbel, dessen Kuppel am Sattelknopf angehängt ist. Der Sombrero, oder ein reichverzierter Filzhut, Charro genannt, eine Schärpe und die Serape, eine buntfarbige, viereckige Decke, vervollständigen dieses Bild des eleganten National-Reitcostüms, zu dem noch auf der Reise die sogenannten Armas-de-Agua kommen. Es sind dies Ueberhosen aus Thier-, meist Jaguar-, aber auch Kalbfällen, welche die Beine recht gut gegen den Regen schützen."

Ein reizendes Blumengemälde aus dem Urwalde. „Wie lockend winken die prachtvollen purpurfarbenen Blumen einiger Passifloren unter den Silberblüthen der Yuca gloriosa herüber! Schwer widersteht man den Reizen dieser Sirenen. Ein gütiges Geschick hat ja eine Brücke zu ihnen gebahnt! Frisch auf den dicken Stamm, der zu ihren Füßen liegt! Aber die morsche Hülle bricht, und du versinkst bis an den Leib in moderigen Mulm, aus welchem Ameisen und Gewürm jeglicher Art, unheimliche Scorpionen und seltsam gestaltete Spinnen aus ihren nächtlichen, dumpfen Klausen hervorwimmeln. Im nächsten Augenblicke geräth der Freund, der laut lachend deine Höllenfahrt mit angesehen und wohlweislich den Baumstrunk umgangen hat, in ein unentwirrbares Chaos zäher Schlingen und doppelhakiger Dornen; die spitzen Widerhaken heilkräftiger Sassaparille lassen nicht los. Da hilft kein Ungestüm, keine Anstrengung aller Kräfte; besonnener Gleichmuth, der all die Tausende von Stacheln und Häkchen aus Kleidern und Haaren löst, oder die Schärfe des Eisens können allein den Armen aus dieser peinlichen Lage befreien."

Ueber den Nutzen der Banane. „Ein Arbeiter von ungewöhnlich gutem Appetit bedarf, ohne irgend ein anderes Nahrungsmittel, 12 Bananen zu seiner täglichen Nahrung oder 4380 im Jahr. Diese werden nach obiger Annahme des geringsten Ertrags von 6—7 Stammgruppen geliefert, welche zu ihrer Cultur (à Quadratfuß Abstand) eine Bodenfläche von circa 150 Quadratfuß erfordern. Sehen wir, welche Bodenfläche dagegen erfordert wird, um z. B. mit Korn bepflanzt einem Manne sein tägliches Brod zu liefern. Wir können annehmen, daß auf 300 Quadratfuß gutem europäischen oder nordamerikanischen, mit Kunst und vieler Arbeit zugerichteten und gedüngten Lande im höchsten Anschlage 30 Pfund Korn oder 21¾ Pfund Mehl oder 26,61 Pfund Brod erzeugt werden. Ein Mann gebraucht von letzterm zu seiner Ernährung während eines Jahres 1200 Pfund, zu deren Hervorbringung also 12,000 Quadratfuß Landes bearbeitet werden müssen!"

Ueber die Bereitung des Pulque aus dem Agave. „Sobald die Pflanze in acht oder zehn Jahren den ungeheuern Blüthenstengel ansetzt, werden die innern, eine dichte Spitze bildenden Blätter herausgeschnitten, wozu jedoch die richtige Zeit genau eingehalten werden muß, da sonst wenig oder gar kein Saft quillt und die Pflanze nutzlos abstirbt. Die Pflanze heißt jetzt Maguey de Corazon und die ausgebrochene Spitze el Corazon (das Herz). Die entstandene schalen- oder becherartige Höhlung, inmitten der Pflanze, füllt sich während zwei, drei, ja bis zu fünf Monaten mit Saft, welcher sonst zur Bildung und Ernährung des Blüthenstengels gedient haben würde. Dieser Saft, täglich drei- bis viermal vermittels eines Saughebers ausgeschöpft, beträgt 8—12 Quart. Er hat frisch einen süßsäuerlichen Geschmack und wird deshalb agua miel (Honigwasser) genannt. Nach vierundzwanzigstündiger Gährung ist er Pulque geworden. Die Gährung geschieht in Thongefässen vermittels schon gegohrenen Pulques. Wie im ganzen Orient zum Wein, so bedient man sich hier zur Aufbewahrung des Pulque der Ziegenhautschläuche, welche ihm ihren unausstehlichen Geruch und einen dem faulen Fleische ähnlichen Geschmack geben, an den man sich aber bald gewöhnt und dann das Getränk meist vortrefflich findet. Der ebenausgegohrene, noch nicht durch Ziegenschläuche entweihte Pulque ist namentlich bei heißem Wetter sehr erfrischend; auch habe ich nie nachtheilige Folgen davon bemerkt; selbst seine berauschende Eigenschaft ist sehr gering."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, N° 61. 10. August 1864.

Philosophie.

Das Verhältniß der Philosophie zur Offenbarung oder ihre Bedeutung für die Theologie von Fr. Roos. Basel, Bahnmaier, 1863.

Der wohlgesinnte Verfasser möchte die Philosophie mit dem Christenthum versöhnen. Sein Grundgedanke ist folgender. „Sofern die Theologie eine Wissenschaft neben andern ist, und sich auch mit dem weltlichen Wissen nach Form und Inhalt vermitteln soll und darf, hat sie die Aufgabe, theils sich mit der Philosophie im Ganzen material und formal auseinanderzusetzen, und ihre Berechtigung in ihren Grenzen anzuerkennen, theils sie auch im Einzelnen in sich aufzunehmen. Material muß dies geschehen an den Punkten, wo sich das Bedürfniß einer Vermittlung und Auseinandersetzung des Glaubensinhalts mit ihr und dem sonstigen weltlichen Wissen besonders nahe legt; formal aber durch das Ganze hindurch — durch Eingehen in die allgemein wissenschaftliche Form, wodurch der Inhalt dem natürlichen Denken übersichtlicher und homogener wird — soweit es die Natur des Glaubensinhaltes zuläßt. Dies aber stets mit dem Bewußtseyn, daß nicht der Glaubensinhalt dadurch in sich vollkommener gemacht, sondern daß nur dem menschlichen Denken nach seinem subjektiven Bedürfniß die Erkenntniß desselben leichter und zugänglicher gemacht wird, und es doch stets die höchste Aufgabe für das Denken bleibt, diesen Inhalt so, wie er für sich selbst ist und sich selbst gibt, in seiner eigenthümlichen, selbständigen Vollkommenheit zu erfassen und zu verstehen; wozu jene Vermittlungen mit der Philosophie nur die Brücke bilden können. Um noch concreter die Consequenzen für die Theologie zu bezeichnen, so verlangt nach dem Bisherigen nicht nur die folgerichtige Anwendung des allgemein christlichen Princips, sondern noch deutlicher die Consequenz der christlichen Lehre in der Gestalt, wie sie in der heil. Schrift ursprünglich und urkräftig niedergelegt ist, daß eben sie selbst, die Schrift, indem sie die göttlich geoffenbarte normale Darstellung der göttlichen Wahrheit über den höchsten Gegenstand, das Verhältniß des Menschen zu Gott, seyn will, auch als fundamental und normal für die ganze Theologie betrachtet werde."

Allerdings hat sich die Philosophie an die Theologie angebaut und zugleich unabhängig von ihr eine gegen das Christenthum so feindselige Stellung angenommen, daß sich die christliche Theologie schon deshalb mit ihr befassen muß, um sich ihrer zu erwehren. Indeß ist dieser Kriegszustand und das daraus erwachsene Uebermaß philosophischer Studien zu beklagen. Die christliche Welt würde sich besser dabei befinden, wenn ihre verordneten Prediger und Seelsorger sich weniger mit philosophischen Studien abquälten oder in philosophische Studien verliebten. Der wahre Priester hat einen praktischen Beruf, der mit der einseitigen Anstrengung des Denkvermögens, mit scholastischen Spitzfindigkeiten und mit der Eitelkeit der Skepsis grade am allerwenigsten vereinbar ist. Es thut auch nicht gut, daß die Studirenden der Theologie eher mit dem Unglauben als mit dem Glauben bekannt gemacht werden und daß viele Lehrer sich darauf pikiren, ihnen so viel Geschmack als möglich am Unglauben, so wenig als möglich am Glauben beizubringen. Es wäre für die Freiheit der Meinungen gewiß genug, wenn die Katheder der philosophischen Fakultät den Unglauben predigen dürften, die Katheder der Theologie wenigstens sollten ihrer Stiftung treu bleiben. Aber auch schon die bloße Form des Philosophirens, auch wenn sie nicht damit umgeht, den christlichen Inhalt kritisch zu vernichten, ist dem Glauben nachtheilig, denn in der handwerksmäßigen Begriffsspalterei geht das Heilige verloren.

Wenn der Stifter unserer erhabenen Religion etwa wie Confutius oder Sokrates die philosophische Form für zweckmäßig erachtet hätte, um darin seine Lehre zu offenbaren, so würde er es gethan haben. Er hat es nicht gethan, und es wäre auch gräßlich, wenn wir die christlichen Wahrheiten ursprünglich in der Form und Sprache unserer modernen philosophischen Systeme empfangen hätten, etwa in der Terminologie von Hegel. Es wäre gräßlich, es wäre mehr als gräßlich, es wäre eckelhaft, und diese Form allein würde jeden welthistorischen Erfolg der Lehre unmöglich gemacht haben. „Hieher gehört die einzige Stelle, wo die Philosophie in den neutestamentlichen Lehrschriften ausdrücklich genannt ist (sonst kommen nur noch historisch Philosophen vor Apg. 17) — wo also ein Urtheil über ihre Bedeutung zu erwarten ist, nämlich Col. 2, 8. Das Urtheil ist ein entschieden tadelndes, es wird vor Verführung durch Philosophie gewarnt. Allerdings ist hier zunächst von einer besondern philosophischen Richtung die Rede. Aber es bleibt immer doch schon das bedeutsam, daß diese Richtung geradezu und ohne besondere Bestimmung und Einschränkung (das zeigt der Artikel) durch den allgemeinen Namen bezeichnet wird, welcher, wie dem Apostel wohl bekannt seyn mußte, das ganze philosophische Streben und Wissen umfaßte. Es liegt darin die Andeutung, daß in jener besondern Richtung nur der allgemeine Charakter aller Philosophie, so wie sie wenigstens damals war, sich ausspreche, und so die Warnung zugleich auf die Philosophie überhaupt gehen solle."

Die Uebersetzung der uns in den Evangelien geoffenbarten Wahrheit in die philosophische Form und Sprache war immer ein Uebel, auch innerhalb der orthodoxen Kirche. Sie setzte neben den h. Geist den Schuldämon, die Scholastik, sie verwässerte in breiten Commentaren, was mit Feuer geschrieben im Evangelium stand. Die philosophische Anmaßung, das Christenthum nur als Denksystem construiren zu wollen, erhitzte die Köpfe der Scholastiker. Sie glaubten wohl gar, das Evangelium zu verbessern, indem sie es auf das Prokrustesbett ihres Systems legten. Sie erfrechten sich, Gott selbst erst denken lehren zu wollen. Sodann genügte ihnen das Alte nicht. Sie wollten sich vor einander auszeichnen und verfielen daher in Spitzfindigkeiten und Ketzereien, auf die kein vernünftiger Mensch je verfallen wäre, die allein der Schuldämon auf den Universitäten ausbrütet.

Wir wollen weder einseitig noch ungerecht seyn. Wir kennen und ehren jene Mystik des Mittelalters, die aus der Tiefe des Glaubens wundervolle Denkgebäude in derselben schönen Gliederung und Symmetrie construirte, wie gleichzeitig die gothischen Dome und Münster den innersten Geist der Kirche der Architectur einhauchten. Allein diese mystischen Systeme sind früher in geistlose Scholastik entartet, als die gothische Baukunst verwilderte und die Dome unvollendet stehen ließ. Man hat sogar nicht mit Unrecht bemerkt, daß die Scholastik, indem sie sich in eine seichte Breite verlief und in den Spitzfindigkeiten ihrer Parteien völlig läppisch und kindisch wurde, die ganze Art und Weise, christlich zu philosophiren, verächtlich gemacht und dagegen die mit der Renaissance begonnene neue Vorliebe für die heidnische Philosophie nur provocirt hat. Der Schuldämon, der die Dominikaner und Franziskaner an einander hetzte, trug eben so viel zur Entweihung der Kirche bei, als die weltliche Politik der französischen Päpste in Avignon und der Borgia und Medici in Rom.

Wie wäre es möglich gewesen, daß sich die Geister so schnell der Renaissance zuwandten und in die classisch-heidnische Philosophie, Kunst und Poesie verliebten, wenn nicht der christliche Geist, theils durch das schlechte Beispiel der Kirchenfürsten, theils durch die Scholastik, gleichsam systematisch verdunkelt und abgetödtet worden wären. Jener neunzigjährige Mönch aus dem Hause Colonna, der in seinem architectonischen Roman das heidnische Rom mit der heißesten Liebesgluth umfaßte, hätte sich aus den heiligen Räumen der Gothik nicht geflüchtet, wenn ihn nicht die Scholastik von dort angegrinst hätte.

Die Verwandlung ging schnell vor sich. Die altkatholische Scholastik schwand dahin. Nur wenige späte Mystiker am Rhein und in den Niederlanden hielten noch wie Paulus das Kreuz aufrecht, vor dem die Philosophen von Athen sich beugten. Auf den vielen neuen Universitäten aber wurde nur der classisch-heidnische Geist gepflegt.

In der alten heidnischen Zeit bei den Indern, Griechen und Römern hatte die Philosophie etwas Unschuldiges. Sie strebte aus dem groben Naturcultus, wie aus dem Menschheitschändenden Vergöttern der Tyrannen hinaus, sie trachtete nach einem reinern und würdigern Begriffe von der Gottheit, nach einer bessern Erkenntniß des Adels im Menschen und der Bestimmung des Menschen. Nicht selten blickt aus jenen ältern Philosophemen eine Ahnung der christlichen Wahrheit hindurch. Ihre ganze Opposition gegen den herrschenden Götzendienst beruhte auf der Erwartung eines neuen Heiles und diente, dasselbe vorzubereiten. Diesen allgemeinen Charakter trägt die heidnische Philosophie, wenn es auch allerdings Philosophen gab, die im Wider-

spruch damit die höhere Bestimmung des Menschen leugneten und einzig den Lebensgenuß empfahlen.

Die moderne Philosophie, wie sie seit der Renaissance an die ältere classische Philosophie wieder angeknüpft hat, verfolgt, obgleich sie nur die Nachahmerin und Fortsetzerin der erstern zu seyn scheint, doch ein grade entgegengesetztes Ziel. Wie jene nämlich unbewußt zum Christenthum hinstrebte, so wendet sich diese mit vollem Bewußtseyn vom Christenthum ab. Sie ist also nicht so unschuldig, wie die ältere heidnische Philosophie, die ahnungsvoll zum Guten hinneigte, ohne es noch zu kennen. Sie kennt vielmehr das Gute und sie wendet sich mit bösem Willen von ihm ab. Böse Mächte der Zeit wirkten zusammen, um die Kirche ihres Ansehens und ihrer väterlichen Gewalt über die Völker zu berauben. An die Stelle jener väterlichen Gewalt trat die stiefväterliche des Staates, das Interesse despotischer Dynastien, die kein anderes Gesetz mehr achteten als ihre Willkür. Von den weltlichen Höfen ging alles aus, was mit der Kirche zugleich die Gottesfurcht zerstörte, denn die Höfe wollten nicht mehr an die Gebote Gottes gemahnt seyn. Deswegen mußte die Kirche Staatskirche, Polizeianstalt und bloßes Werkzeug der weltlichen Gewalt werden. Deswegen mußte der Theologie auch die Philosophie angehängt werden, um sie im Interesse der Staatsgewalt zu überwachen, ihren christlichen Nerv zu durchschneiden und sie unter dem Aushängeschild des Rationalismus, des Humanismus und der classischen Bildung allmälig zum Heidenthum zurückzuführen und namentlich alle Gebote der christlichen Moral zu escamotiren und aus dem Göthe'schen Naturrecht, endlich aus der schönen Lehre von der Emancipation des Fleisches zu ersetzen.

Im Dienste der heidnischen Reaction gegen das Christenthum hat nun unsere Schulphilosophie Erstaunliches geleistet, anfangs mehr mit serviler Tendenz, später mehr kokettirend mit der Revolution. Die letztere ist überall nur, was den Haß gegen das Christenthum betrifft, in die Fußtapfen des weltlichen Despotismus getreten. Die Höflinge Ludwigs XIV. und XV. waren schon eben solche Religionsspötter, wie die Jakobiner von 1793, die das Christenthum abschafften, und Hegel, der Berliner Hofphilosoph, hat wieder die wildesten Demokraten ausgeheckt.

Diese Dienstleistung, welche die Philosophie den Mächten und Parteien leistet, welche sich durch die Gottesfurcht genirt fühlen, hat ihr bisher ihr großes Ansehen verschafft und wird es ihr auch noch künftig verschaffen. Die Negation, mit der die moderne Philosophie überhaupt begann, wird sie bis an ihr Ende charakterisiren und sie wird so lange Gönner finden, als es Mächte und Parteien gibt, die sich nun einmal Gott und seinen Geboten nicht unterwerfen wollen. Die Philosophie wurde als ein Mittel, die Kirche zu discreditiren, zuerst von den Höfen in Dienst genommen und besoldet, später ist sie zur Revolution abgefallen und dient nun dieser. Die philosophische Hauptströmung hat dabei ihre ursprüngliche antichristliche Richtung nicht verloren. Wie man sich auch bemüht, ihr eine positive, christliche Philosophie, als Schildträgerin der Theologie, entgegenzustellen, diese Bemühungen sind bis jetzt ziemlich erfolglos geblieben. Die antichristliche Hauptströmung, zu Anfang des Jahrhunderts noch rationalistisch, wurde seit den zwanziger Jahren mit Hegelthum, mit der Selbstvergötterungslehre gefärbt, und im letzten Jahrzehnt mit dem gröbsten Materialismus, verfolgte aber so wie so immer grade aus das unverrückbare Ziel, nämlich die Ausrottung des Christenthums. Und darin allein liegt ihre Stärke. Ihr wissenschaftlicher Gehalt ist ganz gleichgültig, Bedeutung erhält sie einzig durch den Dienst, den sie den Mächten der Zeit leistet.

Ob diese Mächte der Zeit durch eine wiederherzustellende christliche Philosophie besiegt und bekehrt, ob das Christenthum überhaupt durch Philosophie gestützt, getragen und zum Siege geführt werden kann, möchten wir bezweifeln. Wenn die einfache evangelische Wahrheit nicht durchdringt, wird keine Dialektik helfen. Wenn der Glaube und die Liebe in den Herzen nur sollte entzündet werden können durch das Eisprisma der Dialektik, werden die Herzen wohl immer kalt bleiben. Man muß die antichristliche Philosophie nicht mit den gleichen Waffen besiegen wollen, deren sie sich bedient. Man muß sie überhaupt nicht durch Ueberredung, sondern durch das bessere Beispiel überwinden. Das Christenthum hat die Welt nicht durch Philosophie erobert und wird auch seine Herrschaft durch ganz andere Mittel behaupten, als durch Philosophie. Wir erinnern hier an ein Wort des edlen Valentin Andreä, welcher von den Theologen seiner Zeit schrieb: „Sie wollen lieber die Dreieinigkeit erklären, als anbeten; lieber die Gegenwart Christi beweisen, als verehren; lieber die Reue über die Sünden beschreiben, als selber fühlen; lieber gute Werke herabsetzen als selbst gute Werke thun. Sie machen die Religion zu einer bloßen Wissenschaft.“ Uebrigens trifft auch die unchristliche Philosophie derselbe Tadel der unpraktischen Begriffsspalterei und Wortmacherei. Sie würde viel mehr schaden, wenn ihre s. g. wissenschaftliche Sprache jemals populär werden könnte. Aber sie verwirrt nur den Studirenden die Köpfe. Die große Masse des Volks kümmert sich nicht um sie und

jeder Mann von natürlichem Gefühl und gesundem Verstande denkt wie Göthe: Mir wird von alle dem so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Das Volk hat vollkommen Recht, wenn es zu sagen pflegt, mit den philosophischen Floskeln lockt man keinen Hund hinter dem Ofen hervor. Das gänzlich Unpraktische dieser willkürlichen und verrückten Terminologie, dieser Inductionen und Syllogismen, dieser dialektischen Sprünge und Seitensprünge, dieser Haarspalterei der Begriffe ꝛc. hat das Volk längst erkannt und lacht darüber. Alle die Gymnasiasten und Studenten, denen man Philosophie eingelöffelt hat, haben sie allezeit, wenn die Vorlesungen aufhörten, wieder ausgespieen und ihr Lebenlang nicht mehr daran gedacht, weil das Leben praktische Forderungen an sie stellt, in Bezug auf welche ihnen die ganze Philosophie nichts, aber auch gar nichts nützt. Man will zwar die philosophischen Studien, etwa wie Mathematik und Grammatik, als Mittel empfehlen, um überhaupt die Köpfe aufzuhellen, der Erfolg aber ist der entgegengesetzte. In die bei weitem meisten Köpfe findet die Philosophie gar keinen Eingang oder macht sie nur dumm. Der angeborene Mutterwitz, der natürliche Bauernverstand ist hundertmal mehr werth, als alle Kathederphilosophie.

Ein weiterer Trost liegt in dem Umstande, daß die moderne Philosophie, wenn sie auch das eine und gleiche Ziel, nämlich den Umsturz des Christenthums, verfolgt, doch in hunderterlei extreme Meinungen auseinander läuft, die einander widersprechen und einander wie die Ratten im finstern Sack gegenseitig auffressen. In der That hat ein philosophisches System immer das andere verdrängt und vergessen gemacht, ein lorbeergekrönter Denker immer den andern vom Katheder hinunter gestoßen und verhöhnt. Denn je weiter sich jeder einzelne vom Centrum der Wahrheit, die allein in der göttlichen Offenbarung ruht, entfernte, um so mehr verwechselte er seine subjektiven Phantastereien, die Träume einer kurzen Erdennacht, mit der ewigen Wahrheit. Jeder träumte etwas anderes und jeder behauptete die Wahrheit, die ganze, die einzige Wahrheit allein ergründet zu haben. Lebten ihrer zwei gleichzeitig, so beneideten sie einander ihren Ruhm, ihre Zuhörer, ihre Collegiengelder und feindeten sich auf das hämischeste an. War einer todt oder wenigstens schon veraltet, so stieß ihn ein jüngerer von seinem Ehrenplatze weg und so wechselten die philosophischen Systeme mit jedem Jahrzehnt wie die Kleidermoden. Was einer baut, reißt der andere wieder ein und bis auf den heutigen Tag gibt es kein philosophisches System, welches eine allgemeine oder dauernde Anerkennung gefunden hätte.

Mit Wolf begann die Blüthe des philosophischen Jahrhunderts. Er war sehr berühmt. Aber wer kennt jetzt noch diesen Wolf? Wer, etwa einen Fachmann, der die Kathederphilosophie als Handwerk treibt, ausgenommen, wird sich jetzt noch beigehen lassen, diesen langweiligen Wolf zu lesen? Oder etwa Baumgarten? Kant in Königsberg hat sich mehr Achtung erworben durch einen sittlich edlen Zug in seinem Charakter, im Uebrigen war er ein handwerksmäßiger Professor wie die andern und hat mit seiner Kritik der Vernunft nur dem plattesten Rationalismus Triumphe bereitet. Nachdem er lange Ruhm genossen, wurde er durch den jüngeren Fichte gestürzt und aus der Mode gebracht. Wir besitzen noch den Briefwechsel Fichte's und des noch jüngeren Schelling, worin beide conspirirten, den alten Kant um seinen Credit zu bringen und die Weihrauchwolken von seinem Altar hinweg zu dem ihrigen herüberzuziehen. Fichte erwarb sich Achtung durch seinen Patriotismus während der Fremdherrschaft. Aber seine Philosophie? Wo ist das deutsche Publikum, dem sie zum Herzen gedrungen wäre, wie gleichzeitig die Dichtungen Schillers? Was ist auch hinter seinen Ich- und Nichtichphantastereien, woran ein vernünftiger Mensch sich noch erbauen könnte? Er blieb auch nicht lange in der Mode. Sein jüngerer Freund Schelling, der sich von ihm als sein Schüler hatte protegiren lassen, lief ihm den Rang ab und erklärte ihm in seiner ironischen Art, Fichte habe ganz Recht, es könne nur Einen Philosophen geben, denn die Wahrheit könne nur bei einem seyn. Dieser Eine sey aber nicht Fichte, sondern er, Schelling. Eine Zeitlang nahm Schelling die Miene an, als werde er auf Grund der Geschichte und des Glaubens gegen die philosophische Phantasterei reagiren, aber er blieb in der Strömung und fiel in die nicht löbliche Manier, sein Auditorium zu blenden durch eine eigenthümliche Art von Vornehm- und Geheimthun, was bei der zutrauensvollen deutschen Jugend selten den Zweck verfehlt. Seine Philosophie konnte nicht befriedigen, er wußte das am besten selbst, aber er gab sich den Schein, als halte er noch mit dem Wichtigsten zurück, als wolle er jetzt noch nicht Alles offenbaren, was in seiner Weisheit Schoß verborgen schlummerte.

(Schluß folgt).

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, N° 65. 13. August 1864.



Biographie und Nachlaß.

Reliquien eines Frühvollendeten. Als Manuscript für seine Freunde gedruckt. Zürich, Druck von Zürcher und Furrer, 1863.

Eduard Wild, ein Jüngling aus Zürich, starb als Student der Theologie im Herbst 1862, erst 19 Jahre alt, aber so begabt und hochgebildet, daß es der Mühe werth war, seinen literarischen Nachlaß drucken zu lassen. Man kann diese Reliquien nicht lesen, ohne innig zu bedauern, daß es diesem edlen Jünglinge nicht vergönnt war, länger zu leben und unter den Menschen zu Gottes Ehre zu wirken, wozu er in so hohem Grade die Anlage hatte. Die Zahl frommer Jünglinge, welche zugleich einen feurigen Geist und höhere Bildung besitzen, ist gering genug im unermeßlichen Meere unserer Modejugend. Aus dem jungen Wild würde ein ausgezeichneter Mann geworden seyn. Mit einem festen Glauben und logischer Strenge verband er eine schöne Sprache. Wie groß hätte er wirken können! Aber diese hoffnungsreiche Blüthe wurde früh geknickt. So war es Gottes Wille und wir können nur die schönen Worte wiederholen, welche Professor Riggenbach an seinem Grabe gesprochen hat: „Ihr habt gesehen, wie der Herr ein Werkzeug, von dem wir meinten, es werde schöne Dienste leisten, bei Seite gelegt hat. Lasset euch dadurch erinnern, wie viel niedriger wir ein jeder von sich selber denken sollen, als die Eigenliebe uns einflüstern möchte. O, der Herr bedarf unser nicht; unser keiner ist ihm unentbehrlich. Sein Werk läßt er darum nicht liegen. Denn nur von uns sollen wir niedriger denken lernen, nicht aber von dem Werk des Herrn."

Den Nachlaß bilden Auszüge aus Briefen, eine Predigt, Gedichte, Novellen und eine moralphilosophische Abhandlung. In den brieflichen Herzensergießungen und Gedichten treten neben einer in solcher Jugend seltnen Glaubenskraft und Glaubensfreudigkeit, und neben echt jugendlicher Heiterkeit und Klarheit, wobei wir oft die Luft der hohen Alpen zu athmen glauben, ein Zug zur Schwermuth und eine Ahnung des Todes hervor. So sagt er Seite 17 in einem Briefe: „O ich leide gern um diese Zeit, wo sich Alles freut und Alles lacht: es ist etwas Süßes, und es liegt eine wehmüthige Sehnsucht darin, allein zu seyn mit seinem Schmerze." So finden wir auch in seinen Gedichten zwar die heiterste Jugendlust z. B. S. 57.

Auf grünen Alpenhöhen
Da athm' ich reine Luft 2c.

Doch herrschen der Ernst und die Wehmuth vor. So in dem Liede vom sterbenden Vater S. 42 und im Liede vom Begräbniß der Mutter S. 49.

Ein Glöcklein klingt vom Friedhof leise.
Wem gilt wohl dieses Grabgeläut?

Es gilt einer Mutter, die zwei arme Waisen hinterläßt. Finster liegen die Wolken über dem Grabe, wie die Zukunft der Kinder, aber die mütterliche Liebe lebt fort in der Tochter. Die Menschen sterben, aber die Liebe erbt fort.

Die Schwester, auf die Knie' gesunken,
Ringt betend ihre Hände wund.
Ein Marmorbild — kein Lebensfunken
Beweget ihren bleichen Mund. —
Da strahlt die Sonne hoch hernieder,
Zertheilt die Wolken düst'res Grau,
Und über ihnen lächelt wieder
Des klaren Himmels mildes Blau.

Vom süßen Lebensstrahl durchdrungen,
Regt sich der Betenden Gesicht.
Ihr Geist, zum Himmel aufgeschwungen,
Fühlt jetzt den bittern Kummer nicht.
Sie stehet auf, und trocknet leise
Dem Brüderchen die Thränen ab;
Verläßt mit ihm als arme Waise
Das Land und ihrer Mutter Grab.

Wir finden Landschaftsbilder, Weihnachts- und Osterlieder, auch einige Romanzen. Ein Gedicht an den Tod der Geliebten, an seinen Engel. Auch ein düsteres Lied an Lenau, S. 199, worin es heißt:

Auf deiner Seele lag die Nacht
Mit ihren dunkeln Schatten schwer,
Und drunten, in der Tiefe wacht'
Gespenstig ein Dämonenheer.
Und doch sang Eine Saite rein,
Trotz all dem Moder, Schutt und Graus,
Wohl tausend Lieder, hell und fein
Wie Orgelton im Gotteshaus.
Und wenn es klang, dies Saitenspiel,
Da ahnten wir, daß drinnen tief
Reich an Empfindung und Gefühl
Des Gottes edle Flamme schlief,
Die wunderbar mit Himmelsmacht,
Wo sie im Herzen leuchtend sitzt,
Selbst durch des Wahnes finst're Nacht
Die lichten Geistesfunken blitzt,
Da tönt es denn so tief und bang
So traurig und so lebensmüd':
Ein jeder Hauch — ein Klagesang,
Ein jedes Wort — ein Trauerlied.
Und als die Nacht des Wahnes hoch
Die Wogen um die Stirne goß,
Da brachen in der Tiefe noch
Mit einmal die Dämonen los.
Wie Sturmwind durch die Wälder kracht,
Und höhnend selbst die Eiche bricht,
So rasten sie einher mit Macht,
Und löschten aus das Himmelslicht.

Im letzten Liede sieht der Sänger sein eigenes Grab vor sich und spricht den Gedanken aus, wem die Kunst des Gesanges nicht mehr war, als ein Mittel, um zeitlichen Ruhm zu erlangen, der war der himmlischen Gabe nicht werth.

Verwandten Geistes sind die kleinen Novellen „Geschichte eines Leichensteins" und „Tristan". Der Leichenstein deckt einen noch zarten Jüngling gleich dem Verfasser. Im Tristan bekehrt ein Sohn den Vater.

Am interessantesten ist die Abhandlung über das oberste Princip der Sittlichkeit bei Kant vom christlichen Standpunkt aus betrachtet. Aus ihr erkennen wir am deutlichsten, was der Verfasser noch in Theologie und Philosophie würde geleistet haben, wenn er länger gelebt hätte. Sein Urtheil ist kerngesund, die Sprache so klar und angenehm, daß ihn mancher alte Professor darum beneiden könnte. Er hebt hervor, daß Kant's Princip der Sittlichkeit gleich dem stoischen nur Gehorsam gegen das Gesetz, den Rechtsbegriff, den kategorischen Imperativ ist, also nur die kalte Ueberlegung und eine feste Willenskraft zur Quelle hat und dabei das christliche Sittenprincip, die Liebe völlig ausschließt. Der Verfasser weist sehr gut nach, wie die Pflichterfüllung aus bloßer Achtung für das Gesetz, wie sie Kant verlangt, etwas schlechthin Negatives, ja Passives sey und wie sie eigentlich aller menschlichen Erfahrung widerspreche, die Geschichte kennt kaum eine große sittliche That, die nicht aus Neigung, aus einem Affect, aus Liebe zu Gott, zum Vaterlande &c. hervorgegangen wäre. Die kalte Ueberlegung, ängstliche Pflichtabwägung, bestimmen gewiß in den seltensten Fällen eine große sittliche Handlung. Aber die Philosophie des vorigen Jahrhunderts war das Verständniß der Seelentiefe abhanden gekommen. Sie bewegte sich in der oberflächlichsten Reflection. „Hier, sagt der junge Wild Seite 266, auf dem praktischen Gebiete streift die Moral Kant's wunderbar an den Pharisäismus an, wie denn auch Kant als Moralist das Ideal eines Pharisäers hätte seyn müssen. Er hat so wenig wie jene Sekte zu Christi Zeiten, den Fortschritt des Christenthums erkannt, ihm mangelte der Sinn, das Organ dazu. Wenn irgend Jemand, so war er am wenigsten befähigt, in die Tiefen der erhabenen Weisheit herabzusteigen oder eine Ahnung von ihrem majestätischen Schwung zu fassen. Die Rationalisten nennen ihn gerade deshalb mit Recht ihren Vater. Auch ihnen fehlt das Organ oder wenn es nicht fehlt, so wird es mit Gewalt unterdrückt. Auch sie sind so wenig wie er vom lebendigen Hauche des Geistes ergriffen, auch sie wollen nicht begreifen, daß das Christenthum eine Religion des Herzens, des Gefühls ist, auch sie kennen keinen Unterschied zwischen Gefühl und Sentimentalität."

Philosophie.

Das Verhältniß der Philosophie zur Offenbarung oder ihre Bedeutung für die Theologie von Fr. Roos. Basel, Bahnmaier, 1863.

(Schluß.)

Er nahm dabei etwas Priesterliches an. Aber sein Nachlaß ist gedruckt und man hat darin nichts gefunden, was irgend die Erwartung rechtfertigte, die er selbst erregt hatte. Wir haben unlängst einmal in diesen Blättern (1863 Nr. 13) uns über und gegen die Art und Weise ausgesprochen, wie Schelling Geheimnisse der Gottheit, ja sogar der Selbstgeburt Gottes zu enthüllen vorgibt, denen nirgends eine Realität zu Grunde liegt, die er sich bloß vorphantasirt und deren Entdeckung er gleichwohl als eine große That des Geistes gepriesen wissen will, während ihn das einfachste Schicklichkeitsgefühl hätte abhalten sollen, sich zur angeblichen Geburt Gottes als Zuschauer zuzudrängen.

Mit solchen Künsten lavirte Schelling, während ihm Hegel bereits den Wind abgewonnen hatte und das große Fahrwasser der Philosophie beherrschte. Dieser Hegel leugnete Gott, sofern man unter Gott den Schöpfer und Vater der Menschen zu denken gewohnt ist. Er lehrte, Gott existire nur im Gehirn der Menschen, erwache zum Bewußtseyn nur in den Menschen, denke nur in ihnen, entwickle sich selbst nur in ihnen, schreite nur in ihnen zu höherer Selbsterkenntniß fort, und wenn auch auf einer früheren Stufe der Entwicklung Christus eine gewisse Bedeutung gehabt habe, so doch Hegel eine noch viel größere auf der zu seiner Zeit und hauptsächlich durch ihn erreichten höhern Entwicklungsstufe. Gott ahnte sich gleichsam gemüthlich in Christo, kam aber erst zu klarem Selbstbewußtseyn in Hegel. Es ist bekannt, wie tief diese Lehre in die antichristliche Bewegung der dreißiger und vierziger Jahre eingegriffen hat. Er kam in der That dem eigentlichen Ziele der Philosophie näher als jeder andre. Und doch war er zu hoch geschraubt in seiner Sprache und mußte erst von andern populärer gemacht werden. Das Bedürfniß, die antichristliche Philosophie populär zu machen, führte zuletzt zu der kleinen Sündfluth materialistischer Schriften von Vogt, Moleschot etc., die von dem richtigen praktischen Gesichtspunkt ausgingen, daß man Popularität durch grobe Mittel viel leichter gewinnt, als durch feine.

Wie nun aber auch die antichristliche Philosophie früher mehr von den kirchenfeindlichen und kirchenräuberischen Fürsten und Ministern (Pombal, Choiseul, Kaunitz), so später von den politischen Freiheitsmännern protegirt wurde, so war sie doch niemals im Stande, die Männer der That selber von sich abhängig zu machen. Man benutzte sie und verachtete sie doch im Grunde. Die Könige und Minister regieren ohne alle Philosophie, die Feldherrn liefern unsterbliche Schlachten ohne alle Philosophie, die großen Künstler schaffen ewige Werke, ohne etwas von Philosophie zu wissen. Nützliche Erfindungen, Handel und Industrie, das gesammte öffentliche und Privatleben der Menschen schreitet fort und der große Kaufmann, dessen Schiffe das weite Meer befahren, braucht so wenig Philosophie, als der Bauer hinter dem Pfluge.

Sodann lebt, wenn auch die meisten Menschen ihrem Gewerbe und ihrem Genusse nachgehen und sich um die ewigen Dinge wenig kümmern, dennoch in der ungeheuern Mehrheit das Gemeingefühl, daß der Mensch mit all seinem Verstande doch nicht die Mittel besitzt, die Wesenheit Gottes und den letzten Weltzweck zu ergründen. Wenn sich die Menschen einmal aus dem alltäglichen Treiben herausreißen, bei großen Erschütterungen des Gemüths, in Krankheit, Unglück einmal nach Gott und der Zukunft fragen, wenden sie sich gewiß an keinen Philosophen, sondern an die Kirche. In ihr allein suchen und finden sie die Wahrheit, daß der Mensch sich eben aus eigner Kraft weder sein Schicksal machen, noch aus eignem Wissen die unerforschlichen Rathschlüsse Gottes begreifen, sondern sich nur Gottes Schutz und Gnade anvertrauen kann.

Die Wissenschaft selbst und zwar grade die, welche sich in neuester Zeit am hoffährtigsten gegen die göttliche Offenbarung aufbäumt, führt die Menschen, sie mögen wollen oder nicht, immer mehr zu der sokratischen Erkenntniß, daß sie nichts wissen von alldem, worüber ihre Philosophie faselt. Je tiefer der astronomische Blick in's Weltgebäude, der anatomische in die Nervenbildung eindringt, um so undurchdringlicher wird das Geheimniß der Schöpfung, um so wunderbarer erscheint das Alltägliche. Der Bewohner der kleinen Erde, die ihr Licht von einem andern Gestirn borgen muß, bewegt sich siebzig bis achtzig mal um dieses andere Gestirn, dann ist es aus mit ihm für dieses Leben. Die Bewohner größerer, selbstleuchtender Gestirne sind ohne Zweifel auch nach Verhältniß höher organisirt und bewegen sich in gleichem Verhältniß eine viel längere Zeit um ihre Centralsonne. Wie unermeßlich viel solche größere Sterne gibt es! Schon nach dieser einfachen Berechnung fällt dem Erdenbewohner nur eine sehr untergeordnete Rolle auf unvollkommene Weise zu. Wie mögen sich nun unter ihnen s. g. Philosophen hervorthun und behaup-

ten, sie wüßten alles, sie wüßten, was Gott von Anfang an gedacht habe und wie er alles mache, ja wie er selber entstanden sey, sie hätten seiner Geburt zugesehen, oder gar, es gäbe zwar eine Welt, aber keinen Schöpfer, es habe sich alles von selber gemacht, oder endlich, es gebe zwar einen Gott, aber nur im schwarzen Frack, nämlich im Professor selber, der vom Katheder herab den Unsinn docirt.

Biographie.

Marcus Tullius Cicero. Redner, Staatsmann, Schriftsteller. Ein akademischer Vortrag von Prof. F. D. Gerlach. Basel und Ludwigsburg, Balmer und Riehm, 1864.

Eine warme Vertheidigung Ciceros gegen Momsen. Der letztere hat bekanntlich in seiner römischen Geschichte den großen Cicero sehr geringschätzig behandelt. Herr Gerlach entrüstet sich darüber und sagt von Cicero: „Das Ergebniß seiner angestrengten Thätigkeit, seine Schriften, können nur von denen nicht gehörig gewürdigt werden, welche die Schwierigkeit der Begründung einer solchen Wissenschaft bei einem Volke übersehen, welches den Werth wissenschaftlicher Forschung nur nach der Anwendbarkeit auf das thätige Leben zu schätzen wußten. Bekanntlich war damals in Griechenland ein Stillstand eingetreten, eine Erstarrung der Geister, welcher höheres wissenschaftliches Streben eben so fern lag, als die ideale Richtung des Lebens überhaupt; dafür hatte ein leichtfertiger Skepticismus, aus sittlicher Zerfahrenheit nicht minder als aus dem Hochmuth des Verstandes hervorgegangen, die Grundlagen der Wahrheit wie des sittlichen Lebens erschüttert. Da galt es, wenigstens die großen Errungenschaften früherer Denker dem Zeitalter zu bewahren, und was im Leben verloren war, durch die Wissenschaft im Bewußtseyn fest zu halten, bis durch die Rückkehr in das Heiligthum sittlichen Gefühls und frommen Glaubens die geistige Wiedergeburt der Völker bereitet werden konnte. Von diesem Standpunkt ist die Thätigkeit des großen Consulars für die Verbreitung der griechischen Philosophie unter seinem Volke zu würdigen. Dabei ist er, ein weiteres Zeugniß für sein richtiges Urtheil, von der Lehre vom Staate ausgegangen, ein Gegenstand, welcher seiner eigenen staatsmännischen Laufbahn, wie dem einsichtsvollen Kreise seiner Leser am nächsten lag. Wenn von diesem Werke, welches in sechs Bücher abgefaßt war, wenig mehr als ein guter Dritttheil erhalten ist, so hat schon die Wiederauffindung dieser Bruchstücke zum Ruhme eines italienischen Gelehrten vollkommen hingereicht. Wir finden hier die vollendete Entwickelung der Lehre vom Staate vom römischen Standpunkt aus und auf die Verfassung desselben Staates gegründet. Darum ist auch die Rede dem größten römischen Staatsmann, dem Scipio Aemilianus, in den Mund gelegt. Allerdings hatten die Bücher Platons vom Staate dem Verfasser vorgeschwebt, und er hat die Vergleichung mit jenem Werke keineswegs zu scheuen, aber das Ganze athmet durch und durch römischen Sinn und Geist. Statt müssiger Ideologie, welche in Phantasien sich gehüllt, werden wir überall ein auf geschichtliche Verhältnisse gegründetes Urtheil finden, durch die Lehren des Aristoteles und Teophrast wie durch eigne Beobachtung und Erfahrung geschärft. Die Idee des Staates ist als eine Forderung der Sittlichkeit und das Leben im Staate als die einzige mögliche Bedingniß menschlicher Entwickelung, endlich die römische Republik bis auf die Zeiten der Grachen als die unmittelbare Verwirklichung des Urbildes der Vollkommenheit dargestellt."

Herr Gerlach hat Recht, so weit es sich um den guten Willen und das Talent Ciceros handelt, aber auch Herr Momsen hat Recht, wenn man die praktische Seite der Sache in's Auge faßt. Cicero war ein trefflicher Mann, aber das, was die Griechen einen Tugendschwätzer nannten, und sehr eitel. Er war ein Träger der liberalen Doctrin wie die Schüler Rousseau's in der ersten französischen Revolution und wie die liberalen Doctrinäre unter Ludwig Philipp. Das sind lauter ehrenwerthe, aber unpraktische Leute, die das Volk eine Weile überreden, von ihm Bewunderung einernten, die es aber nie auf die Dauer leiten können und die Herrschaft allezeit den Demagogen, die zur Anarchie führen, oder den praktischen Cäsaren und Octavianen überlassen müssen. Das Volk will nicht von eitlen Rednern beschwatzt, sondern kräftig regiert werden. Mit all seinen tugendhaften Reden hat Cicero die verderbte Römerwelt nicht bessern können. Das vermochten erst das Christenthum und die Germanisirung. Es ist sehr begreiflich, daß Cicero von denen bewundert wird, die den frommen Köhlerglauben durch allgemeine Moral, die Nationalität durch Humanismus, das Volksgemüth durch Schulweisheit, die Thatkraft durch schöne Worte ersetzen. Aber die Völker taugen nicht in diese doctrinäre Schablone, ihr Naturalismus wächst immer über die Schule hinaus.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{1}{3}$ Thaler.

Mittwoch, N° 66. 17. August 1864.

Wälsche Literatur.

Geschichte der wälschen Literatur vom XII. bis zum XIV. Jahrhundert. Gekrönte Preisschrift von Thomas Stephens. Aus dem Englischen übersetzt und durch Beigabe altwälscher Dichtungen in deutscher Uebersetzung ergänzt, herausgegeben von San-Marte. (Reg.-Rath Dr. A. Schulz). Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1864.

Der gelehrte Verfasser beweist: „Daß im 11. Jahrhundert die Waliser eine ältere Literatur besaßen, so wie eine Sprache, die sich viele Jahrhunderte hindurch ausgebildet hatte, und jener stets als Mittel zur Ueberlieferung diente: und einen Bardenorden, der bedeutenden Einfluß auf den Volksgeist übte, sehr zahlreich war, und allgemein hoch in Ehren gehalten wurde. Fügt man zu allem dem noch einsichtsvolle Fürsten, ein scharfsinniges Volk, einen gebildeten Priesterstand und den innigen Verkehr mit Irland, dem damaligen Lieblingssitz der Gelehrsamkeit, so wird man hinreichend vorbereitet seyn, die Thatsachen und Geisteserscheinungen zu würdigen, welche die folgenden Blätter vor uns aufrollen werden."

Ohne Zweifel ist diese glänzende Nationalliteratur der Waliser eine der merkwürdigsten Erscheinungen im Mittelalter und hat auch nicht geringen Einfluß auf die romanische und germanische Literatur geübt, wie der weite Kreis der Artusromane beweist. Die gründlichen Erörterungen des Verfassers über die wälischen Barden und ihre Dichtungen sind nun sehr schätzbar. Man blickt tief in das Leben des interessanten Volkes hinein, welches in noch barbarischen Zeiten so feine Sitte und Bildung zeigte. „Die Fremden, welche Morgens ankamen, wurden bis zum Abend hin durch Gespräche mit jungen Frauenzimmern und mit Harfenmusik unterhalten; denn in diesem Lande (Wales) hat ein jedes Haus beides aufzuweisen; und zweierlei ergibt sich hierbei als merkwürdig: daß kein Volk mehr als das irländische, und keines weniger als das cambrische an dem Fehler der Eifersucht leidet. In allen Familien und Stämmen wird die Fertigkeit im Harfenspiel über jede andre Kunst und Wissenschaft gestellt. Man behauptet, daß Wales den Contrapunkt vor Guido's vermuthlicher Entdeckung desselben kannte, da eins der 24 alten Spiele, in denen die Waliser sich auszeichneten, darin bestand, einen Gesang in vier Theilen mit Tonsetzung auszuführen." Hier eine Probe der elegischen Poesie der Waliser (S. 97):

Ich liebe die weißen glänzenden Mauern am lieblichen Ufer,
Wo die Schüchternheit liebt der Seemöve Flug zu belauschen;
Ergötzend würd' es mir seyn, obgleich meine Liebe wenig Erwiederung fand,
Bei meinem heiß ersehnten Besuch auf dem glatten weißen Roß
Meine Schwester zu schauen mit dem schalkhaften Lächeln,
Von Liebe zu sprechen, da es vergönnt mir ward,
Wieder die Ruh zu gewinnen meines Gemüthes
Und zu erneuen ihre geringgeschätzte Treue mit der Nymphe,
Die schön wie die Farbe der an's Ufer schäumenden Woge.
Von dem Lande, dem ihrigen, die da glänzt
Wie der kalte wirbelnde Schnee auf den Hügeln droben,
Kam zu uns ein Tadel,
Daß verächtlich behandelt ich sey in der Halle Ogyrvan's.
Muthwillig war nun zerrissen die Erwartung auf ihr Versprechen.
Sie hat mit fortgenommen meine Seele, und ich bin elend!
Bin ich nicht geworden gleich Garwy Hir,
Aus Liebe zu der Schönen, die mich ausschloß aus den Hallen Ogyrvan's?

Leider sind nicht alle wälschen Dichtungen so klar und einfach. Die Barden bildeten einen Orden mit einer sehr eigenthümlichen Bildersprache, zu der sie allein den Schlüssel hatten. Dadurch wird vieles, was ihnen selbst leicht verständlich war, der Nachwelt verdunkelt oder erscheint überkünstelt, wie es nirgends zu vermeiden ist, wo die Kunst überhaupt schul- und zunftmäßig betrieben wird. „Die Walliser hatten in ihrer Mitte bereits einen zahlreichen wohldisciplinirten Bardenorden, und eine Sprache, die bei allen Volksclassen in ihrer ganzen reichen Fülle in Gebrauch war, so daß in nothwendiger Folge davon ihre Literatur einen höheren Standpunkt einnahm und reicher und inhaltsvoller war, als die irgend einer andern zeitgenössischen Nation. In England und auf dem Continente besteht die Hauptliteratur aus Chroniken und Romanen, während in Wales die von Andern so gepriesene Sagenliteratur in keinem besonderen Rufe stand, sondern vor der allgemeinen Vorliebe für die mehr ausgearbeiteten künstlerischen Productionen der Barden zurücktrat. Aber außer Chroniken, Romanen, Gedichten verschiedenen Charakters und Mabinogion besaßen sie eine große Sammlung moralischer und historischer Triaden, und hatten die Gewohnheit, regelmäßig wiederkehrende Eisteddvod's abzuhalten, wo Barden und Musiker vor bewundernden Beurtheilern ihre Kunst entfalteten. Die wälschen Fürsten ließen es sich angelegen seyn, die Gesetze zu reformiren, die Volkssitten zu bilden, literarische Versammlungen zu beschützen, Schlösser zu bauen und ihre Heere auszubilden, und waren in keiner Weise, was Kenntnisse oder nützliche Künste betraf, hinter ihren Nachbarn zurück. Sie standen andern Fürsten in diesen Vorzügen nicht nur nicht nach, sie durften sogar einen höheren Rang davon beanspruchen."

Obgleich, wie die Artusromane beweisen, die wälsche Poesie an der Romantik des Mittelalters theilnahm, so geht doch Stephens viel zu weit, wenn er S. 64 sagt, die besten jetzt lebenden Kritiker geben zu, daß Europa seine romantische Literatur den Wallisern und Bretagnern verdanke. Das ist nicht wahr. Zettel und Eintrag der von der Romantik gewebten Teppiche sind Christenthum und germanische Treue, was die Wälschen an phantastischer Feeerei hinzugethan haben, ist nur mehr Zierrath und Nebenwerk.

In der wälschen Literatur ist immer viel gefälscht worden, schon lange vor Macphersons Ossian. Herr Stephens ist bemüht, überall das Echte auszuscheiden. Die Fälschungen betreffen größtentheils Umwandlungen heidnischer Anschauungen nach christlichen und Zurückdatirungen neuerer Machwerke, um sie mit einem berühmten Namen aus der Vorzeit zu schmücken. Im Allgemeinen kommt es weniger auf die Echtheit, als auf die Vortrefflichkeit des Inhalts an, so daß uns oft auch echte Lieder unerquicklich sind, durch Verkünstelung und Dunkelheit des Sinnes. Die mythologischen Dichtungen sind in dieser Beziehung besonders schwierig zu erklären. Sie fallen einerseits aus dem strengen hieratischen Style in den heitern Märchenton, kaum aber haben wir uns an der Anmuth ihrer Charakteristik und an der Originalität des phantastischen Nebenwerks ergötzt, so überschütten uns die Commentatoren wie mit eiskaltem Wasser und zerstören uns die ganze Illusion, indem sie uns erklären, hinter dem Märchen, welches wir unschuldigerweise für kurzweilig gehalten haben, stecke nur eine langweilige Allegorie.

Wir wollen das an einem Beispie. darlegen. Zum Glück nämlich hat San-Marte eine gute Anzahl wälischer Originalgedichte im Anhang des Werks in deutscher Uebersetzung mitgetheilt, so daß wir den Gegenstand, von dem es sich handelt, kennen lernen, während Stephens selbst nur über jene Gedichte spricht und die Bekanntschaft mit denselben bei jedem Leser schon voraussetzt.

Gleich das erste der hier mitgetheilten wälischen Märchen hat folgenden Inhalt: Pwyll, Fürst von Dyved, verfolgte auf der Jagd einen Hirsch, als fremde Hunde die seinigen überliefen und den Hirsch fällten. Pwyll ärgerte sich darüber, ließ sich aber versöhnen, da sich der Herr der fremden Hunde als König Arawn zu erkennen gab und ihn bat, ihm gegen den König Hawgan beizustehen. Das geschah, Pwyll nahm Arawns Gestalt an und erschlug den Hawgan.

Nach einiger Zeit wollte Pwyll auf einen bezauberten Hügel steigen, von dem niemand wieder herunterkam, ohne ein Wunder zu erleben. Als er hinauf kam, sah er eine große und schöne Dame, ganz in Gold gekleidet auf einem weißen Pferde daherkommen. Er wollte sich ihr nähern, aber je schneller er ritt, desto weiter war sie von ihm weg. Am zweiten Tage wiederholte sich diese Scene, bis Pwyll die Dame anflehte, sie möchte doch warten. Warum hast du das nicht früher gesagt, antwortete die Dame freundlich und wartete auf ihn. Dann sagte sie ihm, sie sey Rhiannon und solle den ihr verhaßten Gwawl heirathen, wolle aber lieber ihn haben. Pwyll versprach ihr, sie von dem lästigen Freier zu befreien, ging als Bettler verkleidet zu Gwawls Gastmahl und nahm einen kleinen Beutel mit, den er hinhielt, um etwas zu essen zu bekommen. Aber Gwawls ganzer Vorrath reichte nicht hin, den Beutel zu füllen. Wirst du nicht endlich ge-

nung haben? schrie ihm Gwawl zu. Pwyll aber erwiderte: nicht eher, bis ein reicher Herr mit beiden Füßen in den Beutel tritt und sagt: jetzt ist es genug! Gwawl trat hinein und augenblicklich schnürte Pwyll den Sack über ihn zu und blies in sein Horn, worauf seine in einem Hinterhalt verborgenen Krieger herbeieilten. Gwawl mußte nun der Braut entsagen und Pwyll heirathete sie.

Als Rhiannon einen Knaben gebar, verschwand derselbe bei Nacht, und weil die Dienstfrauen, welche hätten wachen sollen, aber geschlafen hatten, sich vor der Strafe fürchteten, verunreinigten sie Mund und Hände der noch schlummernden Fürstin mit Blut und behaupteten, sie habe ihr Kind gefressen. Pwyll glaubte es und verurtheilte sie, am Fuße des Berges, auf dem sein Schloß stand, hinzusitzen, jedermann ihre Missethat zu erzählen, und jeden, der es wollte, auf ihrem Rücken zum Schloße hinaufzutragen. Ein Jahr zuvor und zwar in der ersten Mainacht wurde einem gewissen Teyrnion sein neugeborenes Füllen geraubt. Die Stute brachte jetzt ein zweites Füllen in der gleichen Nacht zur Welt, Teyrnion paßte diesmal auf und als eine Klaue durchs Fenster hineingriff, schlug er dieselbe mit dem Schwerte ab. Gleich darauf hörte er vor der Thür ein Jammern, stürzte hinaus und fand — einen schönen neugeborenen Knaben, den Sohn der Rhiannon, den er aufzog, bis er ein edler Held wurde und unter dem Namen Pryderi die Eltern wiederfand, die Mutter rechtfertigte und des Vaters Reich erbte.

Das ist nun ein ganz hübsches Märchen von der zahlreichen Gattung derer, in welcher eine Mutter unschuldig leiden muß. Da wird uns aber gesagt, es sey nur eine schale Allegorie. „Pwylls Jagd ist nur eine Mysterienfeier. Seine Hunde sind die Priester; der Hirsch bedeutet die Novizen, welche zur druidischen Lehre bekehrt werden sollen. Pwyll heftet seine Augen mit Bewunderung auf die fremden Hunde, die zumal von glänzend weißer Farbe mit rothen Ohren waren (die Druiden in weißen Gewändern mit rothen Tiaren). Daß er sie vertreibt, verweist ihm der Fürst der Tiefe, Arawn, der Mann von silberner Zunge (?), jener mächtige Fürst, der auch Pendaran, Herr des Donners, genannt wird. Zur Versöhnung geht Pwyll auf den Kampf mit Havgan (Sonnenglanz) ein, der die Besitzungen des Fürsten der Tiefe angreift; sie wechseln die Gestalt und Pwyll zieht nach Annwn auf ein Jahr, d. h. er wurde eingeweiht in die Mysterien des Hu. Er ward dort in das königliche Bett (die Zelle der Initiation) gebettet, wo er Gerechtigkeit, wunderbare Ausdauer der Enthaltsamkeit und alle Tugenden eines Königs übte, d. h. alle Proben bestand, denen ein Aspirant sich zu unterwerfen hatte. Nach einem Jahre zurückkehrend tödtet er den feindlichen Sonnenglanz und schließt mit Arawn so erprobt enge Freundschaft (die Feier wegen Errettung aus der Fluth). Das darauf folgende Fest ist ein feierliches Opfer für sich selbst und seine Rückkehr. Auf dem Gipfel des Gerichtssitzes, des Sitzes der Regierung erblickt er Rhiannon, die Iris, die Göttin des Regenbogens, die gleich diesem je ferner entrückt wird und verschwindet, je näher man ihr zu kommen sucht." Den übrigen Theil der Allegorie zu erklären, verzweifelt der Verfasser selbst. Wir aber halten diese ganze allegorische Erklärungsweise für falsch und für gänzlich überflüssig.

Noch ehe die Sachsen und Normannen kamen, gab es Kriege zwischen Wales und Irland. Die interessanteste Erinnerung davon enthält das Märchen von Brans Haupt. Der walische König Bran saß am Meeresufer, als fremde Schiffe herankamen. Es war Matholwch, König von Irland, der um Brans Schwester Branwen warb und sie auch erhielt. Weil aber ihr Bruder Evnissyen zu spät dazu kam, ärgerte es ihn, daß er nicht um seine Einwilligung gefragt worden war, und aus Bosheit schnitt er allen Rossen des irischen Königs Lippen, Ohren und Schwänze ab. Bran aber ward zu jeder Sühne dieses Frevels erbötig und versöhnte seinen irischen Schwager durch die kostbarsten Geschenke, endlich durch einen Zauberkessel, in welchem jeder erschlagene Held wieder lebendig wurde. Die Iren aber ließen sich nicht versöhnen, erhuben Aufruhr gegen ihren König, als derselbe mit der englischen Gemahlin ankam, erniedrigten die letztere zur Küchenmagd und ließen ihr täglich eine Ohrfeige geben. Sie aber zog heimlich einen klugen Staar auf, lehrte ihn reden und gab ihm einen Brief an ihren Bruder nach England mit, um diesem ihr Unglück zu melden. Bran fuhr nun nach Irland hinüber und der schwache Matholwch suchte Frieden von ihm, aber die Iren sannen auf Verrath. Bran wohnte nie in einem Hause, sondern immer nur unter Zelten. Jetzt aber bauten die Iren ein ungeheuer großes Haus. Darin sollten beide Völker, die Iren und Walen, sich versammeln und Matholwch sollte dem Bran sein ganzes Reich übergeben. Aber nur zum Schein, denn an den tausend Pfeilern des Hauses hingen Säcke und in jedem steckte ein bewaffneter Ire, die hervorbrechen sollten, um Bran zu ermorden. Die List aber wurde vereitelt durch Evnissyen, der wissen wollte, was in den Säcken wäre, und als man ihm sagte, es sey Mehl darin, auf alle losschlug und sämmtliche Krieger tödtete. Damit aber noch nicht zufrieden, schleuderte er

auch noch Branwens Söhnchen, den irischen Prinzen, in's Feuer. Branwen jammerte und wollte sich dem Kinde nachstürzen, Bran aber erhob sie auf seinen Schild und trug sie davon. Evnissyeu blieb zurück. Die Iren warfen die todten Krieger in den Zauberkessel und sie wurden alle wieder lebendig, wenn auch stumm. Da fing sich Evnissyen zu fürchten an und verbarg sich unter den übrigen Leichen, mit denen er in den Kessel geworfen wurde. Hier aber, wo die Todten lebendig wurden, mußte der Lebendige sterben.

Bran und Branwen wurden von den irischen Kriegern verfolgt und alle ihre Leute getödtet bis auf sieben. Bran selbst, von einem vergifteten Pfeil im Fuße verwundet, befahl seinen letzten Getreuen, ihm das Haupt abzuschlagen und auf dem weißen Berge in London zu begraben, das Gesicht Frankreich zugekehrt. Sie gelangten an die Küste von Wales, wo Branwen, indem sie nach Irland zurückblickte, das Herz brach, weil um ihretwillen die Ihrigen alle umkamen und die zwei großen Inseln verwüstet wurden. Die noch übrigen Flüchtlinge nahmen Brans Haupt mit sich und hörten, Caswallawn habe sich in London zum Herrn aufgeworfen, der sey unsichtbar, so daß man nur das Schwert sehe, mit dem er die Männer erschlage. Als sie noch weiter gingen, kamen sie nach Gwales, wo sie in einer Halle gut bewirthet wurden, alles, was sie bisher erlebt hatten, vergaßen und hier achtig Jahre lang verweilten, ohne zu altern, bis sie einmal eine geheime Thür öffneten, eine weite Aussicht über das Land vor sich sahen und sich nun plötzlich wieder an alles erinnerten, was sie in Irland erlebt hatten. Nun eilten sie nach London und begruben endlich Brans Haupt auf dem weißen Berge. So lange es dort ruht, bleibt England frei von feindlichen Angriffen, aber man hat es schon dreimal ausgegraben und dann kam jedesmal England in Noth durch fremde Eroberer.

Geschichte.

Erinnerung an den Einzug der Deutschen in Mainz am 4. Mai 1814. Von Prof. Klein. Mainz, Seifert'sche Buchdruckerei, 1864.

Solche Erinnerungsblätter sind sehr zeitgemäß. Es ist bekannt, wie schändlich Mainz durch Georg Forster und Consorten den Franzosen verrathen wurde und die Sache wurde vor kurzem lebhaft aufgefrischt, da es immer noch Ehrvergessene in Deutschland gab, die jenen Forster entschuldigten, ja vergötterten. Hier ist nun die Befreiung desselben Mainz geschildert. Aus den Berichten und Acten der Zeitgenossen wird mitgetheilt, wie die französische Besatzung noch zuletzt in Mainz gehaust hat. Der Commandant Morand preßte den Einwohnern Geld über Geld ab, befahl sogar, die Verlassenschaften der Verstorbenen in die Kasse des Generaleinnehmers einzulegen und requirirte ungeheure Vorräthe, für die er nichts zahlte, die er aber unter der Hand wieder verkaufte, nur um sich Geld zu machen. Er hatte 2600 Ochsen in der Umgegend requiriren lassen, ließ sie aber im Dom einsperren und so wenig pflegen, daß die meisten krepirten. Die untergeordneten Beamten Morands dachten nur an ihren Vortheil, wie er selbst. Daher die elende Verpflegung auch der Menschen in den Lazarethen. Das Dienstpersonal war stets besoffen und versäumte die Kranken über dem Verkauf von Vorräthen aller Art, wobei es den Staat betrog. Darum starben auch in den Spitälern vom November 1813 bis Ende 1814 in Mainz 17,000, nach anderen 30,000 Soldaten und 2445 Bürger. Die Verwaltungsbeamten verschlangen alles allein. Offiziere und Soldaten blieben ohne Sold, was beim Ausmarsch noch zu einer heftigen Scene führte, denn die Offiziere wollten ohne den rückständigen Sold die Festung nicht verlassen. Endlich zogen die deutschen Truppen ein unter dem lauten Jubel des so lange mißhandelten Volks.

In der Mainzer Zeitung vom 4. Mai 1814 las man: „Gebrochen ist das schmähliche Joch, unter dem das mißhandelte Europa seufzte. Deutschland ist frei, und wir sind wieder Deutsche. Ja, wir dürfen nun scheinen, was die Bessern von uns nie zu seyn aufgehört haben. Eine Waise sind wir, die mit Entzücken den lange verloren geglaubten Vater und die lieben Geschwister wiederfindet. Mit dem bleiernen Scepter des Despotismus, unter dessen schweren Schlägen Europa ächzete, ist die Scheidewand gebrochen, die Deutsche von Deutschen trennte. Wir werden uns nicht mehr schämen, unsere Sprache zu sprechen, die, wie unsere Sitten und Lebensweise, ein Gegenstand des frechen Spottes fremder, übermüthiger Gewaltthätigkeit war. Glückliche Tage werden dem Tage der Befreiung folgen und eine heitere Zukunft die düstere Vergangenheit voll Schmach und Elend ablösen. Der Handel wird aufblühen an den gesegneten Ufern des Rheins; der Ackerbau und der Gewerbfleiß, von den Ketten, die sie niederdrückten, befreit, werden fröhlich gedeihen, unsere Kinder nicht mehr dem unersättlichen Ehrgeize in verbrecherischen Kriegen muthwillig geschlachtet werden."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^1/_2$ Thaler.

Sonnabend, N° 67. 20. August 1864.

Länder- und Völkerkunde.

Die Vereinigten Staaten Nordamerikas zu Anfang des gegenwärtigen Krieges von Georg Fisch. Aus dem Französischen übersetzt von Emil Riecke. Reutlingen, G. L. Bohm, 1864.

Der französische Verfasser schwärmt für die Union und für den christlich humanen Gedanken der Sclavenbefreiung, allein er ist etwas zu sehr geneigt, die großen Gebrechen in Nordamerika zu entschuldigen. Ohne sie gänzlich zu mißkennen, meint er doch, es seyen nur vorübergehende Uebel, welche mit der Zeit von selber schwinden würden. Wir können diese rosenfarbene Ansicht nicht theilen. Sowohl das Uebel, als die Gefahr für die Vereinigten Staaten scheint uns viel größer zu seyn.

Die Ursachen des gegenwärtigen Bürgerkrieges sind hier gut entwickelt. „Das Sclaventhum ging den Weg der menschlichen Natur und Civilisation zurück. Obgleich es Wunder von Kühnheit und Willenskraft that, sah es doch das numerische Uebergewicht, welches das Ziel aller seiner Anstrengungen war, unaufhaltsam vor ihm zurückweichen. Es hatte gut neue Territorien erobern, aber es ward immer vom Norden überholt. Es hatte den mexikanischen Krieg herbeigeführt, um ungeheure Länderstrecken zu erobern, die es der Sclaverei dienstbar machen könnte; aber Californien und Oregon hatten sich frei erklärt. Man versuchte eine äußerste Anstrengung. Ein neuer Staat, Kansas, bildete sich nördlich vom 36sten Parallelkreis, der nach dem Compromiß von 1820 die Grenzlinie der ‚Partikularinstitution' seyn sollte. Man hob den Compromiß auf und bestimmte, daß Kansas zu wählen habe zwischen der Knechtschaft und der Freiheit. Um nun die Bevölkerung zu zwingen, für eine sclavenfreundliche Verfassung zu stimmen, beging man schreckliche Grausamkeiten, welche der Senator Lane aus Kansas letztes Jahr noch bei versammeltem Congreß in Erinnerung brachte. Was that damals das energische und edle Neu-England? Es begriff, daß hierin der entscheidende Augenblick liege. In der That, da jeder Staat im Senat durch zwei Deputirte vertreten ist, so war es höchst wichtig für die Freunde der Sclaverei, hier die Majorität zu erhalten. Der kleine Sclavenstaat Delaware mit seinen 112,000 Einwohnern galt in der hohen Versammlung eben so viel als New-York mit seinen vier Millionen Seelen, und da die demokratische Partei noch die Oberhand hatte in Indiana, Californien und Oregon, so neutralisirte er mit seiner Senatsstimme die ungeheure numerische Uebermacht der nördlichen Völkerschaften. Aber Alles mußte sich ändern, wenn Kansas die Sclaverei abwies. Die Majorität war damit aus ihrer bisherigen Stelle vertrieben, und zum ersten Male neigte sich das Zünglein der politischen Wage auf die Seite der Freiheit. Die Abkömmlinge der Pilger fühlten wohl, daß ein solches Resultat die schwersten Opfer werth sey. Sie schickten ihre Söhne und Töchter zu Zehntausenden in dieses ferne Land, das einem schändlichen Druck unterworfen war und wo der Bürgerkrieg wüthete. Man gründete Gesellschaften, man gab ungeheure Summen her, um die Auswanderung zu begünstigen. Der große Sieg ward errungen. Kansas wies mit einer bedeutenden Majorität die Sclaverei zurück." Nun erhob sich im Norden der Abolitionismus mit neuer Macht und setzte die Wahl Lincolns durch. Seit 30 Jahren hatte die demokratische oder südliche Sclavenhalterpartei den Präsidentenstuhl, die Ministerien, die Armee und Marine und alle Civilämter bis zum Postillon hinab inne gehabt. Jetzt auf einmal sollte sie diese ungeheuere Macht verlieren und drohte im Congreß eine Mehrheit für Abschaffung der Sclaverei.

Die Südstaaten leben von der Sclaverei. Vier

Millionen Neger arbeiten hier für die weißen Herren. Durch diese Arbeit allein werden die ungeheuern Massen Colonialwaaren, insbesondere Baumwolle, beschafft, wodurch die Südstaaten sich unermeßlich bereichert haben. In den Negern selbst, als den unentbehrlichen Arbeitskräften, steckt ein Capitalwerth von 20 Milliarden Franken. Sobald die Sclaverei abgeschafft ist, geht nicht nur dieses Capital für die Weißen, sondern auch die Arbeit mit ihrem ganzen Ertrage verloren, denn der frei gewordene Neger wird sogleich faul und versteht unter der Freiheit überhaupt nur Befreiung von der Arbeit. Man kann sich also denken, daß die Südstaaten diesmal für nichts Geringeres, als für ihre ganze Existenz kämpfen.

Dazu kommt noch, daß sie als Partei von der Regierung verdrängt sind. „Die amerikanischen Parteien sind oft nur eine Unternehmung auf Gewinn im Großen, eine Speculation im größten Maßstabe. Es handelt sich darum, einen gewaltigen Raubzug zu machen, wobei man sich schon im Voraus in die Beute theilt. Seit dem Präsidenten Jakson hat man die unselige Gewohnheit befolgt, jedesmal, wenn eine neue Partei die Zügel des Staates ergreift, das ganze Beamtenpersonal vollständig zu erneuen. Nicht blos die Minister, die Gesandten, die Bezirksvorstände oder Bureauchefs werden vom Sieger verabschiedet; es gibt keinen Briefboten im kleinsten Dörfchen des Westens, keinen letzten Ueberzähligen in den Ministerien Washington's, den der Triumph einer entgegengesetzten Wendung nicht mit Absetzung bedrohte." Deswegen erlebte man im Jahr 1860 das seltsame Schauspiel, daß vier Bewerber um den Präsidentenstuhl auftraten, welche die Sclavenfrage wenigstens zum großen Theile nur benutzten, um überhaupt zur Gewalt, zur Verwaltung der Staatsgelder und Aemter zu gelangen. Die südstaatlichen Demokraten befanden sich unter Buchanans Präsidentschaft noch im Besitz, als Lincoln von der Gegenpartei gewählt wurde und wollten, trotz der ihnen ungünstigen neuen Präsidentenwahl den Besitz nicht fahren lassen. Fest entschlossen, in der Sclavenfrage nicht nachzugeben, waren sie so klug sich nicht majorisiren zu lassen, sondern einfach aus der Union auszutreten und sich derselben feindlich gegenüber zu stellen. Ehe Lincoln die Verwaltung übernehmen konnte, schafften sie die Staatskassen, die Artillerie, die Waffen, die Schiffe der Union nach dem Süden und ließen Lincoln nichts davon übrig. Indem sie aber eine neue Conföderation gründeten, placirten sie auch wieder einen großen Theil der bisherigen Beamten in den Aemtern dieser neuen Conföderation und ließen keinen aus dem Norden zu.

Außer dem großen materiellen Interesse, welches die Weißen in den Südstaaten zwingt, die Nordstaaten zu bekämpfen, haben sie noch andere Gründe, sich der Ansicht des Nordens zu widersetzen. Ein Theil dieser Gründe sind religiöse. Sie halten sich an die h. Schrift, nach welcher die Neger als die Nachkommen Chams zur Dienstbarkeit prädestinirt sind. Sie werfen den Nordstaatlichen Freigeisterei und unbiblische Denkweise vor. Sie halten deßfalls die zur Schau getragene Frömmigkeit des Nordens nur für Heuchelei. Sie werfen den Yankees des Nordens mit Recht vor: Wie mögt ihr uns vorwerfen, daß wir die schwarzen Menschen als Sclaven halten, da ihr selbst sie als eine tiefer stehende Race verachtet und keinen Schwarzen je an euerm Tische sitzen laßt. Auch sind die Schilderungen in Onkel Toms Hütte sehr übertrieben. Die meisten Neger im Süden werden gut gehalten, sind fröhlich und ihren Herren ergeben. Es ist gewiß, sagt selbst Fisch Seite 113, „daß die Sclaverei einen eigenthümlichen Zauber ausübt; die Bewohner des Nordens und die Europäer, welche sich im Süden niederlassen, werden bald die eifrigsten Bewunderer dieses socialen Zustandes. Es ist etwas wie ein Widerschein des patriarchalischen Zeitalters. Man findet hier einzelne Züge jener Erzählungen der Genesis, welche durch ihre naive Einfachheit uns so oft ergriffen haben. Der Sclavenpfarrer stellt sich vor, er sey ein Abraham mitten unter seinen Knechten, und einer seiner Lieblingssclaven erscheint ihm unter den Zügen des Elieser, dem der Patriarch die Verwaltung seines Hauswesens anvertraute."

Ein weiterer Grund für die Südstaaten, sich den Nordstaaten zu widersetzen, liegt im Racenstolze. Die ersten Ansiedler im Süden waren englische Cavaliere, verfolgt durch die Puritaner im Mutterlande. Boden und Klima bedingten hier im Süden das Plantagensystem, größere Gütercomplexe und Sclavenarbeit. Dasselbe war im französischen Louisiana der Fall, welches mit den englischen Südstaaten zusammenstoß. Hier ist Ritterlichkeit zu Hause. Der Verfasser schmäht diese Ritterlichkeit mit Unrecht, indem er in ihr nur etwas Aeußerliches sehen will. „Unter solchen Einflüssen ist der Süden zum Ideal einer ganz äußerlichen Civilisation geworden, wo die körperliche Behendigkeit, die Muskelkraft, die Gewandtheit des Schützen, die Auszeichnung in Gesichtszügen und Manieren an die Stelle der bescheidenen und soliden Tugenden treten, welche auf dem Grund der menschlichen Seele wurzeln und die einzig wahren Stützen eines Volkes sind. Arbeit ist für ihn gleichbedeutend mit Herabwürdigung." Das ist unbillig und unwahr. Die Südstaaten haben sich

der schwersten und sauersten Arbeit von der Welt unterzogen, indem sie nun schon drei Jahre lang gegen die Uebermacht der Nordstaaten kämpfen. Es sind keine Modegecken, sondern sie haben sich als wahre Ritter auf den Schlachtfeldern bewährt.

So viel über den Krieg und seine Ursachen. Außerdem bespricht der Verfasser die Union, ihre gegenwärtige Lage und Zukunft. Daß sie über den Süden siegen und als Union zusammenhalten werde, scheint ihm außer Zweifel zu liegen. Er besorgt keine Auflösung, keine Anarchie, sondern erwartet nur großartigen Fortschritt. „Eine wahrhaft prophetische Berechnung, im Jahre 1815 durch Elkana Wilson veröffentlicht, kündigt an, daß die Bevölkerung der Vereinigten Staaten in runden Zahlen betragen werde

ungefähr	9	Millionen	im Jahr	1820
„	12	„	„ „	1830
„	17	„	„ „	1840
„	23	„	„ „	1850
„	31	„	„ „	1860
„	42	„	„ „	1870
„	56	„	„ „	1880
„	77	„	„ „	1890
„	100	„	„ „	1900
„	283	„	„ „	2000.“

Das hat sich nun bis 1860 bewährt. Diese Menschenmenge aber soll, nach des Verfassers Meinung, beisammenbleiben und ihre Union nie auflösen, trotz des gegenwärtigen Kampfes zwischen Süden und Norden, trotz der confessionellen, trotz der Racenunterschiede und trotz der Corruption, was uns nicht sehr wahrscheinlich bedünkt.

Die Corruption ist notorisch und herrscht nicht blos in der Verwaltung, im Geldschwindel, in der Ohnmacht und Bestechlichkeit der Gerichte, im ungestraften Rowdiewesen und in der Lynchjustiz, im Humbug aller Art, sondern auch in der Erziehung, was sehr wenig von der Zukunft hoffen läßt. Herr Fisch selbst sagt: „Der amerikanische Zweig der Angelsachsen, der sich in eigenthümlicher Weise ausbildete, hat das Gepräge starker und gewaltiger Individualität, das der ganzen Race angehört, noch mehr entwickelt. Er hat alle unnatürlichen Unterschiede, alle unnützen Fesseln, welche den Schwung der Willensfreiheit hemmen, von sich gewiesen. Er will, daß jeder Bürger Gelegenheit habe, die volle Kraft, womit er von der Natur begabt ist, in Thätigkeit zu setzen. Auf der unmittelbaren Willensthätigkeit der Einzelnen beruht die Sicherheit und Wohlfahrt des Staats. Alles geschieht durch Wahl. Die Bürger wählen selbst ihre Obrigkeiten, ihre Richter; die Soldaten ernennen ihre Offiziere. Jeder Amerikaner fühlt sich persönlich verantwortlich für Alles, was in der Republik geschieht, von welcher er eine der activen Kräfte ist. Es thut also Noth, daß man schon früh sich selbst leiten lerne. Das Ideal der Erziehung in Amerika ist dem unsrigen durchaus entgegengesetzt. Wir suchen mit aller Macht den Willen zu brechen, selbst auf die Gefahr hin, ihn zu vernichten. In den Vereinigten Staaten sucht man ihn im Gegentheil energisch zu machen, und sollte selbst die Auctorität dadurch zu Grunde gehen. Die Eltern betrachten sich als einfache Verwalter. Sie haben von Gott die Aufgabe überkommen, zu wachen über unsterbliche Wesen, welche Gott nach seinem Belieben gebildet und ausgestattet hat. Die Mischung von verschiedenen Eigenschaften, welche die Individualität ausmachen, ist ein Werk des Schöpfers, vor welchem sie mit Ehrfurcht sich beugen. Sie befehlen nur so viel, als das Kind braucht, um sich selbst befehlen zu lernen. In dem Maße, als es groß wird, treten sie mit einer bewunderungswürdigen Selbstverleugnung vor ihm in den Hintergrund. Diese jungen Leute führen dann das große Wort und repräsentiren die Ehre des Hauses. Auf ihre Ansicht hört man zuerst. Man könnte sagen, daß bei diesem Volke Alles nach der Zukunft gerichtet ist; der Jugend läßt man den Vortritt vor den andern Altersclassen. Sobald die Eltern fühlen, daß sie altern, ergeben sie sich, was ihr inneres Familienleben betrifft, darein, ganz und gar im Leben ihrer Kinder zu leben. Ihre schwache Stimme macht keinen Versuch, gegen den vereinten Lärmen anzukämpfen, der rings um sie ertönt.“

Das größte Beförderungsmittel der Corruption ist die Presse. Nirgends in der Welt ist sie schlechter, als in den Vereinigten Staaten. Sie verdirbt die öffentliche Meinung gründlich. „Da wird mit leichter Mühe der nächste Beste ein Held, dem weder das Alterthum, noch die Neuzeit etwas an die Seite zu stellen haben; einige Wochen darauf behandelt man ihn vielleicht als Unmenschen oder Idioten. An dieser Unbeständigkeit trägt große Schuld der amerikanische Journalismus. Seine Aufgabe wäre eine sehr schöne, wenn er sie richtig aufzufassen verstände; denn es gibt keine Nation auf der ganzen Erde, welche so viele Journale liest. In New-York erscheinen mehr als 200, in Pennsylvanien mehr als 400; jedes Dorf hat sein Tagblatt; der 10jährige Knabe verschlingt schon politische Artikel und reiht sich mit Würde ein in eine der verschiedenen politischen Parteien.“

In Bezug auf die Kirche glaubt der französische Verfasser als Reformirter die Voraussetzungen der

evangelical alliance auf die Vereinigten Staaten anwenden zu dürfen. Er glaubt nämlich frischweg, „daß neben irrigen und mangelhaften Systemen in den Vereinigten Staaten Eine große evangelische Kirche besteht, deren verschiedene Abtheilungen gleichsam die starken Wurzeln bilden, welche in ihrer Verzweigung den Boden von allen Seiten durchdringen und alle Säfte aus demselben anziehen. Jede dieser großen Denominationen repräsentirt allerdings ein untergeordnetes, aber doch für die Harmonie des Ganzen wichtiges Princip. Jede derselben wendet sich an specielle Bedürfnisse oder an eine besondere Classe von Geistern. Jede derselben arbeitet an einem Werk, das keine andere an ihrer Statt betreiben könnte. Diese großen Kirchen erkennen sich an als Glieder Eines Leibes und ehren sich auch gegenseitig. Die Einheit des Protestantismus ist nirgends so evident, als in diesem Land, wo gewisse Leute sich einbilden, nur ein Labyrinth von entgegengesetzten Sekten zu erblicken." Das ist nur insoweit wahr, als es den gemeinschaftlichen Haß der Sekten gegen die katholische Kirche gilt. Unter sich bilden die Sekten wieder unvereinbare Gegensätze und ihre Trennungsgelüste liegen vor Augen. Man denke nur an die Geschichte der Mormonen. Es ist etwas Großartiges um die nordamerikanische Mission. Wir lesen hier: „Man kann nicht ohne Bewunderung und Staunen das biblehouse in New-York ansehen, dieses ungeheure Gebäude von nahezu 500 Kreuzstöcken, das sich palastartig erhebt zum Ruhme des Buches Gottes. Nach dem Princip der amerikanischen Bibelverbreitungsgesellschaften bringt man dort das Papier in Blättern herbei, übergibt es sodann einer ungeheuern Dampfmaschine, welche die verschiedensten Aufgaben löst, und, nachdem sie die Bibeln gedruckt, geheftet und gebunden hat, sie auch noch verpacken hilft zur Versendung in die ganze Welt." Aber man kann sich nicht enthalten, diese Dampffabrikation für etwas Unheiliges anzusehen. Die Apostel haben das Wort Gottes auch ohne Dampf verbreitet.

Kirchensachen.

Die geistlichen Genossenschaften in den westlichen Provinzen des Preußischen Staats und ihre Gegner. Paderborn, Schöningh, 1864.

Die katholischen Rheinlande gehörten den Kirchen von Mainz, Köln und Trier. Erst als die Franzosen sie in der Revolutionszeit eroberten, wurden die Kirchen dort geplündert, die Klöster aufgehoben. So blieb es unter Napoleon. So übernahm Preußen die Rheinlande. Seit 1848 sind die religiösen Genossenschaften wieder erlaubt. „Die Verfassungsurkunde für den preußischen Staat brachte hinsichtlich des Associationsrechts folgende Bestimmungen: Art 30. ‚Alle Preußen haben das Recht, sich zu solchen Zwecken, welche den Strafgesetzen nicht zuwiderlaufen, in Gesellschaften zu vereinigen.' Art. 13. ‚Die geistlichen Gesellschaften, welche keine Corporationsrechte haben, können diese Rechte nur durch besondere Gesetze erlangen.' Diese Bestimmungen des preußischen Staats sind klar und keiner mehrfachen Deutung empfänglich. Aus ihnen folgt mit Nothwendigkeit, daß es einer Staatsgenehmigung zur Gründung einer geistlichen Genossenschaft fernerhin nicht bedarf. Eine fernere Bestimmung der Verfassungsurkunde geht dahin: Art. 15. ‚Die römisch-katholische Kirche ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig.'"

Gleichwohl hat sich hier, wie überall, Widerspruch erhoben gegen die Gründung neuer Klöster. Nicht blos die Literaturjuden, die vom tiefsten ingrimmigsten Haß gegen die christliche Kirche erfüllt sind, sondern auch die Fanatiker der Staatsgewalt, Stockbureaukraten so gut wie Demokraten, eifern gegen die Klöster und denken nicht daran, das Recht ihrer katholischen Mitbürger, welche doch die Mehrheit in Deutschland bilden, zu achten; thun, als wenn es gar keine Katholiken mehr gäbe oder geben sollte, und maßen sich an, den Katholiken vorzuschreiben, was kirchliches Bedürfniß für sie seyn soll oder nicht, was für innere Einrichtungen ihrer kirchlichen Gemeinschaft sie treffen sollen oder nicht. Sogar die barmherzigen Schwestern, die der Sultan selbst „Tauben des Friedens" nannte und hoch ehrte, werden in Deutschland, was sich das humanste Land der Erde zu seyn rühmt, grade von den s. g. Gebildeten mit Haß verfolgt. Man duldet das gefährlichste Gift der Gesellschaft, Spielhöllen, die schlechteste Literatur, den verderblichsten Börsenschwindel, unsittliche Etablissements aller Art, unsinnigen Luxus und Corruption aller Stände und Lebensalter, nur die Frommen, die sich Gottes Minne und dem Dienst der Armen und Kranken weihen, nur sie will der europabethörende Popanz, der sich bald Zeitgeist, bald Fortschritt, bald überhaupt Bildung nennt, nicht existiren lassen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 68. 24. August 1864.

Geschichte.

Annalen des Königreichs Italien. 1861 bis 1863. Von W. Rüstow, Oberst-Brigadier ꝛc. Zweites, drittes, viertes Buch. Zürich, Meyer und Zeller. Leipzig, H. F. Köhler, 1864.

Ueber den ersten Band vgl. unsere diesjährigen Blätter Nr. 27. Herr Rüstow hat sich mit diesem Werke ein bleibendes Denkmal gesetzt. Obgleich er dem König Victor Emanuel diente und sich bei jeder Gelegenheit als einen Feind des Papstes bezeugt, urtheilt er doch über die Schwäche der italienischen Regierung, über die Parteien und die Corruption höchst unbefangen.

Der erste Band (jedes Buch umfaßt einen Band), enthielt die Geschichte des Ministeriums Cavour. Der zweite enthält die des Ministeriums Ricasoli. Dieser begüterte Baron Ricasoli war ein stolzer Aristokrat und hatte sich früher schon im Dienst Victor Emanuels durch seinen Eifer gegen die Mazzinisten bemerklich gemacht. Man hielt seinen Stolz für Festigkeit und er schien der geeignetste Mann zu seyn, um die Revolutionspartei im Zügel zu halten, nachdem der Frieden von Villafranca ihre Hoffnung, Rom und Venedig mit dem neuen Königreich Italien zu vereinigen, vereitelt hatte. Wie hätte er aber Festigkeit und wahre Stärke besitzen sollen, da sein König nun doch einmal nichts anderes war, als der Vasall Frankreichs. Schon die bloße Meinung, Ricasoli werde einige Energie zeigen, veranlaßte Napoleon III., am 15. Juni 1861 eine Note durch Thouvenel nach Turin zu befördern, worin Ricasoli so tief als immer möglich gedemüthigt wurde. Frankreich verwahrte sich darin, als übernehme es eine Bürgschaft des neuen Königreichs Italien, oder billige nachträglich die Mittel, durch die es sich im Süden vergrößert habe. Wenn es das neue Königreich anerkenne, so geschehe das nicht in Anerkennung jener Mittel, und noch viel weniger werde es die weitere Anwendung solcher Mittel (um etwa noch Venedig und Rom zu erwerben) gut heißen, wenn dadurch der allgemeine Friede gefährdet würde. Vor allem solle der Hof von Turin das Verhältniß respectiren, in welchem sich Frankreich zum h. Stuhle befinde.

Wie half sich nun der arme Ricasoli, nachdem er sich wie ein Schulknabe die Lection hatte geben lassen? Er trat vor das italienische Parlament mit einer bombastischen Rede, die seine Schwäche und Feigheit hinter einer ungeheuern Prahlerei verbarg, am 1. Juli 1861. Er drohte nämlich der Revolutionspartei, den Anhängern Mazzinis und Garibaldis, und hatte die Stirn, dem italienischen Volke zu sagen, er und Napoleon III. Hand in Hand würden nicht nur Italien, sondern die ganze Menschheit befreien und auf eine höhere Stufe erheben. Seine Worte waren: „Wir wollen nicht nach Rom gehen mit aufrührerischen, unzeitigen, tollkühnen, thörichten Bewegungen, welche alles Gewonnene auf's Spiel setzen und die gethane Arbeit der Nation compromittiren können. Wir wollen im Einverständniß mit Frankreich nach Rom gehen, wie Sie es in der denkwürdigen Sitzung vom 27. März erklärt haben. Wir wollen nach Rom gehen, nicht indem wir zerstören, sondern indem wir aufbauen, indem wir der Kirche den Weg öffnen, sich selbst zu reformiren; indem wir ihr die Freiheit und Unabhängigkeit geben, welche ihr Mittel und Antrieb seyn werden, sich zu verjüngen in der Reinheit des religiösen Gefühles, in der Einfachheit der Sitten, in der Strenge der Zucht, welche mit soviel Ehre und Glanz die ersten Zeiten des Papstthums ehrwürdig und ruhmvoll machten, sich zu verjüngen mit dem freien und offenen Aufgeben jener Macht, welche der durchaus geistigen Idee seiner Ein-

richtung ganz und gar entgegen ist. Die Regierung hält den Weg nicht für leicht, aber sie schöpft das Vertrauen und den Muth, ihn zu betreten, aus der Größe des Werkes selbst und der Kraft des öffentlichen Bewußtseyns. Die italienische Revolution ist eine große Revolution, weil sie wahrhaft eine neue Aera begründet; sie hat die Aufgabe, die Fundamente nicht blos der Zukunft Italiens, sondern der ganzen Menschheit zu legen." Ein Abgeordneter bemerkte einfach, das angebliche Einverständniß mit Frankreich sey eben nicht zu erlangen.

In der Noth half sich dieser erbärmliche Ricasoli in der nämlichen Weise, wie sich leider so häufig auch deutsche Minister geholfen haben, wenn sie der Opposition ihre Schwäche verbergen, die Wuth derselben auf einen anderen Gegenstand ableiten wollten. Eine feige Memme vor Napoleon III., wuchs er zu einem Riesen Goliath empor vor dem Papste. Gegen die Kirche, die zunächst keine Waffen hatte, wagte dieser elende Feigling, den Helden zu spielen, und suchte den nur zu gerechten Vorwürfen der Opposition zu entgehen, indem er sie gegen die Kirche hetzte und sie durch den Anblick der unschätzbaren Beute bestach, die ihm die geplünderte Kirche liefern sollte. Wer über die neue 500 Millionen Anleihe klagte, wurde ausgelacht. Seht da, hieß es, die Schätze der Kirche! In einem neuen Gesetzesentwurf kehrte Ricasoli den italienischen Stiefel auf die andere Seite, daß alle Kirchthürme nach unten sahen, und schüttelte, daß alle Kirchen ihre Kleinode und Schätze, alle Kirchengüter ihre Einkommen in fabelhaften Summen fallen ließen, behielt all diese Schätze und decretirte: Alles Kirchengut gehört dem Staat, die Bischöfe erhalten vom Staat kleine Gehalte ausgezahlt, und Mönche und Nonnen, bis sie aussterben, kleine Pensionen. Wir lesen hier S. 72, daß Ricasoli einen Theil des der Kirche gestohlenen Vermögens für Volksunterricht und Volksbibliotheken verwenden wollte. Die letztern füllen sich bekanntlich jetzt in Italien mit Uebersetzungen des gottlosen Buches von Renan.

Genug, das Kirchengut war immerhin ein fetter Bissen, womit Ricasoli auf einige Zeit dem Höllenhunde das Maul stopfen konnte.

Unterdeß war man in Unteritalien mit der piemontesischen Wirthschaft nichts weniger als zufrieden. Das gläubige Landvolk verdammte den Kirchenraub. Die durch die piemontesischen Beamten ausgebeutete und mißhandelte Bevölkerung wünschte die frühere friedliche und wohlfeile Zeit zurück und aus ihr bildeten sich bewaffnete und oft sogar uniformirte Banden unter der bourbonischen Fahne. Ein piemontesischer Lieutenant Braci wurde mit seiner Mannschaft von ihnen überfallen und grausam umgebracht (im August), im October kam Borjes mit einer Freischaar aus Spanien der unterdrückten katholischen Partei zu Hülfe und schloß sich an den Bandenführer Croco, unterlag aber und wurde erschossen. Ricasoli beschwerte sich in einer Note vom 24. August über die Unterstützung, welche die bourbonischen Freischaaren von Rom aus fanden, unter den Augen einer französischen Besatzung, die es wohl verhindern könnte. Das war eine Beleidigung gegen Frankreich. Ratazzi, Ricasoli's Nebenbuhler, eilte nach Paris und bald darauf folgte dem Ministerium Ricasoli ein Ministerium Ratazzi.

Ebenso schwächlich und unbesonnen war der Versuch Ricasolis, den geplünderten und moralisch mißhandelten Papst zu begütigen und ihm ein Concordat abzuschwatzen, in welchem er alle seine Macht dem König Victor Emanuel abtreten und sich selbst mit einer Phrase begnügen sollte. „Der Conflict, welcher lediglich aus der Behauptung der weltlichen Herrschaft hervorgehe, habe die übelsten Folgen für die Größe der Kirche und das Heil der Seelen; seine Lösung durch die Abtretung der weltlichen Herrschaft werde die Kirche auf die höchste Spitze erheben. Um größer zu werden als die Könige der Erde, brauche der Papst sich nur von den Elendigkeiten dieses weltlichen Königthums zu befreien, welches ihn nur jenen gleich mache."

Wir gehen zum dritten Bande über. Derselbe beginnt mit dem Ministerium Ratazzi und den Umtrieben der demokratischen Partei. Die letztere hatte einen Anhang im italienischen Parlament zu Turin und zum geheimen Protector den Prinzen Napoleon. Ihre eigentliche Seele war Mazzini, der seine Freunde in England hatte. Garibaldi gab immer noch den König von Italien nicht ganz auf, stand aber doch in näheren Beziehungen zu Mazzini. Der Gegensatz gegen ihn von Seiten der ultrademokratischen Partei wurde immer schwächer, jemehr er sich vom König abwandte, der nun einmal nicht weiter gehen durfte, als ihm Frankreich erlaubte. In Genua war der Hauptheerd der Demokraten. Hier entstand das s. g. Vorsorgecomité für Rom und Venedig, ähnlich dem, was früher für die Revolutionirung Siciliens und Neapels durch Garibaldi vorgesorgt hatte. Rom bedeutete den Krieg gegen Frankreich, Venedig den gegen Oesterreich. Das Centralcomité dieser Vorsorge verständigte sich mit dem Centralcomité der zweiten Gesellschaft für italienische Einheit. Man machte sich Hoffnung, wenn man Rom einstweilen in Ruhe ließe und nur Oesterreich angreife, werde Frankreich einstweilen ruhig zusehen. Man konnte

aber nicht wagen, Oesterreich in Venedig anzugreifen, wenn man ihm nicht auch im Rücken Feinde erweckte. Man war damals sehr rührig, in Ungarn, Montenegro, Serbien und in den Donaufürstenthümern eine Revolution vorzubereiten. Dadurch sollte Oesterreich gehindert werden, Venedig mit ausreichenden Kräften zu vertheidigen. Auch der Aufstand der Truppen in Nauplia hing damit zusammen. Die Revolutionspartei schmeichelte dem König Victor Emanuel mit Annexirung Griechenlands, wenn der Revolutionsplan an der untern Donau gelänge, weil dann König Otto leicht könne beseitigt werden. „Wie Garibaldi in diese Umtriebe hineingezogen ward, so blieb auch der Turiner Hof ihnen nicht fremd; ja seit der Februarinsurrection von Nauplia, die von König Otto zwar unterdrückt ward, aber trotzdem seinen Thron vollends untergrub, kam der Gedanke auf, bei Gelegenheit eines italienischen Zuges nach der Balkanhalbinsel, den zweiten Sohn Victor Emanuels, Amadeus, Herzog von Aosta, zum König der Hellenen auszurufen und so dem Haus Savoyen die Herrschaft im ganzen östlichen Theil der Mittelmeerländer zu verschaffen. Und man hörte zu Turin nicht ungern von dieser Idee reden."

Voll von solchen Hoffnungen tagte am 9. März 1862 ein großer demokratischer Congreß zu Genua, dem Garibaldi in seinem rothen Hemde präsidirte. Indeß konnte sich Victor Emanuel von diesen Hitzköpfen unmöglich hinreißen lassen und je anmaßender sie vorgingen, um so mehr war er genöthigt, ihnen entgegen zu treten. Zwar suchte sein Minister Ratazzi mit Schlangengewandtheit das Volk beim guten Glauben zu erhalten, die Regierung habe kein anderes Ziel, als die italienische Einheit, allein er sah sich doch genöthigt, nicht nur den demokratischen Congreß zu mißbilligen, sondern auch die aufkeimende Nebenregierung in Genua der Mittel zu berauben, wodurch sie schaden konnte. Er löste das Corps der Freiwilligen auf, vertheilte die Offiziere zum Theil in die Linie und ließ die große Zahl der übrigen zur Disposition stellen. Unterdeß hatten die Demokraten fleißig das Beispiel der Schweizer nachgeahmt, Schützenvereine gegründet und Schützenfeste veranstaltet. Diese Schützen waren es, die sich durch die alberne Einladung, welche sie von deutschen Demokraten zum großen Schützenfest in Frankfurt am Main erhielten, bethören ließen und sich einbildeten, sie würden von Deutschland unterstützt werden, wenn sie Oesterreich angriffen. In der Hoffnung, Garibaldi werde dadurch mit fortgerissen werden, wagten sie, sich in Brescia und Bergamo zu sammeln, um in's Venetianische einzubrechen. Der größte Theil von ihnen wurde indeß am 14. Mai zu Sarnico und an einigen andern Orten entwaffnet und das unsinnige Unternehmen vor der Ausführung vereitelt.

Beinahe gleichzeitig wurde auch der griechische Plan vereitelt. Die Seele desselben war der berüchtigte Türr. „Dieser Mann, wir reden hier nach Privatmittheilungen, die uns das Richtige zu treffen scheinen, war zuerst im Jahre 1849 als österreichischer Ueberläufer in Italien aufgetreten. Die Rolle, die er hier spielte, war für jetzt kurz und unbedeutend. Nachher hörte man lange Zeit in Italien nichts mehr von ihm, als daß er ein abenteuerndes Leben im Orient geführt und namentlich, daß er zur Zeit des orientalischen Krieges in der Wallachei von den Oesterreichern aufgegriffen und nur durch das Einschreiten Englands, dem er damals im Kriegscommissariat diente, befreit wurde. Im Jahr 1859 kam er durch den Kanal Kossuth-Prinz Napoleon-Cavour zu Garibaldi, also wieder nach Italien und nun beginnt er auf einmal zu steigen in einer Art, wie man es sonst nur bei den Günstlingen russischer Kaiserinnen gesehn. Ohne Erziehung, nicht einmal ungarisch erzogen, wie unser Gewährsmann sagt, ohne daß er irgend etwas Ausgezeichnetes geleistet oder gethan hätte, wird er in kurzester Frist italienischer Generallieutenant, Adjutant des Königs, mit allerlei Orden decorirt, Verwandter des französischen Kaisers und, was noch weit wichtiger ist, vielfach in geheime europäische Angelegenheiten eingemischt. Alles dies lediglich durch das Geschick, welches er gezeigt hatte, an einer leichten Wunde, welche er 1859 erhalten, ein Jahr und länger krank zu seyn und durch die Kunst einer Reclame." Weiter heißt es: „Türr hatte auch in den Planen auf die Balkanhalbinsel die Hand gehabt und in den speciellen griechischen Dingen der monarchistischen Ansicht, nach welcher aus dem König Otto der Victor Emanuel der östlichen Halbinsel gemacht werden sollte, das Wort geredet." Nachher ließ man Otto fallen und wandte sich an Victor Emanuel. Türr schrieb an Ratazzi und dieser benahm sich, wie immer, zweideutig. „Ratazzi hatte zu dem bekannten überseeischen Unternehmen Geld und Waffen versprochen, als er darum angegangen ward, entschuldigte er sich mit Geldmangel; nur 11,000 Frcs. wurden ausgezahlt, zum Theil auf Rechnung des Nationalschießens, zum Theil auf den Titel Missionen." Aber die Revolutionspartei wußte sich zu helfen durch die berühmt gewordene Beraubung einer großen Kasse in Genua. Am 1. Mai brachen sechs Bewaffnete in das Bureau des Banquier Parodi, bedrohten das Geschäftspersonal mit dem Tode und stahlen 810,000 Fr. baar. Aber sie wurden durch ein Taschentuch, womit

einer der Räuber einem der Commis den Mund zugebunden hatte, verrathen und Victor Emanuel konnte daraus erkennen, wie rücksichtslos die Partei verfuhr und wie wenig Umstände sie mit ihm selbst gemacht haben würde, wenn sie zum Ziele gelangt wäre. „Die frechen Diebe waren Romagnolen, einer großen Diebsassociation von Bologna angehörig. Cattabene hatte 1860 das Bataillon der freiwilligen Jäger von Bologna commandirt, und Cattabene war mit dem Capitän der Tartane Amor di Patria in Verhandlung über die Einschiffung von Waffen und Freiwilligen für die Expedition nach der Balkanhalbinsel gewesen. Ein Formular eines Contracts, welches sich darauf bezog, befand sich unter den Papieren des Capitäns der Tartane. Ratazzi hatte für die Expedition der Balkanhalbinsel, die sogenannte ‚Auswanderung', eine Million Francs versprochen und sie nicht gezahlt. Die Bologneser Diebe hatten dem Banquiers Parodi 810,000 Francs, — gegen eine Million Francs — vielleicht auf Conto Ratazzi's? — ausgeführt. Es mochte nun seyn, daß die Diebe die vorhergegangenen Umstände, vielleicht in Verbindung mit dem Capitän der Tartane, benutzt hatten, um sich mit ihrem Raube sicherer einschiffen zu können, in der Rechnung etwa, daß man die Tartane, von der man wußte, daß sie zur Einschiffung von Freiwilligen bestimmt gewesen, nicht so genau beobachten werde, wie dergleichen Dinge genügend im Jahre 1860 vorgekommen. Es konnte aber auch seyn, daß Cattabene, daß Garibaldi selbst mit den Dieben in Verbindung waren. Die Genueser Gerichte, welche von den geheimen politischen Plänen und Abreden Ratazzi's nicht unterrichtet waren, hatten jedenfalls Recht, die Verhaftung Cattabenes zu verlangen. Die Verhaftung erfolgte. Garibaldi war darüber entrüstet und sprach seine Entrüstung sogleich in einem Schreiben aus, welches er an die Mailänder Zeitung richtete."

Mittlerweile war auch Unteritalien keineswegs beruhigt. Die Briganden zeigten sich immer von neuem, wenn die Zeitungen auch hundertmal versicherten, sie seyen gänzlich ausgerottet. Ihre vorzüglichsten Häupter waren damals Mancini am Fucinersee, Crocco in der Capitanata, Pilone am Vesuv, Romano in der Gegend von Bari. Sie fanden überall Unterstützung beim Landvolk. „Nicht selten kam es vor, daß die Briganden Votivtafeln in den Kirchen aufhängen ließen, schöne Gemälde, auf denen sie dargestellt waren, wie sie aus der Hand der ‚Piemontesen' wunderbar errettet wurden; die Geistlichen, welche für ‚unsere Brüder, die Briganden' offen in den Kirchen predigten, wußten durch solche Gemälde den Eifer der Gläubigen gegen die ‚Piemontesen' und für den vertriebenen, rechtmäßigen König Franz II. von Bourbon immer neu anzufeuern. Die Messen wurden von den Briganden nobel bezahlt und mit ehrfurchtsvoller Scheu blickten die Gläubigen in mancher nicht kleinen, aber abgelegenen Gemeinde auf den Räuber, der in voller Wehr und Waffen in die Kirche eintrat, um die Messe zu hören, und vom Priester gesegnet ward."

Schlimmer noch war für die Regierung Victor Emanuels, daß die von derselben ausgehobenen Rekruten ungern dienten und haufenweise desertirten. „In den Wochen vor Ostern nahm die Desertion im Heere in schreckenerregendem Umfange zu; bei den in Italien noch herrschenden Verhältnissen konnten einige Desertionsfälle nicht auffallen. Aber die Desertion ward massenhaft, die Soldaten, namentlich Neapolitaner und Romagnolen desertirten über den Po und Mincio auf's österreichische Gebiet, über die Alpen nach Frankreich, im Neapolitanischen zu den Briganden. Der wahre Grund der überhandnehmenden Desertion war der folgende. Der Kriegsminister Petitti hatte nach alter piemontesischer Uebung den italienischen Soldaten zu Ostern das Fasten und die Beichte verordnet. Die Soldaten beichteten; unter den Pfaffen aber, an welche sie geriethen, waren viele, welche ihnen die heißeste Hölle versprachen und ihnen ganz und gar die Absolution verweigerten, wenn sie sich nicht auf's Schleunigste dem Dienst der gotteslästerlichen Herrschaft des Usurpators Victor Emanuel entzögen. Und die Soldaten folgten dem Rath und dem Befehl Gottes, der ihnen durch den Mund der Priester kam, — sie desertirten."

In Rom blieb der Papst durch die französische Besatzung gegen die italienische Revolutionspartei geschützt. Sogar der vertriebene König Franz von Neapel durfte von hier aus die s. g. Briganden unterstützen. General Goyon, Befehlshaber der französischen Besatzung, erwies sich als der ergebenste Anhänger des Papstes, während Lavalette, der französische Gesandte, mehr die Freunde der italienischen Einheit und die Turiner Politik zu unterstützen schien.

(Schluß folgt).

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 69. 27. August 1864.

Geschichte.

Annalen des Königreichs Italien. 1861 bis 1863. Von W. Rüstow, Oberst-Brigadier ꝛc. Zweites, drittes, viertes Buch. Zürich, Mayer und Zeller. Leipzig, H. F. Köhler, 1864.

(Schluß.)

Als der Papst im Mai die Bischöfe aus der ganzen katholischen Welt zusammenberief, um die japanischen Märtyrer heilig zu sprechen und dadurch zu erinnern, daß er nicht blos in Rom gebiete, und daß der Kreis, den er geistig beherrsche, weit über die Grenzen der piemontesischen und selbst der französischen Grenzen hinaus liege, wurde Frankreich ungehalten. „Es entsprach ganz dem Schaukelsystem, welches Napoleon III. gegenüber dem Papst und dem Königreich Italien immer beobachtet, wobei er natürlich das Zünglein der Waage mit seiner französischen Besatzung beständig festhielt, daß er jetzt wieder einmal den über die päpstliche Wirthschaft entrüsteten Italienern neue Hoffnungen, die zu hegen sie sehr bereit waren, auf eine baldige Lösung machte, und dem Papst zeigte, daß er ihn auch ärgern könne. Es kam dazu noch das Bedürfniß des Kaisers von Frankreich, sich in einer oder der andern Weise England gefällig zu erweisen, welches, wie man annahm, an neuen, Frankreich nicht freundlichen Allianzen arbeitete. Alles dies zusammen bestimmte Napoleon III., Goyon von Rom zurückzuberufen und Lavalette wieder dorthin zu senden." Die Bischöfe verfehlten nicht, in einer Adresse an den Papst zu erklären, die weltliche Herrschaft des Papstes sey eine Nothwendigkeit für die katholische Kirche, der Kirchenstaat gehöre der Kirche, und niemand anders könne über denselben verfügen.

Diesen Augenblick der Spannung zwischen Napoleon und dem Papste glaubte Garibaldi rasch benutzen und das in der Lombardei gegen Oesterreich mißlungene Unternehmen von Unteritalien aus gegen Rom in Scene setzen zu sollen. Er ging nach Sicilien und hoffte dort wieder mit derselben Schnelligkeit und mit demselben Glück ein Volksheer zu sammeln und siegreich gegen Rom zu führen, wie er es früher gegen Neapel geführt hatte. Vor ihm, dem Volkshelden, war der bourbonische Hof in Neapel zerstoben. England hatte ihm dabei geholfen, Frankreich es zugelassen. Wenn er jetzt Rom angriffe, in dem Augenblick, in welchem Frankreich über den Papst erzürnt war, zweifelte er am Eifer der Franzosen, die den Papst schützen sollten. Es war indeß eine üble Berechnung von ihm, wenn er wünschte, die Franzosen möchten ihm nur geringe Hindernisse in den Weg legen, während er sich darauf pikirte, sie zu beleidigen. Denn als er zu Marsala seine donnernden Reden gegen Rom begann, beschimpfte er zugleich den Kaiser der Franzosen. „Der Herrscher Frankreichs, der Verräther vom zweiten December, er, der das Blut der Brüder von Paris vergoß, hält Rom besetzt unter dem Vorwand, die Person des Papstes, die Religion, den Katholicismus zu schützen. Lüge! Lüge! er ist bewegt von Begier, Raubsucht, infamer Herrschgier; er ist es zuerst, der die Brigandage nährt. Er hat sich zum Haupt der Räuber, der Meuchelmörder gemacht. Volk der Vesper, Volk von 1860, Napoleon muß Rom räumen. Wenn es nicht anders seyn kann, so gilt es eine neue Vesper!"

Er fuhr fort: „Alle die Priester, die nichts anderes thun, als sich mit fremdem Gute mästen, dem Armen das Blut aussaugen, sich so ein reiches Erbtheil zusammenscharren, das sind die schlechten Priester. Ich habe niemals gehört (und dabei deutete er auf den nahen Palast des Bischofs), daß ein Apostel Jesu Christi

14,000 Unzen Jahresrente gehabt und sich Kutschen und Pferde und sonst was gehalten hätte. An den König von Rom sind nachgerade Millionen von Petitionen abgegangen: er möge die weltliche Herrschaft lassen. Aber Alles war vergebens. Napoleon ist ein Spitzbube, ein Schelm; er kann nichts anderes als lügen, betrügen und stehlen. Jetzt bleibt uns nichts als das Eisen. Wir werden unsere Rechte mit dem Eisen geltend machen. (Dazwischen Rufe: Ja ja! mit dem Eisen; nach Rom! nach Venetien!) Ja Rom und Venetien! zuerst Rom! und dann Venetien! (Hier stieß das Volk zuerst — und der Ruf war die Meeresbrandung — den Schrei aus: Rom oder Tod!) Ja Rom oder Tod!"

Hierauf begann Garibaldi seine Werbungen und brachte zwar nur 3000 Mann zusammen, aber die Bevölkerung war ihm günstig und die Behörden wagten nicht, gegen ihn einzuschreiten. Die piemontesischen Truppen vermieden, ihm zu begegnen. Vielleicht war diese erste Schonung auch darauf berechnet, ihn zu induciren. Je weiter er in seiner Eigenmächtigkeit ging, mit desto mehr Recht konnte ihn Victor Emanuel nachher maßregeln. So ließ man ihn von Sicilien nach Calabrien übersetzen, schickte aber den rücksichtslosen General Cialdini mit großer Uebermacht ab, der ihn mit seiner Handvoll Leute bekanntlich im Gebirge von Aspremonte gefangen nahm, am 29. August 1862. Garibaldi wehrte sich gar nicht, befahl ausdrücklich seinen Leuten nicht zu schießen und hoffte bis zum letzten Augenblick, die Truppen würden lieber ihm, als Cialdini folgen. Inzwischen wagte Victor Emanuel nicht, seinen Gefangenen zu richten, ließ ihn vielmehr frei, um die öffentliche Meinung zu schonen.

Im vierten Bande des vorliegenden Werks geht Herr Rüstow zu der Correspondenz Ratazzi's mit der französischen Regierung über. Ratazzi glaubte nämlich, da sich die piemontesische Regierung stark genug gezeigt habe, den Angriff auf Venedig zu verhindern und sogar den großen Volkshelden zu beseitigen, könne Napoleon III. nicht mehr sagen, sie sey zu schwach, um allein und ohne die französische Besatzung in Rom der Revolutionspartei Meister zu werden. Er ließ also durch den Kriegsminister Durando am 10. September 1862 die berühmte Note an Frankreich abschicken, worin derselbe ermahnte, es sey jetzt Zeit, die französische Besatzung aus Rom zurückzuziehen, da das in sich einige und starke Italien fremder Hülfe nicht mehr bedürfe. Napoleon III. antwortete nur ironisch, warum die piemontesische Regierung den armen Garibaldi verhindert habe, Rom zu nehmen, wenn sie selber nur das wolle, was Garibaldi gewollt habe. Napoleon III. blieb, obgleich Cardinal Antonelli im Namen des Papstes alle seine Forderungen und Ermahnungen zur Nachgiebigkeit abgewiesen hatte, doch in ganz gutem Einvernehmen mit dem Papst und machte grade jetzt Drouyn de Lhuys wieder zu seinem auswärtigen Minister, den Staatsmann, welcher stets zu einem Zusammengehen Frankreichs mit Oesterreich gerathen hatte. Die Note dieses französischen Ministers vom 26. October wies die Anmaßung des piemontesischen Ministers, Frankreich etwas vorschreiben oder eine politische Frage besser als Frankreich verstehen zu wollen, mit höflicher Kälte zurück. Um eine Probe von Herrn Rüstow's Styl zu geben, citiren wir hier seine Worte S. 26: „Wir vermuthen, daß von Regierung zu Regierung nie ein solennerer Faustschlag ertheilt worden ist, als diese Note von Paris an Turin. Hohn, Verachtung, alles Schändliche, was ein Mensch dem andern anthun kann, concentrirt sich in dieser Note. Also ihr wolltet dasselbe, ruft Drouyn de Lhuys dem General Durando zu, — dasselbe, was Garibaldi wollte. Garibaldi wußte, daß sich das nicht durch Verhandlungen erreichen läßt, — und ihr Esel, seyd ihr denn wirklich so grenzenlos dumm gewesen, daß ihr das nicht wußtet? daß ihr heute mit einem Stück Papier in der Hand dieselben Forderungen stellt, welche der Bannerträger der italienischen Revolution, des italienischen Lebens an uns stellte mit dem Revolver in der Hand? und nachdem ihr selbst, unsere gehorsamen Knechte ihm den Revolver aus der Hand gerungen? Meint ihr, wir schenken dem Sclaven, was wir dem Herrn nicht zugestehen wollten? Couche Nero!" Herr Rüstow schadet sich häufig durch die Rohheit des Ausdrucks. Vom Klerus spricht er immer nur verächtlich als von Pfaffen. Das Papstthum überhaupt nennt er S. 217 die Pestbeule Italiens. Doch beweisen diese unverständigen und leidenschaftlichen Ausdrücke, daß alles, was er zum Nachtheil der Feinde des Papstes sagt, wahr seyn muß, weil eigentlich von einem Geschichtschreiber, der selber ein Feind des Papstes ist, erwartet werden müßte, daß er ihre Fehler mehr beschönigen würde.

Im Urtheil über jene diplomatischen Correspondenzen hat sich der Verfasser wohl ein wenig geirrt. Er setzt nämlich voraus, daß es der piemontesischen Regierung mit ihrer Forderung, die Franzosen möchten Rom verlassen, Ernst gewesen sey und daß sie damit recht dumm oder nach Herrn Rüstow's eigenem Ausdruck eselmäßig gehandelt habe. Aber die piemontesische Regierung ist sicher nicht so dumm gewesen. Sie hat sehr wohl gewußt, daß Napoleon III. ihre Forderungen abschlagen würde, aber sie mußte die Forderung machen, um der Revolutionspartei ihren guten Willen zu beweisen und

darzulegen, sie würde ja gern Rom einnehmen und zur Hauptstadt des italienischen Königreichs machen, wenn sie dem übermächtigen Frankreich gegenüber nicht zu ohnmächtig wäre. Durando's Note hatte nicht den Zweck, dem Kaiser Napoleon etwas abzutrotzen, sondern sollte nur dem Höllenhund der italienischen Revolution schmeicheln und wieder auf eine Weile das Maul stopfen.

Ganz eben so komödienhaft war die Einsprache Englands, die von Frankreich erst spät beantwortet wurde und die ganz erfolglos blieb.

Ratazzi trat ab und Farini wurde sein Nachfolger, ein Mann, dessen Ministerprogramm von der auswärtigen Politik ganz absah und nur den innern Ausbau der Verfassung und des Staatshaushaltes empfahl. Als Farini erkrankte, folgte ihm am 24. März 1863 Minghetti nach demselben Programm des einstweiligen Abwartens.

Da der Sturm, welcher Rom bedroht hatte, ruhig vorübergegangen war, verfehlte König Franz nicht, die Brigandage im Neapolitanischen neu zu beleben. Diesmal traten viele kühne Führer auf: Crocco, Coppa, Pietrunzo, Caruso, Sambro, Schiavone, Rotta. Zwar beschwerte sich im December 1862 der englische Gesandte Lord Cowley in Paris über die Fortdauer der bourbonischen Insurrection im Neapolitanischen, die von Rom aus unter den Augen der französischen Besatzung geschürt werde, für die also auch Frankreich verantwortlich sey, allein es blieb bei der leeren Demonstration. Das Brigandenwesen kam vielmehr im Jahr 1863 noch mehr in Aufschwung durch die neuen Bandenführer Ninco-Nanco, Tristany, Stramenga, Tamburini 2c.

Der polnische Aufstand fand viele Sympathien in Italien, obgleich die Revolutionspartei jetzt kaum mehr hoffen durfte, von Polen aus Ungarn und die Donauländer zu insurgiren, und obgleich die Italiener sich noch kurz vorher so viel darauf zu Gute gethan hatten, daß ihr neugebackenes Königreich vom Kaiser von Rußland, dem Unterdrücker der Polen, anerkannt worden war. Damit schließt das Werk des Herrn Rüstow. Die italienischen Sympathien für die Dänen gehören in dieselbe Kategorie, wie die für die Polen. Wie prahlte man in Turin und Mailand damit, daß Preußen das Königreich Italien anerkannt habe, und gleich darauf wünschten dieselben Prahler denselben Preußen wieder alles mögliche Unglück in Schleswig. —

Wir bleiben bei unserm alten Satz, das s. g. Königreich Italien ist eine bloße Pfuscherei ohne die geringste Bürgschaft der Dauer und sein Beherrscher ist ein bloßes Werkzeug der napoleonischen Politik, ein durch einen französischen Blasebalg zum Ochsen aufgeblasener Frosch, welcher, wenn der Mann in Paris den Blasebalg zurückzieht, auch wieder nur zum kleinen Frosch zusammensinkt.

Sittengeschichte.

Dunkele Häuser und Straßen in London. Von Gustav Rasch. Zweiter Band. Wittenberg, R. Herrosé, (ohne Jahreszahl).

Es kann nicht schaden, wenn der deutsche Leser sich ein wenig in dem großen London orientirt. Man war in Deutschland gar zu sehr geneigt, England wegen seiner freien Institutionen und wegen seiner Geldmacht zu bewundern. Jetzt fällt man nahezu in's andere Extrem und glaubt wegen zeitweiliger Schwindeleien des Old Palm, das stolze und immerhin starke und furchtbare England verachten zu dürfen. Beides geht zu weit. England hat zu viele Schattenseiten, als daß wir es unbedingt bewundern sollten, aber auch zu viel Gutes, als daß wir es in einem Augenblick gerechtfertigter Entrüstung in Bausch und Bogen verachten könnten. Es ist unser germanischer Bruderstamm, und die Sympathien, die uns verbinden, werden nie abreißen.

Was uns gutmüthige Deutsche am meisten bei den Engländern befremdet, ist ihre Härte, ihr rücksichtsloser Egoismus, ihre Lust, Unrecht zu thun. Aber das ist grade ein echt germanischer Charakterzug. So waren unsere tapfern Väter alle in der Zeit, in der sie noch die Welt eroberten und das vorherrschende Volk in Europa waren. Wenn jemals die deutsche Nation ihre Kleinstaaterei und classische Schulmeisterei los würde, wenn sie zur Einheit und zum vollen Bewußtseyn ihrer Stärke gelangte, würde die deutsche Grobheit und Härte, die noch in jedem unserer Bauern verborgen steckt, die der heutigen Engländer bald erreichen, wo nicht übertreffen.

England hat die welthistorische Bestimmung erhalten, Germanismus und Romanismus und dann wieder die alte und die neue Welt zu vermitteln. Daher die großen Contraste über dem Canal. Hier kolossaler Reichthum, dort jammervolles Verhungern. Hier die feinste und adeligste Schönheit und Sitte, dort die häßlichste Physiognomie der Rohheit und des Verbrechens.

Herr Rasch hebt diese Contraste hervor. Er zeigt uns die englische Aristokratie in ihrer liebenswürdigsten Blüthe. „Rotten-Row ist der Corso für die ‚obern Zehntausend‘, in deren Händen aller Grundbesitz, aller Reichthum, die ganze Regierung von Alt-England ist. Der Corso beginnt. Musik ertönt. Auf der einen Seite ist der Weg für die Reiter, auf der andern für die Wagen. Längs dem Eisengitter stehen Tausende von Stühlen für die Zuschauer. Da kommen sie durch das Marmorthor, über dessen Bogen von seinem Roß der eiserne Herzog hinabschaut! Zwanzig Pferde, dreißig Pferde, fünfzig, hundert Pferde, die schönsten, edelsten Pferde von England, und im Sattel die vornehmsten und schönsten Mädchen in London, in knappanliegendem Reitanzug mit den weiten, sich bauschenden Schleppen, das Reithütchen mit Feder oder mit flatterndem Schleier auf dem Kopf, in den zarten Händen die schwankende Reitgerte. Wie sie unter ihnen dahin tanzen, diese schönen, edlen Thiere, wie sie stolz den schlanken Hals heben, wie sie in die Zügel schäumen, wie sie sich bäumen, wie ihre Augen funkeln, wie sie dann wieder der leisesten Bewegung des Zügels gehorchen, gleichsam als wüßten sie, daß sie die schönsten und vornehmsten Mädchen von Alt-England auf ihrem starken Rücken tragen.“

Dem entgegen stehen die Jammerbilder der Verrückten in Bedlam, der Verurtheilten in Newgate und der Armen in Church Lane. Unter dem Schutz der Polizei besuchte der Verfasser alle Höhlen des Unglücks, des Lasters und der Schande. „‚Church Lane‘ übertraf sogar die jetzt verschwundenen Straßen in der Umgebung des Justizpalastes in Paris. Es war in Wahrheit ‚eine Straße der Armen und der Elenden‘. Sie hatte kaum die Breite eines Wagens. Düngerhaufen, vegetabilische Ueberreste, Schuttanhäufungen lagen mitten im Wege. Elende, rußbedeckte Häuser mit schmutzigen, blinden oder eingeschlagenen Fensterscheiben, eingesunkenen Thürschwellen, über welche man in dunkle Höfe blickte. Aus allen oberen Fenstern und Oeffnungen hingen Kleidungsstücke und Hemden, was sage ich, Lumpen zum Trocknen. Ich blickte in die Höhe. Zwischen diesen Lumpen konnte ich den Himmel nicht sehen. Ein dunstiger Geruch, mit dem Dufte von Knoblauch und Hammelfett geschwängert, muffig und dumpfig, lag wie eine übelriechende Wolke auf der Gasse. Und welche Bevölkerung! Häßliche, alte Weiber, gelb und rußig, das Haar ungekämmt um den Kopf hängend, ganz in schmutzige Lumpen gekleidet, kauerten auf der Schwelle jedes Hauses; halbnackte Kinder trieben sich zwischen den Unrathhaufen und zweirädrigen Karren umher, welche in den Häuserwinkeln zusammengeschoben standen. Waren diese auf den Schwellen kauernden Weiber häßlicher, oder diese halbnackten Kinder, oder diese Männer mit den branntweingerötheten Gesichtern, mit dem wirren Haar, mit den zerrissenen Kleidern, an denen die Fetzen kaum noch zusammenhingen? Ich weiß es nicht. Es waren die Elendesten unter den Elenden der reichsten und größten Stadt der Erde, welche ich sah.“

Wir fügen noch Einiges aus einer ganz übereinstimmenden Schilderung (Hallesches Volksblatt für Stadt und Land 1864 Nr. 52) bei: „Es war Sonnabend Abend; die Straßen wimmelten von schmutzigen Gestalten, die brüllend und lachend unter den Gaslampen dahinschlenderten. Juden verkauften rohes Fleisch oder alte Kleider an das Diebsgesindel. Dahinter Gesichter, so schrecklich anzusehen, daß man sie kaum für menschlich halten konnte. Die Diebe waren gierig wie die Marder und die Juden schacherten und schnatterten, unablässig auf Vortheil bedacht, gleichviel woher er kam. Die lärmenden Menschenhaufen, listig, habsüchtig, alle hinter den ausgebotenen zerlumpten Penny-Röcken her, nach den Läden, wo halbverfaultes Fleisch verkauft wurde, verdächtige Blicke sendend, gewährten einen traurigen Anblick. Ein unermeßlicher Haufe von Armuth, Verbrechen, Unwissenheit und Elend. Weiber mit zottigem Haar schrieen, ihre Kinder im welken Arm, die da in verfaulten Lumpen lagen. Alle Augenblick eine Schlägerei; wüste Reden; spielende Kinder, die den Mund nicht aufthun konnten, ohne schamlose Worte hören zu lassen; überall Krüppel und halb verhungerte Gestalten. In einem Zimmer, 15 Fuß lang und eben so breit, wohnten 12 Personen, Männer und Frauen. In einem Winkel saß eine Frau, der gestern ihr Kind verhungert war. Wie groß dies Elend ist, geht schon allein aus der Thatsache hervor, daß in den letzten 10 Jahren in London durchschnittlich jeden Tag ein Mensch verhungert ist.“

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels



Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Mittwoch, **N° 70.** 31. August 1864.

Culturgeschichte.

1) Die deutsche Aufklärung. Eine historische Skizze von Dr. Haffner. Zweite Auflage. Mainz, Kirchheim, 1864.

In diesem mit großer Wärme geschriebenen kleinen Buche wird die falsche Aufklärung von der wahren unterschieden und gesagt, wahre Aufklärung sey die Christianisirung gewesen. Damals sey in die vom Heidenthum, Despotismus, Corruption und Barbarei tief umnachtete Menschheit Licht gekommen. Die moderne Aufklärung dagegen, die uns vom Christenthum wieder in's Heidenthum und seine Ungebundenheit zurückführen wolle, verdiene diesen Namen nicht, sondern sey nur Wiederverdunkelung. Dasselbe sprach der verewigte König von Preußen zu den Königsberger Professoren, als Burdach die unverschämte Zeitgeistrede hielt.

Uebrigens schiebt der Verfasser mit Unrecht alle Schuld auf den Protestantismus. Die katholischen Mächte und manche Päpste selbst, vorzugsweise die mediceischen, schlugen früher eine heidnische Richtung ein, als die Protestanten, und der Protestantismus wäre gar nicht aufgekommen, wenn ihm die heidnische Renaissance in Frankreich und in Rom selbst nicht vorgearbeitet hätte. Auch der spätere Josephinismus trat nicht blos in die Schuhe des deutschen Protestantismus, sondern folgte der bereits in Frankreich und selbst in Italien weit verbreiteten allgemeinen Freigeisterei. Die Hauptschuld fällt auf die weltliche Politik, welche sich der kirchlichen Zucht nicht mehr unterwerfen wollte und nach dem reichen Kirchengute gelüstete, deshalb die Renaissance begünstigte, das christliche Bewußtseyn einschläferte und durch ein neuheidnisches in der modernen Bildung verdrängte. Das gläubige Lutherthum wie der gläubige Calvinismus sind an der Aufklärung nicht Schuld gewesen, wurden von derselben vielmehr eben so angefeindet wie der gute Glaube der alten Kirche.

Herr Haffner sagt über das Aufkommen der Renaissance S. 131 sehr wahr: „Jetzt hüllen die Dome sich in Trauer, und unter der weißen Tünche verbergen sich ihre Malereien und ihre Sculpturen; die ganze Musik ihrer Architectur verklingt. Haß der Gothik war das Losungswort, mit dem die Kunst das écrasez l'infame beantwortete. Der armselige charakterlose Zopf, der christliche Gedanken in weltlicher Sprache darzustellen sucht und dabei recht eigentlich geeignet ist, das Erhabene lächerlich zu machen, triumphirt mit seinen grellen Schnörkeln über die übernatürliche Symbolik, die er nicht verstand. Die Kirchen, die man baute, symboliren durch die Form des Sarges, die sie meistens haben, das Grab der Kunst. Als der Unglaube die Fürstenhöfe Europas erfüllte, sehen wir die Kunst zum charakterlosen Kammerdiener geworden, zum Lakalen, dessen einziger Beruf ist, den Launen seines Herrn zu schmeicheln. Sie rief die mythologischen Figuren in's Leben, um die blasirten Augen mit ihrer sinnlichen Frivolität zu reizen. Aber selbst die Mysterien des Olymps verstand sie nicht, und ich glaube, die Götter Griechenlands hätten sich selber mit Ekel von den Bildern hinweggewendet, mit denen man sie in Versailles verherrlicht, und sogar auf Selbstmordsgedanken wäre der freundliche Apollo vielleicht gekommen, wenn er sich genöthigt gesehen hätte, in den Prachtsälen von Sanssouci zu wohnen. Es wiederholt sich nur ein allgemeines Gesetz, wenn, wie wir sehen, mit dem Uebernatürlichen den Künstlern selbst die Natur verloren gegangen ist. In allen Gebieten erscheint der Unglaube als Unnatur, im Gebiete der Malerei und der Sculptur hat er zuerst dieses sein innerstes Wesen geoffenbart. Er hat auf's Klarste sich als eine Sünde

gegen die Natur wie gegen den heiligen Geist verrathen." Das nennt der Verfasser auf derselben Seite „Fortschritt des Protestantismus und Rationalismus." Ohne alle Berechtigung. Die Protestanten lernten jenen elenden Styl, den man heute noch überall mit vielem Recht den Jesuitenstyl nennt, erst von den Katholiken. Die Paulskirche in London wurde in diesem Styl erst gebaut, nachdem schon lange die Peterskirche in Rom in demselben Style gebaut war.

Mit dem Grundgedanken des vorliegenden Buchs, daß Verdunkelung sey, was man jetzt Aufklärung nennt, völlig einverstanden, mißbilligen wir doch die ungeschickte und ungerechte Verwechselung des gläubigen Protestantismus mit dieser Aufklärung. Gegen alle geschichtliche Wahrheit streitet S. 84 der Satz: „Die Bewegung der Aufklärung ist nichts anderes, als der Versuch, die katholische Kirche durch einen innerlichen Prozeß in eine protestantische Secte aufzulösen." Niemals ist es weder den Schülern Voltaire's in Frankreich, noch dem Josephinismus in Oesterreich, noch auch dem jüngsten Deutschkatholicismus beigefallen, zum Protestantismus übergehen zu wollen. Ihre Aufklärung ging weit über den protestantischen Gesichtspunkt hinaus, wie über den katholischen.

Darin aber hat der Redner Recht, daß er (obgleich hierin im Widerspruch mit sich selbst) in der Aufklärung eine Strafe für den Abfall von der alten Kirche sieht. Das Princip des Protestantismus war nicht die Aufklärung, wie der Redner an andern Stellen voraussetzt, sondern der Glaube, also der Aufklärung entgegengesetzt. Weil er aber im Abfall von der alten Kirche die kirchliche Autorität überhaupt zweideutig gemacht hatte, öffnete er dem Unglauben die Lücke, durch die er eindringen konnte, um jede Kirche zu discreditiren.

Darin erkennt Herr Haffner die Bedeutung Lessings. „Offenbar ist die Kritik der Fragmente nur die Reaction gegen den schroffen und unvernünftigen Buchstabendienst des lutherischen Standpunktes. Es wiederholt sich hier das Entwickelungsgesetz, das ich in meinem letzten Vortrage in Betreff der Aufklärung überhaupt angedeutet habe. Auch für die deutsche Häresie war der Tag der Rache angebrochen, welche die Vernunft an ihr zu nehmen berechtigt ist. Diese Rache zu üben ist vorzugsweise der Beruf Lessings. Wer aufgehört hat, Katholik zu seyn, d. i. die wahre Autorität festzuhalten, der ist frei und Nichts hat das Recht, ihn zu fesseln, nicht einmal der Hauptpastor Götze. ‚Wenn Sie es dahin bringen,' sagt ihm Lessing, ‚daß unsere lutherischen Pastores unsere Päpste werden — daß sie uns vorschreiben können, wo wir aufhören sollen, in der Schrift zu forschen — so bin ich der Erste, der die Päpstchen wieder mit dem Papst vertauscht.' Er führt den Gedanken durch, daß alle Religionen nur eine vorübergehende Entwickelung der Religion seyen, daß alle dasselbe relative Recht und Unrecht hätten — daß die wahre Religion in jeder und in keiner bestehe. Dieser Gedanke, der furchtbare Propaganda gemacht hat und später von Herder, Fichte und Hegel weiter entwickelt wurde, hat etwas Wahnsinniges in sich. Er ist die furchtbarste Verleumdung des Menschengeschlechtes und die raffinirteste Untergrabung des religiösen Bewußtseyns. Die Phrase blendet, schöne Bilder schmücken sie. Aber wer sieht nicht, daß sie die vollkommenste Skepsis mit einem blinden Atheismus verbindet. Dieser speculative Indifferentismus, den Lessing begründet, ist tausendmal schlimmer als der Deismus Englands oder der Materialismus Frankreichs. Jener hat wenigstens eine wahre Religion, dieser bedarf keiner Religion. Lessing aber stellt uns die Religion als heiliges Bedürfniß und zugleich als einen nothwendigen Irrthum dar. Alle Religionen sind nur relativ wahr für gewisse Zeit, für eine gewisse Culturstufe; heute der Götzendienst, morgen das Judenthum, übermorgen der Muhamedanismus. Aber jede soll sich hüten, sich für allein wahr zu halten oder, was dasselbe ist, sich für die wahre Religion zu erklären. Die Religionen stehen hier in der Weltgeschichte nebeneinander, wie die Götter in dem Pantheon Roms zusammengetragen wurden, um von dem kaiserlichen Hofpoeten gemeinsam verehrt und gemeinschaftlich verhöhnt zu werden. Dieser Standpunkt, der alle Religion für gleich gut und keine für wahrhaft echt hält, macht Gott zu einem schmählichen Betrüger. Oder war er nicht ein Betrüger, ein Fälscher, ein Lügner, dieser Vater? Hat er nicht seine Kinder unverantwortlich getäuscht? Hat er nicht dem Edelstein des echten Ringes den Credit genommen?"

2) Zur Aufklärung von zwei Lichtfreunden. Bozen, Wohlgemuth, 1864.

Stimmen aus Tirol, die in gleichem Sinne, wie die eben charakterisirte Mainzer Schrift, gegen die moderne Aufklärerei eifern und dieselbe vom Tiroler Boden altkatholischer Treue wollen fern gehalten wissen. Diese Stimmen sind ein wenig grob, was S. 31 damit entschuldigt wird, daß auf einen groben Klotz ein grober Keil gehöre. In der That ist es einem Tiroler nicht zu verdenken, daß ihn manchmal edler Ingrimm ergreift,

wenn er zusehen muß, wie die Wiener Judenpresse sich Eingang in die Berge Tirols erschleicht, um dort Glauben und Sitten des frommen und treuherzigen Volkes zu vergiften.

Das kleine Buch ist in Versen geschrieben mit Anmerkungen und Zusätzen in Prosa und hat drei Abtheilungen. Die erste bildet ein Gespräch zwischen Simpler, dem gesunden Hausverstande, Calpurnius, dem Zeitgeiste, und Sylvester, der katholischen Intelligenz, welche letztere den Sieg behält. Die zweite heißt die Thomasnacht, in welcher alle Laster der Zeit unter den Auspicien des Satans sich tummeln, bis die Morgenglocke sie verscheucht. In der dritten Abtheilung werden die Feinde des Christenthums als Ahasverus, Faust und Christophorus oder als das verstockte Judenthum, als das durch seinen Geist verführende Heidenthum und als das treuherzige Barbarenthum aufgefaßt, welches, wenn auch gegen die Kirche gehetzt, doch zuletzt immer in ihr die liebende Mutter erkennt.

In den Anmerkungen und Zusätzen werden eine Menge charakteristische Züge aus der Geschichte und Literatur zusammengetragen, aus denen erhellt, wie weit es der Unglaube schon gebracht hat. Ueberall schiebt man das Volk vor und wenn irgend ein Querkopf wie Proudhon in Frankreich das Christenthum und überhaupt jede Religion ausrotten will und das Programm aufstellt: Dieu c'est le mal, oder wie Ronge und Robert Blum in Deutschland in aller Geschwindigkeit eine neue Kirche fabriziren will, so sprechen sie immer pathetisch im Namen des Volks, während sie doch überall nur den Auskehricht als Staub aufwühlen, der große Boden des wirklichen Volks aber fest liegen bleibt und gar nicht von ihnen bewegt wird. In Frankreich versucht jetzt Renan wieder, die Kirche einzureißen. Allein abgesehen davon, daß Staat und Kirche in Frankreich jetzt fester stehen, wie am Ende des vorigen Jahrhunderts, so hat doch auch die Geschichte der großen französischen Revolution selbst bewiesen, daß auch die äußerste Anstrengung der modernen Juden und Heiden die christliche Kirche nicht umzustürzen vermag. Die Jakobiner hatten allerdings die Abschaffung des Christenthums decretirt und diesem Decrete fielen viele tausend christliche Märtyrer zum Opfer, aber das französische Volk schwitzte den Wahnsinn bald wieder aus und als der erste Consul die Kirchen wieder öffnete, geschah es mit der allgemeinsten Zustimmung des Volks, die kurz vorher noch so grimmigen Jakobiner kuschten wie die Hunde und es gab unter ihnen nicht einen einzigen Märtyrer, der für seinen Unglauben sein Leben eingesetzt hätte. Darin ist eine große Lehre enthalten. Der Glaube gab den Menschen die sittliche Kraft und den hohen Heroismus, den der Unglaube seinen Anhängern niemals zu verleihen vermag. Für seinen Glauben stirbt der Fromme, wie für seine wahrhaft Geliebte. Der Ungläubige aber ist nie treu, nicht einmal seinem Unglauben, sondern läßt ihn, wenn er durch ihn compromittirt wird, wie eine faule Dirne im Stich.

Deutschland liegt leider immer noch im Delirium des Unglaubens, allein er kann auch hier, so wenig wie in Frankreich, zu seinem Ziele kommen, er ist auch hier nicht volksmäßig, und es ist und bleibt eine Sisyphusarbeit für die Judenpresse, für die ungläubigen Schulmeister, für die Philosophen und selbst für manche sich schon für allmächtig haltende Fortschrittsministerien, das deutsche Volk vom Christenthum zu entwöhnen. Es ist zwar der Presse gelungen, einen Dunst zu machen, als ob ganz Deutschland brenne, während das wirkliche Volk gar nichts davon merkt oder sich passiv verhält, oder ganz anders denkt als die Presse. Wenn man lesen muß, wie die ungeheuere Mehrheit deutscher Blätter sich vor Zorn wie rasend geberdet, weil eine fromme christliche Amme ein armes Judenkind ohne Wissen seiner Eltern getauft, so sollte man freilich glauben, die ganze große germanische Nation sey beschnitten. Sie ist es aber nicht. Das große christliche deutsche Volk nimmt keinen Theil an den taktlosen Ausschweifungen der Presse. Dieselbe Presse ist Jahrzehnte lang taub, blind und stumm gewesen, als die armen Katholiken in Irland zu Tausenden dem Hungertode erlagen und zu Hunderttausenden und Millionen der unbarmherzigen Intoleranz des protestantischen England durch Auswanderung entflohen; als unschuldige Frauen in Schweden, blos weil sie sich zum katholischen Glauben bekannten, aus dem Kerker in die Verbannung geschickt wurden; als Kaiser Nicolaus auf der ewig fluchwürdigen Synode zu Polock zwei Millionen katholische Polen zur griechischen Kirche überzutreten zwang und für jeden treu gebliebenen Katholiken nur der Tod durch die Knute oder ewige Verbannung nach Sibirien übrig blieb. Die sonst so leicht aufgeregte Presse des europäischen Fortschritts schwieg dazu. Die armen Opfer waren ja nur Katholiken und diese taktlose Presse war in der That jeden Augenblick bereit, zwei Millionen katholische Christen zu opfern, um ein einziges Judenkind vor der christlichen Taufe zu schützen. Dieselbe Presse blieb taub, blind und stumm, als unter demselben Kaiser Nicolaus auch 20,000 Lutheraner in Livland mit schnöder Arglist zur griechischen Kirche verlockt und dann mit eiserner Gewalt darin festgehalten wurden. Gegen solche an Christen began-

gene Greuel anzukämpfen, ja nur Act davon zu nehmen, hat unsere Fortschrittspresse keine Lust. Das läßt sie alles ruhig geschehen.

Wenn man die wiederholten Infamien unserer Tagespresse in einigem Zusammenhang übersieht, sollte man allerdings meinen, das ganze Deutschland sey nur noch eine Judengasse. Denn überall und immerwährend wird auf Kosten der christlichen Kirche gelästert und gelogen. „Die Judenpresse in Wien bringt in Nr. 138 (1863) folgende Klostergeschichte: ‚Der Director des Untergymnasiums zu Reichenau aus dem Piaristen-Orden ist mit Hinterlassung vieler Schulden und Mitnehmung der Köchin flüchtig geworden.' Des anderen Morgens sieht sie sich gezwungen, die Wahrheit zu bekennen, und diese lautet also: Der erwähnte Director reiste nach Prag zum Ordenskapitel, auf der Rückreise erkrankte er und mußte in Brünn krank zurückbleiben. Im Juni 1863 theilte die verlogene ‚Presse' wörtlich Folgendes mit: ‚Aus Ischl wurde vor kurzem das Gerücht mitgetheilt, es sey von den Schulschwestern, denen die Krankenpflege im Ischler Spitale anvertraut seyn soll, ein 6jähriges Mädchen aus Strafe für ein geringfügiges Vergehen in einen finstern Kerker gesperrt, dort über Nacht gelassen, und — von Ratten angefressen — später wieder in Freiheit gesetzt worden. ‚Auf Grundlage competenter Eröffnung', erklärt sich die Donau-Zeitung in der Lage, dieses Gerücht als gänzlich aus der Luft gegriffen zu bezeichnen." Ganz ebenso verhält es sich mit den Lästerungen gegen die Nonnen in Mainz.

Die Parteipresse, die immer vom Volk und von der Freiheit redet, ist doch die größte Tyrannin. Wenn, um bei dem obigen Beispiel zu bleiben, einmal ein Judenkind getauft wird und zwar ohne alle böse Absicht und in einem guten Glauben nur durch eine fromme Magd, so steht die Presse geharnischt und in glühendem Feuereifer da, um für die Rechte der jüdischen Eltern, die das Kind nicht haben taufen lassen wollen, zu kämpfen. Wenn aber Schulgesetze decretirt werden, durch welche viele tausend christliche Kinder gezwungen werden, in Schulen zu gehen, in denen die christliche Religion systematisch verspottet wird, worin gelehrt wird, es gebe keinen Gott und kein göttliches Gesetz, sondern nur eine Materie und deren gesetzmäßigen Stoffwechsel, das Ende des Menschen sey, zuletzt wieder zu Stickstoff, Ammoniak und Wasser zu werden, der Mensch stamme nicht von Adam und sey nicht von Gott geschaffen, sondern nur der höher organisirte Affe, und es könne keine Engel geben, weil Säugethiere mit sechs Extremitäten in der Natur nicht vorkommen ꝛc., wenn ein solcher Schulzwang in Staaten, die sich noch christlich nennen, besteht oder eingeführt werden soll, so wird das von der Fortschrittspresse gepriesen und vertheidigt, und es fällt ihr nicht ein, dem christlichen Volke, dem christlichen Staatsbürger, den christlichen Eltern, den Kindern selbst, geschweige denn der Kirche ihr Recht zu wahren. Wenn sie nur gegen die Kirche wüthen kann, ist ihr kein Volksrecht, keine Freiheit mehr heilig, und sie verfällt in alle Sünden und Frevel des Despotismus.

Das kleine Buch verbreitet sich noch über viele andere Seiten unserer modernen christusfeindlichen Schule und Bildung und wirft auch Schlaglichter in das tief zerrüttete Italien, wo ebenfalls die volksfeindlichste Partei mit der Anmaßung, sie allein vertrete das Volk, mit dem wirklichen Volke, welches am alten Glauben festhält, in einen unversöhnlichen Kampf gerathen ist, in einen Kampf, in welchem aber das wirkliche Volk mit seinem Kirchenglauben eben so gewiß die Oberhand behalten wird, wie in Frankreich.

Es ist zu bedauern, daß in dem vorliegenden Buche, das so viele Wahrheiten enthält, Uebereilungen vorkommen. In einer Bemerkung über Preußen auf Seite 164 finden wir zwei grobe Irrthümer in Bezug auf Friedrich den Großen, von dem es hier heißt, er habe Zauberer befragt, und in Bezug auf Friedrich Wilhelm III., der hier mit seinem Vater verwechselt wird.

Artig ist folgende Anekdote: „Dem Anno 1829 im Josephsspital zu München verstorbenen ehemaligen Missionär Pater Wolfgang Bock wurde 1811, als er aus dem Orient zurückkam, von der Polizei verboten, in seiner Carmelitenordenstracht auszugehen. Da kleidete sich der kluge Pater schnell auf türkisch, wozu sein schöner langer Bart ohnedieß gut paßte, und siehe, den die Polizei als Carmeliten nicht duldete, ließ sie als Türken ungenirt in der Stadt München erscheinen, was nicht geringes Aufsehen machte, so daß ein Künstler den Pater im Türkenaufzug mit Turban abbildete und der Kupferstich schnell vergriffen ward."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzel's

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 71. 3. September 1864.

Reise.

Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde, in den Jahren 1857—59. Beschreibender Theil von Dr. Karl von Scherzer. Volksausgabe. Erster Band. Mit Karten und Holzschnitten. Wien, Karl Gerold's Sohn, 1864.

Wir würden dieses interessante Werk noch lobenswürdiger finden, wenn es etwas minder weitläufig geschrieben wäre und wenn die Holzschnitte sauberer in die Augen fielen. Für eine s. g. Volksausgabe hätte sich eine kürzere Zusammenfassung mit so reinlichen und eleganten Bildern geschickt, wie wir sie in ähnlichen Ausgaben der Franzosen und Engländer gewöhnt sind.

Was den Inhalt betrifft, so heben wir Einiges hervor, was uns am meisten Bedeutung zu verdienen scheint. Auf der Fahrt von Triest aus durch das mittelländische Meer an der afrikanischen Küste vorüber, macht der Verfasser die Bemerkung, wie sehr es sich der Mühe lohnen würde, wenn Oesterreich Handelsverbindungen mit Marokko anknüpfte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Gibraltar gelangte das Schiff nach der Insel Madeira und klagt über den Untergang des edlen und berühmten Weines daselbst. „Seit dem ersten Auftreten der Traubenkrankheit auf Madeira fand im Ertrage des Weinstockes eine so rasche Abnahme statt, daß der Ausfall der Ernte im Herbste des Jahres 1852 bereits einem Verluste von 1,140,000 Milreis gleichkam, und nach fünf Jahren erfolglosen Zuwartens gaben endlich die verarmten Landwirthe die Cultur der Weinrebe gänzlich auf. Die Rebenstöcke verminderten sich seither von Jahr zu Jahr, und dem Reisenden, der gegenwärtig Madeira besucht, wird es kaum glaublich scheinen, daß noch vor einem Decennium der größte Theil der Insel mit Weinreben bedeckt war. Das Absterben der Rebenstöcke kann aber nicht allein der Traubenkrankheit zugeschrieben werden, es ist die Folge der gänzlichen Vernachlässigung des Weinbaues zu Gunsten anderer Culturpflanzen, so daß es in den letzten Jahren nicht einmal möglich war, eine hinreichende Anzahl von Früchten für eine Traubencur zu finden. Dazu kommt, daß die Zuckerpflanzungen, welche jährlich an Ausdehnung zunehmen, durch die zu ihrem Gedeihen so nothwendige häufige Bewässerung noch mehr zur Vernichtung des Weinstockes beitragen, indem dessen Wurzeln im nassen Boden verfaulen.“ Das Volk ist schrecklich verarmt. Merkwürdig erscheint eine Sitte, die hier ausschließlich vorkommt. Die glatten Steine des Pflasters in Funchal, der Hauptstadt der Insel, erlauben nämlich, daß man hier auf Schlitten fährt, ohne daß man Schnee hätte. Der Verfasser bestieg auch hier einen hohen Berg.

Dann segelte das Schiff weit in das atlantische Meer hinaus, dessen reiche Thierwelt die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich zog. „Die ganze Wasserwelt vom winzigsten Infusorium bis zum riesigen Walfische ist an Bedingungen gebunden, welche der Oekonomie des Meeres, dem Weiterbaue und der ferneren Entwickelung des Erdganzen entsprechen; sie ist jenen ewigen, ehernen Naturgesetzen unterworfen, an welche gewissermaßen alles Lebende auf der Erde gekettet zu seyn scheint. Die chemischen, mechanischen, elektrischen und organischen Wirkungen des Geschaffenen, ihr gegenseitiger Einfluß, ihre dadurch hervorgerufenen Veränderungen der Form und äußeren Erscheinung sind die Ursache der nimmer ruhenden Thätigkeit in der Natur, sind die Elemente zur beständigen Umwandlung, zur Erreichung jenes höheren Zieles, jener weisen Absichten, welche das ganze Weltsystem beurkundet. So löst das Wasser die kalkigen Substanzen der Erde auf und überträgt sie in den Ocean, während zahllose Schal- und

Korallenthiere, verschiedenen uns noch unbekannten Processen ihre Existenz verdankend, diese kalkigen Substanzen wieder dem Meere entziehen, um sich ihre Wohnung aus denselben zu bauen. Durch eine allmälige Anhäufung, durch die Thätigkeit oder das Absterben dieser Thiere werden Unebenheiten des Meeresgrundes ausgefüllt oder neue geschaffen, welche zuweilen als Bänke und Felsen der Schiffahrt so gefährlich sind, oder auch als Inseln dem Menschen zum Wohnorte dienen, auf denen er sich geistig und körperlich entwickelt und seine Aufgabe in der Gesammtwelt ebenso wie die kleine Schnecke und das unscheinbare Infusionsthierchen erfüllt. Unendlich schön sind die in den Tropen auf der Oberfläche des Meeres vorkommenden Physallen, Thierchen, welche mit einer schwimmenden, dem Winde ausgesetzten, kammartigen Luftblase dahin segeln, während ihre vielen, sehr langen violetten oder dunkelblauen Arme gleich den Fasern oder Wurzeln einer Pflanze tief in's Wasser reichen und sich ausstrecken und zusammenziehen, um die nöthige Nahrung zu erhaschen. Die Blase selbst ist an den Rändern violett, und gleicht, von der Sonne beschienen, einer prachtvollen schwimmenden Blume, welche das Meer mit dem Winde nach allen Richtungen durchzieht."

Die Fregatte Novara hielt in Brasilien an. Der Verfasser schildert die ewige Schönheit der Urwälder, aber an der großen und schmutzigen Hauptstadt Rio de Janeiro fand er wenig zu loben. „Man trifft in Brasilien, wie überhaupt in allen von der romanischen Race bevölkerten Theilen Südamerika's, unendlich viel guten Willen und noch mehr Sucht, die Völker nordländischer Civilisation in ihrem Fortschritts- und Forschungsdrange nachzuahmen, aber es fehlt hier jene Kraft und jene Ausdauer, welche der angloſächsischen Race in so vorzüglicher Weise eigen und eine Hauptbedingung ist, um das noch so eifrig Begonnene auch glücklich durchzuführen. Darum sehen wir in Brasilien im wissenschaftlichen, ökonomischen und socialen Leben eine Menge Dinge angefangen, aber nicht beendet, und wohl nirgends in der Welt hört man so viel von dem sprechen, was geschehen soll, als in Rio de Janeiro." Dabei tadelt der Verfasser die „kindische" Eitelkeit der Brasilianer, die da glauben, bei ihnen sey alles besser als in Europa. Wie sein Reisegefährte Lalement klagt er über die Mißhandlung der deutschen Einwanderer. „Das moderne brasilianische System der Parceria oder Halbpacht besteht darin, daß ein Pflanzer in Europa auswanderungslustige arme Leute anwerben und auf seine Kosten nach Brasilien kommen läßt, wo sie dann auf seinen Kaffee- und Zuckerplantagen als Halbpächter eintreten und contractlich ihm mit ihrer Person und ihrer Arbeitskraft, ja sogar mit ihrer Familie für die gemachten Auslagen, Ueberfahrtskosten, anfängliche Verpflegung und so weiter haften. So lange, bis sie alles das mit landesüblichen (d. h. sehr hohen) Zinsen abverdient und abbezahlt haben, so lange bleiben die Parceristen dem Grundherrn mit ihrem Leibe pflichtig und wie Hörige an die Scholle gefesselt. Die Ernten werden zwischen dem Colonisten und dem Foundeiro getheilt, woher der Contract eigentlich seinen Namen führt (Parceria—Theilvertrag). Den Verkauf der Ernte besorgt jedoch der Eigenthümer, oder was noch schlimmer ist, sein Verwalter. Er berechnet wieder Spesen, und erst der reine Ertrag wird dem Colonisten gut geschrieben. Bei ungünstigen Ernten oder flauen Marktpreisen vermag der Colonist oft durch ein Jahr Arbeit nicht einmal die Zinsen für seine Schuld zu erschwingen, und geräth zuweilen so tief in Schulden, daß nicht blos er selbst bis zum Grabe an die Scholle gebunden bleibt, sondern sein Leichtsinn auch seine Kinder zu Sclaven macht. Rechtsschutz aber ist in Brasilien für den Fremdling nicht vorhanden. Seine Richter sind Brasilianer, und die brasilianische Justiz ist sehr oft käuflich, oder wenigstens von vornherein zu Gunsten des Geklagten, nämlich des brasilianischen Bodenbesitzers gestimmt. Man will in Brasilien keine Colonisten im wahren Sinne des Wortes, sondern blos Leute, welche ihre Freiheit und ihre Arbeitskraft verkaufen wollen!"

Am Cap weilte der Verfasser so lange, um Ausflüge in die Umgegend machen zu können. Die Engländer geben sich zwar Mühe, hier die altholländischen Namen durch englische zu verdrängen, allein die gute Natur der Boers läßt sich nicht leicht durch englischen Speculationsgeist austilgen. „Rendèn war das einsame Gehöft eines holländischen Landwirthes, Namens Praetorius, an den wir eine briefliche Empfehlung hatten. Als wir uns näherten, wurden wir durch das heftige Bellen losgelassener Hunde begrüßt, die sich im voraus an dem Zerfleischen einer unerwarteten Beute zu ergötzen schienen. Kaum wagten wir einen Schritt vorwärts zu thun. Endlich zeigte sich an der Hausthür ein Mann mit einer Laterne, dem bald die ganze Familie folgte, um sich zu überzeugen, wer wohl noch in so später Stunde des Weges käme. Wir übergaben den Brief, baten ihn denselben zu lesen und frugen, ob wir über Nacht Unterkunft finden könnten. Wir erhielten Einlaß und fanden bald die freundlichste Aufnahme. Man führte uns in sehr einfach eingerichtete, aber reinliche, nette Zimmer, und lud uns ein, am gemeinsamen Nachtmahl Theil zu nehmen. Es war eine sehr zahlreiche Familie. Vater und Mutter, echt holländische

Figuren, saßen an der langen Tafel obenan, dann kam der Schwiegersohn, der die älteste Tochter geheirathet hatte, und hierauf kamen bunt durch einander die Söhne und Töchter, welche noch unverheirathet waren. Sie sahen alle gesund und kräftig aus, und ihre schwieligen Hände waren die schönsten Diplome ihrer Arbeitsamkeit und ihres Fleißes. Der jüngste Sohn sagte ein kurzes Gebet. Dann wurden in großen Schüsseln Rindfleisch, Kartoffeln, Schaffleisch und Gemüse, Brod, Butter und Käse herumgereicht. Auch ein paar Flaschen Capwein eigener Fechsung machten die Runde. Obschon die Ansiedlung erst vor vier Jahren gegründet wurde, so war doch von der rührigen Familie unendlich viel geschehen, um den Boden ertragfähig zu machen und das Haus wohnlich einzurichten. Sogar ein kleiner Blumengarten prangte schon vor dem Wohngebäude. Die Hauptcultur des ganzen Thales besteht in Weinbau, der hier einen sehr reichen Ertrag liefern soll." Auch durch Schafzucht wird sehr viel gewonnen und in der Nähe des Cap auch durch Rindviehzucht, da es sich hier lohnt, jährlich tausende von Schiffen mit Fleisch zu versehen. Doch ist dem Vieh die Tsetsefliege durch ihre giftigen Stiche gefährlich.

Vom Cap aus untersuchten die Reisenden im stillen Ocean zuerst die beiden Inseln St. Paul und Amsterdam, welche man früher für identisch gehalten hatte und über welche der verstorbene Humboldt genauere Auskunft wünschte, um so mehr, als sie in der Mitte zwischen dem Cap und Neuholland liegen, also für die Schifffahrt nicht unwichtig sind. Auch sollte sich die Novara hier nach einem Schweizer erkundigen, welcher daselbst Schiffbruch gelitten hatte, von dem sich jedoch keine Spur mehr auffinden ließ. Beide Inseln sind vulkanischen Ursprungs. St. Paul ein großes Kraterbecken mit heißen Quellen und einer merkwürdigen Gattung von Spring-Pinguins. Auf der Insel Amsterdam geriethen die dünnen Binsenfelder durch ein zufällig weggeworfenes Schwefelhölzchen in Brand, was einen prächtigen Anblick gewährte.

Auf ihrer weiteren Fahrt begegnete die Novara einem nordamerikanischen Schiffe, welches die Unverschämtheit hatte, ohne Gruß bei einem österreichischen Kriegsschiffe vorüberzusegeln und erst durch einen blinden, dann durch einen scharfen Schuß gezwungen werden mußte, die Seesitte zu achten.

Auf der Insel Ceylon fand der Verfasser die Zimmetproduction sehr in der Abnahme begriffen, weil dieses edle Gewürz nicht mehr Mode ist, wie früher und viel weniger in den Gebrauch kommt. Einige Herren der Expedition bestiegen den berühmten Adamspik. Von hier segelte das Schiff nach Madras, eine indische Gouvernementalstadt von geringerem Range als Kalkutta und die gleichwohl 700,000 Einwohner zählt, also mehr als Wien und Berlin. Hier in Madras sah der Verfasser, wie ein großes Fest zu Ehren des welterhaltenden Princips von den Heiden noch in derselben orgiastischen Weise begangen wurde, wie einst die Feste des ägyptischen Mendes, der babylonischen Mylitta und paphischen Venus, jedoch nicht ohne Zuthat moderner englischer Industrie. „Zur Zeit unserer Ankunft wurde gerade das größte Fest zu Ehren Wischnu's, einer der drei Hauptgottheiten der Brahmalehre, gefeiert. Es dauerte vierzehn Tage hindurch und ward mit großen Pomp begangen. Tempel waren improvisirt, eigene Tanzplätze für die Tempeldienerinnen und Bajaderen errichtet worden. In einer dieser auf die wunderlichste Weise ausgeschmückten Tanzhallen erhob sich im Hintergrunde eine Art Altar, reich mit Goldflitterwerk, so wie mit geschliffenem und gefärbtem Glas behangen und mit allerlei abenteuerlichen Göttergestalten besetzt. Am Eingange stand die Statue der mediceischen Venus, rechts jene Apollo's vom Belvedere; auf einem kleinen Tischchen erblickte man Schmetterlinge, schimmernde Käfer und Muscheln in zierlichen Glaskästchen. An den Bretterwänden zu beiden Seiten hingen neben dem Portraite Anton von Padua's die sinnlichen Bilder orientalischer Odalisken und neben einem Kupferstiche des heiligen Carolus Borromäus alle jene schamlosen Darstellungen, welche man selbst an den verrufensten Orten von London und Paris nur des Nachts feilbietet." Die englische Regierung selbst ist es, welche das heidnische Kirchengut verwaltet und die Tempel und Priesterschaften unterhält. Daneben wird die christliche Mission — geduldet.

Die Reise wurde fortgesetzt über die Nikobarinseln, deren Einwohner sich noch ganz im Naturzustande befinden. Hier ein kleines Landschaftsbild. „Während wir die Ostküste entlang segelten, konnte man durch das Fernrohr bei dem aus 8 bis 10 Hütten bestehenden Dorfe Lapáte eine große Menge von Weibern und Kindern wahrnehmen, welche in ängstlicher Hast zwischen den Hütten hin und her liefen und sodann schnell im Walde verschwanden. Es waren offenbar Flüchtlinge von der Nordseite, welche nun mit den weiblichen Eingeborenen von der Ost- und Südseite abermals in den Wald sich retteten, als sie den gefürchteten schwimmenden Riesen sich nähern sahen. Ein blendend weißes Gestade von Korallensand, übersäet mit Tausenden lebendigen Muschelschalen, die mit ihren usurpatorischen Bewohnern, den merkwürdigen Bernhardskrebsen, alle laufen können, traurige Mangrovesümpfe und ein prachtvoller,

hochstämmiger Wald, durch den ein schmaler Fußpfad führte, war alles, was die flache Küste unsern Blicken bot.“ Noch haben die Inseln keinen Herrn und sind doch wichtig für den Welthandel. „Die nikobarischen Inseln, auf dem größten Handelsweg der Welt gelegen, welcher mit der muthmaßlichen Eröffnung des Suez-Canals noch an Bedeutung gewinnen wird, und in ihrer Mittelrichtung von Süd-Südost nach Nord-Nordwest streichend, sind gleichsam eine Verlängerung der centralen Gebirgskette Sumatra's gegen Norden, welche später auf die nördlich von den Nikobaren gelegenen Andamanen übergeht und in bogenförmiger Reihe mit der Convexität gegen Westen sich am Cap Negrais der malayischen Halbinsel anschließt. Zieht man von diesem Archipel als Mittelpunkt einen Kreis von einem Halbmesser von 1200 Seemeilen, so liegen innerhalb desselben die bedeutendsten Handelsplätze Indiens, so wie Ceylon, die meisten Sunda-Inseln und Cochinchina. Die hier herrschenden regelmäßigen Winde erleichtern die Ueberfahrt von den benachbarten Ländern und Küsten und erhöhen noch mehr den Werth des Archipels.“

Man hat vorgeschlagen, auf diesen Inseln den Chinarindenbaum anzupflanzen, weil man dessen Aussterben in Amerika besorgt. Der Verfasser sagt aber: „Die Chinabäume sind nämlich in Peru, Bolivien und Ecuador durchaus nicht, wie man voraussetzte, der Ausrottung nahe; die Gewinnung der Rinde wird sogar an den meisten Orten systematisch betrieben, und an eine empfindliche Theuerung oder Abnahme des edlen Heilstoffes ist durchaus nicht zu denken.“ Merkwürdig ist auf den Nikobarinseln eine Kletterspitzmaus, die auf Palmen lebt und der gefährlichste Feind der Kokosnüsse ist. Die Bewohner dieser glücklichen Inseln kennen keine Zeit und wissen nicht einmal, wie alt sie sind, weil sie ohne Staat, fast ohne Religion, jedenfalls ohne Arbeit wie nackte Kinder unter dem Schutz des warmen Klima und im Genuß von selbst wachsender Früchte sorgenlos dahinleben. Der Verfasser contrastirt damit die Geschäftshast und das time is money in England, als ob nicht auch in England und zwar in den höchsten Classen der Gesellschaft Individuen genug lebten, die, wenn auch nicht so nackt, doch ebenso müssig gehen, wie die Wilden auf den nikobarischen Inseln. Der liebe Gott sorgt schon dafür, daß nicht alle seine Kinder Fabrikarbeiter zu werden brauchen.

In Singapore machte der Verfasser die erste Bekanntschaft mit den Chinesen, welche sich dort in Menge niederlassen, um dort an dem großen englischen Handelsplatz durch Arbeit oder Kaufmannschaft reich zu werden und dann in der Regel wieder nach China zurückkehren. Sie sind sehr gesucht. Ein englischer Arbeiter arbeitet zwar in 52 Stunden, wozu der chinesische Arbeiter 100 Stunden braucht, fordert aber dafür 351 Lohn, während der Chinese mit 100 sich begnügt. Das Laster des Opiumessens herrscht auch in Singapore und wird hier ausführlich davon gehandelt.

Das Schiff segelte weiter nach Java. Man besuchte Batavia, den paradiesischen Garten von Buitenzorg rc. Von besonderem Interesse ist, was der Verfasser über die stagnirende holländische Verwaltung auf Java im Gegensatz gegen die Rührigkeit der Engländer in Singapore sagt. Am auffallendsten ist die allmälige Verschlechterung des Javakaffee's. Man gibt der Frohnarbeit die Schuld, auf welche die Kaffeecultur basirt ist. „Die ganze Ernte muß von den Kaffeepflanzern der Regierung zu einem bestimmten Preise geliefert werden, und zwar bezahlt dieselbe im Innern des Landes 3½, in Batavia, wo die Bevölkerung höhere Steuern zu entrichten hat, 9 holländische Gulden für jeden Pikul. Die niederländische Handelsgesellschaft oder Nederlandsche Handels-Maatschappy, welche das ausschließliche Recht der Verschiffung besitzt, zahlt der Regierung 28 bis 30 Gulden per Pikul Kaffee, und verkauft denselben auf europäischen Märkten auf eigene Rechnung. Wie hemmend ein solches monopolisirendes System auf Handel und Verkehr wirkt, zeigt am besten der stagnirende Zustand des alten, stolzen Batavia, verglichen mit dem jungen blühenden Freihandelsplatz Singapore. Die Regierung hat indessen in den letzten zwei Jahren einen liberaleren Anlauf genommen und einen Theil der Producte, wie z. B. Zucker, welche sie bisher sämmtlich selbst nach Holland auf den Markt brachte, schon an Ort und Stelle durch Auction dem allgemeinen Verkehre freigegeben und man hofft, daß dieses System bald auch auf andere Colonialproducte, namentlich auf Kaffee, Anwendung finden, und daß ferner nicht blos wie bisher Batavia, Samarang und Surabaya, sondern sämmtliche Häfen der Insel dem freien Handel geöffnet werden mögen. Mit dieser Frage einer freieren Handelsbewegung ist die der Frohnarbeit eng verknüpft, welche darin besteht, daß die Eingeborenen im Innern des Landes zu gewissen festgesetzten Preisen für die Regierung zu arbeiten gezwungen sind.“

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, **N° 72.** 7. September 1864.

Kirchengeschichte.

Geschichte der kirchlichen Trennung zwischen dem Orient und Occident, von den ersten Anfängen bis zur jüngsten Gegenwart. Von Dr. A. Pichler. I. Band. Byzantinische Kirche. München, Rieger'sche Universitätsbuchhandlung, 1864.

Es war natürlich, daß in unserer alles nivellirenden und vermengelnden Zeit auch der Plan wieder auftauchte, die römische und griechische Kirche zu versöhnen und zu vereinigen. Eine natürliche Veranlassung dazu war der Verfall der Türkei. Wenn es wirklich mit derselben zu Ende ging, so lag es ohne Zweifel im Interesse der nächsten katholischen Nachbarn, Oesterreichs, Italiens und Frankreichs, die Christen im Orient unter ihre Obhut zu nehmen und schon deswegen mit der römischen Kirche zu vereinigen, um ihre Vereinigung mit Rußland zu verhindern. Auf der anderen Seite gehörte es zu den Feinheiten der russischen Politik, ihre heiße Begierde, alle Christen des Orients in die russische Machtsphäre zu ziehen, zu maskiren. Deßhalb durften mehrere gebildete Russen der Neuzeit für die Wiedervereinigung der orientalischen und occidentalischen Kirchen schwärmen und in der Literatur einigen Lärm davon machen. Dabei ist viel Täuschung mit untergelaufen und auch der Verfasser des vorliegenden sehr schätzbaren historischen Werkes hält sich nicht ganz von Täuschung frei, wenn er am Schlusse sagt: „Es läßt sich nicht verkennen, daß, so trübe auch die Aussichten scheinen mögen, die orientalischen Kirchen, wie Marshall sagt, sichtlich auf dem Wege sich befinden, zur Einheit zurückzukehren und der Stimme des obersten Hirten zu folgen. Die Vorsehung scheint hiefür auf beiden Seiten Alles vorzubereiten. Auf daß diese Vereinigung der beiden Schwesterkirchen recht bald erfolge, wollen wir mit bußfertigem Herzen mit der ganzen orientalischen Kirche ‚um den Frieden der ganzen Welt, um die Wohlfahrt der heiligen Kirchen Gottes und um die Einigung aller' beten." Das alles bleibt doch nur ein frommer Wunsch, denn die Vereinigung ist absolut unmöglich.

Die christliche Kirche begann als eine freie aber isolirte Gemeinde, und wenn auch mit der Bestimmung, die allgemeine Kirche zu werden, blieb sie doch nur eine Sekte. Als sie unter Constantin dem Großen die bisherige heidnische Mehrheit überwand, wurde sie Staatskirche, Werkzeug des Imperialismus. Dieser Charakter ist der oströmischen, byzantinischen oder griechischen Kirche treu geblieben und auf ihre russische Abzweigung übergegangen. Erst in Rom und unter dem Einfluß des germanischen Idealismus konnte der Gedanke einer Verallgemeinerung der Kirche mit Beibehaltung ihrer ursprünglichen apostolischen Freiheit verwirklicht und eine unabhängige Hierarchie dem weltlichen Staate gegenüber gestellt werden. Diese Unabhängigkeit der Kirche anzuerkennen, war der griechischen und russischen Staatskirche von jeher und principiell unmöglich. Der germanische Idealismus ist Griechen und Slaven etwas Unbegreifliches, denn sie sind Naturen, die nur dem materiellen Zwange folgen, aber von einer freien und ritterlichen Unterwerfung weltlicher Macht unter die göttliche keine Ahnung haben. Wie hätten sie auch eine vom Staat unabhängige Kirche begreifen und vorziehen sollen, da ein großer Theil der edlen germanischen Völker selber dem Idealismus entsagte. Die Reformation war ein Abfall von der unabhängigen Kirche, ein Rückfall in das byzantinische Staatskirchenthum, und weil es ein Rückfall war, konnte die rückgängige Bewegung nicht stille stehen und mußte die Kirche wieder in vielen Gegenden der Erde in Sekten auflösen, die namentlich in der neuen Welt durch ihre Menge und Gegensätzlichkeit die Wiedervereinigung un-

möglich zu machen scheinen. Mit einem Wort, die Kirche Gottes auf Erden ist in die Gewalt des Imperialismus, der nur den Kaiser, König, Großherzog, Bürgermeister und Rath, Präsident und Parlament, den jeweiligen Inhaber der Staatsgewalt vergöttert und seine Gebote für die des alleinigen Gottes ausgibt, und der anarchischen Demokratie gefallen, in der Männer, Weiber und Kinder nach jeweiliger Laune, jedes wie es will, sich privatim ein Kartenhaus von Kirche bauen, es wieder abbrechen und wieder bauen. Dort legt man dem allmächtigen Gott Befehle irdischer Herrsucht und weltlicher Polizei unter, hier machen die Menschen einen Gebrauch von ihrer Freiheit, der ebenso wenig Achtung vor dem hohen Wesen der Gottheit verräth.

In einer Zeit so tiefen kirchlichen Verfalls würde die schwerbedrängte römische Kirche durch eine Vereinigung mit der griechischen Staatskirche nicht zum Siege gelangen können, sondern nur ihren Untergang finden. In Pius IX. lebt das richtige Gefühl davon. Daher seine heilige Scheu vor der russischen Berührung.

Leider sind auch die Griechen unter der türkischen Herrschaft nicht geartet, um würdige Glieder einer unabhängigen Kirche werden zu können. Der byzantinische Patriarch konnte niemals das Joch abwerfen, das ihm der Kaiser auflegte, und blieb das Werkzeug weltlicher Politik, und der geschmeidige Photius wurde das Ideal der ganzen Patriarchengattung, wie sie heute noch in Constantinopel und St. Petersburg Mode sind. In Constantinopel hörte zwar das christliche Kaiserthum auf, allein der türkische Sultan setzte das System fort. Als der schwerbedrängte Kaiser in der letzten Noth das Abendland gegen die Türken um Hülfe anrief und, um sie zu erkaufen, auf dem Concile zu Florenz in die Vereinigung der griechischen Kirche mit der römischen einwilligte, widersetzten sich in Constantinopel Klerus und Volk, weil sie schon vom Sultan bearbeitet und durch falsche Versprechungen getäuscht waren. Sobald der Kaiser ohnmächtig, der Sultan der Stärkere war, verrieth der Klerus den Kaiser und huldigte dem Sultan. Der elende Patriarch glaubte dabei zu gewinnen. Der Sultan machte ihm auch wirklich große Concessionen. „Der Patriarch hat die absolute bürgerliche Jurisdiction in allen Ehesachen. Er ist competent in allen Civilstreitigkeiten, welche die Parteien, wenn sie beide Griechen sind, an ihn bringen; er kann den Klerus und die Laien für kirchliche Zwecke besteuern; er hat das Recht, Polizeisoldaten zu halten. Der griechischen Kirche ist ihr Eigenthum und die freie Verwaltung desselben garantirt; der Patriarch und der Klerus sind für die ihnen zu zahlenden Gebühren abgabenfrei, der Patriarch ist es überhaupt mit Ausnahme speciell bezeichneter Abgaben. Jeder Grieche darf bis zu einem Dritttheil seiner Hinterlassenschaft zu Gunsten der Kirche testiren, solche testamentarische Verfügungen zu Gunsten des Klerus und der Kirche sind erzwingbar. Alle Bischöfe haben privilegirten Gerichtsstand, und können nur vor dem Divan angeklagt werden. Damit erhielt der Patriarch von Constantinopel und der ganze griechische Klerus eine Gewalt, wie sie der römische Patriarch und der abendländische Klerus nicht besaß. Da mußte nun freilich der Papst die Hoffnung aufgeben, den griechischen Klerus zur Anerkennung seiner Universalherrschaft zu bringen und seinem Stuhle sich zu unterwerfen. Der griechische Klerus mußte seinerseits in den Türken nicht seine Feinde, sondern die Mehrer und Förderer seiner Macht erblicken. Wie vollkommen überzeugt mußte aber Mohammed II. von der Ergebenheit des griechischen Klerus seyn, daß er ihm eine solche Gewalt anvertrauen konnte! Er wußte wohl, daß noch jeder Thronräuber seinen Patriarchen gefunden hatte, der ihn krönte, und eine Synode, die alle seine Wünsche erfüllte. Nicht minder überzeugt war aber sicher Mohammed auch von seiner Gewalt, den Patriarchen im Zaume zu halten."

Der griechische Patriarch wurde demnach der geistliche Scherge des Sultans und durfte das griechische Volk knechten. Die Corruption nahm immer mehr überhand, indem die reichern und vornehmern Familien unter den Griechen (die Phanarioten) sich zu den Patriarchenstellen drängten und die größten Infamien begingen, um einander vom Patriarchenstuhl zu verdrängen, was hauptsächlich durch Bestechung des türkischen Divan geschah. Um das Geld dazu aufzutreiben, brandschatzten die Patriarchen ihre Bischöfe und die niedere Geistlichkeit. „Ihre Visitationen, die zweimal im Jahre stattfanden, wie es noch gegenwärtig der Fall ist, waren für die Pfarrer wahre Heimsuchungen. Nach diesen Verhältnissen darf uns daher selbst das Unglaublichste, was wir über die Simonie des niederen Klerus erfahren, nicht mehr Wunder nehmen. Dieser war nur auf Stolgefälle und Stipendien angewiesen. Kein Wunder, daß er alle, auch die heiligsten Verrichtungen, nur für theures Geld verkaufte, um Weib und Kinder zu ernähren. Haarsträubend sind die Thatsachen, welche in dieser Beziehung berichtet werden. Nicht blos die Taufen, Eheangelegenheiten, Sepulturen waren taxirt und alle noch so kleinen kirchlichen Verrichtungen, sondern auch die Beicht und Communion, ja die Pfarrer verkauften sogar Ablässe für die Lebendigen und die Todten."

Was Muhamed II. versprochen hatte, wurde schon von Selim I. nicht mehr gehalten. Vielmehr drückte dieser die Griechen in das knechtische Verhältniß hinab, was sie nur zu sehr durch eigene Schuld verdient hatten. „Raja's dürfen nicht den weißen oder grünen Turban tragen, die christlichen Frauen keine gelben Pantoffel anziehen, die grüne Farbe ist als die Farbe des Propheten allen Raja's verboten. Kein Christ darf das Kameel besteigen, in der Nähe der Moscheen, Derwischklöster und türkischen Heiligengräber darf kein Raja sich blicken lassen, jeder Raja muß das Feß tragen. Die Portale christlicher Kirchen dürfen in türkischen Städten nie unmittelbar auf die Straße hinausgehen, Kreuze dürfen auf ihnen äußerlich nicht sichtbar seyn, Glocken, außer in einigen Klosterkirchen und auf dem Athos, dürfen nicht geläutet werden. Auf den christlichen Kirchhöfen, die von den türkischen gesondert sind, darf keine Cypresse gepflanzt werden."

Das Unglück der Nation hielt die Candidaten um das Patriarchat nicht ab, sich jede Niederträchtigkeit gefallen zu lassen und jede zu begehen, um vom Sultan den hohen Posten zu erbetteln. „Im Jahre 1580 drohte Murad III. den beiden sich bekämpfenden Aspiranten, wenn sie nicht Ruhe gäben, das Patriarchat aufzuheben. Hundert Jahre später, im Jahre 1671, empfing der Großvezier den neuen Patriarchen, Dionysius, und dessen Klerus mit den Worten: ‚Ihr Hunde ohne Glauben und Gesetz, wie lange werden Zwietracht, Uneinigkeit und Eifersucht noch unter euch herrschen? Wann werdet ihr aufhören, euch gegenseitig zu verfolgen? Wenn ich vor sechs Monaten von euch etwas höre, so werde ich euch alle umbringen lassen.'"

Die Türken waren wenig zahlreich, deshalb rekrutirten sie sich aus den Christen und nahmen alle Jahre eine große Zahl Knaben der griechischen Familien hinweg, um sie als Muhamedaner und zum Kriegsdienst erziehen zu lassen. Das waren die berühmten Janitscharen, der Kern des türkischen Heeres, lauter geborne Christen, welche dem Halbmond dienten. Daß aus den Söhnen der elenden Griechen blos durch muhamedanische Erziehung eine solche Heldenschaar erwachsen konnte, dient den Griechen am meisten zur Beschämung, weil es beweist, wenn sie selbst als Christen ihre Kinder besser erzogen hätten, würden sie nicht in die Sclaverei der Türken gefallen seyn. Aber das griechische Volk erhob sich nicht gegen den grausamen Knabenraub. Athen hatte keinen Theseus mehr, der die blühende Jugend seiner Heimath dem Minotaurus entrissen hätte. Und auch der Klerus, der Patriarch thaten nichts, um dem himmelschreienden Kinderraube zu steuern. Aber es gab viele griechische Familien, die es sich zur Ehre schätzten, wenn ihre Söhne unter die Türken aufgenommen wurden, wie der venetianische Gesandte im Jahr 1554 berichtet.

Wie ritterlich haben die spanischen Christen gegen die Muhamedaner gekämpft! Welch heilige Begeisterung durchflammte das spanische Volk, die spanische Dichtung und Kunst! Von alledem zeigte sich bei den Neugriechen nie die geringste Spur.

Reise.

Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde, in den Jahren 1857—59. Beschreibender Theil von Dr. Karl von Scherzer. Volksausgabe. Erster Band. Mit Karten und Holzschnitten. Wien, Karl Gerold's Sohn, 1864.

(Schluß.)

„In allen Gegenden, wo die Regierung Kaffee- oder andere Pflanzungen besitzt, muß deren Cultur durch die Bewohner der benachbarten Dörfer für eine von der Regierung bestimmte Vergütung besorgt werden; die Kulies oder Lastträger müssen für einen festgesetzten Betrag (2½ bis 3 Deut für 1 Paal) Waaren weiter schaffen und Botendienst verrichten, während die freie Arbeit für den Privatmann auf mehr als das Vierfache zu stehen kommt. Es hat sich auf Java eine Partei für Aufhebung der Frohnarbeit gebildet, die in Holland kräftige Unterstützung findet, auf der Insel selbst aber durch die mannigfachen Interessen, welche eine solche Maßregel zu gefährden droht, leichtbegreiflicher Weise eine große Opposition heraufbeschworen hat."

Interessant ist die Schilderung einer Höhle in der Nähe von Java, in welcher die berühmten eßbaren Vogelnester in großer Menge, aber auch mit vieler Mühe gewonnen werden. Es sind eigentlich sieben Höhlen, worin jährlich über eine halbe Million Nester erbeutet werden, die man hauptsächlich nach China verkauft. Die größte Höhle ist die zu Karang-bólong. „Die Decke des Einganges der Höhle liegt jedoch nur 10 Fuß über dem Meere, das den Boden der Höhle auch zur Ebbezeit in seiner ganzen Ausdehnung bedeckt, während zur Fluthzeit die Oeffnung der Höhle von jeder herbeirollenden Woge gänzlich zugeschlossen wird. Nur bei Ebbe und

bei sehr stillem niedrigem Wasser kann man in ihr Inneres gelangen. Auch dann noch würde das unmöglich seyn, wäre der Fels am Gewölbe oder an der Decke der Höhle nicht von einer Menge Löcher durchbohrt, zernagt und zerfressen. In diesen Löchern aber, an den hervorragenden Zacken, hält sich der stärkste und kühnste der Pflücker, der zuerst hineinklettert, fest, und bindet Rotangstränge an ihnen an, welche dann von der Decke 4 bis 5 Fuß lang herabhängen. An ihrem unteren Ende werden andere lange Rotangstränge festgeknüpft, die in einer mehr horizontalen Richtung unter der Decke hinlaufen, und deren Unebenheiten dieselben bald auf-, bald absteigend folgen, so daß sie sich wie eine hängende Brücke durch die ganze Länge der Höhle hindurchziehen."

Auf seiner weiteren Fahrt hielt das Schiff in Manila oder Luzon (Philippinen) an. Das ist die einzige große Besitzung, welche den Spaniern im stillen Ocean übrig geblieben ist und die noch so ganz in alter Weise verwaltet wird, daß das Volk mehr an den Mönchen, als an der weltlichen Regierung hängt, welche letztere sich deshalb hütet, mit den Mönchen in Conflict zu kommen. Während Progressismus, Voltairianismus und Maçonnerie im spanischen Mutterlande die Klöster geplündert und zum Theil verbrannt hat, wagte doch selbst das fortschrittlichste Ministerium nicht, auf den Philippinen in derselben frivolen Weise zu verfahren. Deshalb ist auch dort das Volk noch auf eine denkwürdige Weise zufrieden und glücklich. Die eingebornen Tongalesen sind längst bekehrt, ein frommes und friedfertiges Volk, welches seinen geistlichen Vätern mit kindlicher Liebe zugethan ist. Man pflegt einen solchen Wohlstand und eine solche Volkszufriedenheit unter geistlicher Obhut im gebildeten Europa zu verlachen und würde am liebsten dem letzten Pfaffenregiment, das sich noch in einem Winkel der Erde verbirgt, mit Feuer und Schwert ein Ende machen, um die armen Tongalesen mit Parlamentswahlen, Juristerei, Schulmeisterei und Fabrikjammer in die höhere staatliche Civilisation einzuführen. Wir hegen die abweichende Meinung, daß unsere heillose Staatsomnipotenz die demokratische und liberale, wie die despotische, doch wenigstens noch auf einem Fleck Erde die Kirche und das in ihrem Frieden lebende Volk in Ruhe lassen sollte.

Die spanische Verwaltung der Philippinen verdient bei weitem mehr Achtung als die englische und holländische in Ostindien. In den englischen und holländischen Colonien hat man den heidnischen Bevölkerungen den Segen des Christenthums nicht gebracht. Man hat sie in ihrem blinden Heidenthum stecken lassen und sie nur ausgeplündert, gequält und geschunden, und muß daher einen immerwährenden oder nur immer kurz unterbrochenen Krieg mit ihnen führen. In Manila hört man nie etwas von solchen Greueln. Hier ist die Bevölkerung der milden geistlichen Vormundschaft froh und viel freier und glücklicher, auch sittlich veredelter, als irgend sonstwo auf indischer Erde. Ganz ebenso fand Alexander von Humboldt die Indianer in Südamerika, und er, dem man keine Vorliebe für kirchliche Institute zum Vorwurf machen wird, rühmt doch ausdrücklich den Segen, den die Mönche in den südamerikanischen Missionen verbreitet haben. Jahrhunderte hindurch war in Südamerika unter der milden geistlichen Herrschaft Ruhe, und das Volk in Paraguay lebte in einem so paradiesischen Glücke dahin, wie in Manila, bis das Ungeheuer der Revolution seine Zähne fletschend einbrach und seitdem schon siebzig Jahre lang ununterbrochen Bürgerkrieg im Lande wüthet, eine unsinnige Republik die andre verschlingt und die Verwilderung kaum mehr zähmbar scheint. Die Kirche hat der alten Wildheit gesteuert, der Staatsdämon hat zu ihr zurückgeführt. Der Genius des Staats wird jedesmal zu einem bösen Dämon, wenn er das Kreuz, welches der Sohn Gottes auf der Weltkugel aufgerichtet hat, niederzureißen unternimmt.

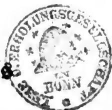
Schulreform.

Landolin Schwabs Lehrerfreuden oder die Emancipation der Volksschule. Eine einfache Geschichte von G. M. Schuler. Augsburg, Schmidt, 1864.

In diesem kleinen Roman sieht sich ein Volkslehrer, der für die Emancipation der Schule von der Kirche geschwärmt hat, auf's bitterste getäuscht, denn an die Stelle der sanften wohlwollenden und wohlfeilen Aufsicht des Geistlichen über die Schule tritt die harte, despotische und theure Aufsicht der Gemeindebehörde und am Ende die unleidliche des einen Schulmeisters über die andern. Zugleich werden die Forderungen von dem armen Volkslehrer in's Ungeheure gesteigert. Als Lehrstoff werden ihm vorgeschrieben: die Fauna und Flora der Gegend, Mechanik, Agriculturchemie, Naturkunde, Geometrie, deutsche Dichter, Stenographie, Botanik, Geographie, Handels- und Waarenkunde, Buchführung. Das Ende ist, daß er unterliegt und frühe im Hunger und Kummer stirbt.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels



Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, N° 73. 10. September 1864.

Geschichte.

Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. Von Ludwig Friedländer, Prof. in Königsberg. Zweiter Theil. Leipzig, S. Hirzel, 1864.

Den ersten Theil haben wir in Nr. 98 unserer Blätter von 1862 der deutschen Lesewelt empfohlen. Auch dieser zweite Band ist sehr reichhaltig.

Zuerst wird darin von den Verkehrsanstalten und der Art zu reisen im römischen Kaiserreiche gehandelt. Die kaiserliche Regierung nahm sich in dieser Beziehung die Straßen- und Posteinrichtungen des altpersischen Reiches zum Muster. Gewölbte und festgepflasterte Heerstraßen führten durch das ganze Reich. Man fand an denselben, wie bei uns, Post-, Zoll- und Wirthshäuser. „Mit der Staatspost konnte man bei längeren Reisen einschließlich alles Aufenthalts 5 Millien (1 geographische Meile) in der Stunde zurücklegen; man gelangte von Antiochia bis Constantinopel (747 Mill. = 150 Meilen) in nicht ganz sechs Tagen. Bei Reisen mit Miethfuhrwerk galt dieselbe Schnelligkeit als sehr groß, und mit Recht, da hier das Miethen neuer Pferde und Leute auf den Stationen nothwendig mehr Aufenthalt verursachte. Cäsar, dessen Reisen wegen ihrer Schnelligkeit angestaunt wurden, legte den Weg von Rom bis an die Rhone in nicht vollen acht Tagen zurück, es war eine Strecke von 800 Millien ungefähr, also je 100 (20 geogr. Meilen) in 24 Stunden. Etwas schneller fuhr der Bote, der die Nachricht von der Ermordung des S. Roscius nach Ameria brachte, 56 Millien auf zweirädrigen Wagen in 10 Stunden, und zwar bei Nacht; aber dies war eine kurze Strecke, die nur etwa ein zweimaliges Umspannen erforderte. Auch die Reise des Icelus, der die Nachricht von Nero's Ermordung an Galba nach Spanien brachte, galt als eine außerordentlich schnelle: er reiste im Juni 68 von Rom bis Clunia in nicht vollen sieben Tagen.“ Neben der Staatspost gab es auch Miethswagen und Privatgesellschaften, wie sie bei uns für Droschken und Omnibus bestehen.

Man reiste sehr viel. Rom, als Hauptstadt des unermeßlichen Reichs, zog immerwährend und aus allen Provinzen schaulustige Gäste, Glücksritter und Hülfsbedürftige an. Aus Rom selbst aber strömten wieder die Beamten nach allen Richtungen des Reiches aus. Ebenso die Kaufleute, denn mit dem Kapital concentrirte sich der ganze Commerz des Reiches in Rom und so wie die römischen Eroberungen vorschritten, bemächtigte sich auch die römische Kaufmannschaft (vorzugsweise aus der Ritterschaft), des ganzen Handels der Korinther, Byzantiner, Rhodiser, Phöniker, Alexandriner, Karthager etc. Sofern das kaiserliche Rom seine Bildung von Griechenland empfing, waren Reisen nach Griechenland eine Modesache. Nicht minder war es Mode, das wunderreiche Aegypten zu besuchen, wovon noch die zahllosen römischen Inschriften in Philä Zeugniß geben. Endlich hatten die reichen Römer Landgüter, wohin sie sich im Sommer begaben, und waren auch die Badereisen damals schon allgemeine Sitte der vornehmen Welt. Herr Becker hat daher Unrecht, wenn er in seinem Gallus meint, die Römer seyen nur selten gereist. Auch irrt er sich, wenn er die römischen Wirthshäuser nur für Kneipen der gemeinsten Classe hält und voraussetzt, die besseren römischen Bürger seyen unterwegs nur bei Gastfreunden eingekehrt. Vielmehr waren die Gasthöfe auch für höhere Classen eingerichtet, wenn auch nicht in dem Maaße, wie in neuerer Zeit. Im rauheren Norden des römischen Reichs reiste man nicht zur Lust, also überhaupt weniger. Im milden Klima des Südens brauchte man die Wirthshäuser weniger

und übernachtete in mitgenommenen Zelten oder in dazu eingerichteten Wagen. Man nahm überhaupt mehr Gepäck mit, weil man Sclaven genug hatte, wie noch jetzt im Orient. „Auf einer Reise nach Lanuvium mit seiner Frau nahm Milo unter dem übrigen großen Gefolge von Sclaven und Mägden auch die ganze Hauskapelle mit, Cäsar führte auf seinen Zügen Mosaikfußböden mit sich, die Reisen Marc Anton's mit ihrem ungeheuren Troß, den löwenbespannten Wagen, der Menge von Goldgefäßen, die wie in einer Procession getragen wurden, erinnern bereits an orientalische Gewohnheiten. Dieser Luxus wurde in der Kaiserzeit noch überboten. Nero soll nie anders als mit tausend Karossen gereist seyn, die Hufeisen der Maulthiere von Silber, die Maulthiertreiber in rothen Röcken, Vorreiter und Läufer auf's reichste geschmückt; Poppäa ließ ihre Zugthiere mit Gold beschlagen und führte 500 Eselinnen mit sich, um täglich in ihrer Milch baden zu können. Die höhern Stände scheinen sich bemüht zu haben, dem kaiserlichen Beispiel so viel als möglich nachzueifern; wenigstens war der Luxus des Reisens sehr groß und nach Seneca's Versicherung sehr allgemein. Buntgekleidete Mohren, numidische Vorreiter und Läufer eröffneten einen solchen Zug, um jedes Hinderniß zu beseitigen, das einen Aufenthalt verursachen konnte. Wohlgefütterte Maulthiere, die man gern gleichfarbig wählte, oder kleine dicke, aber schnelle gallische Pferde zogen den Wagen, Zelter wurden zum Reiten mitgeführt. Die Zugthiere waren mit purpurnen oder gestickten Decken behängt, trugen vergoldete Gehänge und Gebisse; die Reisewagen waren mit kostbaren Verzierungen, selbst goldnen und silbernen Figuren beschlagen, so daß sie den Werth eines Landguts haben konnten. Es gab auch zum Schlafen eingerichtete Wagen. Claudius, der das Würfelspiel sehr liebte, hatte Wagen mit befestigten Würfelbrettern, auf denen man im Fahren spielen konnte. Commodus hatte deren mit Vorrichtungen zur Drehung der Sitze, um die Sonnenstrahlen abzuwenden oder einen kühlenden Luftzug aufzufangen, und andere, an denen Apparate zur Messung des zurückgelegten Weges und zum Zeigen der Stunden angebracht waren."

Die Wirthshäuser hatten Schilder mit Thüren wie noch jetzt. Am zahlreichsten und großartigsten waren sie natürlich in den Badeorten und wieder vorzugsweise in Bajä, welches durch fünf Jahrhunderte das Lieblingsbad der Römer war und wo im Sommer die schöne Welt zusammenströmte, wie jetzt in Baden und Karlsbad. Der Verfasser gibt S. 50 ein Bild aus dem damaligen Badeleben in Bajä, wie es die Zeitgenossen selbst entworfen haben. „Auf den Wogen des sanftesten Meeres schaukelten zahllose bunte Barken und Gondeln, unter denen hier und da eine fürstliche Prachtgaleere steuerte, oder maaßen sich in Wettfahrten. Heitere rosenbekränzte Gesellschaften waren zu festlichen Schmäusen an Bord oder am Strande vereint, Betrunkene einhertaumeln zu sehen, war ein gewöhnlicher Anblick. Ufer und Meer erschallten vom Morgen bis zum Abend von Gesängen und rauschender Musik. Zärtliche Paare suchten die Einsamkeit der Myrthenhaine, oder ließen sich auf die See hinausrudern. Die Kühle des Abends und sternheller Nächte lud zu neuen Festen und Lustfahrten ein, und der Schlaf der Badegäste wurde bald durch Serenaden, bald durch das Gezänk an einander gerathener Rivalen gestört. Die Ueppigkeit und Zügellosigkeit des bajanischen Badelebens war sprichwörtlich. Seneca nennt Bajä eine Herberge der Laster, und schon Cicero fürchtete, es werde ihm übel ausgelegt werden, daß er sich in einer Zeit öffentlichen Unglücks dahin begebe. Wüstlinge, die ihre Zahlungsunfähigkeit aus Rom vertrieb, verpraßten hier das Geld ihrer Gläubiger in Austernschmäusen. Die Zahl derer, die, wie Gellius, sich in keuschen und ehrbaren Vergnügungen ergötzten, war wohl zu keiner Zeit sehr groß. Von Frauen wurde Bajä besonders viel besucht, und mancher Badegast, sagt Ovid, trug statt der gehofften Heilung eine Wunde im Herzen davon. Einst, sagt ein andrer Dichter, war das Wasser in Bajä kalt, Venus ließ Amor darin schwimmen, ein Funke seiner Fackel fiel hinein und entzündete es, seitdem verfällt, wer dort badet, in Liebe. Für weibliche Tugend galt der Ort als höchst gefährlich. Schon manches zärtliche Verhältniß, klagt Properz, habe sich hier gelöst. Ein Fall, den Martial erzählt, daß eine höchst strenge Frau, die in Bajä als Penelope ankam, es als Helena verließ (das heißt sich von einem Liebhaber entführen ließ), dürfte nicht selten gewesen seyn." Herr Friedländer hätte hier auch der Stelle bei Plinius dem älteren gedenken sollen, worin derselbe über Cicero spottet, der oft im Sommer nach Bajä kam, um dort den Damen Vorlesungen zu halten und sich von ihnen vergöttern zu lassen.

Auch der Seereisen wird gedacht. Ganz in der Nähe von Bajä war der Seehafen von Puteoli, von wo aus besonders der Verkehr mit Aegypten unterhalten wurde. Mit großen Schiffen trieb man damals schon seine Narrheit, wenn auch noch nicht in so kolossalem Maaße, wie es heute die Engländer thun. „In den Werften von Puteoli war auch das Schiff Acatus zu sehen gewesen, das erste alexandrinische Schiff, das unter August in den Hafen von Ostia eingelaufen und auf dem der im großen Circus aufgerichtete Obelisk nach Rom ge-

kommen war; seiner Merkwürdigkeit halber hatte es August zu Puteoli aufstellen lassen, doch war es schon verbrannt, als Plinius schrieb. Es soll 1200 Passagiere und außer dem Obelisken eine Ladung von Papier, Nitrum, Pfeffer, Leinwand und 400,000 (röm. d. i. gegen 64,000 preuß.) Scheffel Weizen enthalten haben."

Der Verfasser bemerkt mit Recht, daß das Programm „das Kaiserthum ist der Frieden" im altrömischen Reiche gewissermaßen erfüllt worden sey, denn wenn man die Sclaven- und Bürgerkriege ausnimmt, wurden Kriege nur noch an den immer weiter sich ausdehnenden Grenzen geführt und innerhalb des Reichs war überall Ordnung und Sicherheit zu finden. Dadurch wurde die Freizügigkeit und auffallende Mischung der zum Reiche gehörenden Völkerstämme wesentlich gefördert. Es war System der römischen Kaiser, die eingebornen Truppen einer Provinz in eine andere, weit entfernte Provinz zu verlegen, in unterworfenen Provinzen alte Städte auszurotten und neue Colonien zu gründen. Diese wurden bevölkert von den Besatzungen und Civilbeamten, von Kaufleuten, Künstlern und Handwerkern, von den Priesterschaften fremder Culte, oft auch von besiegten Völkerstämmen, die man aus ihrer Heimath herausgerissen hatte. „Griechische Gelehrte hielten in Spanien Schule, für die Frauen einer römischen Colonie in der Schweiz arbeitete ein Goldschmied aus Kleinasien, in den Städten Galliens griechische Maler und Bildhauer, Gallier und Germanen dienten als Leibwächter eines Judenkönigs zu Jerusalem, Juden waren in allen Provinzen ansässig. Es gab keine Stadt, in der nicht zahlreiche Fremde waren, und Seneca konnte, wenn auch mit Uebertreibung, sagen, daß selbst auf einer so rauhen culturlosen, ja abschreckenden Felseninsel wie Corsica, ihre Zahl größer sey, als die der Einheimischen." Dazu kam noch die ungeheure Vermehrung der Sclaven, die aus den verschiedenartigsten Völkern gemischt waren. Hieraus erklärt sich die schnelle Verbreitung der römischen Sprache, Sitte und Bildung über alle Theile des Reichs. Keine Provinz, kein Völkerstamm blieb rein und stark genug, sich der Vermischung mit anderen und der allen gemeinschaftlichen Romanisirung zu erwehren.

Hieraus erklärt sich ferner die Möglichkeit, daß sich die Juden so schnell über das ganze römische Reich verbreiten konnten, und daß bald nach ihnen auch schon die christlichen Sendboten überall im römischen Reiche den Samen des göttlichen Wortes ausstreuen konnten.

Wir ziehen aber aus der allgemeinen Völkervermischung im römischen Reiche noch eine besondere Nutzanwendung, indem wir die Thatsache dieser Vermischung den albernen Ansprüchen entgegenhalten, welche nicht nur die Neugriechen auf echte Abstammung von den alten Hellenen, sondern auch die Neuitaliener auf echte Abstammung von den Grachen, Scipionen und Catonen machen. Schon in der Kaiserzeit gab es nur ein Völkergemenge im römischen Reiche, ehe noch die Völkerwanderung Millionen von Germanen, Slaven und Tatarn hineinwarf.

Sehr anziehend ist, was der Verfasser aus Anlaß der Reiselust der Römer über deren Naturgefühl sagt. „Bedeutende Naturerscheinungen ergriffen die Gemüther der Alten mit einer andern Macht als die der Neuern, sie fanden sich hier einem göttlichen oder dämonischen Walten gegenübergestellt, und zu Staunen und Bewunderung gesellte sich immer religiöse Verehrung. Wie sehr auch der alte Götterglaube sich im Laufe der Jahrhunderte gewandelt hatte, dies eine Gefühl war den Römern jener Zeit so wenig als den Griechen verloren gegangen: blieben doch auch die Erscheinungen, die es hervorriefen, immer dieselben, und wirkten immer von Neuem mit der alten Gewalt auf das menschliche Gemüth. Von zahlreichen Aeußerungen römischer Schriftsteller und Dichter aus jener Zeit, in denen dies religiöse Naturgefühl sich offenbart, mag hier nur eine von Seneca stehen. ‚Erblickst du einen Hain von dichtstehenden, alten, über die gewöhnliche Höhe aufragenden Bäumen, wo die Masse des über und durch einander sich erstreckenden Gezweiges den Anblick des Himmels ausschließt, dann gibt der riesige Baumwuchs, das Geheimniß des Ortes und die Bewunderung des im offnen Felde so dichten und zusammenhängenden Schattendunkels dir das Gefühl von der Gegenwart einer Gottheit. Und wenn eine Grotte mit tief ausgefressenem Felsgestein sich in einen Berg hineinerstreckt, keine künstliche, sondern durch natürliche Ursachen zu solcher Weite ausgehöhlt, so wird sie dein Gemüth mit der Ahnung von etwas Höherem ergreifen. Wir verehren die Ursprünge großer Flüsse, wo ein gewaltiger Strom plötzlich aus dem Abgrunde hervorbricht, stehen Altäre, heiße Quellen haben ihren Gottesdienst und manche Seen werden wegen ihres dunkeln oder unermeßlich tiefen Wassers für heilig gehalten.'"

Mit vielem Scharfsinn ermittelt der Verfasser aus den Schriften der Römer, daß sie, abgesehen von jenem religiösen Schauer, ein ästhetisches Wohlgefallen nur an der schön angebauten Landschaft und an Ufergegenden gefunden hätten, daß ihnen aber der Sinn für das Erhabene des Gebirges gänzlich gefehlt habe. „Quintilian sagt einmal, das Lob der Schönheit (species)

komme unter den Gegenden ‚den ebenen, den anmuthigen, den am Meere gelegenen‘ zu: Rauhheit und Wildheit, furchtbare Majestät, großartige, aber düstere Monotonie der Natur schlossen dies Lob nach römischer Empfindung aus; es war auf Thäler und Hügellandschaften, auf die Abhänge der Vorberge beschränkt, auf das Hochgebirge erstreckte es sich eben so wenig, als auf Haiden und Moore, auf wasserlose Felsgegenden und Wüsteneien; für den Zauber, den auf uns der Anblick der Campagna Roms in ihrer jetzigen Gestalt übt, war jene Zeit unempfänglich. Bei Cicero sagt der von der Schönheit der Fibrenusinsel überraschte Atticus, er habe sich in der Umgegend von Arpinum nur Felsen und Gebirg gedacht, und sich daher gewundert, daß sein Freund an dieser Gegend solches Gefallen finde. Vollends für die Wunder der Alpenwelt fehlte der damaligen Bildung das Verständniß völlig, die Empfindungen, mit denen die Römer sie betrachteten, glichen etwa denen, die neuern Reisenden die Eiswüsten des Nordpols erregen, nur ohne die jetzige Bewunderung für die schauerliche Erhabenheit solcher Scenen.“

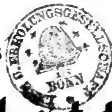
Der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß der ästhetische Sinn für die Erhabenheit des Gebirges auch dem ganzen Mittelalter und der neueren Zeit gefehlt habe, so daß es kaum hundert Jahre her sey, seitdem er bei Dichtern und Künstlern erwacht ist. In allen früheren Reisebeschreibungen, auch noch in denen aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts wird dieser Sinn vermißt und ist niemals die Rede von der Schönheit, sondern immer nur von der Beschwerlichkeit der Alpenreisen. Keyßler, der im vierten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts seine damals allgemein bewunderten Reisen schrieb, sagt unter anderem: „Ich bin versichert, daß derjenige so z. B. im gebirgigen Tirol, Salzburg, auf dem Harze, sächsischen Bergstädten, desgleichen in den Wäldern von Thüringen und Pommern, in den sandigen Gegenden von Schlesien, der Markgrafschaft von Brandenburg und Mecklenburg, oder in den Haiden von Lüneburg oder Westphalen erzogen worden und auf einmal in die auserlesensten Prospecte von Italien gebracht werden sollte, ganz ungemeine Regungen und Vergnügungen empfinden würde. Hier werden also die Salzburger und Tiroler Alpen mit den Lüneburger Haiden und Märkischen Kiefernwäldern als gleich unschön zusammengestellt: offenbar weil sie sämmtlich gleich unfruchtbar und wild, folglich nicht ‚angenehm‘ gefunden wurden. Die Schweiz scheint damals in Deutschland wenig bekannt gewesen zu seyn, wenigstens hält Keyßler für nöthig, ihren Handel und Industrie, Wohlstand und Luxus ausführlich zu schildern, um zu beweisen, daß man irre, ‚wenn man sich in diesen Gegenden nichts als unfruchtbare Klippen, rauhe Gebirge, beständigen Schnee und finstere Thäler vorstelle, worin die armseligen Einwohner kaum dasjenige, was zum Unterhalt ihres kümmerlichen Lebens unentbehrlich ist, hervorbringen und genießen können.‘ In derselben Zeit reiste ein gebildeter Engländer, Capitän Burt, in den schottischen Hochlanden, und erklärte sie für so häßlich, daß eine Sandsteppe mit ihnen verglichen, lieblich erscheinen müsse; und der Dichter des Prediger von Wakefield, der sich im Jahre 1733 in diese Gebirge wagte, sprach mit Abscheu von ihrer scheußlichen Wildheit, während er die Umgegend von Leyden mit ihren weiten grünen Wiesen, Landhäusern, Statuen, Grotten, Blumenbeeten und geradlinigen Alleen für unvergleichlich schön erklärte.“

Der größte Theil des vorliegenden Bandes handelt von den Schauspielen in der römischen Kaiserzeit. Rom hatte 2 Millionen Einwohner, die Jahrhundert lang fast kein anderes Interesse mehr nahmen als an den Circusspielen und Theatern. Die Politik der Kaiser erforderte große Getreidespenden und öffentliche Abfütterungen des Volks, damit es nicht aus Hunger rebellire, sondern zufrieden bleibe, wie das wohlgefütterte Vieh im Stalle, und daneben Schauspiele, nichts als Schauspiele, damit es immerfort angenehm beschäftigt sey und die Politik darüber vergesse. „Die Parteiung, die sich in der Bevölkerung von Rom und Constantinopel für die Farben der Circusfactionen bildete, ist eine der bedeutsamsten und merkwürdigsten Erscheinungen der Kaiserzeit. Sie spaltete die ungeheure Mehrzahl des Volks von den Beherrschern der Welt bis zum Proletarier und Sclaven in vier und später in zwei Lager. Nichts andres ist so bezeichnend für die Unnatürlichkeit der politischen Zustände, als diese Concentration des allgemeinen Interesses auf diesen Gegenstand, und nichts zeigt so deutlich die wachsende geistige und sittliche Verwilderung Roms.“

(Schluß folgt).

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels



Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Mittwoch, N° 74. 14. September 1864.

Geschichte.

Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. Von Ludwig Friedländer, Prof. in Königsberg. Zweiter Theil. Leipzig, S. Hirzel, 1864.

(Schluß.)

„Den Regierungen war dies Parteitreiben ohne Zweifel erwünscht; daß die Leidenschaften der Massen in einer Richtung abgelenkt wurden, in der sie scheinbar ohne Gefahr für den Thron austoben konnten, darauf wirkten auch wohl die Besten hin, und wir erfahren nicht, daß irgend eine versucht hätte, dem Unwesen zu steuern." Die Kaiser ließen es sich ungeheure Summen kosten. Bewirthungen und Beschenkungen der Zuschauer erhöhten den Reiz der Schauspiele. „Seit diese ganze Tage ausfüllten, wurde wahrscheinlich regelmäßig um die Mittagszeit eine Pause gemacht, wobei die Zuschauer entweder sich zur Mahlzeit entfernten oder im Theater und Circus selbst bewirthet wurden; wo dann Sclaven Speisekörbe und ungeheure Schüsseln, unter deren Last sie schwankten, überall umhertrugen; auch wurden Marken mit Anweisungen auf Speisen und Getränke verabreicht, und es fehlte bei solchen Gelegenheiten im Publikum natürlich nicht an Klagen über Unbescheidenheit und Uebervortheilung. Bei größern mehrtägigen Festen waren auch ganze Tage ausschließlich zu allgemeinen Schmäusen bestimmt. Am Florafest, an dem sich diese Austheilungen am längsten erhielten, genügte eine reichliche Bewirthung mit Bohnen- und Erbsenbrei, um die Wünsche des Volks zu befriedigen; bei kaiserlichen Festen war sie natürlich feiner. Bei den schon erwähnten Saturnalien im J. 90 war nach Statius' Beschreibung die Zahl der im Amphitheater selbst aufwartenden, durch alle Sitzreihen vertheilten jungen, schönen und reichgeschmückten kaiserlichen Diener eben so groß, als die der Zuschauer. Die einen brachten köstliche Mahlzeiten in Körben und weiße Tischtücher, die andern alte Weine herbei. Kinder und Frauen, Volk, Ritter und Senat, alles speiste wie an einer Tafel, der Kaiser selbst geruhte, am Mahle Theil zu nehmen, und der Aermste war glücklich in dem Gefühl sein Gast zu seyn. Mitunter wurden auch Geschenke, besonders Früchte und andre Eßwaaren in Masse unter die Zuschauer geworfen; so bei jenem Saturnalienfest im J. 90, wo es am Morgen Feigen, Datteln, Nüsse, Pflaumen, Gebäck, Käse, Kuchen, am Abend Vögel und zwar angeblich auch Fasane und numidische Hühner regnete. Sehr häufig wurden auch Marken geworfen, die die Empfänger wie Lotterielose auf die verschiedenartigsten, zum Theil werthvollen Gewinne anwiesen; einige solche haben sich erhalten."

Der Circus, der hauptsächlich für die Wagenrennen bestimmt war, war am beliebtesten. Hier fanden täglich 385,000 Zuschauer Sitze. Hier bildeten sich die berühmten vier Farbenparteien aus, von denen oben die Rede war. Hier war das Stelldichein der Buhlerinnen Roms. Hier wurden die Sinne betäubt. Hier und in den Amphitheatern wurden die Gemüther zur Grausamkeit verhärtet und jede edlere und zartere Empfindung ausgetilgt. Das Interesse der Zuschauer galt nicht mehr der Kunst der Wagenlenker, oder der Kraft und Schönheit der Pferde, sondern nur dem Siege der einen oder andern Farbe, wie beim rouge et noir und den blutigen Unglücksfällen im Circus. „Oft stürzten die Lenker und wurden von den Pferden geschleift; doch die Hauptschwierigkeit und Gefahr lag in der siebenmaligen Wendung um das hintere Ziel. Durch das Bemühen, hier die kürzeste Wendung zu machen, wurden die Wagen oft an einander und an das Ziel ge-

schleudert, die folgenden stürzten darüber, und Menschen, Thiere und Trümmer lagen in einem wüsten blutigen Knäuel geballt." Die Amphitheater, in welchen Gladiatoren bis auf den Tod miteinander fechten, oder Thiere todtgehetzt wurden, boten einen noch viel schrecklicheren Anblick dar. „Die Gladiatoren traten in den verschiedensten Rüstungen und Waffen auf, Mann gegen Mann, oder in ganzen Schaaren; aber auch förmliche Schlachten wurden geliefert, in denen Tausende fochten und nach welchen der Boden mit Leichen bedeckt war, und historisch berühmte Seeschlachten, theils auf größern Wasserflächen, theils in der überschwemmten Arena des Amphitheaters in voller Wirklichkeit dargestellt. Doch selbst die Aufregung blutiger Gefechte und die märchenhafte Pracht der Scenerie, reichte zuletzt nicht mehr hin, die abgestumpften Nerven des vornehmen und niedern Pöbels zu reizen; das Seltsamste mußte erdacht, das Unsinnigste und Widernatürlichste hervorgesucht werden, um dem kannibalischen Schauspiel neue Würze zu geben. Domitian gab Thierhetzen und Gladiatorenspiele bei Nacht, und die Schwerter blitzten beim Schein von Lampen und Kandelabern. An den Saturnalien im Jahr 90 ließ er Zwerge und Weiber fechten. Bei den Schauspielen, die Nero dem Partherkönig Tiridates zu Puteoli gab, traten an einem Tage nur Mohren beiderlei Geschlechts und von jedem Alter auf. War im Einzelkampfe der eine von beiden Fechtern überwunden und noch lebend in der Gewalt seines Gegners, so überließ der Festgeber die Entscheidung, ob er getödtet werden sollte, in der Regel den Zuschauern. Die verwundeten, um ihr Leben bittenden Kämpfer hoben einen Finger in die Höhe. Von Seiten der Zuschauer war das Zeichen der Gewährung, wie es scheint, das Schwenken von Tüchern; das Umwenden des Daumens bedeutete den Befehl zur Ertheilung des Todesstoßes. Tapfere Fechter wiesen wohl die Einmischung des Volkes zurück und deuteten durch Winke an, ihre Wunden seyen nicht erheblich: während sie am meisten Theilnahme fanden, erregten Zaghafte gerade die Erbitterung des Volkes, das es als eine Art Beleidigung gegen sich empfand, wenn ein Gladiator nicht gerne sterben wollte. Mit Peitschen und glühenden Eisen wurden Säumige und Furchtsame in den Kampf getrieben. Aus den Reihen der zur Wuth entflammten Zuschauer ertönte es: ‚Tödte, peitsche, brenne! warum fällt dieser so furchtsam in das Schwert? warum führt der den Todesstreich so wenig herzhaft? warum stirbt Jener so verdrossen?'"

Hierbei ist zu bemerken, daß außerordentlich viele kriegsgefangene Deutsche zum Ergötzen der Römer einander als Gladiatoren ermorden mußten. Von den tapfern Brukterern (Niedersachsen) hieß es, zur Sclaverei erniedrigten sie sich in keinem Falle, deshalb müsse man sie im Theater loszuwerden suchen und sich an ihrem Tode ergötzen.

Sehr beliebt waren die Thierhetzen, ebenfalls wegen ihrer Grausamkeit. Zuweilen wurden 300 auch 400 Löwen und 400 oder 500 Bären zugleich gehetzt. „Die natürliche Wildheit der Thiere wurde durch scharfe Reizmittel gesteigert. Man trieb sie mit Peitschengeknall an, verwundete sie mit Stacheln und Bränden, warf ihnen mit Lappen behängte Strohpuppen vor, die sie wüthend in die Luft schleuderten, fesselte sie je zwei an langen Seilen zusammen, und das Volk jauchzte vor Entzücken, wenn sie rasend gemacht einander zerfleischten. Sodann traten gewiegte und gut bewaffnete Jäger auf, die mit wohldressirten Hunden von guter (besonders auch britannischer und schottischer) Race den wildesten Bestien einzeln oder in Menge Stand zu halten vermochten. Ihren Bogen, Jagdspießen und Lanzen (in deren Führung vor allen Mauren und Parther Meister waren) erlagen selbst Löwe und Panther, Bär und Auerochs. Man sah auch in der Arena Bären zuweilen durch einen geschickt auf den Kopf geführten Faustschlag tödten, Löwen durch einen über den Kopf geworfenen Mantel blenden und dann ohne Schwierigkeit überwinden. Auch die in Griechenland, besonders in Thessalien, einheimischen Stiergefechte wurden, seit sie Cäsar in Rom zuerst veranstaltet hatte, später öfter wiederholt: den wilden, durch Vorhalten rother Tücher noch gereizten Thieren standen Kämpfer zu Fuß und berittene gegenüber; von den letztern wurden sie nach thessalischer Sitte bis zur Ermattung gehetzt, und dann an den Hörnern zu Boden gerissen. Claudius ließ eine Abtheilung der berittenen prätorianischen Leibwache unter Anführung ihrer Offiziere gegen afrikanische Panther, Nero dieselben Reiter gegen 400 Bären und 300 Löwen fechten."

„Auch eigentliche theatralische, besonders pantomimische Vorstellungen fanden in der Arena statt, nur daß die Schauspieler verurtheilte Verbrecher waren, die eigens dazu unterrichtet und eingeübt wurden, und daß sie Tod und Martern nicht fingirten, sondern wirklich erlitten. In kostbaren golddurchwirkten Tuniken und Purpurmänteln, mit goldnen Kränzen geschmückt, traten sie auf, doch wie aus den todbringenden Gewändern der Medea, fuhren plötzlich Flammen aus diesen prächtigen Kleidern, in denen die Elenden grauenvoll umkamen. Es gab wohl kaum eine aus der Geschichte und Literatur bekannte Folter oder furchtbare Todesart,

mit deren Aufführung das Volk nicht im Amphitheater unterhalten worden wäre. Man sah hier Herkules auf dem Oeta den Flammentod sterben, Mucius Scävola die Hand über das Kohlenbecken halten, bis sie verzehrt war, den Räuber Laureolus, den Helden einer bekannten Posse, am Kreuz hängend von Bestien zerreißen. Ein Augenzeuge schildert, wie die Glieder tropfenweis herabfielen und der Körper kein Körper mehr war: wie zu seiner Beruhigung fügt er hinzu, der so Gemarterte sey gewiß ein Vatermörder, Tempelräuber oder Mordbrenner. Ein anderer Verdammter stieg bei demselben Schauspiel als Orpheus aus der Versenkung auf, als ob er aus der Unterwelt zurückkehrte. Die Natur schien von seinem Spiel bezaubert, Felsen und Bäume bewegten sich auf ihn zu, Vögel schwebten über ihm, zahlreiche Thiere umgaben ihn; als das Schauspiel lange genug gewährt hatte, ward er von einem Bären zerrissen." Hier hätte der Verfasser noch des unglücklichen Selurus gedenken dürfen, der sich als berühmter Räuberhauptmann in Sicilien den Sohn des Aetna nannte, nachdem er aber gefangen in Rom eingebracht worden war, in der Arena auf einen künstlichen Berg Aetna gestellt und in den Krater desselben herabgestürzt wurde, worauf der Berg sich öffnete und man sahe, wie ihn wilde Thiere zerrissen.

Hierbei ist zu bemerken, daß insbesondere die Christen, wenn sie den alten Götzen nicht mehr opfern wollten, den wilden Thieren vorgeworfen wurden, zum Ergötzen der Zuschauer im Amphitheater. Und doch waren es die armen Opfer, die unter dem Jauchzen und Gelächter des römischen Volks auf so schmähliche Art ihr Leben lassen mußten, waren es die verfolgten Christen und die tapfern Deutschen allein, die dem römischen Reich und damit auch dem Wahnsinn jener Schauspiele ein Ende gemacht haben. Es ist gut, wenn man von Zeit zu Zeit an die ungeheuern Greuel des classischen Alterthums erinnert wird, von denen die europäische Menschheit nur durch das Christenthum und die Germanen erlöst wurde. Denn durch unsere gelehrten Schulen und classischen Dichter wird jenes Alterthum immer noch mit unglaublicher Verblendung gepriesen.

Man erstaunt, wenn man das Verzeichniß der Mittel durchgeht, deren sich die römischen Imperatoren bedienten, um das Volk immer neu zu ergötzen und bei guter Laune zu erhalten. Rom wimmelte von Gauklern aller Art. Hier nur einige Beispiele. „Die römischen Thierbändiger scheinen es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, die Thiere gerade zu dem abzurichten, was ihrer Natur am meisten zuwider war. Wilde Stiere ließen Knaben auf sich tanzen, standen auf den Hinterfüßen, zeigten zugleich mit Pferden ihre Kunststücke im Wasser, und blieben auf schnellfahrenden Zweigespannen ‚als Wagenlenker' unbeweglich. Hirsche lernten dem Zügel gehorchen, Parder im Joch gehen. Kraniche beschrieben im Laufen Kreise, und bekämpften sich gegenseitig. Friedliche Antilopen rannten mit den Hörnern an einander, bis eine oder beide todt auf dem Platze blieben. Löwen wurden bis zum äußersten Grade hündischen Gehorsams gebracht; in Domitian's Schauspielen sah man sie in der Arena Hasen fangen, unversehrt in den Zähnen halten, loslassen und wieder fangen. Elephanten ließen sich auf den Wink ihrer schwarzen Lehrmeister auf die Kniee nieder, führten Tänze auf, zu denen einer von ihnen die Cymbeln schlug, lagen zu Tisch, trugen je vier einen fünften wie eine Wöchnerin in einer Sänfte, gingen auf dem Seil, und schrieben lateinisch. Plinius versichert, daß, als mehrere zusammen abgerichtet wurden, einer, der einen ‚langsamen Geist' zum Lernen hatte und deshalb häufig mit Schlägen bedroht wurde, bei Nacht belauscht worden sey, wie er sich selbst das Gelernte einübte."

Das römische Volk war an die Schauspiele der Heidenzeit so sehr gewöhnt, daß sie auch noch in der christlichen Zeit fortdauerten. Noch im Jahr 536 nach Christi Geburt gestattete Kaiser Justinian die Fortdauer der alten Thierhetzen in Rom.

Das eigentliche Schau-, Lust und Trauerspiel war für die Römer lange nicht so wichtig, als Circus, Gladiatorenkampf und Thierhetze. Aber auch auf der eigentlichen Bühne verleugnete sich der grausame Charakter des römischen Volkes nicht, während sie zugleich der Tummelplatz der schamlosesten Unzucht wurde. Wie sich der letzte Rest altrömischer Thierhetzen in den spanischen Stiergefechten erhalten hat, so leben auch die über alle Begriffe zuchtlosen Mimenspiele und Mimentänze der alten Römer noch in den obscönen Possenspielen und Tänzen der Muhamedaner an allen Süd- und Ostküsten des Mittelmeeres fort. Man braucht nicht Juvenal, Martial, den Petronius und die Anekdoten des Procop, oder die Kirchenväter Clemens von Alexandrien, Arnobius ꝛc. zu lesen, um die mehr als babylonische Sittenverderbniß des alten Rom kennen zu lernen. Es genügt zu wissen, daß schon der erste römische Kaiser, der hochgefeierte Augustus mit seinen Maitressen und Ganymeden, nachdem sie sich alle in's Kostüm der olympischen Götter geworfen hatten, nächtliche Orgien feierte, wozu der Dichter Ovid aus seinen Metamorphosen die anmuthig abwechselnden Programme verfertigte. So setzte das Imperium schon in seinem Beginne den vergötterten Menschen mit seiner ganzen

niedrigsten Sinnlichkeit an die Stelle, wo das Volk ehemals überirdische Götter verehrt hatte. Das heidnische Kaiserthum war der wieder auferstandene Lucifer, der sich an Gottes Stelle setzen wollte. Erst als es ein christliches und deutsches Kaiserthum wurde, diente es Gott zum Segen der Völker und empfing seine Gewalt demüthig nur als Lehen von Gott.

Reise.

In den Voralpen. Skizzen aus Oberbayern von einem Süddeutschen. I. Wanderungen an der Isar und Loisach. München, Gummi, 1864.

Heitere Schilderungen aus dem schönen bayrischen Oberlande, mit gutem Humor geschrieben, jedoch insofern etwas wunderlich, als der Verfasser einerseits die Eigenthümlichkeit des Volkscharakters ehrt und liebevoll charakterisirt, andrerseits aber das Volk wieder hofmeistert und mehr Bildung und Aufklärung von ihm verlangt.

Hier ein Bild aus dem Flößerleben auf der Isar. Hier lenken nicht nur Männer, sondern auch Weiber die Flöße auf ihrer oft gefährlichen Fahrt. „Sieh sie an, wie sie das grüne Gebirgshütchen auf dem Kopf, in der schwieligen Hand das gewaltige Ruder, die tobende Schleuse blitzschnell herabtreibt, daß die vordere Spitze der Stämme sich in den Grund zu bohren scheint, und der milchweiße Gischt des Falles sie bis über die Hüfte umbrandet. Ich erinnere mich, daß einst ein Floß an einem der Pfeiler der Reichenbach-Brücke zerschellte. Ich ging gerade darüber und blickte, durch die rufende und wehklagende Menge aufmerksam gemacht, in den Strom hinab, der tischhohe Wellen warf. Der eine Theil des Floßes, worauf sich ein Bursche befand, war von der Strömung unter dem Brückenpfeiler durchgerissen und den Fluß auf's Geradewohl hinabgetrieben worden. Der andere, kleinere Theil hatte sich mit der Spitze gesenkt und nur das Hintertheil ragte noch einen oder zwei Fuß über die Wallung hervor. An dem Brückenpfeiler hielt sich ein Mädchen; sie war bis an die Brust im Wasser, jede Sekunde konnte den schwachen Halt, den ihr das immer mehr sinkende Floß gewährte, entreißen und sie in Wirbel hineindrehen, aus denen es keine Rettung gibt. Das Stadtvolk oben winselte und die alten Weiber beteten. Ein Strick war nicht zur Stelle, und es verging eine Viertelstunde, bis man ihr einen solchen hinablassen konnte. Mitten im Getöse des Gebirgsstromes, das heraufging, daß man auf der Brücke fast kein eigenes Wort nicht verstand, stand sie, umklammerte den Pfosten und jodelte, als ob sie im Wirthshaus neben lustigen Burschen beim Zitherspiel und nicht am Rande einer qualvollen Vernichtung stünde. Als der Strick sie endlich erreichte, verrichtete sie mit dem einen Arm, denn mit dem andern mußte sie sich festhalten, das mühevolle Werk, sich ihn unter dem tobenden Wasser um den Leib zu schlingen. Endlich gab sie das Signal zum Hinaufziehen; jodelnd erreichte sie die Brücke und begrüßte lachend den zusammengelaufenen Haufen. Ihrem Bruder war es geglückt, weit unter der Brücke mit dem ihm übrig gebliebenen Theile des Floßes auf einer Sandbank zu landen. Bekümmert schaute er nach der Brücke herüber; als sich die Geretteten aus der Ferne wiedersahen, grüßten sie sich jubelnd mit Hutschwenken. Solche ‚Jungfrauen' trägt die Isar."

Was die noch stark ausgeprägte Rohheit im Volk betrifft, so ist dieselbe nicht blos in Oberbayern, sondern überall zu finden, wo echt germanische Stämme leben, überall in Deutschland, der Schweiz, Holland, Scandinavien, England und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Rohheit im Aeußern bei großer sittlicher und geistiger Begabung ist das Erbtheil aller Germanen. Keine Bildung vermag diese Rohheit jemals auszutilgen. Im Gegentheil tritt die Rohheit immer da am ungenirtesten hervor, wo kein frommer Glauben mehr die Leidenschaften zähmt. Die germanische Race war nie roher, als in der akademischen Schweinerei des 16—19. Jahrhunderts und als in der Musterrepublik der Yankees. Und jene frommen altbayrischen Bauern, die sich im Uebermuth altgermanischer Kraft noch zuweilen raufen und todtschlagen, sonst aber die biedersten Leute von der Welt sind, verdienen weit weniger ein Verdammungsurtheil, als der groß- und kleinstädtische Pöbel, der sich modisch kleidet, alle Genüsse, allen Luxus mitmachen will, die Gebote Gottes verhöhnt und Corruption und Siechthum unauslöschlich einer Physiognomie einprägt, in der man nur noch mit Schmerz den germanischen Grundzug erkennt.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1²/₃ Thaler.

Sonnabend, | **Nº 75.** | 17. September 1864.

Tonkunst.

Geschichte der Musik von August Wilhelm Ambros. Zweiter Band. Breslau, Leuckart, 1864.

Das ist eine der gründlichsten Geschichten der Musik, die bis jetzt erschienen sind. Der Verfasser hat es sich aber auch sauer werden lassen und viel reisen müssen, um überall in den Bibliotheken Italiens, Deutschlands und der Niederlande die noch unedirten Schätze der Musik zu entdecken und zu entziffern. Er kann Seite XXIV der Vorrede die trübe Besorgniß nicht unterdrücken, seine Enthüllungen alter Meisterwerke würden „in unser babylonisches, theils frivoles, theils ungesund überspanntes Musiktreiben" nicht passen. Wird doch selbst die Geschichte der Musik nur auf den Effect behandelt und, um z. B. Palestrina allein zu preisen, alles vor ihm in Schatten gestellt. Es ist noch sehr viel Herrliches verborgen, und Vieles, das man verachtet, weil man es kennen zu lernen nicht der Mühe werth hielt, ist von großem Werthe.

Der vorliegende Band beginnt mit den Anfängen der christlichen Musik. Der Grundton derselben muß in den altjüdischen Psalmenmelodien gesucht werden. „So viel wird zugegeben werden können, daß die Apostel ihre Gesänge, wie z. B. den Lobgesang beim letzten Abendmahle, sicherlich nach den oft gehörten, ihnen allen geläufigen Psalmenmelodien anstimmten, und daß auch die erste Christengemeinde in Jerusalem zum Psalmengesange auf keinen Fall andere als die gewohnten Singweisen wird haben hören lassen. So gut die Christen das specifisch jüdische Oster- und Pfingstfest (freilich zu höherer Bedeutung im Sinne der Erfüllung umgedeutet) feierten, so gut konnten sie unbedenklich jüdische Melodien zu Texten beibehalten, die ja dem Wortlaute nach unverändert herübergenommen wurden. Aber wie wären nun diese Melodien an die rasch aufblühenden ersten christlichen Gemeinden zu Ephesus, Korinth, Rom u. s. w. übergegangen?" Hier begegnete der jüdischen Tradition die griechische. „Ganz arglos nahm die christliche Kunst das Motiv des widdertragenden Hermes für das Bild des guten Hirten herüber, sie malte den mythischen Orpheus als Symbol Christi an die Decken der Katakombenkirchen, sie modelte die Sarkophage (wie z. B. jenen des Junius Bassus) nach dem Kunstgeschmack heidnischer Sarkophage, sie fand die Gestalt heidnischer Kauf- und Gerichtshallen, der Basiliken, für die Bedürfnisse des christlichen Gottesdienstes sehr brauchbar und behielt die Anlage und sogar den Namen derselben bei. Prudentius dichtete in der Sprache und Versart Virgils. Es ist kein Grund abzusehen, warum bei dieser unbedenklichen Benutzung der antiken Kunstformen für christliche Zwecke gerade nur die Musik hätte ausgeschlossen bleiben sollen. Die ersten Christen konnten sich der geistigen Atmosphäre und den Bildungsformen, in welchen sie lebten, nicht entziehen; und so sicher es ist, daß sie keine Melodien verwendet haben, die man in den Tempeln oder Theatern zu hören gewohnt war, so sicher werden doch ihre Gesänge andererseits den Charakter antiker Melodiebildung im Allgemeinen an sich getragen haben. Die Ansicht, als seyen die ersten Christen aller Bildung fremd, eine Schaar guter, ehrlicher, aber einfältiger und roher Menschen gewesen, muß entschieden zurückgewiesen werden." Die Uebertragung der altgriechischen Musik in die der christlichen Kirchen läßt sich speciell nachweisen. „Eusebius Hist. eccl. II. 16 erzählt von der Kirche in Cäsarea, daß, wenn einer einen Psalm zu singen anfing, der Chor der Gemeinde mit dem Schlußvers volltönend einfiel: eine Manier, die auffallend an die alte Vortragweise der Pindar'schen Epinikien mit dem Sologesang des Chorführers und dem unter Kitharklängen den Schluß zu Ende singenden Chore erinnert.

Sogar diese Kitharbegleitung wurde beibehalten, denn der heil. Basilius erzählt, daß, 'wenn der Tag anbricht, alle die in der Kirche die Nacht in Gebet und Thränen durchwacht haben, im Einklange unter den Tönen der Kithara Gottes Lob anstimmen.'"

Obgleich sich in Constantinopel das christliche Kaiserthum ununterbrochen fortsetzte, so geschah doch dort wie für die Entfaltung des christlichen Geistes und für den großen Organismus der Kirche, so insbesondere auch für die Musik viel weniger als im barbarischen Abendlande. „Nach der Schilderung, die Codinus von der Einrichtung des byzantinischen Hofes gibt, wurde, wenn der Kaiser zum Ausreiten fertig zu Pferde saß, auf Trompeten, Hörnern (buccinae) und Pauken in ganz eigener Art gespielt: es klang als flehe jemand um etwas, oder als leide er irgend ein Uebel, also kläglich und jammervoll. Das sollte eigentlich gar keine Musik seyn, sondern ein Signal für Leute, die dem Kaiser mit Bitte oder Klage etwas vorzutragen gedachten. Jene Pägnioten des Kaisers bestanden aus Trompetern, Hornbläsern (Buccinisten), Paukenschlägern und Surullisten, also benannt nach einem nicht näher bekannten Instrument Surullium. Kleinere Instrumente gab es dabei nicht, wie Codinus ausdrücklich bemerkt. Ging der Kaiser am Weihnachtsfeste zur Kirche, so stimmten die Sänger einen Gesang an: 'Gott lasse deine Herrschaft lange währen', wozu jene Instrumente ihre lärmend pomphaften Töne hören ließen. Der Patriarch Theophylaktos von Constantinopel brachte sogar weltliche Gesänge in die Kirche. Schon Justinian, der eifrige Gesetzgeber, warf sein Auge auch auf den in Verfall gekommenen Kirchengesang. 'Alle Kleriker, welche bei den einzelnen Kirchen angestellt sind,' verordnet der Kaiser, 'sollen ungeheißen die Nacht-, Morgen- und Abendgesänge absingen, damit man nicht aus ihrem bloßen Zehren an den Kirchengütern merke, daß sie Kleriker sind, während sie ihre Pflicht beim Gottesdienste nicht erfüllen.' Daß ein solches Gesetz nothwendig wurde, ist ein Beweis, wie nachlässig, ohne Lust und Liebe der Kirchengesang in Byzanz betrieben wurde. Die Spuren der Corruption alles byzantinischen Lebens zeigen sich auch hier in sehr charakteristischen Zügen. Theodor Balsamon tadelt es, 'daß man die Reihen der Sänger jetzt vollständig aus Eunuchen zusammensetze, was doch früher nicht geschehen sey.' Wenn aber Joannes Kameniates erzählt, 'daß ein zahlreicher Sängerchor in festlichen Reigen die Augen der Schauenden ebenso sehr durch seine prächtige Kleidung, als ihre Ohren durch Psalmengesang ergötzte', und nun triumphirend fortfährt: 'wo ist dagegen nun jener fabelhafte Orpheus, wo die Muse Homers, wo sind die Lockungen der Sirenen, jene Erfindungen der Lüge' u. s. w., so erkennen wir ein treues Bild des byzantinischen Lebens mit seinem die hohle Nichtigkeit gleißend überdeckenden Prunk."

Nur die Orgel kam aus Byzanz in's Abendland, aber freilich in einer noch sehr unvollkommenen Gestalt.

Im Abendlande, zunächst in Italien entwickelte sich die Kirchenmusik auf den Stufen der Jahrhunderte immer reicher und schöner. „Das vom h. Ambrosius begonnene Werk einer Regelung des Kirchengesanges wurde gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts vom Papste Gregor dem Großen (geb. um 540, Papst von 590 bis 604) fortgesetzt. Er sammelte die gebräuchlichen Kirchengesänge, er vermehrte sie durch neue, er ordnete sie nach den Zeiten des Kirchenjahres, er sorgte dafür, daß sie in dauernden Tonzeichen niedergeschrieben wurden; er verbesserte die Grundlagen des Kirchengesanges und hat letzterem jene feste, seitdem nur durch Abweichungen und Ausartungen im Einzelnen, aber durch keine vorsätzliche Reform anderweit veränderte Gestalt gegeben, in welcher er unter dem Namen des Gregorianischen Gesanges in der katholischen Kirche als deren Ritualgesang bis heut in Anwendung geblieben ist." Es ist der heilige Grundton, der hier in seiner Reinheit und Stärke fortklingt. „Die Musik ist an der gewaltigen Lebenskraft des Gregorianischen Gesanges erstarkt, sie hat sich an seinen Melodien von den ersten ungeschickten Versuchen des Organums, der Diaphonie und des Faux bourdon an bis zur höchsten Vollendung im Palestrinastyle herangebildet. Und, wunderbar genug, neben den höchsten Resultaten, welche von den begabtesten Geistern in Jahrhunderte langer Arbeit auf diesem Gebiete gewonnen worden sind, steht die Gregorianische Melodie in ihrer einfachsten Urgestalt nicht als rohe erste Kunststufe, sondern als ein Gleichberechtigtes da; nach dem hinreißenden seraphischen Stimmengewebe eines Kyrie von Palestrina ergreift das ganz einfache Gloria in excelsis Deo aus des Priesters Munde mit dem Tone majestätischer Größe und zugleich eines jubelvollen Aufschwunges, werth den Ruhm des Allerhöchsten zu verkündigen. Das Mittelalter sah in diesen Gesängen geradezu Werke göttlicher Inspiration."

Noten hatte man damals noch nicht, sondern bediente sich der Buchstaben zur Bezeichnung der Töne, bis im 11. Jahrhundert die s. g. Neumen aufkamen, d. h. Notenzeichen über dem zu singenden Text angebracht und ganz so aussehend wie Accente. Der Name kommt her von Pneuma (Athem). Hieraus entwickelte sich erst sehr allmälig die eigentliche Notenschrift.

Zu Karls des Großen Zeit rivalisirten die Gesangschulen zu Metz und Soissons mit der in Rom, der Kaiser entschied sich aber für die letztere, im Interesse der kirchlichen Einheit. Nach ihm blühte vorzugsweise die Musikschule von St. Gallen. Karl der Große hatte aus Byzanz eine Orgel bekommen, welche der Mönch von St. Gallen beschrieben hat. „Diese Orgeln muß man sich freilich als zugleich im Tonumfang beschränkte und sehr plumpe schwerfällige Instrumente vorstellen. Die Tasten waren noch mehrere hundert Jahre später oft vier bis sechs Zoll breite, schaufelförmige von einander getrennte Claves, plumper als unsere jetzigen Orgelpedale; der Organist mußte sie mit Fäusten ‚schlagen' oder auch mit dem Ellenbogen niederdrücken. An ein rasches, verziertes Spiel war nicht zu denken, ja nicht einmal mehr als zwei Töne konnte man zugleich ertönen machen." Indessen konnte man doch auf diesem Instrumente zwei Töne zugleich anschlagen und das gab Anlaß, die Consonanzen und Dissonanzen genauer kennen zu lernen und die Zwei- und Vielstimmigkeit auch in den Gesang einzuführen. Im Studium des Organum (worunter man sowohl das Instrument, als auch den Organismus der Töne verstand) glänzte zuerst Hucbald. „Sehr bemerkenswerth ist, daß die Harmonie gleich in ihrer Entstehung nicht als accordmäßiges Zusammenklingen von zwei oder mehr Tönen, in diesem Zusammenklange betrachtet, sondern als paralleles Nebeneinandergehen zweier Stimmen verstanden worden ist. Die vox principalis tritt als cantus firmus auf, sie ist den überkommenen Kirchengesängen entnommen. Dazu läßt der andere Sänger sein Organum hören, die entweder der ersten Schritt für Schritt, aber in der Distanz einer Quart oder Quinte, folgt, oder die eine Art barbarischen Contrapunkts, Ton gegen Ton, in verschiedenen Intervallen mit vorwaltenden Quarten versucht."

Die Erfindung der Harmonie und des vielstimmigen Gesanges gehört in dasselbe Jahrhundert und in dasselbe fränkische Niederland, in welchem auch die gothische Baukunst entstanden ist. In diesen heiligen Künsten wurde die große Vermählung des germanischen Geistes mit dem christlichen vollzogen.

Ihre weitere Ausbildung erhielt die Musik im Abendlande durch den berühmten Guido von Arezzo, der zu einer mythischen Person geworden ist. Herr Ambros theilt mit, was an seiner Lebensgeschichte Wahres ist und wir haben da ein echtes Künstlerleben vor uns. Ein von seiner gemeinen Umgebung unverstandenes oder beneidetes Genie wird verfolgt und verlästert, bis sein Verdienst vom Papst gewürdigt und anerkannt ist, worauf die feige Meute den bisher Verachteten beschmeichelt und vergöttert. Guido hat übrigens nicht das Klavier erfunden, wie man ihm fälschlich zuschreibt, und auch nicht die Notenschrift, zu der er nur näher geführt hat. Schon vor ihm wurden die Neumen in zwei, einer rothen und gelben Linie aneinander gereiht. „Von dieser Gewohnheit war nur noch ein Schritt zu der Erfindung Guido's, der zu der rothen und gelben Linie noch zwei andere, einfache Linien zog und so ein geschlossenes System von vier Linien erhielt, welches neun Tonstufen (den zu Guido's Zeit gültigen Umfang eines Kirchentones) repräsentirte, da Guido auch die Zwischenräume der Linien zu benutzen lehrte. Wenn Guido hier nicht als Erfinder, aber als wegbahnender Begründer anzusehen ist, so gilt Aehnliches auch von der sogenannten Solmisation (auch wohl Solfisation) oder ars solfandi genannt), welche mit Guido's Namen in Verbindung zu setzen man sich so sehr gewöhnt hat, daß sie überall die ‚guidonische' heißt, gleich als habe er diese vielverwickelte Lehre so vollständig zusammengestellt wie etwa einer der alten Meister der Philosophie sein System. Guido selbst schreibt an Bruder Michael blos ganz kurz: um seinen Knaben das Tonmerken beizubringen, pflege er sich beim Unterrichte nachstehender Melodie (symphonia) zu bedienen:

C D F D E D | D D C D E E | E F G E D E C D |
Ut queant laxis | *resonare* fibris | *mi* - ra gestorum |

F G a G F E D D | G a G E E F G D | a G a F G a a |
famuli tuorum | *solve* polluti | *labii* reatum |

G F D C E D
Sancte Johannes.

Der Text dieses Liedchens ist so prosaisch als die Melodie holprig. Die Sänger bitten den heiligen Johannes, sie von Heiserkeit zu befreien, damit sie (wird mit diplomatischer Schlauheit hinzugesetzt) die Wunderthaten des Heiligen singen können. Die zweite Textesstrophe spielt auf das Verstummen des Vater Zacharias an und erklärt so, warum gerade St. Johannes als Patron gegen Heiserkeit angerufen wird. Das Liedchen schien dem lehrenden Guido besonders deswegen zweckmäßig, weil seine sechs Verse nacheinander mit den sechs Tönen der Skala von *C* bis *a* in regelmäßiger Folge anfangen, auch die Melodie recht gut von einem dieser Töne zum andern hinüberleitet. ‚Diese Symphonie,' schreibt Guido, ‚fängt, wie du wohl siehst, in ihren sechs Theilen mit sechs verschiedenen Tönen an. Wer es nun durch Uebung dahin bringt, daß er sich den Anfang dieser sechs Absätze gut merkt, um jeden Absatz, welchen er eben will, mit Sicherheit angeben zu können, wird im Stande seyn, dieselben sechs Töne, wo sie ihm

sonst vorkommen mögen, leicht anzuschlagen'. — Das ist nun freilich vorläufig noch sehr weit davon entfernt, irgend ein System vorstellen zu sollen; es ist weiter nichts als ein praktischer Handgriff beim Singunterricht: sechs Verse und sechs Töne. Die Sechstonreihe, das Herachord, ist die Grundlage der Solmisation. In dem Herachord nannte man nach der in der Johanneshymne darauf treffenden Anfangssylbe eines jeden Verses jeden ersten Ton ut, den zweiten re, den dritten mi, den vierten fa, den fünften sol, den sechsten und letzten la. Zwischen den Sylben und Tönen mi-fa ist der Schritt eines Halbtones, zwischen den übrigen der Schritt eines ganzen Tons. Aus diesen wenigen Grundzügen entwickelte sich die ganze Solmisation."

Die Erfindung des Klaviers oder Klavichord fällt erst in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die Orgel wurde wenn nicht verbessert, doch erweitert. „Die Orgel hatte zu 400 Pfeifen 26 Blasbälge (zwölf oben, vierzehn unten), zu deren Regierung siebenzig starke Männer nöthig waren, die, wie Wolstan naiv bemerkt, ungemein schwitzten und einander bei der Arbeit zu Muth und Ausdauer ermunterten, während sie rastlos die Arme rührten. Das Orgelspiel wurde von zwei Organisten besorgt, deren jeder sein eigenes Alphabet (seine Octave) regierte. Man begnügte sich also nicht mit zweistimmigem Spiele, wie es ein einziger Spieler auf dem breiten, plumpen Orgelkasten herausbringen konnte, sondern man zog einen zweiten Spieler herbei, um auch drei- und vierstimmig spielen zu können, etwa wie jetzt das Pianoforte häufig zu vier Händen gespielt wird. Natürlich konnten aber die beiden zu vier Händen, oder eigentlich zu vier Fäusten oder vier Ellenbogen, Orgel schlagenden Spieler nie mehr als höchstens vier Töne zugleich hören lassen. Die Tausendkünstler jener Zeit (natürlich wieder Mönche) erfanden auch wohl zur Verwunderung der Welt, und wohl gar nicht ohne Verdacht der Zauberei, Wunderwerke wie jene Orgel von Gerbert-Sylvester, der durch ‚Hülff seiner Mathematica eine Orgel gebawet, welche durch die vngestühme Gewalt deß heißen Wassers jhren klang bekommen'. Vermuthlich brachten einströmende heiße Wasserdämpfe den Ton in ähnlicher Weise hervor, wie es an den Signalpfeifen unserer Locomotiven der Fall ist. Damit waren die Calcanten, deren Stelle eben der Wasserdampf vertrat, ihrer Herculesarbeit überhoben; eine andere Frage ist, wie es dabei mit der Stimmung der Orgel und mit dem Wohlklange aussah."

Die Betrachtung geht nunmehr zur Musik der Minnesänger, Troubadours und Minstrels über, von denen sich glücklicherweise noch manche alte Melodien erhalten haben. Die Dichtungen dieser zünftigen Sänger arteten in Verkünstelung oder handwerksmäßige Reimerei aus, während das eigentliche Volkslied in der Form einfacher, dem Inhalt nach reicher und poetischer war. Auch die Volksmelodien der Lieder und Tänze waren wohl immer charakteristischer, als die Erfindungen der zünftigen Jongleurs. Die Instrumentalmusik war noch in der Kindheit. „Ein merkwürdiges Denkmal, welches nicht allein die im 11. und 12. Jahrhundert gewöhnlichen Instrumente, sondern auch ihre Zusammenstellung zu einem ganzen Orchester darstellt, ist jenes schon mehrmal erwähnte Relief oder eigentlich mit einem Relief verzierte Capitäl der Kirche St. Georg zu Bocherville bei Rouen. Es scheint ein Himmelreich vorstellen zu sollen, in dem die Seligen Musik machen, denn die Musikanten sind gekrönte königliche Gestalten, die auf prächtigen Thronsesseln sitzen. Erst ein König, der eine dreisaitige Gambe spielt, die er gerade zwischen den Knieen festhält, wie unsere Violoncellisten ihr Instrument zu halten pflegen. Das Corpus gleicht bereits völlig dem unserer Geigen, hat aber vier halbmondförmige in's Quadrat gestellte Schalllöcher. Sofort sieht man eine königliche Dame, welche die Tasten einer Drehleier (chifonie, organistrum) handhabt, die Arbeit des Drehens überläßt sie (bezeichnend genug) einer Dienerin; dann kommt ein Mann mit einer Art Frustele, einer Panspfeife, dann einer mit einer halbrunden Harfe und einer mit einer Art kleinen Orgelwerkes (Portatif), dann der schon erwähnte Psalterschläger und neben ihm ein sehr würdig aussehender alter König, der mit größter Ernsthaftigkeit eine Rotte streicht. Diese Rotte oder Vielle hat ein ovales Corpus mit zwei halbmondförmigen Schalllöchern und ist mit vier Saiten bespannt, die gewöhnliche Form des Instrumentes in jener Zeit. Ein anderer wie David anzusehender König rührt eine dreieckige mit Schallkasten und geschwungenem Vorderholz ausgestattete Harfe, und zwar mit einem Plectrum in der rechten und mit der bloßen linken Hand. Ein edles Paar, Herr und Dame, schlägt auf eine Garnitur aufgehängter Glocken los."

(Schluß folgt).

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 76. 21. September 1864.

Geschichte.

Zur Geschichte des Mittelalters. Drei Vorträge von F. W. Kampschulte. Bonn, Cohen & Sohn, 1864.

Herr Kampschulte hat hier drei Vorträge abdrucken lassen: Ueber Charakter und Entwicklungsgang der Kreuzzüge, über die Kaiserkrönung Karls des Großen und das christliche Universalreich des Mittelalters, endlich über die westphälische Fehme. In dem ersten Vortrage zeigt er, wie die Kreuzzüge ursprünglich aus religiöser Begeisterung hervorgingen, bald aber im politischen Interesse ausgebeutet und dadurch ihr ursprünglicher Zweck vereitelt wurde. Der Redner schließt damit, daß die Kreuzzüge gleichwohl den guten Erfolg gehabt hätten, wenigstens die asiatische Barbarei von Europa abzuhalten und die abendländische Cultur zu retten. Wir sind nicht dieser Ansicht. In Alles, was je von der christlichen Kirche und von den Nationen als solchen Großes geschah, mischte sich die Fürstenpolitik ein, um das Große zu verkleinern, das Heilige zu entweihen, statt Ehre Schande und statt Nutzen Schaden zu bringen. Wenn die Habgier, Herrschsucht und gegenseitige Eifersucht der Welfen und Ghibellinen, der Capetinger und Plantagenet, der Byzantiner und der Republik Venedig nicht die Kreuzzüge verhunzt hätte, würden die letztern als die großartigste und nützlichste That des christlichen Mittelalters erscheinen und würden sie in Wahrheit das geleistet haben, wegen dessen Herr Kampschulte sie ohne Grund lobt, da sie in der That den Islam nicht abgewehrt haben. Die Begeisterung und Tapferkeit der christlichen Völker, welche durch die einheitliche Idee der Kirche verbunden gewesen wären, würde ohne die Zwietracht der Fürsten das h. Land nicht nur erobert, sondern auch behauptet haben. Die christliche Kirche würde siegreich im Orient vorgedrungen und nicht in der griechischen Form die ehrlose Sclavin der Sultane geworden seyn. Der Islam würde nie haben in's christliche Gebiet einbrechen, ein türkisches Reich in Europa gründen und zweimal Wien belagern können.

Im zweiten Vortrag wird sehr richtig erörtert: „So gestaltet sich unter Karl dem Großen die Idee des römischen Weltreiches zu einem christlichen Universalreiche um, das allerdings von dem alten römischen den Namen führt, an die ruhmreichen Erinnerungen Roms anknüpft, das aber durchaus sich an die Kirche anlehnt, von ihr Charakter, Farbe und Haltung empfängt, ihre universellen, geistlichen Tendenzen in sich aufnimmt. Aus dem römischen Imperatorenreich ist eine christliche Theokratie geworden." Aber diese christliche Theokratie, wie sehr sie auch der höhern Bestimmung der Menschheit entsprach und mit welcher Begeisterung auch die Völker an ihr hingen, wurde wiederum nur durch die Fürstenpolitik vereitelt, durch das dynastische Interesse einiger Familien, die sich dem Kaiser entgegensetzten und nach und nach das unverrückbar vor ihren Augen schwebende Ziel der weltlichen unumschränkten Souveränetät, d. h. des wiederauferstandenen heidnischen Despotismus erreichten, eine Allmacht und Selbstvergötterung, welche der christlichen Idee ebenso, wie dem Interesse der Völker widerstrebte.

Der dritte Vortrag erkennt in der Fehme den letzten Rest der altdeutschen Volksjustiz. Als im deutschen Reiche der Kaiser schon unter die Fürstenoligarchie gebeugt war und auch das Volk durch dieselben Fürsten seiner alten Rechte beraubt und mißhandelt wurde, hatte nur noch das uralte Volks- und Gaugericht in Westphalen den Muth, fürstlicher Willkür entgegenzutreten, und der einsichtsvolle Kaiser Karl IV. (der eben deshalb von der ganzen auf dynastischen Universitäten geschichtschreibenden Professorenwelt herkömmlich und sy-

stematisch verunglimpft wird) begriff sogleich, welche gute Waffe die Kaisergewalt in jener Fehme finden könne, und begünstigte sie auf alle Weise. Es war die natürliche Allianz des Kaisers mit der Nation gegen die Fürsten. Die Fürsten hatten ein neues Recht aufgebracht, ein Feudal- und Herrenrecht, womit sie die alte Volksfreiheit unterdrückten, um bald darauf durch Einführung des römischen Rechts die Nation vollends ganz von ihrem ureignen Recht zu trennen und ihr fremdes Unrecht dafür aufzudrängen. „Am wenigsten Widerstand fanden die neuen Machthaber in dem halbslavischen Osten von Deutschland, länger widerstand der Südwesten des Reiches, doch siegte auch hier, wie allenthalben, schließlich das Fürstengericht. Nur in einem deutschen Reichslande wurde ein erfolgreicher Widerstand geleistet und das alte Volksgericht in unmittelbarer Unterordnung unter den Kaiser behauptet. Dieses Land war Westphalen.“ Hier ging aus dem alten offenen Gaugericht das Fehmgericht hervor, indem die volksthümlichen Richter in tiefer Entrüstung über das fürstliche und hochadelige Faustrecht und über das grausame Unrecht, welches das gemeine Volk von den Vornehmen erleiden mußte, sich als geheimes Gericht constatuirten, um ohne Ansehen der Person den Schuldigen zu strafen. „Verfolgte und Bedrückte aus fernen Gegenden wenden sich an sie um Schutz und suchen bei ihnen das Recht, welches ihnen von den landesherrlichen Gerichten versagt worden. Schon vor Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts sehen wir ihr Ansehen auch nach Süddeutschland vordringen. Bald gingen Ladungen des heimlichen Gerichts durch alle deutschen Lande. Die Kaiser, welche in ihnen noch einen Rest der mehr und mehr hinschwindenden Kaisergewalt erblickten, nahmen sie in Schutz und erkannten sie wiederholt als kaiserliche Gerichte an. Namentlich sehen wir sie seit dem Erlaß des westphälischen Landfriedens (1371), mit dessen Aufrechthaltung Karl IV. insbesondere auch die Freigrafen betraute, einen von Jahr zu Jahr steigenden Einfluß gewinnen. Mochten auch Fürsten ihnen hemmend entgegentreten, Städte sich wider sie verbünden, unaufhaltsam dehnten sie seitdem ihre Macht und Wirksamkeit nach allen Seiten aus. Das Neue und Ungewohnte der Erscheinung, der Ruf strenger Unpartheilichkeit, die unerbittliche Strenge der Richter, die Heimlichkeit des Verfahrens, die sichere und rasche Vollstreckung des gefällten Urtheils, endlich auch der Name des großen Karl, des angeblichen Stifters, — alles dies trug ihren Ruhm bis in die fernsten deutschen Lande und verbreitete Furcht und Schrecken unter allen Schuldbewußten.“

Armen- und Krankenpflege.

„Bene fate fratelli!“ Elend und Hülfe. Aufsätze, zusammengestellt von Ernst Graf Lippe-Weißenfeld, Mitglied des Johanniterordens. (Der Ertrag gilt einem Wohlthätigkeitszwecke.) Berlin, in Commission bei Ludwig Rauh, 1864.

Der Johanniterorden regt sich wieder und sofern es noch einen solchen gibt, ist es auch nicht mehr als billig, daß er seiner ursprünglichen Bestimmung wieder nachkommt. Welthistorische Namen sollten ihrem Charakter treu bleiben. Aber die moderne Civilisation hat alle Begriffe, die sich sonst an historische Namen knüpften, verwirrt. Schon Schiller wußte nicht mehr, was ein Johanniterorden sey, als er seinem Marquis Posa die banalen Phrasen der Gironde in den Mund legte, und noch weniger wissen es die jungen und alten Lebemänner von Adel, die sich blos der Mode wegen das weiße Kreuz kaufen. Die Johanniterritter waren fromme und demüthige Christen, die sich der mühseligen Pflege kranker Pilger weihten und daneben gelegentlich das Schwert zogen, um wehrloses Christenvolk gegen die wüthenden Anfälle der Muhamedaner zu vertheidigen. Als sie das h. Land verlassen mußten und auch von der Insel Rhodus vertrieben wurden, setzten sie den Kampf gegen die Muhamedaner von der Insel Malta aus noch eine Zeitlang fort, bis die Seemächte ihre Tapferkeit überflüssig machten und ihre Ritterschaft nur zu einer großen Sinekure des unverheiratheten katholischen Adels wurde. Als Bonaparte 1798 Malta durch Verrath der französischen Ritter einnahm, wurde der Orden zerstreut und verschwand fast vom Schauplatz. Jetzt besteht er nur noch in drei verschiedenen Abzweigungen: „1) als Johanniter-Malteser-Orden, unter dem stellvertretenden Großmeister Graf Philipp Colloredo-Mannsfeld zu Rom; hervorgegangen aus dem alten Ordensstamm. 2) Johanniter-Orden des Königreichs Spanien, mit dem Rang unmittelbar nach dem Orden des ‚goldenen Vließes‘. 3) Wiederaufgerichtete Balley Brandenburg des ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem; unter dem Protectorat Sr. Majestät des Königs von Preußen, und unter dem Herrenmeister Prinz Karl von Preußen, Königliche Hoheit. Wir wollen uns in dem Folgenden diesem evangelischen Ordenszweige zuwenden, als einer Erneuerung der ursprünglichen Johanniterbestrebungen. Der Geist des Herrn aller Herren war dem hochseligen Könige Friedrich Wilhelm IV. nahe, als dieser hochbe-

gabte Fürst — begeistert für alles Erhabene; ein eifriger Diener des himmlischen und ein treuer Freund des irdischen Jerusalem; sympathisirend mit den ethischen und ästhetischen Grundgedanken mittelalterlicher Größen und Herrlichkeiten — einsam in seinem Cabinet saß, am Sylvesterabend 1853. Vor ihm lag das alte Rechtsritter-Gelübde der Johanniter. „Es ist ein Segen darin, es ist noch ein lebendiger Funke darin. Fach ihn an!" So redete die Stimme des Geistes. Eigenhändig brachte der König das alte Gelübde in seine jetzige Form." Seitdem nun hat der Orden bereits 19 Krankenhäuser errichtet, worin die Kranken von Diakonissen gepflegt werden.

Der Zweck des vorliegenden, von einem Ordensmitglied herausgegebenen Buches ist die Theilnahme für Armen- und Krankenpflege zu erhöhen, die Leser mit den neuesten Wohlthätigkeitsstiftungen bekannt zu machen. Von dem Ertrage des Buchs aber soll ein ehrenwerther Familienvater „umnachtet von geistiger und leiblicher Pein," unterstützt werden.

Die Abhandlungen erhalten ausführlichere Nachrichten über die barmherzigen Brüder, die barmherzigen Schwestern, die griechisch katholischen Schwestern der Kreuzeserhöhung, die Johanniter, die Diakonissen, den Männerkrankenverein in Berlin, eine Irrenanstalt bei Bunzlau, über die Wohlthätigkeit in Altona und Genf, über die britische Bibelgesellschaft, evangelische Jünglingsvereine, Rettungsboten und Rettungsboote rc. Ferner über Armuth, Pflichten gegen die Armen, über Luxus und Aehnliches. Seitdem die Staatsgewalt fast überall zur Räuberin an der Kirche geworden ist, selber aber nur einen Verstand, aber kein Gemüth mehr hat, also natürlicherweise auch nicht leisten kann, was ehemals die Kirche leistete, hat das ewige Gemüth, das im Volke lebt, die Thätigkeit von Privaten und Vereinen erforderlich gemacht, um der Armuth und dem Elend zu steuern. Es ist hiefür schon sehr viel geschehen und nur System und Zusammenhang wird vermißt. Dieser Mangel an System wird hauptsächlich verschuldet durch die Trennung der Confessionen und durch die Unklarheit, in welcher durchgängig noch die Gesetzgebung zwischen dem Interesse und der Gewohnheit der Staatsomnipotenz auf der einen, dem Bedürfniß und den Forderungen des Volks auf der andern Seite schwankt. Einmal mischt sich die Polizei noch in tausenderlei Dinge ein, die sie nichts angehen, und in anderer Beziehung existirt keine Polizei, wo sie am nöthigsten wäre, und läßt man es an allem fehlen, was dazu dienen könnte, die Quellen der Armuth, des Elends und Verbrechens zu verstopfen. Der verderblichste Luxus, frühzeitige Entsittlichung der Jugend, Frechheit der Dienstboten und Gehülfen, Verbreitung der schlechtesten Zeitungen und Bücher sind solche Quellen.

Ein Artikel des vorliegenden Buches handelt von den Volksbibliotheken. Wir finden, daß in dieser Beziehung der gute Wille noch immer manchen Fehlgriff thut. Unter den angeblich guten Volksschriften läuft entsetzlich geistloses Zeug mit unter. Es verhält sich damit, wie mit der kirchlichen Presse. Buchhändler, die nicht besser als Heiden, Juden und Türken sind, machen in katholischer und evangelischer Erbauung, in Ultramontanismus, Pietismus, Mystik, lauter Fabrikat, welches ihnen die literarischen Fabrikarbeiter, langweilige Landpfarrer, arme Gymnasialprofessoren mit einem Haufen von Kindern, oder gemeines Literatenproletariat zusammenspinnen und weben muß, um ärmlichen Lohn, während die Fabrikherrn die schlechte Waare in allen Zeitungen ausposaunen und auf dem Markte sich immerhin gut bezahlen lassen. Wenn der wiedererwachte christliche Geist dem in unserer Bildung noch sichtbar vorherrschenden heidnischen und jüdischen Geiste erliegen sollte, so sind daran gewiß nicht allein die Bücher schuld, welche gegen das Christenthum geschrieben werden, sondern auch die, welche in den größten marktschreierischen Affichen die christliche Etikette an sich tragen. Wer den heiligen Wein verschüttet, thut nichts Schlimmeres, als wer ihn verwässert, bis er schal wird. Schon Luther sagte einmal, der h. Schrift gefährlichster Feind sey die Buchdruckerkunst geworden, weil jetzt jeder seine Salbaderei drucken lasse und es Drucker gebe, die darauf spekulirten und unnütze Bücher veranlaßten, die zu schreiben der Autor selber vorher nicht geträumt hätte.

Tonkunst.

Geschichte der Musik von August Wilhelm Ambros. Zweiter Band. Breslau, Leuckart, 1864.

(Schluß.)

„Es muß ein Tanz seyn, was dieses gekrönte Orchester aufspielt, denn mitten unter den Herrschaften stellt sich, wie weiland Hippokleides, der Freiwerber der schönen Agariste, ein Mensch auf den Kopf und gestikulirt

mit den Beinen: ein für das Himmelreich allerdings etwas verwunderlicher Groteskkanz. Ein ähnliches Orchester von Königen zeigt ein Brevier des 15. Jahrhunderts in der k. Bibliothek zu Brüssel. Es ist eine sogenannte Wurzel Jesse, ein Stammbaum Christi: auf jedem Aste sitzt ein musicirender König, die Instrumente sind Harfe, Laute, Hackbret, Drehleier, Doppelflöte, Pommer, Dudelsack, eine lange S-förmig gebogene Posaune, eine Portativorgel, ein Triangel und eine sogenannte Stamentinpfeife, deren Bläser zugleich eine kleine Trommel schlägt. Einer der Könige spielt kein Instrument, sondern taktirt als Kapellmeister. Eine Vergleichung beider Darstellungen ist sehr interessant: sie zeigt die Veränderungen, die zwischen dem 12. und 15. Jahrhundert eingetreten."

Die romanischen Troubadours hatten eine andere Manier, als die deutschen Minnesänger. „Während in den französischen Gesängen der Trouvères die ganz liedmäßige Melodie das Wort überblüht und einhüllt, tritt hier das Wort, die Dichtung mit ihrem Vers und Metrum mächtig in den Vordergrund, sie ist die Hauptsache und der Gesang gibt ihr nur Halt und Färbung. Es ist ein auch sogar der antiken Singweise sehr analoges Verhältniß. Die Trouveurmelodien kann man in der neuern Notirungsweise als förmliche Liedweisen aufzeichnen, sie lassen eine moderne Harmonisirung zu, und es tritt ihre Schönheit dabei erst recht zu Tage; auf jene Classe deutscher Minnesängerweisen (es gibt wirklich andere mehr liedmäßige) läßt sich mit dem modernen Taktstocke so wenig losschlagen, wie auf den Gregorianischen Gesang. Ebenso konnte das begleitende Instrument (Fidel, Harfe u. s. w.) hier keinen größeren Spielraum haben als beim Gregorianischen Gesange die Orgel: dem Sänger den rechten Ton anzugeben und ihn, bescheiden eingreifend, darin zu erhalten."

Die zweite Abtheilung dieses Bandes erläutert die weitere Entwickelung des geregelten mehrstimmigen Gesanges durch Franco, Johann de Muris und durch den großen Niederländer Okeghem (Okekem) ꝛc. „Man hat sich so sehr gewöhnt, Italien, wo wir die Künste nicht erst in Museen aufzusuchen brauchen, weil sie uns an allen Straßenecken begegnen, als die einzige Kunstheimath anzusehen, daß es eine Art Ueberraschung erregte, als Kiesewetter in seiner Schrift ‚Ueber die Verdienste der Niederländer um die Tonkunst' bestimmt nachwies, was noch Burney und Forkel geradezu auszusprechen nicht gewagt, daß statt des Landes, unter dessen tiefblauem Himmel der dem Dichtergotte heilige Lorbeer, die königliche ernste Cypresse, die edle Pinie ihre Häupter erheben, dessen laue Nächte von Orangendüften gewürzt werden, in dessen vulkanischem Boden Gluthweine reifen, wo die zertrümmerten Reste antiker Kunst lehren, was Maaß, Klarheit, Harmonie und Formschönheit sey, vielmehr das prosaisch verständige, gewerbfleißig handeltreibende Alluviälland im Nordwestwinkel Europas die eigentliche Heimath der zauberhaftesten unter den Künsten sey." Das gehört nun auch wieder zu den vielen Lügen, womit sich die deutsche Nation zu ihrem eignen Schaden durch die classische Bildung hat verblenden lassen und immer noch verblenden läßt. Wie alles Nationaldeutsche seit dem Aufkommen der heillosen Renaissance verachtet und womöglich vergessen wurde, so verachtete man die gothische Baukunst, weil man sie nicht vergessen konnte, weil ihre großen Dome einmal dastanden, vergaß aber die niederländische Musik, weil man ihr einfach nicht mehr erlaubte, sich hören zu lassen und nur noch italienische Musik gelten ließ. Aber der berühmte Palestrina war nur ein Schüler der Niederländer. Erst durch vlämische Meister wurden die Italiener ausgebildet. „Wie groß das Ansehen der Niederländer als Musiker war, beweist das außerordentliche Lob, welches ihnen ein Italiener, der florentiner Ambassador Lodovico Guicciardini, in seiner Beschreibung der Niederlande (1556) spendet: ‚Die Belgier', sagt er, ‚sind die wahren Vorsteher der musikalischen Kunst, die sie sowohl begründet als zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet haben. Denn sie ist ihnen so natürlich und gleichsam angeboren, daß Männer und Frauen zusammen nicht allein auf das Zierlichste, sondern auch harmonisch eine ganz richtige Musik von Natur singen, und da zu dieser angeborenen Anlage nachmals auch noch die Ausbildung der Kunst sich gesellet hat, so haben sie sich zu jenen Leistungen der Vocalmusik sowohl als der Instrumentalmusik emporgeschwungen, von denen wir sie tagtäglich Proben ablegen sehen, so daß sie mit Recht an allen Höfen christlicher Fürsten eine ausgezeichnete Stelle einnehmen und hochgehalten werden."

Der zweite Band schließt mit der niederländischen Schule und gelangt noch nicht bis zu Perugino.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 77. 24. September 1864.



Criminalgeschichten.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten. Begründet von Criminaldirector Dr. Hitzig und Dr. W. Häring. Fortgesetzt von Dr. Vollert. 35ster Theil. Dritte Folge, erster Theil. Leipzig, Brockhaus, 1864.

Dieser Band ist vielfach interessant.

Der erste Aufsatz umfaßt den famosen Prozeß gegen Eynatten und Richter, wodurch wenigstens auf einen Theil der ungeheuern Veruntreuungen in der k. k. Armeeverwaltung unmittelbar nach dem unglücklichen italienischen Kriege des Jahres 1859 Licht geworfen wurde. Bekanntlich ist Feldmarschallieutenant von Eynatten während dieses Krieges Generaldirector der ökonomischen Armeeverwaltung, Bekleidung, Verpflegung der Truppen x. und vom 8. Mai bis 18. Juli desselben Jahres sogar Stellvertreter des Obercommandanten der Armee gewesen und hat diese seine Stellung mißbraucht, um Unterschleife zu gestatten und sich dafür bestechen zu lassen; als aber der Betrug entdeckt wurde, hat er sich selbst entleibt. Wie er zu dieser Untreue gegen seinen Kaiser und die tapfere Armee verführt wurde, wird aus Folgendem klar. „Er war von 1852—54 commandirender General in Verona und machte daselbst die Bekanntschaft mehrerer Armeelieferanten, unter andern auch die des zu Gellingen im Großherzogthum Baden geborenen, damals in Verona wohnenden Israeliten Hermann Jung, welcher das Heer mit Schuhwerk versorgte. Jung fand die schwache Seite der Familie Eynatten schnell heraus, er merkte bald, daß die Frau Baronin großen Aufwand liebte und infolge dessen beständig in finanzieller Bedrängniß war. Dienstfertig bot der jüdische Speculant seine Hülfe an, es kam fast heraus, als wäre es für ihn die höchste Ehre, dem Herrn General Geld vorzustrecken. Er bezahlte die Schulden und begnügte sich mit dem einfachen Versprechen der Rückzahlung, er nahm weder wucherische Zinsen, noch fiel er lästig, wenn etwa die Zahlungstermine nicht pünktlich eingehalten wurden. Für seine Gefälligkeit fand er reiche Belohnung in den Lieferungsgeschäften für die Armee, die der Baron Eynatten seinem gnädigen Gläubiger unter billigen Bedingungen überließ. Im Jahre 1857 war der General bereits nach Wien versetzt, Hermann Jung kam ebenfalls dorthin und überbrachte die Abrechnung der von ihm gedeckten Schulden der Frau Baronin. Sie beliefen sich auf 9000 Zwanziger, und Jung erklärte sich — für vollständig befriedigt. Eynatten hatte zwar, wie er selbst sagt, das Gefühl, als wenn er dem Jung nicht alles bezahlt habe, allein er schwieg still und nahm die Quittung an. In Wien wurden die Beziehungen von Verona her wieder aufgenommen. Jung machte bei Eynatten und dessen Familie wiederholt Besuche, er spielte bis zu einem gewissen Grade die Rolle des Hausfreundes und führte am 25. Juni 1859 seinen Schwiegersohn, Moises Basevi, dort ein. Basevi, ein unternehmender israelitischer Kaufmann aus Triest, war durch das triester Handelshaus Pasquale Revaltella an den Finanzminister Bruck und durch letztern bereits an Eynatten empfohlen. Er wurde um so wohlwollender aufgenommen, da sein Schwiegervater ihn vorstellte; beide gingen im Hause des Feldmarschallieutenants aus und ein und machten ihrem hochgestellten Gönner zur Zeit des Krieges Offerten zu Lieferungen von Ochsen, Schafen, Wein, Heu und Stroh. Eynatten nahm die Anerbietungen Jung's und Basevi's an, es dauerte nicht lange, so war er von den listigen, gewissenlosen Juden umgarnt, er betheiligte sich an ihren Geschäften und ließ sich dafür bezahlen, daß er sie auf Kosten des Aerars vor andern begünstigte."

Die Details des Ochsenbetrugs sind merkwürdig genug. Eynatten kaufte den Juden 20,000 Stück Ochsen zu hohem Preise ab, obgleich das Fleischregiedepot dagegen Protest einlegte, weil man die Ochsen gar nicht brauche. Als nun wirklich ein großer Theil der Ochsen gar nicht geliefert zu werden brauchte, ließen sich die Juden doch für ihre angebliche Einbuße reichlich entschädigen, und machten wieder von den Häuten und Hörnern der bereits geschlachteten Ochsen neuen Profit. Ein christlicher Lieferant, welcher bessere Ochsen zu niederm Preise anbot, war unter nichtigen Vorwänden abgewiesen worden. Das ganze Geschäft sollte nur für die Juden rentiren, die dem Feldmarschallieutenant eine Tantième gaben. Kolossale Summen floßen aus der Staatskasse in die Säcke dieses habgierigen Volkes. Man habe der Ochsen viel zu viel gehabt, sagen die Prozeßacten, und doch hat die Armee, wie allbekannt ist, gehungert.

Weiter bewilligte Eynatten eine große Entschädigung für Nichterfüllung eines mit Juden nur angeblich und nie wirklich abgeschlossenen Vertrags, und bezog davon seinen Gewinnantheil.

Bei den Armeelieferungen spielte neben Eynatten der Generaldirector der Creditanstalt für Handel und Gewerbe in Wien, Richter, eine große Rolle, als Helfershelfer Eynatten's und Vertrauensmann des Finanzminister Bruck. Dieses Triumvirat monopolisirte die Armeelieferungen, ließ keinen ehrlichen Concurrenten dabei zu, sondern übertrug alle Lieferungen an vertraute Juden, unter der Vorausbedingung, daß sie so schlechte und so unnöthige Waare als immer möglich liefern und sich dafür so hoch als möglich bezahlt machen dürften, aber ihre Gönner durch erkleckliche Summen bestechen müßten; Richter aber betheiligte sich selbst bei den Lieferungen, im Namen der von ihm verwalteten Creditanstalt.

Hier ein Beispiel. „Es wurden für die Armee im ganzen 7 Mill. Ellen Calicot angeschafft, davon lieferte Richter allein 5½ Mill., alle übrigen Calicotlieferanten zusammen nur 1½ Mill. Ellen. Richter war nicht im Stande, eine so ungeheuere Menge Calicot in seinen Fabriken zu erzeugen, er schloß vielmehr seinerseits wieder mit andern Fabrikanten ab und bezog nicht blos in seiner Eigenschaft als Spinnereibesitzer, der unmittelbar Calicot lieferte, sondern auch als Commissionär, indem er Calicot anderwärts weben ließ und diesen an das Aerar verkaufte, die ansehnlichsten Summen. Mit Hülfe Eynatten's wurde zu Gunsten Richter's wirklich jede Concurrenz ausgeschlossen. Statt die Lieferungen öffentlich auszuschreiben und dann unter den Angeboten zu wählen, ging man heimlich zu Werke und wartete vom 7. Mai bis zum 4. Juni auf Richter's Calicotmuster, welches dann ohne weiteres acceptirt wurde. Eynatten wollte eben keine Concurrenz gegen Richter eröffnen, ja es ist sogar behauptet worden, daß er durch ausdrücklichen Befehl die Anfrage bei andern Fabrikanten abgeschnitten habe. Die Vertheuerung der Waare, deren Verschlechterung, unregelmäßige Lieferung und die Bedrückung anderer Lieferanten — das waren die Folgen dieses Monopols. Richter machte ein kolossales Geschäft, die Staatskasse mußte für schlechten Calicot mehr bezahlen als für guten, und Eynatten wurde bestochen." Die Sublieferanten mußten noch besonders für die Gunst, die ihnen erwiesen wurde, sich von Richter ansehnliche Abzüge an ihrer Vergütung gefallen lassen, während er dem Staat viel mehr anrechnete. Endlich wurde die ungeheuere Menge Calicot von der Armee gar nicht gebraucht. Man hatte viel mehr verfertigen lassen, als nöthig war, nur um die betrügerischen Verwaltungsbeamten zu bereichern.

Ebenso verfuhr Richter mit den Kornlieferungen. Er übernahm die Lieferung von 4,300,000 Metzen Frucht und Hafer, lieferte zu zwei Drittheilen schlechtes Getreide und ließ sich um mehr als 180,000 Gulden mehr dafür bezahlen.

In gleicher betrügerischer Absicht übernahm er die Lieferung von Zwillich und entzog dieselbe ehrenwerthen Männern, die ihn besser und wohlfeiler würden geliefert haben. Desgleichen kam heraus, daß er Käufe und Verkäufe zu großen Summen nur fingirt habe, um dem Staate betrüglich die Cursdifferenz zu entlocken.

Endlich war Ritter das Werkzeug des Finanzminister Bruck in der massenhaftesten Betrügerei. „Es ist bekannt, daß Baron Bruck 111 Mill. Fl. Nationalanleiheobligationen zu viel verausgabt hat. Die Creditanstalt hatte den Verkauf der Obligationen zum Theil übernommen, und es stand im Haben des Finanzministeriums vom 7. Juni pro 20. April ein Posten von 1,400,000 Fl. Nationalanleihobligationen, berechnet zu 77, daher mit einem Werthe von 1,095,444 Fl. 45 Kr. angesetzt. Es zeigte sich aber, daß diese Obligationen im Auslande für Rechnung des Finanzministeriums um 72, also um 5 Procent billiger verkauft worden waren. Durch den veränderten Curs- und Preisansatz hatte man das Conto des Finanzministeriums um 70,000 Fl. erhöht. Ein ähnliches Manöver ist auf der Sollseite des Contos gemacht worden. Die Creditanstalt hatte am 4. Nov. von einem Privaten 1,500,000 Fl. in Grundentlastungsobligationen zum Curse von 70. 75 gekauft. Diese Obligationen waren auf das Conto des Finanzministeriums

pro 31. Dec. 1859 zum Curse von 68¾, also zu einem Preise von 1,024,375 Fl. übertragen. Nun standen sie aber am 31. Dec. nicht 68¾, sondern 73, also um 4¼ Procent höher, sodaß das Conto des Finanzministeriums wieder um 37,500 Fl., somit im ganzen um 107,500 Fl. günstiger gestellt war."

So wie auf der großen, der Welt verhüllten Landkarte der Betrügereien diese Stelle ein wenig vom Nebel frei geworden war, mußte natürlicherweise der Finanzminister selbst zur Rede gestellt werden und er entzog sich der Untersuchung durch raschen Selbstmord. Dieser Mord kam aber denen sehr gelegen, die bei den ungeheuern Unterschleifen betheiligt waren.

Man muß billig erwägen, daß die Angeklagten keineswegs die einzigen Schuldigen waren, daß sie, indem sie sich niederer Organe bedienten, doch nur diesen selbst zu Werkzeugen dienten, (die betheiligten Juden machten sich bei Zeiten mit ihrem Raub aus dem Staube) und daß die Unterschleife eine schon lange herkömmliche Sache waren, in Oesterreich wie in Rußland, wie in Frankreich und wie jetzt in den Vereinigten Staaten. Ein ganzes Heer von Betrügern ist in allen diesen Fällen betheiligt, den Staat auszusaugen. Ein großer Theil der Presse steht unter dem Einfluß dieser Bande vornehmer und gemeiner Blutsauger. Stimmen der Wahrheit dringen da nur mit Mühe durch. Man vergleiche, was uns die Zeitungen von der Armeeverwaltung der Union in Amerika berichten, und die Acten der Verhandlungen im Rath der Fünfhundert von den Jahren 1798 und 1799 in Paris (dessen äußersten Anstrengungen es nicht gelang, weder die größten Betrügereien zu enthüllen, noch die Betrüger zu bestrafen) und man wird begreiflich finden, warum auch in Oesterreich mit einem so erstaunlichen Aufwand von Mitteln das Unrecht beschönigt werden konnte.

Wir lesen hier: „Der Prozeß hatte die ganze große Geschäftswelt aufgewühlt, und leider nahmen viele hervorragende Geschäftsmänner in fast unbegreiflicher Weise Partei für die Angeschuldigten. Die Bestechung bei derartigen Lieferungsgeschäften ist ein so altes, eingewurzeltes Uebel, daß manche Lieferanten öffentlich aussprachen: sie müßten bestechen, oder sich von Lieferungen fern halten. Die Männer des Rechts mußten sich den Vorwurf der Unkenntniß, ja der Unwissenheit in großen Finanzfragen nachsagen lassen, und dennoch handelte es sich um die einfachsten Dinge, wie sie dem Criminalrichter täglich vorkommen, nämlich darum, ob die Waare am Markte wirklich um diesen oder jenen Preis an diesem oder jenem Tage gekauft, ob vom Stoffe etwas listig weggenommen worden ist oder nicht u. s. w. Die Beweisführung, nicht die juristische Beurtheilung, war schwierig. In den industriellen und kaufmännischen Kreisen fing man an zu vergleichen, was alles Betrug seyn könnte, wenn das Betrug wäre, was im Anklagebeschluß als Betrug bezeichnet wurde. An Entstellungen fehlte es dabei natürlich nicht. Die erschreckte Phantasie scheint der Geschäftswelt keinen allzu schmeichelhaften Spiegel vorgehalten zu haben. Es war wenigstens ein böses Selbstbekenntniß, daß sich ein kaufmännisches Fachblatt, welches über den Prozeß den gröbsten juristischen Gallimathias veröffentlichte, nicht scheute, den Richtern vorzuwerfen, daß sie nicht so viel Geschäftskenntnisse besäßen wie der letzte Commis, und daß dieses nämliche Blatt sich zur Rechtfertigung darauf zu berufen wagte, schon in alten Zeiten sey der Gott der Kaufleute nicht umsonst auch der Gott der Diebe und Betrüger gewesen! Mit Recht wies der Staatsanwalt darauf hin, daß unser ganzes Geschäftsleben auf Credit beruht, Credit — Vertrauen — aber nur durch ehrliche, reelle, solide Geschäftsführung gewonnen wird. Die Gegner des Prozesses Richter rekrutirten sich aber nicht blos aus der großen Geschäfts- und Finanzwelt, sondern auch aus den Gliedern einer bestimmten politischen und religiösen Farbe. Man brachte den Tod des Barons Bruck auf geschickte Weise mit dem Prozesse in Verbindung und erklärte die Entlassung des liberalen Ministers aus angeblichen Intriguen illiberaler hoher Herren und der ultramontanen Partei, zu welcher Bruck, obwohl er das Concordat mit unterschrieben hatte, als Protestant nicht gehörte. Es wurden Stimmen laut, die schamlos genug waren, die Justiz zu verleumden, ihr nachzureden, daß sie bei dem Prozeß Richter im Interesse der Ultramontanen handele. Nichts war einfältiger als dies, und doch gab es Leute, die solchen Verdächtigungen ein gläubiges Ohr liehen. Diese Partei schien sich zur Zeit der öffentlichen Verhandlung des Richter'schen Prozesses förmlich organisirt zu haben. Es fanden sich im Verhandlungssaal Claqueurs ein, welche zu rechter Zeit ihre Dienste leisteten, und in den Zeitungen erschienen Tag für Tag leitende Aufsätze, die sich bemühten, die gänzliche Grundlosigkeit der Anklage darzuthun. Solche Blätter, selbst des Auslandes, wurden den erkennenden Richtern zugesendet, um auf ihr Urtheil Einfluß zu üben, dem Oberstaatsanwalt Dr. Keller aber, welcher zuerst Hand an den Prozeß gelegt und die Verhaftung Richter's veranlaßt hatte, gingen anonyme Drohbriefe mit den infamsten Schmähungen zu, und die Resultate der Verhandlung wurden von mehrern Journalen tendenziös entstellt. In welch hohem Grade der Terrorismus herrschte, geht aus folgendem Factum hervor: Ein reicher Wiener Fabrikant hatte Richter's Behauptung, daß Oesterreichs

Fabriken nicht im Stande gewesen wären, die für das Aerar nöthige Quantität Calicot schnell genug zu erzeugen, für eine Beleidigung der österreichischen Industrie erklärt und sich freiwillig als Zeugen dafür angeboten, daß er allein den fraglichen Stoff in genügender Menge hätte liefern können. Er wurde nicht blos im Gerichtssaal von der Vertheidigung deshalb empfindlich angegriffen, sondern auch in Privatgesellschaften förmlich insultirt und von der Presse dergestalt verschmäht, daß er es gerathen fand, Wien auf einige Zeit zu verlassen."

Unter solchen Einflüssen wurde Richter äußerst gelinde, nur zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt und wegen Kränklichkeit freigelassen, starb aber schnell, angeblich am Typhus, wiederum zur großen Beruhigung derer, die weitere Enthüllungen befürchteten. „In kurzer Zeitfolge starben auch zwei seiner Richter, vielleicht mit infolge der Verhandlung, die nicht blos für den Angeklagten, sondern auch für die Männer der Rechtspflege eine außerordentliche geistige und körperliche Anstrengung erfordert hatte."

Es hilft wenig, wenn man solche Vorgänge beklagt und sich in Moralpredigten Luft macht. Der Mammon regiert einmal die Welt und der Jude hält den Sack fest, möchten hundert tapfere und begeisterte christliche Armeen dabei zu Grunde gehen und die steuerpflichtigen Bevölkerungen sich erschöpfen. Die Leiden der Völker waren niemals Grund genug, um das Gewissen derer zu rühren, die ihren Beutel füllen wollten. Nur darüber kann man sich wundern, daß die Staatslenker nicht besser einsehen, was sie vermeiden müssen, wenn der Staat selbst nicht zu Grunde gehen, wenn ihre eigene Herrschaft Dauer haben soll. Ohne Zweifel liegt es im Interesse, wie auch in der Macht der Regierenden, so ungeheuern Mißbräuchen zu steuern und vorzubeugen. Wenn sie sich auch über die Pflicht, die sie gegen die Völker zu erfüllen haben, hinwegsetzen wollten, so müßten sie doch an den Schaden denken, den sie sich selber zufügen und beständig müßte ihnen das Beispiel der französischen Revolution vorschweben, die nur deshalb unvermeidlich ausbrach, weil die Regierenden im schlechten Haushalt alles Maaß überschritten hatten.

Von nicht geringem Interesse ist der vierte Aufsatz des vorliegenden Buches, der ein Schlaglicht auf die russische Verwaltung wirft. Er handelt von einem Vorgange in Finnland. Kaiser Nikolaus verfügte im Jahr 1826, die Bauern in Altfinnland sollten unter den bisherigen Bedingungen den Besitz und Nießbrauch ihrer Ländereien nur noch zehn Jahre behalten und nach Ablauf dieser Frist sollte es den Grundherrn freistehen, das Land neu zu verpachten und die Bauern, welche sich die neuen Bedingungen nicht gefallen lassen würden, von Haus und Hof zu jagen. Das hieß, die bisher freien Finnen zu Leibeigenen machen, gleich den Großrussen. Der finnische Adel war begreiflich damit einverstanden, doch waren es nicht seine Intriguen, aus denen die Maßregel hervorging, sondern dieselbe stand im Einklang mit der allbekannten Politik des Kaisers. Kaiser Nikolaus bemühte sich, die heterogenen Bestandtheile seines Reichs möglichst zu verschmelzen. Er befolgte diese Politik in seinen polnischen Provinzen und zwang zwei Millionen unirte Polen zur griechischen Kirche überzutreten. Auch 20,000 Lutheraner in Livland wurden damals zur griechischen Kirche verlockt. Im Königreich Polen wurde alles russificirt und die katholische Kirche schwer bedrängt. Die russische Sprache sollte auch den deutschen Ostseeprovinzen aufgedrungen werden. Daraus erklärt sich nun die neue Maßregel in Finnland. Im Jahr 1828 drückte Kaiser Nikolaus den Wunsch aus, die betreffenden altfinnischen Provinzen dem russischen Reiche förmlich einzuverleiben, was jedoch am Widerspruch des Senats scheiterte. Gleichwohl blieb die Maßregel in Kraft und als die zehn Jahre verstrichen waren, mußten die altfinnischen Bauern sich zu allem bequemen, was ihnen die Gutsherrn unter russischem Einfluß vorschrieben. Dieser schändliche, an einem treuen und ehrlichen Volke begangene Betrug veranlaßte natürlicherweise hie und da Empörungen der Bauern. Die Beamten ließen aber Kosaken kommen, um die Bauern mit Gewalt zu zwingen, sich den harten Forderungen des Adels zu fügen. Der Amtmann in Sakola, ein gewisser Stromberg, machte sich durch seine rücksichtslose Grausamkeit besonders verhaßt. Als er aber einmal mit einigen Kosaken die aus ihrem Dorf geflohenen Bauern in einem Walde verfolgte und einen Vater mit seinen beiden Söhnen grausam umbringen ließ, erregte dieser so niederträchtige Mord so allgemeines Aufsehen, und erhob sich die ganze Bauernschaft so laut mit ihren Klagen, daß die kaiserliche Regierung den Amtmann zwar nicht strafte, aber wenigstens aus Finnland entfernte.

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Mittwoch, N° 78. 28. September 1864.



Gewerbewesen.

Die Handwerkerfrage. Rede des Domcapitular Moufang in der ersten Kammer zu Darmstadt. Zweite Auflage. Mainz, Kirchheim, 1864.

Die Rede motivirt den Antrag an die Regierung, sie möchte baldigst einen Gesetzentwurf über Freizügigkeit, eine Handwerkerordnung und eine neue Gemeindeordnung im Geist corporativer Selbständigkeit der Gemeinden vorlegen. Die Begründung dieses Antrags geht davon aus, daß die unbedingte Freizügigkeit die Gemeinden nachgerade mit einem höchst beschwerlichen Proletariat überladet und daß der kleine Handwerkerstand dabei allmälig zu Grunde geht. Nun liege es im Interesse der Regierung selbst, die Unnatur und das Unrecht, welches in diesen Verhältnissen liegt, nicht bis zu dem revolutionären Extreme, zu dem sie führen, fortwuchern zu lassen, wie es andererseits ihre Pflicht sey, für das wahre Beste des Volkes zu sorgen. Der menschenfreundliche und gelehrte Redner beweist aus statistischen Vorlagen und aus den übereinstimmenden Zeugnissen der in diesem Gebiete anerkanntesten Autoritäten, daß in allen Ländern, worin der alte Handwerkerstand dem Despotismus des Kapitals unterliegt, was man Gewerbefreiheit nennt, die Zahl des Proletariats im Zunehmen begriffen ist, und wie weit die Gefahr gedeihen kann, haben die Arbeiterbewegungen in Frankreich bewiesen.

Es war eine ganz falsche Humanität, welche durch Einführung der Gewerbefreiheit jedem Individuum Mittel und Wege verschaffen wollte, um so reich zu werden, wie ein anderes. Die Gleichheit vor dem Gesetz ist eine schöne Sache, aber gleiche Berechtigung führt nicht zu gleichem Glücke. Hier kann das Gesetz nur allen etwas versprechen, aber das Versprechen immer nur wenigen halten. Die Gewerbefreiheit hat den Handwerksstand nicht verbessert, sondern ruinirt. Sie hat niemandem gedient und genützt, als den großen Kapitalisten, welche durch gedungene, elend bezahlte, immer kurz gehaltene und nie vorwärts kommende Lohnarbeiter fabrikmäßig dieselbe Waare verfertigen lassen, deren Verfertigung ehemals den fleißigen Handwerker nährte, vorwärts brachte und zum ehrenhaften, wohlhabenden Mitglied der Gemeinde machte. Der Fabrikarbeiter ist der durch ein modernes Feudalsystem zum Leibeignen des Fabrikherrn erniedrigte freie Handwerker, wie noch vor nicht langer Zeit durch ein älteres Feudalsystem die ehemals freien Bauern zu Leibeignen waren herabgedrückt worden. Es ist dem Kammerliberalismus passirt, indem er jenen ältern Feudalismus durch die Ablösungsgesetze vernichtete, einen noch viel schlimmern neuen Feudalismus durch die neuen Gewerbegesetze einzuführen. Ohne Zweifel wußten die meisten Liberalen als rechtschaffene Männer nicht, was sie thaten. Immerhin aber wurden sie auch in Deutschland ein wenig am Seile gelenkt, wie in Frankreich zur Zeit des Bürgerkönigthums. Das Kapital beherrschte die Börse und erkaufte die Presse, um auch die Industrie zu beherrschen. Unter dem Bürgerkönigthum war der französische Liberalismus schon nicht mehr rein. Das heilige Wort der Freiheit wurde mißbraucht im Dienste des Kapitals. Die Kammerreden, die Leitartikel der Presse überströmten von Bürgerfreiheit, aber alles nur im Dienst und zum Nutzen der großen Kapitalisten, die unter dem Aushängeschild der Gewerbefreiheit die gesammte Industrie zu ihrem Monopol machten und die eigentliche Freiheit und Selbständigkeit der Handwerker vernichtete, weil dieselben fortan mit dem Kapital nicht mehr concurirren konnten, ihr selbständiges Gewerbe aufgeben und Fabrikarbeiter werden mußten. Die Franzosen waren einsichtsvoll genug, um

die ungeheure Lüge des Kammerliberalismus frühe genug zu begreifen. In Deutschland hat man sie langsamer begriffen, aber die Agitation von Schulze-Delitzsch und Lasalle beweist, daß die Einsicht allmälig erwacht und wächst.

Die schwebende Frage hat eine viel tiefere Bedeutung, als man gewöhnlich voraussetzt. Es handelt sich nämlich nicht blos um Stillung des Hungers, dem immer mehr Proletarierfamilien verfallen, und um die Mittel, solchem massenhaften Hunger künftig vorzubeugen, sondern es handelt sich auch um die große Frage, ob die Nation fortwährend und im steigenden Maaße degenerirt werden soll, oder ob man sie noch regeneriren kann.

Wir stehen insofern an einem welthistorischen Wendepunkt gleich dem am Ende des altrömischen Reiches. Alle gebildeten Völker des Alterthums waren von jenem römischen Reiche verschlungen und darin nivellirt worden. Alle Selbständigkeit der Völker und auch die der Bürger hörte auf. Alle Macht und aller Besitz ging unter den Imperatoren in die Hände weniger Emporkömmlinge und Günstlinge über, die ganze übrige Bevölkerung versank in Sclaverei. Das Kapital erdrückte jede Freiheit. Auch der Gebildete, Talentvolle und Fleißige konnte nur emporkommen als Client oder Sclave eines Reichen, oder er sank in die große Sclavenmasse zurück. Das Feld wurde nur von Sclaven bestellt. Die Künste selbst wurden nur von Sclaven oder Freigelassenen getrieben. Der Handel war Monopol weniger reicher Familien. Bei den Reichen herrschte die tiefste Entsittlichung, physische und moralische Verderbniß und die Sclavenbevölkerung war gezwungen, dem Laster ihrer Herren zu dienen oder folgte ihrem Beispiel, um die Sinne zu betäuben und ihr Elend zu vergessen. Das ganze römische Reich glich einem Cloak, aus dem keine Reinheit, keine Tugend, keine Besserung des Volks mehr aufkommen konnte. Von diesen kläglichen Zuständen wurde die europäische Menschheit nur gerettet durch die gänzliche Zertrümmerung des großen Imperatorenreichs und durch die Gründung ganz neuer gesellschaftlicher Zustände, in denen wieder ein sittliches Prinzip vorwaltete. Dazu half außer dem Christenthum nur das Germanenthum. Unsere großen Vorfahren, die Gothen, Franken, Burgunder, Allemannen, Sachsen, Friesen, Thüringer, Bayern rc., die eine vernunftlose Geschichtschreibung lange für nicht besser als nordamerikanische Wilde geachtet hat, brachten in das von ihrem tapfern Arm eroberte Römerreich vortreffliche bürgerliche Institutionen und ein weise ausgedachtes Recht mit. Ihr Staat enthielt alles das Gute, aus dessen Mangel das römische Reich zu Grunde gegangen war. Die unschätzbarsten Kleinode des Germanismus waren in dieser Beziehung die Heiligung des Allodes und der Gilde. Jedem freien Germanen war ein Allod als unveräußerliches Eigenthum seiner Familie zugesichert, als ein Kapital, von dessen Zins die Familie von einer Generation zur andern ohne Nahrungssorgen fortleben konnte, und welches ihr in der Gemeinde eine ehrenhafte Stellung, dem erwachsenen Manne Stimmrecht, Wahlrecht und Waffenehre gewährte. Alles Land, was Germanen eroberten, wurde in solche freie Allode getheilt und deshalb blieben die deutschen Männer jeder selbständig, frei, wehrhaft und ehrenhaft und hielten daher auch in ihrem Familien- und Dienstbotenkreise auf gute Sitte, während früher im alten Römerreiche alles nur ehrloses und sittenverpestetes Sclavengesindel gewesen war. Das Kleinod, der Talisman, der den germanischen Völkern eine anderthalbtausendjährige Weltherrschaft erwarb und ihre körperliche und sittliche Kraft erhielt, war das Allod. — Als zweites Kleinod gesellte sich dazu das Gildenwesen. Jeder freie Mann hatte das Recht, in gewissen Fällen auch die Pflicht, sich mit andern freien Männern zur Erreichung gewisser Zwecke und zum brüderlichen Handeln zu verbinden. Das waren die Waffenbrüderschaften, priesterliche Genossenschaften, Eidhelfer und auch Gewerbegenossen, die sich auch noch in der christlichen Zeit als geistliche, ritterliche und bürgerliche Genossenschaften, Kaufmannsgilden, Zünfte rc. erhalten haben und deren gemeinsames Wirken zur Erhaltung der Nation in ihrer gesunden Kraft und in ihrem gleichmäßig verbreiteten Wohlstande nicht weniger beigetragen hat, als das Allod.

Diese beiden Kleinode des Germanismus wirft der moderne Liberalismus weg, wie ein dummer, böser und verzogener Knabe die unverstandenen Schätze seiner Ahnen mit kindischer Hand durchwühlt und den Talisman, an dem das Glück des Hauses hing, spielend zum Fenster hinausschleudert. Die moderne liberale Gesetzgebung hat den letzten Rest der Allodialverfassung, die Geschlossenheit der Bauerngüter und den letzten Rest gewerblicher Genossenschaftlichkeit durch die Gewerbefreiheit vernichtet. Damit sind die großen Bürgschaften der Volkskraft und des Volkswohles preisgegeben und massenhaft zieht wieder jene Verderbniß und jenes Elend bei uns ein, wie es im altrömischen Reiche herrschte. Das Kapital zieht dem freien Manne den Boden, auf dem seine Vorfahren seit Jahrhunderten lebten, unter den Füßen hinweg. Das Kapital jagt den freien Mann, indem es ihn seiner Innung entreißt, aus seiner Werkstatt hinaus und zwingt ihn, Sclave eines Fabrikherrn

zu werden. Mit dem freien Besitz, mit dem eigenen Hause, mit dem Recht und der Pflicht der ehrenhaften bürgerlichen Stellung, schwindet nun auch die gute alte Sitte und Zucht, Mäßigkeit und Keuschheit. Die städtische Menschenmenge, die sich sonst in gleichmäßig wohlhabende Genossen ehrsamer Gewerke gliederte, ist jetzt ein immer mehr verarmendes, physisch und sittlich verkommendes Gemisch vieler Armen und einiger Speculanten, alle mehr oder weniger Sclaven des Kapitals und sich über ihre Unfreiheit tröstend mit Lüderlichkeit, Genußsucht und Vergeudung des Wenigen, sobald sie es erworben haben. Dabei nimmt die Racenkraft sichtlich ab. Das Rekrutenmaß wird immer niedriger. Die Fabrikbevölkerung verkommt immer mehr. Schlechte Luft, Hunger, lasterhaftes Leben greifen schon die Gesundheit der Jugend an.

Mit kleinen Palliativmitteln heilt man so große Uebel nicht. Aus dem Schooße moderner Kammern und aus dem Prinzip des modernen Staats überhaupt kann die Heilung nicht hervorgehen. Der moderne Staat selbst ist Sclave des Kapitals und macht immerfort Schulden, bis er sie nicht mehr bezahlen kann. Er ist, als das, was er ist, völlig außer Stande, das große Bedürfniß der Völkergesundheit und des Völkerwohles zu befriedigen. Das Leben der Völker aber ist älter, als der moderne Staat und sogar älter, als der altrömische Imperatorenstaat war, und in diesem Leben der Völker liegt noch eine Fähigkeit der Regeneration unter Gottes gnädigem Schutze, daß man an einer endlichen Heilung nicht zweifeln und nicht verzagen darf, wenn sie auch über den Horizont des modernen Staates hinausliegt. Die Weltgeschichte nimmt sich Zeit.

Criminalgeschichten.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten. Begründet von Criminaldirector Dr. Hitzig und Dr. W. Häring. Fortgesetzt von Dr. Vollert. 35ster Theil. Dritte Folge, erster Theil. Leipzig, Brockhaus, 1864.

(Schluß.)

Ein nicht geringes Interesse gewährt auch der dritte Aufsatz, in welchem uns ein französischer Criminalprozeß aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts vorgeführt wird. Die Scene war in der Nähe von Toulouse. Hier wollte ein Vater sich nach dem Prädicat eines Fleischers erkundigen, welcher um die Hand seiner Tochter warb, wurde aber unterwegs von demselben Fleischer, der die Entdeckung seines schlechten Prädicats fürchtete, heimlich umgebracht. Der Pfarrer Chaubard, dem der Mörder beichtete, verrieth durch sein ängstliches Benehmen den Söhnen des Ermordeten, daß er etwas mehr von der Unthat wissen mußte, als er sagen wollte. Sie vermutheten, er wisse es durch die Beichte, und zwangen ihn durch Todesdrohung, das heilige Geheimniß der Beichte zu brechen und ihnen den Mörder zu nennen. Als er ihn nun in der Todesangst genannt hatte, übten die Söhne die Blutrache und erschlugen den Fleischer. Der Fall kam vor die Gerichte, das Volk nahm sich der Söhne an und man wagte nicht, dieselben härter zu bestrafen, als mit Verbannung. Der unglückliche Priester aber wurde erinnert, daß ein katholischer Priester auch unter den Schrecken des Todes das heilige Geheimniß der Beichte bewahren muß, und wurde von unten auf gerädert und dann noch lebendig verbrannt.

Die übrigen im vorliegenden Bande behandelten Criminalfälle betreffen nur gemeine Verbrechen, Vergiftung einer Ehefrau, Kindsmord, Mord eines Bruders und des eigenen Weibes, um des Bruders Wittwe heirathen zu können, und dann noch Mord der Kinder aus ihrer frühern Ehe, alles gemeine, niederträchtige Handlungen. Mehr Mitleid verdient ein Vater, der sein Kind umbrachte, weil er im äußersten Elend es nicht mehr zu ernähren wußte. Merkwürdig ist der Prozeß gegen den Geisterseher Hänel in Sachsen aus den Jahren 1837—1846. Hänel war ein Schwärmer und Visionär, der sich verwahrloster Kinder annahm und einen frommen Anhang um sich sammelte. Im glühenden Eifer, der Welt Segen zu bringen, fiel er in die Selbsttäuschung, durch Geistererlösung zu einem großen Schatze gelangen zu können, dessen größten Theil er dem König von Sachsen verehren und dessen übrige Theile er zu frommen und wohlthätigen Zwecken verwenden wollte. Daß er im guten Glauben gehandelt, scheint dem Referenten unbestreitbar, wie denn auch alle, welche von Hänel mit seinen Vorspiegelungen sollten betrogen worden seyn, ihn für gerecht und unschuldig erklärten. Der Berichterstatter glaubt Seite 323, die angeblichen Aussagen des Inquisiten dürften durch irrige Voraussetzungen des Inquirenten gefärbt seyn, was auf einem so rationalistischen Boden, wie es das damalige Sachsen war, auch nicht Wunder nehmen darf. Die Verurtheilung des armen Schwärmers zu 5 Jahren Arbeitshaus erscheint hart.

Der letzte hier behandelte Criminalfall betrifft die Fabrik falscher Schillerautographen in Weimar, der im Jahr 1855 ein Ende gemacht wurde. Ungefähr seit dem Jahre 1850 kamen eine Menge angebliche Handschriften unseres Dichters Schiller in Umlauf und zwar hauptsächlich durch die verwittwete Frau Geheimehofräthin Riemer und den Bibliothekdiener Große in Weimar. Diese beiden Personen hatten die zahlreichen Handschriften dem Architecten und Geometer von Gerstenbergk abgekauft, der sie angeblich von den verschiedensten Orten her gesammelt hatte. Von demselben Gerstenbergk hatten auch auswärtige Liebhaber Handschriften gekauft. Der Papierhändler Künzel in Heilbronn war der erste, der die Entdeckung machte, daß die aus Weimar stammenden Autographen wohl nicht echt seyn möchten. Im Besitze der Briefe, welche Schiller mit Körner gewechselt hatte, war Herr Künzel der echten Handschrift Schillers so kundig, daß ihm der Unterschied der Handschriften, die ihm in Weimar vorgezeigt wurden, nicht verborgen blieb. Er theilte seinen Argwohn dem Professor Dielitz in Berlin mit, der falsche Handschriften von Weimar gekauft hatte und sich jetzt erst ebenfalls von dem Betrug überzeugte. Der Argwohn verbreitete sich und Buchhändler Bär in Frankfurt am Main schickte der Frau Riemer eine ziemliche Anzahl, bereits von ihr gekaufter Handschriften als unecht zurück. Frau Riemer erstattete ihm sogleich die ausbezahlte Summe und erhob gerichtliche Klage gegen Gerstenbergk, als den einzigen, von dem sie alle Handschriften erhandelt hatte. Auch Große schloß sich an diese Klage an. Nun wurde die Sache untersucht und Gerstenbergk schuldig befunden. Unter 415 angeblichen Schillerhandschriften, die dem Gerichte vorlagen, waren nur vier echte. Eine Menge Handschriften sind aber dem Gericht gar nicht eingesandt worden. Der Betrug erscheint ziemlich großartig, wenn man erwägt, daß durch die Frau Riemer größere Sammlungen nach Berlin und Frankfurt am Main, durch Große für 1419 Thaler allein an Schillers Tochter, Frau von Gleichen, für 100 Thaler an den Großherzog von Weimar, für 60 Thaler an Professor Griepenkerl in Braunschweig 2c., von Gerstenbergk selbst für 100 Thaler an Lippe in Halle verkauft worden waren. Gerstenbergk hatte immer kleine, angeblich von Schiller geschriebene Zettel für 15 bis 20 gute Groschen, größere Stücke für 3—4 Thaler, einen Brief einmal für 20 Thaler vorräthig, wovon gewiß viele in jetzt nicht mehr bekannte Hände gerathen sind. Alle waren von Gerstenbergk allein auf altes vergilbtes Papier geschrieben und enthielten einzelne Dichtungen Schillers oder auch nur Bruchstücke. Bei genauerer Prüfung wurde die Unechtheit unverkennbar ermittelt, obgleich Gerstenbergk eine geschickte Hand besaß. Da er seine Waare so gut absetzte, wurde er immer kühner und fing an, zu erhöhten Preisen solche Schillerhandschriften zu verkaufen, welche durch ihren Inhalt ein neues Interesse gewährten, weil sie angeblich noch unbekannte Dichtungen oder noch nie abgedruckte schriftliche Aeußerungen Schillers enthielten, obgleich es nur „Sudeleien, Abfälle einer vergessenen Literatur, Reimereien der obscursten Winkelblätter unter Schillers Namen“ waren. Gerstenbergk wurde zu einem Jahr Strafarbeitshaus verurtheilt.

Von Rechtswegen. Es gibt jedoch über der gewöhnlichen Justiz noch eine höhere und auch sie ist hier geübt worden. Jede sociale Narrheit findet ihr Correctiv in den Extremen, zu denen sie führt. Die Modenarrheit der Autographensammlungen verdiente in der That eine Verhöhnung und Bestrafung, deren Werkzeug jener Gerstenbergk gewesen ist.

Geschichte.

Mährens allgemeine Geschichte. Im Auftrag des mährischen Landesausschusses dargestellt von Dr. B. Dudik. 3. Band. Brünn, Verlag des mährischen Domestikalfonds, 1864. Groß 8°.

In diesem Bande erörtert Herr Dudik die mährische Geschichte von 1125—1175. In dieser Periode war Mähren ein böhmisches Theilfürstenthum und selber wieder getheilt in Olmütz, Brünn und Znaim. Händel unter den Theilfürsten und Empörungen gegen Böhmen hinderten das Aufkommen einer slavischen Großmacht und kamen dem deutschen Einfluß zu Statten. Der deutsche Kaiser war anerkannt der Oberherr und Richter der böhmisch-mährischen Streithändel. Nur durch Treue gegen ihn konnten die böhmischen Herzoge ihre Gewalt über Mähren fortsetzen. Zur Germanisirung trug wesentlich auch das Bisthum Olmütz und die Gründung von Klöstern bei. Die Kirche erwarb reiche Güter und bändigte die slavische Wildheit. Wenn nun auch einmal ein mährischer Fürst eine Russin oder Serbin heirathete, so gereichte das doch nicht zur Stärkung des slavischen Elementes. Die sehr ausführlichen Einzelnheiten möge man im Buche selber nachlesen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels



Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, № 79. 1. October 1864.

Reisen.

Sicilien und Neapel von Franz Löher. Zwei Theile. München, Fleischmann, 1864.

Man unterrichtet sich aus diesem Werke sehr gut über Süditalien. Wir übergehen, was der Verfasser Interessantes über die Hauptstadt Palermo und ihr eigenthümliches Leben, über die alten, schon oft beschriebenen sowohl altgriechischen als normannischen Bauwerke der Insel, so wie über Siciliens Geschichte sagt, und heben für unsere Leser zunächst das hervor, was im gegenwärtigen Augenblick am meisten interessirt.

Sicilien hat seine Revolution gemacht und ist piemontesisch geworden, d. h. es ist aus dem Regen in die Traufe gekommen. „Eine sonderbare Umwälzung! Adel, Geistlichkeit und Landvolk, die sonst am Alten hängen, erheben einen Aufstand, um ihr geliebtes Sicilien eigenherrlich zu machen; der Volksgeneral der italienischen Revolution kommt, ihnen zu helfen; ehe sie sich's versehen, sind sie von Piemontesen überschwemmt und — gefesselt. Garibaldi richtete damals eine allgemeine Aushebung ein, sie brachte ihm von der ganzen Insel noch nicht viertausend Mann, und auch diese bestanden zum besten Theil aus Freiwilligen. Auch mit blanker Beisteuer beeilten sich die Sicilianer nicht sehr. Jetzt läßt Victor Emanuel die jungen Leute einfangen, um sie unter seine Fahnen zu stellen. Er umstellt die widerhaarigen Städte und keilt und preßt sie so lange, bis die Steuern und Rekruten herausfallen." Daher der gründliche Haß der Unterworfenen gegen die Gebieter und wieder die gründliche Verachtung jener durch diese.

Die Insel ist seit geraumer Zeit verwahrlost, von ihrer frühern weltberühmten Fruchtbarkeit sind nur noch wenige Ueberreste vorhanden. Herr Löher gibt uns ein klares Bild der dreieckigen Insel. „Im Norden, von Messina bis Trapani, zieht sich die Fortsetzung des Apennins, ein schroffer Gebirgskamm, dessen Zacken wohl sechstausend Fuß Höhe erreichen und dessen mittlere Erhebung zweitausend beträgt. Nach Europa gekehrt, stürzt dieser Bergzug steil ab, die Insel hat also im Norden nur ganz schmalen Küstenrand. Nach Süden aber, nach Afrika hin, stemmt sich eine breite Hochebene an, die gleichsam striemenartig mit Berg- und Hügelzügen bedeckt ist und sich nach Südosten immer mehr verkleinert, bis sie im Kap Passaro ihre äußerste Südspitze erreicht. Erhübe sich in Sicilien Hochgebirge, so hätte sich zwischen dessen Gipfeln und Schluchten ein Hirtenvolk gebildet, das kräftig, eigenwillig und hartköpfig wäre, wie alle Gebirgsvölker. Bestände die Insel aus anmuthigem Thal- und Hügelland, so würden dazwischen sich zahllose Dörfer und zerstreute Ansiedlungen finden. So aber ist Sicilien nichts als ein großer dreieckiger Felsblock im Meere, nichts als eine einförmige Hochebene voll nackter Bergabhänge und breitgezogener Anhöhen, und die Folge ist eine zweifache. Das Innere hat eine gleichförmige Bauernbevölkerung: diese aber hält sich gern zusammen, hier ein dicker Haufen und dort einer, und was dazwischen liegt, ist unbewohnt. Ganz Sicilien zählt keine hundert Dörfer, aber fast viermal so viele Städte, und diese Städte haben durchgängig zehntausend bis fünfzehntausend Einwohner. Aber selbst, wenn die Bevölkerung auf Zwanzigtausend steigt, wenn sie Gerichts- und Verwaltungsbehörden an ihrer Spitze hat, so bleiben diese Städte doch nur Bauernstädte, wenn man große Ansammlungen von Steinhütten und einigen besseren Häusern überhaupt Städte nennen will. Der bei weitem größte Theil der Bewohner treibt eben nur Bauernarbeit, und hat bei aller geistigen Lebhaftigkeit und Springkraft des Südländers doch nur Bauernverstand und bäuerische Bildung. Daß ein Menschenkind nach Reinlichkeit Begehren trage, davon dämmert ihnen

nur eine ungewisse Ahnung. Die Städte liegen meist auf Berghöhen: zerrissene Mauerkränze, die grauen Häuserreihen über einander geschichtet, das Ganze von den Trümmern einer Hochburg gekrönt, man kann dies Bild gleich aus der Natur malen. Der Grund, weshalb die Leute so mühsam auf freien Berghöhen wohnen, lag früher in der Unsicherheit des Landes und in der Aussicht, sich leichter zu vertheidigen, jetzt ist die Gewohnheit einmal da, und sie wird verstärkt durch die Furcht vor böser Luft in der Ebene."

„Man kann sich nun schon vorstellen, wie es mit dem Anbau des Landes steht. Er könnte nicht ärmlicher, die Verhältnisse, welche ihn zurückhalten, könnten nicht unglücklicher seyn. Ein Land voll Berghänge und steiniger Hochebenen bedarf der Waldung in der Höhe, aus deren feuchtem Schattenkreis stetig frisches Wasser heruntersickert, bedarf fleißigen und täglichen Anbaues, bedarf insbesondere sorgfältiger Düngung. Gerade das Alles fehlt in Sicilien. Das bebaute Land liegt nur in der Nähe der Städte. Rings um diese bildet es Oasen und noch etwas weiter Streifen an den Landstraßen. Aller übrige Grund und Boden, und er ist weit überwiegend, gleicht einer Steppe und dient nur zur Weide für Rinder, Schafe und Ziegen. Man lasse also nur die Vorstellung fahren, als ob das Innere Siciliens ein Gewebe sey von üppigen Fluren, anmuthigen Dörfern und parkumwogten Landsitzen. Es ist vielmehr zum größten Theil ein nacktes, trauriges Land, wo Steppe und steinige Oede vorwalten, und man statt des geschmückten Landhauses nur eine elende Schilfhütte sieht, wie verloren in der Einsamkeit. Ganz anders verhält es sich mit Fleiß und Anbau an der Küste. Wo Gebirg und Tafelland sich steilab in's Meer stürzt, da umkränzt sie tief unten nur die Brandung, und der Mensch kann höchstens von der Seite hinan kommen, um auf Terrassen Wein zu bauen. Allein es gibt Stellen, wo die Steinhöhe, aus welcher das Inseldreieck besteht, von der See eingebuchtet oder doch eingeschnitten ist, wo die Flüsse von den Bergen strömen, und vereint mit den Meereswellen von uraltersher fruchtbares Erdreich anhäuften. Dort entstanden Fruchtebenen, Erdstücke, wo Milch und Honig fließt. Besonders gesegnet ist die Ostküste, an welcher sich auch die Griechen zuerst anbauten. Dort liegt die große herrliche Ebene von Catania, die nicht minder fruchtbaren Felder von Lentini Augusta, Syrakus und Noto."

Um das Land wieder fruchtbar zu machen, müßte man vor allem Wälder haben, welche die Feuchtigkeit anziehen, Wasser und Bewässerungsanstalten und endlich Straßen. Herr Löher stellt allgemeine Betrachtungen über die Verödung früherer Culturländer an, Persien, Syrien, Palästina. Auch Spanien gehört zum Theil dazu. Die Ausrottung der Wälder ist immer das Hauptübel gewesen. Merkwürdigerweise aber folgen die Spuren der Verwüstung überall der Ausbreitung des Islam.

Die Besitzverhältnisse sind dem Anbau auf Sicilien ebenfalls ungünstig. Die Güter gehören der Kirche und dem Adel, die sie aber nicht selbst verwalten. „Speculanten nehmen von den großen Grundbesitzern ausgedehnte Striche Landes in Pacht, denken aber selten daran, es selbst bebauen zu lassen. Sie verpachten vielmehr den Ackerboden in kleinen Fetzen an Unterpächter, und den Weideboden an andere Speculanten, welche Vieh zusammenkaufen und es auf die Hude treiben, um mit dessen Fleisch, Häuten und Wolle ein Geschäft zu machen. Die Letztern können am Grund und Boden, wenn sie ihn auch niemals bessern, nicht viel mehr verderben: die kleinen Ackerpächter aber sind geradezu genöthigt, sich auf den kläglichsten Raubbau zu legen. Wie sollten sie den Gedanken fassen, gründlich zu düngen, Wassergräben zu ziehen, Bäume und Hecken zu pflanzen, wenn sie nur ein ganz kleines Stück Landes bebauen, wenn — was schlimmer ist — ihre Pacht nur drei oder vier oder höchstens sechs Jahre dauert, wenn — was das Allerschlimmste — sie von vornherein Brod- und Saatkorn, und wohl auch Ackervieh und Geräth, vom Pachtunternehmer leihen müssen, um die schändlichsten Wucherzinsen dafür zu zahlen? Ist der Bauer in Geldnoth, muß er vom Wucherer Korn zu fünfzig Thaler nehmen, das er nur zu dreißig wieder verkauft. Der Speculant preßt dem Unterpächter für Land und Vorschüsse möglichst Geld und Korn ab, ohne ihm jemals seines Fleißes Früchte zu lassen: der Unterpächter aber preßt dem Boden die möglichste Ernte ab, ohne ihm jemals Nahrung zu geben. Beide liegen beständig in stillem Krieg mit einander, und betrügen sich, wo sie nur können. Darf man sich nun noch wundern, wenn der sicilianische Acker im Durchschnitt kaum noch das siebente Korn trägt? Das Uebel ist indessen schon alt; schon die Römer thaten die Ländereien an Pachtgesellschaften aus. Die Lehnsbarone benützten später ihr Uebergewicht, um die Reste des freien Landes von den Eigenthümern an sich zu reißen."

In der Bevölkerung der Insel bemerkt man einen auffallenden Unterschied zwischen dem germanisirten Osten und dem durch Karthager und Araber mehr afrikanisirten Westen. „Terranova rühmt sich der schönsten Frauen in Sicilien. Trapani nimmt eifersüchtig diesen Ruhm für sich allein in Anspruch. Diese Südländer

könnten noch jeden Augenblick über die Frage, welche Stadt mit der Krone der Frauenschönheit geschmückt sey, blutig an einander gerathen. Wirklich sahen wir in Terranova eine Menge hübscher oder doch wohlgebildeter Frauen. Auch ohne sie hätten wir am freundlichen Wesen, am schönen Wuchs und hellerer Kleidung der Leute gleich gemerkt, daß wir das Land halber Mauren hinter uns hatten. Im Mittelpunkte Siciliens, in Castro Giovanni und Caltanisetta, wohnt ein Volk mit blankem Haar und blauem Auge, frischen und fröhlichen Muthes. Diese Abkömmlinge von Germanen verbreiten sich von dort den Salso hinunter nach Licata, und die Zuflüsse des Simetto hinunter bis über das Aetnagebiet. Die langgestreckte Westhälfte der Insel, einst das Punierland, war auch am meisten mit Arabern besetzt: deshalb ist dort das Volk noch heutzutage, ein paar Küstenstädte mit jüngerer Ansiedlung abgerechnet, so düster in Miene und Kleidung, so klein und lotterig in allem Thun, und zugleich sind auf der Westhälfte der Insel die Verbrechen dreimal zahlreicher, als auf der gebildeteren Osthälfte."

Im Allgemeinen ist der Sicilianer sehr in der Cultur zurückgeblieben und bewahrt noch uralte Fehler. „Der größte Theil der Sicilianer, so scheint es öfter, ist wie ein Volk großer schöner Kinder mit ihrer Eitelkeit, ihrem Haß auf einander und gegen die Regierenden, mit ihrem Hang zu Spiel und Müßiggang, ihren hochschwellenden Hoffnungen und ihrem ganzen kleinen Thun. Auf die lange spanische Regierung fällt der größte Theil der Schuld. Sie that nicht nur äußerst wenig, das Volk anzuregen, sondern sie scheute auch, wenn dieses selbst etwas thun wollte. In lebhafterem Andenken stehen die letzten vierzig Jahre der bourbonischen Verbitterung. Was für oder durch Sicilien geschehen sollte, wurde von Neapel aus mit mißtrauischem, ja feindlichem Auge betrachtet. Den sittlichen Aufschwung des Volkes hielt man absichtlich danieder. Der Sicilianer aber meinte vor Aerger, er müsse keine Hand rühren, es müsse ihm ganz erbärmlich gehen, seine schlechte Regierung verdiene es nicht besser. So steckt denn Sicilien noch über und über zwischen Resten und Trümmern einer längst vergangenen Zeit, wie in geistiger, so in socialer und politischer Beziehung: die Strömung der Neuzeit hat nur erst den Inselrand wieder etwas belebt. Sollte man es glauben, die sicilianischen Städte, welche doch nicht gar weit auseinander liegen, hassen sich, wie nur jemals sich Städte hassen konnten? Palermo erhebt sich stolz als die alleinige Hauptstadt, es schreibt mit großen Lettern in seinen Dom: ‚Hier ist Thron und Haupt des Reiches!' Allein schon das nahe verfallene Monreale schreit: ‚Ich bin die rechte Königsstadt, ich bin von Königen dazu gegründet!' Messina aber, das handelsgroße, ereifert sich: ‚Bei mir pulst des Landes Herzschlag, bei mir muß von Rechtswegen seine Regierung seyn!' Sogleich erklärt Catania: ‚Ich aber bin die hohe Gebildete!', und wirft sich in die Brust, in welcher ein stiller Neid auf die reiche Schwesterstadt wohnt. Mancher Gutsbesitzer läßt seinen Söhnen eine Bildung geben, als sollten sie bloße Pächter werden, und die jungen Herren glauben: schön zu Esel sitzen oder im Kaffeehaus auf dem Billard zu glänzen, sey mindestens so viel werth, als eine fremde Sprache können. Der Bürgersmann aber denkt: Lesen und Schreiben sey für Mädchen einmal gewiß vom Uebel."

Daß solcher Bevölkerungen die stramme militärische Zucht der Piemontesen wohl Meister werden kann, ist leicht erklärlich, schwerlich aber werden sich die Sicilianer von ihren neuen Herrn mit gutem Willen in die Schule nehmen lassen und lieber bei erster Gelegenheit wieder rebelliren.

Der zweite Theil des Werkes handelt von Neapel, der Stadt und dem Königreich. Das letztere zerfällt in Campanien und Calabrien auf der West-, Apulien auf der Ostseite, und hat das Abruzzenland in der Mitte. „In der apulischen Ebene glaubt man sich in Sicilien. Ist die campanische ein uralter Fruchtgarten, so ist die apulische ein uraltes Hirtenland, eine große Steppe. Wassermangel ist ihr Unglück. Die kurzen Flüsse sind meist trocken, die Seen Salzlachen. Die Bevölkerung wohnt in Burgflecken zusammengedrängt, die noch ganz mittelälterlich aussehen. Blos ihre Umgebung erscheint angebaut: alles Land zwischen diesen Städten ist bloße Weide meilenweit, bewachsen mit kurzem Gras für Pferde, Maulthiere und Schafe. Die Hirten wandern von einem Weideplatz zum andern. Die apulische Ebene wird ein Schachbrett genannt: denn sie besteht zum größten Theil aus niedrigen Hügeln, die oben abgeplattet sind, also kleine Hochflächen bilden, welche durch breite Vertiefungen von einander getrennt werden. An geschützten Plätzen und in Tiefthälern an der See gedeihen treffliche Südfrüchte, namentlich am Meerbusen von Tarent. Von den übrigen Provinzen ist Apulien durch steile Gebirgswände so gut wie abgesperrt, nur drei Maulthierpässe und die eine Straße nach Foggia führen über den zerklüfteten Appennin. Kein Wunder, wenn gerade Apulien das Land war, in welchem die Byzantiner sich am längsten hielten, und wo sich damals und später am meisten Neugriechen ansiedelten. Noch jetzt wohnen dort gegen hunderttausend Arnauten, und in den kleinen Handelsstädten am Meere begegnet Einem häufig neugriechisches Wesen in Gestalt, Kleidung und Sitte. Tiefer im Lande hört jede Bildung der

neuern Zeit auf, und wer sich in die hohen Gebirgsthäler versteigt, glaubt nicht mehr im gebildeten Italien, sondern irgendwo unter Kurden und Beduinen zu seyn. Noch mehr halbwildes Volk klettert in den Abruzzen und calabrischen Bergen. Das Innere dieser Gebirgsländer ist noch heutzutage unbekannter, als irgend eine Gegend in Europa. Das Land der Abruzzen hat außer seinem Seerande fast nur Hochflächen, die umragt sind von erhabenen Bergen, bis zu siebentausend Fuß Höhe und noch darüber. Am mächtigen Gran Sasso d'Italia, der sich höher als neuntausend Fuß erhebt, springen sogar Gemsen. Viehzucht ist die Nahrung des Landes, darauf ist Alles eingerichtet. Am westlichen Abhang des Appennin gibt es nur zwei Städte mit zehntausend Einwohnern, Aquila und Salmone. Die Bevölkerung wohnt in Hirtendörfchen, die von Hürden und Ställen umgeben sind. Auf allen Bergweiden sieht man Tags über große Schafheerden, und von den dünnbelaubten Gebirgshöhen schallt das Geklingel zahlloser Ziegen. Die Ostseite, welche nach dem Meere hingeht, hat etwas mehr Städteleben, jedoch auffallend geringe Neigung zum Seehandel. Die volkreichsten Städte, wie Teramo, Chieti, Lanciano, Campobasso, liegen nicht am Meere."

Herr Löher rühmt das Bergvolk der Abruzzen als einfach, bieder und tapfer. Doch fand er in der Bevölkerung fast noch mehr Gegensätze als in Sicilien. Jedes Thal lebt für sich und kümmert sich nicht um das andere.

Der s. g. Fortschritt ist hier noch unbekannt. Nur die kleine Minderheit gebildeter Städter huldigt ihm, dem Landvolk ist er noch immer so verhaßt, wie zur Zeit der parthenopeischen Republik und der Regierung Murats. Daher das Brigantenthum in voller Blüthe. Zum Unglück für Victor Emanuel hat er nicht nur unter den Anhängern des Alten, sondern auch unter den Freunden des Fortschritts die bittersten Feinde. Denn die letztern hängen Mazzini an. Beinahe alles hat die Regierung gegen sich: „Die literarische Jugend, welcher die Dinge zu langsam gehen, und die ergrauten Verschwörer, welche in Italien so schaarenweise, — dann die mächtige Geistlichkeit, jedoch viele Vicarien und Capläne ausgenommen, und fast der ganze Adel, soweit er nicht schon nach Rom oder Paris auswanderte, — endlich die Kleinbürger, deren Geschäfte stocken, sammt dem Landvolk, das empfindlich mehr an Steuern und Rekruten geben muß. Die Republikaner, die Garibaldisten und die Anhänger der Bourbons sind sämmtlich so voll Gift und Galle gegen die Piemontesen, daß sie lieber heute als morgen losschlügen. Bei den Uebrigen stößt die Regierung auf unbesiegbares Mißtrauen, auf Widerwillen und Lässigkeit, auf kleinliche Furcht vor allem Möglichen. Die Piemontesen selbst fühlen die innere Unwahrheit ihrer Stellung. Statt nationaler Freiheit haben sie Italien eine Abhängigkeit von Paris gebracht, die auch dem Blödesten klar ist, und statt politischer Freiheit brachten sie Süditalien die dumpfen Schrecken der Säbelherrschaft. Was dann im Süden geschehen soll? Die meisten Sicilianer würden jubeln, wenn sie einen englischen oder spanischen Prinzen zu ihrem Inselkönig bekämen. In Neapel haben die Murats wenige Anhänger und doch viele Aussichten. In Sicilien aber wie in Neapel hat das vertriebene Königshaus noch treue Anhänger, die um so mehr im Stillen wieder Boden gewinnen, je unerträglicher und hoffnungsloser die Uebel der Gegenwart."

Der Verfasser schwärmt nicht, wie so viele Narren in Deutschland, für die italienische Revolution. Er sieht in ihr nur ein Werk der Bestechung, des Verraths, schmählich erkaufter fremder Hülfe, ein treuloses Ueberfallen Wehrloser und Unschuldiger, ein Plünderungssystem, und in der angeblich durch die Revolution gewonnenen Unabhängigkeit und Einheit Italiens nur eine Lüge, denn Italien ist die Drahtpuppe des französischen Kaisers.

Herr Löher wagt nicht vorauszusagen, was am Ende aus Italien noch werden wird. Er schwankt in seinem Urtheil. Einmal empfiehlt er den Italienern Volksunterricht und alle Bildungsmittel des germanischen Nordens, dann bemerkt er doch wieder, daß wenigstens des Süditalieners angeborenes Naturell, wie auch sein heißes Klima und seine Bedürfnißlosigkeit ihn nicht eignen, weder für die leibliche noch geistige Arbeit nordischer und germanischer Völker.

Wir sind der Meinung, Italien war nie frei und selbständig, ist es auch heute nicht und wird es nie werden. Es ist heute nur ein Vasallenstaat Frankreichs, wie es früher ein Vasallenstaat Spaniens und Oesterreichs war, und wenn es aufhören wird, von Frankreich abzuhängen, wird es wieder unter die deutsche Zucht kommen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 80. 5. October 1864.

Vermischte Schriften.

Nominalistische Gedankenspäne, Reden und Aufsätze von H. Leo. Halle, E. Anton, 1864.

Verschiedenartige Betrachtungen bei besondern Gelegenheiten, jedoch in einem Geist geschrieben. Der geistreiche Verfasser bekämpft und verspottet vorzugsweise die moderne Scholastik, die mit Theorienschwindel und Spitzfindigkeiten aller Art, den lebendigen Geist ersetzen möchte und unsere arme studirende Jugend, sowie das verehrte Publikum über die Wirklichkeit der Dinge hinwegtäuscht.

So zunächst in der Theologie. „Wie heftig hat sich Luther gegen die leeren und geistesgefährlichen Spiele der Scholastik allezeit erklärt — und doch verläuft ein großer Theil der protestantisch-theologischen Schultheologie immer wieder in diese scholastischen Spiele; und doch verläuft ein großer Theil der protestantisch-theologischen Polemik gegen den Katholicismus von Anfange an nur in solchem Spiele; und doch haben auch in den letzten Jahren noch protestantische Theologen einander vorgeworfen, der eine etwa fasse den Begriff des Glaubens noch nicht scharf genug und romanisire. Doch alles das ist noch Kleinigkeit gegen die abstracte Aushöhlung des Begriffes ‚Gott‘, durch welche die realste Realität geradehin zur inhaltslosesten Nominalität, für die Mehrzahl unserer Zeitgenossen zu einem bloßen flatus vocis gemacht worden ist.“ Die moderne theologische Scholastik hat uns Gott nicht näher gebracht, sondern uns so weit als möglich von ihm entfernt. „Grade das Gefühl der persönlichen Gegenwart Gottes ist eine unerläßliche Bedingung aller Heiligung — und doch wie wenige haben, bei allem abstracten Geschnatter von der Gegenwart Gottes, gerade dies lebendige Gefühl seiner Präsenz.“

Sehr wahr äußert sich der Redner auch über die oberflächliche Kritik, welche der Rationalismus auf heilige Dinge anwendet, um kein religiöses Gefühl mehr aufkommen zu lassen. „Gegen die Richtigkeit der Physiognomie unserer Crucifixe mag man polemisiren so viel man will, gegen die Wahrheit, gegen die tiefe, innere Wahrheit der Tradition dieses Zeichens kömmt man auf diese Weise nicht auf, so wenig wie man mit dem Nachweise der Unrichtigkeit der Aechtheit des Rockes Christi an irgend einem bestimmten Orte aufkömmt gegen die Aechtheit und Wahrheit der Empfindung, die dies Zeichen in allen denen erweckt, denen es die Dienste einer Tradition durch Zeichen thut.“

Dieselbe Scholastik verwirrt alle richtigen Begriffe vom Staate. Man schafft Theorien, Schablonen, nach denen der Staat eingerichtet werden soll, unbekümmert um die Wirklichkeit der Dinge, die ganz andere Forderungen stellt. „Der abstracte Begriff des Staates ist eine Seifenblase, in der sich doch nur immer die Umgebung spiegelt, aber in Kugelform, d. h. als Caricatur, spiegelt, bis sie platzt und als armseliger Schmutz zu Boden fällt. Gleichwohl besteht die ganze neuere Entwickelung der Wissenschaft des Staates in einer successiven Reihe solcher die Natur carikirender Seifenblasen, weil man überall von der Entelechie des Besonderen absieht und dem allgemeinen Gattungsbegriffe, der sog. Idee des Staates, nachjagt. — Man kann wirklich oft in Versuchung kommen, diesen Proteus, als welcher sich der abstracte Staatsbegriff in dem Munde fast jedes Philosophen und fast jedes Staatsrechtslehrers erweist, mit einem bekannten, harten Ausdrucke zu charakterisiren.“

Nur deshalb war es möglich, daß der schablonenmäßig ideale Freistaat die stärkste Tyrannei üben konnte. „Die Theorie hat die reale Freiheit abgedampft zu einem abstracten Gedankenbilde, zu einer s. g. Idee der Freiheit. Die wahre Natur der Freiheit ist in den Gedanken

der meisten Menschen in den Schatten getreten vor einer Abstraction, welche man auch mit dem Namen der Freiheit bezeichnet nicht nur, sondern für welche man das Recht, als Freiheit zu gelten, ausschließlich in Anspruch nimmt; für welche, weil sie eine allgemeine Abstraction des Verstandes ist, nun auch überall und bei allen Völkern und Menschen (ohne alle Rücksicht auf die verschiedene Ausstattung und Bestimmung derselben) man einen gleichen Inhalt und gleiche Formen des Daseins in Anspruch nimmt, und welche, weil sie eben schon dieser allgemeinen Gleichförmigkeit willen einen wahren, einen realen Inhalt gar nicht haben kann, überall wo sie im wirklichen Leben zur Erscheinung kommen soll, doch die Erfüllung mit dem verschiedensten Inhalte, also ihre einfache factische Widerlegung sich gefallen lassen muß." Unter diesem Gesichtspunkt faßt nun Leo auch die jüngsten Vorgänge in Preußen auf und zeigt, wie sehr die Schablone der demokratischen Partei mit der Wirklichkeit der Dinge in Preußen, mit dem ganzen geschichtlichen Entwicklungsgange dort in Widerspruch steht.

Auch in den Naturwissenschaften spuckt die Scholastik. Da schwatzt der moderne Materialismus von Stoff und Kraft und thut sich unendlich viel darauf zu gut. Aber es sind leere Begriffe, todte Abstractionen, Denkgespenster und nichts Wirkliches. „Indem wir vom Stoffe reden, ist für's Erste zu bemerken, daß es doch sonderbar ist, daß während der Stoff angeblich etwas sinnlich vorhandenes sein soll, er keinem Sinne zugänglich und wahrnehmbar ist. Du willst den Stoff sehen? — aber Alles, was Du daran angeblich siehst, kannst Du mittelst zweier guter Spiegel auch genau wieder eben so sehen — ganz genau so, aber getrennt von dem, was Du den Stoff (materies) nennst. Du siehst also den Stoff überhaupt nicht, sondern nur eine Form (species). Du willst den Stoff hören? — laß das, was Du als einen Stoff bezeichnest, die Bewegung, durch die er Dir einen Klang mittheilen soll, in einem luftleeren Raume machen, ganz genau dieselbe Bewegung machen, und Du hörst nichts. Was Du also hörst, ist eine Form der zwischen Deinem Ohre und Deinem angeblichen Stoffe liegenden Luft, nicht der Stoff." u. s. f. Auf diesen Aberglauben der Naturforscher haben auch wir in diesen Blättern schon öfter hingewiesen. Was insbesondre die Materie betrifft, so fabeln unsere Lehrbücher immer noch erstens von einer unendlichen, den unermeßlichen Raum vollständig ausfüllenden Materie, zweitens von einer ewigen und unzerstörlichen Materie, als ob das Unermeßliche und Ewige nicht Begriffe wären, in die das Greifbare und Zeitliche, wovon wir allein etwas wissen, gar nicht paßt. Drittens fabelt man noch immer von Atomen und Molekulen, untheilbaren Bestandtheilen der Materie, die als untheilbar dem Begriff der Materie überhaupt widersprechen und die überdies noch durch keine Chemie auf Erden jemals ausgeschieden, noch durch kein Mikroskop jemals gesehen worden ist.

Wir fassen alle diese Vorkommnisse unter einen allgemeinen Gesichtspunkt. Die Art, wie alle Wissenschaften seit 3—4 Jahrhunderten auf den Universitäten betrieben werden, ist das Produkt der Renaissance, der großen, gegen Christenthum und Germanismus zugleich gerichteten Reaction. Es galt, die Macht der deutschen Nation zu brechen, die Einheit des Reichs aufzulösen, die früher von den Deutschen unterworfenen Völker zu emancipiren. Deshalb wurde eine Wissenschaft gegründet, die alles Germanische als altfränkisch und gothisch verachtete und nur noch Griechen und Römer bewunderte. Es galt, die uralte Freiheit und das uralte Recht der deutschen Nation zu beseitigen. Darum brachte man das römische Recht auf. Es galt aber auch, das Ansehen der Kirche zu zerstören, die moderne Politik wollte nicht mehr durch Gottes Gebote gebunden seyn. Darum mußten alle Künste wetteifern, den christlichen Geschmack wieder durch einen heidnischen zu ersetzen. Die Philosophie aber sollte sich neben die Theologie setzen, um sie allmälig ganz zu durchdringen und das Wort Gottes durch Menschenwitz, durch philosophische Schablonen zu ersetzen. Da mußten nun alle kleinen Lügen zumal zu der großen Lüge zusammenfließen, welche die wirkliche Natur und die Geschichte in falschem Lichte zeigte oder ganz davon abstrahirte. Diese große Lüge der modernen Wissenschaft ist wie eine Krankheit, wie ein Parasit fortgewachsen und hat sich durch alle Universitäten und Schulen und durch eine unermeßliche Literatur verbreitet. Die Myriaden von Lehrern und Schülern, die in dieser Lüge aufwuchsen, sind freilich unschuldig, denn sie wußten es nicht besser.

Es ist der großen modernen Lüge gelungen, die Majestät der Kirche tief zu erniedrigen; es ist ihr gelungen, auch die deutsche Nation tief zu erniedrigen. Allein die Wahrheit der Dinge spottet doch am Ende aller Lügen. Ein neuer christlicher Geist ist erwacht und bekämpft energisch die Lüge der heidnischen Schule. Aber auch der germanische Geist ist wieder erwacht und es kann nicht fehlen, daß er sich nach und nach wieder auf alles besinnen wird, was man ihm weggelogen hat.

Altgermanische Baukunst.

Ueber die Lage und Construction der Halle Heorot im angelsächsischen Beovulfliede. Nebst einer Einleitung über angelsächsischen Burgenbau. Von Moritz Heyne. Paderborn, Schöningh, 1864.

Ueber die im Titel erwähnte Halle hat Bouterwek Ansichten geäußert, welche nach des Verfassers Meinung nicht stichhaltig sind. Er verbreitet sich nun ausführlich über die ältesten deutschen Bauten, die ursprünglich denen der Völker arischen Stammes überhaupt ähnlich waren. Bei den alten Deutschen war alles Holzbau und behielt noch lange den Waldcharakter. Das Haus lehnte sich an einen großen Baum an, der als Mittelsäule des Saales stehen blieb und zu Lande dasselbe darstellte, was auf dem Schiffe der Mastbaum. „Der scandinavische Hofbau, in der Regel, wie schon gesagt, ein Oblongum, dessen Dach von mehreren Säulen getragen wurde, enthielt den Hochsitz, den Platz des Hausherrn, in der Mitte der Nordseite. Die Feuerung befand sich dagegen am Ostende des Saalraumes. Weicht von dieser Anordnung die angelsächsische Halle schon in letzterer Hinsicht ab, so wird, unserer Meinung nach, auch dem Hochsitz ein anderer Raum zugewiesen werden müssen. Wir verlegen ihn an die Mittelsäule, in die unmittelbare Nähe des Herdes; hier mußte der Platz für den königlichen Hausherrn am füglichsten seyn." „Daß die Bestimmung der hölzernen Mittelsäule die ist, das Gebälk des Daches zu stützen, liegt in den constructiven Verhältnissen der Halle, ergibt sich aber auch ausdrücklich aus der unten angeführten Glosse. Da sie bedeutend in die Augen fällt, so ist ihre Ausschmückung von vorn herein geboten, und wenn in der altnordischen Völsungensage erzählt wird, daß die stützende Mittelsäule der Halle, worin Signy mit Siggeir das Hochzeitfest feiert, durch einen großen Baum gebildet wird, dessen Wurzeln unter dem Boden, dessen Zweige über dem Dache sind, so liegt hierin eine Rohheit in der Constructionsweise, von der wir mit gutem Grunde annehmen können, daß sie nur selten vorkam. Wenigstens wissen wir von den altnordischen Oendvegissulur, zwischen denen der Hochsitz sich befand und die zugleich als Träger des Dachgebälkes dienten, daß in sie Runen oder andere bildliche Darstellungen eingeschnitzt waren; eine derselben zeigte sogar das Schnitzbild Thors. So sind auch die Mittelsäulen der schon erwähnten Kirchen zu Flo und Nes in Norwegen theils mit einem Würfelcapitäle, theils statt dessen mit ansetzenden Consolenbrettern versehen, und die Mittelsäule der Holzkirche zu Hitterdal erscheint sogar cannellirt und mit cylindrischem Capitäl verziert, das ein erhaben geschnitztes Thierbild trägt. Bemalung der Säulen mit Wasser- oder Temperafarben war nach den uns in den norwegischen Holzkirchen davon erhaltenen Resten eben so üblich wie im spätern Mittelalter. Es sind auch Zeugnisse vorhanden, daß man die Säulencapitäle ausgezeichneter Gebäude, vorzüglich der Kirchen, mit einer Goldbekleidung versah, wie eine solche der barbarischen Prachtliebe jener Zeiten vorzüglich zusagte."

Hier ist noch nicht alles erwogen. Es fehlt noch der Zusammenhang dieser altdeutschen Bauten mit dem heidnischen Glauben. Die Mittelsäule war ein geheiligter Baum, ein s. g. Wohnbaum, worin der Waldelbe (Dryade, Hamadryade) fortlebte und Schutzgeist des Hauses wurde. In Schweden glaubt das Volk, der die Wohnungen schützende Puk wohne in einem nahen Baume. Arndt, Reise III. 15. Im Bregenzer Walde giebt es noch alte Familienbäume, um welche die ganze Familie kniet und das Abendgebet verrichtet. Wird einmal eine Familie durch Armuth gezwungen, ihr Gut zu verkaufen, so bedingt sie sich doch ihren Baum und einen freien Fußweg bis dahin aus, um dort ihre Andacht verrichten zu können. Schwab, Bodensee S. 169. Der Baum aber blieb nicht immer draußen stehen, sondern rückte in's Haus hinein. In Kuhn's nordd. Sagen Nr. 18 kommt ein Puk vor, der als Hausgeist an den Hausbalken des Hauses gebannt ist. Das Haus wird auf den Abbruch verkauft, der Käufer braucht den Balken zu einem neuen Hause und in dieses zieht mit dem Balken auch der Puk mit ein. Aehnliche Sagen bei Müllenhoff Nr. 451 und Rocholtz S. 75. Zu Sachsenheim war ein Hausgeist, der s. g. Klopferle, welcher der Magd, so oft sie in den Keller kam, ein Geldstück schenkte. Als ihr einmal der Ritter befahl, mehr zu fordern, erschien der Geist mit einem Eichenblatt im Munde und verbrannte ihn sammt dem Schloß. Magenau, Schwäbische Sagen 145. Das Eichenblatt zeigt an, daß es sich vom Geist des Eichenbaums handelt, der zum Hausbalken gemacht wurde. Ganz ähnlich die Sage vom Schloß Blankenhorn, Klunzinger, Zabergau II. 133, und die Sage vom Schloß Woodstock in England. Görres, Mystik III. 404. Ganz dasselbe gilt von den Balken in Schiffen. In diesen nämlich hausen die Schiffsgeister, die s. g. Klabatermännchen (von cabouter, Kaputze, Hütchen). Dieselben hüten das Schiff, wecken die Schiffer, wenn Gefahr droht und werden, wenn das Schiff untergeht, noch auf der letzten Spitze des sinkenden Mastes erblickt. Temme, Volkssagen aus Pommern Nr. 253. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 17.

Müllenhoff Nr. 431. In isländischen Sagen kommt häufig vor, daß auswandernde Norweger den Hauptbalken ihres verlassenen Hauses mitnehmen und wenn sie an die isländischen Ufer kommen, denselben auswerfen und sich da, wo er am Lande liegen bleibt, das neue Haus bauen, Landnama Saga 14. 20. 210. 290. 298. 303. 354. Laxdaela Saga 2, 3. Im Balken barg sich der alte Schutzgeist des Hauses. Wahrscheinlich war es der aufrecht stehende Hauptpfosten des Hauses, der sich leicht in einen Schiffmast verwandeln ließ. Wahrscheinlich bauten die alten Deutschen überhaupt ihre Häuser an einen solchen noch lebenden Baum an und am Fuße desselben war der Ehrensitz des Hausvaters. Die oben genannten isländischen Balken hießen Oendvegis von Oendveg, dem Hochsitz im Saale. Auf Island herrschte noch sehr spät der Gebrauch, die dicksten und höchsten Stämme zu dieser Säule des Hauses zu wählen, die daher auch einem Schiffsmast gleich hoch über das Dach hervorragte. Vgl. Olassens Reise nach Island II. 39 und Leo in Raumers Taschenbuch VI. 385. Wenn Ansiedler keinen solchen heiligen Balken mitbringen konnten, so nahmen sie (beim Mangel an Wäldern) Treibholz, brachten aber dafür dem Thor (als dem Förderer der Ansiedlungen und des Ackerbaues) ein Opfer. Nach der Landnama S. II. 23 brachte ein Ansiedler zu diesem Zweck seinen eigenen Sohn zum Opfer, und obgleich kein Wald in der Nähe war, schwamm alsbald ein ungeheurer Baumstamm als Treibholz an's Ufer.

Alle solche Bäume, welche Genien des Hauses werden sollten, muß man ursprünglich als Wohnbäume, als beseelt denken. Ob man durch Einhauen von Gesichtern und Symbolen oder auch von Runen dieser Beseelung einen Ausdruck gab, ist Nebensache. Ein solcher gleichsam redender Balken war der berühmte Kiel des Schiffes Argo, welches wie die ganze Mythe vom goldenen Vließ ursprünglich der nordischen Vorstellungsweise angehört zu haben scheint.

Sollte die berühmte Irmensul, die Karl der Große zerstörte und über die so viel geschrieben worden ist, nicht auch ein heiliger aus der fernen Heimath mitgebrachter Balken gewesen seyn? Hängt mit derselben Vorstellungsweise nicht vielleicht auch der berühmte uralte, ganz verwelkte Birnbaum auf dem Walserfelde zusammen, der wieder grünen und blühen soll, wenn Kaiser Karl mit seinen Helden einst im Untersberg erwachen und Deutschland retten, befreien und wieder groß machen wird? Die Symbolik der Esche Yggdrasill als Baum der Menschheit, wie er durch die Weltgeschichte wächst, des ersten Menschen Askr als eines Klotzes aus Eichenholz, wie der aus dem Harzfelsen hervorwachsende Askanius läßt die Vermuthung zu, daß der altdeutsche Glaube nicht blos einzelne in Wohnbäumen oder in Hausbalken wohnende Pflanzenelben als Schutzgeister einzelner Geschlechter, sondern auch in Bäumen wohnende Schutzgeister des Volkes und Landes kannte.

Die Heiligkeit der Balken in diesem Sinne ist sehr alt und weit verbreitet.

Nach indischer Sage schwamm ein Balken von unbekanntem trefflichem Holze an die Küste Coromandel, aus dem Blut floß, als man ihn behauen wollte. Man zimmerte daraus ein Götterbild und baute darüber den großen Tempel von Jagernaut, einen der berühmtesten Wallfahrtsörter Ostindiens. (Allg. Hist. der Reisen XVIII. 362). Nach Barrow (fünf Jahre in Spanien II. 220) sollen die Engel die Kirche zu los Angelos im nördlichen Spanien gebaut und in den Grund einen goldenen Balken gelegt haben, der bis nach Compostella reichen soll, was natürlich nur symbolisch vom goldenen Grunde des Glaubens zu verstehen ist. Auch die sächsische Irmensäule war ein Nationalheiligthum und Ziel der Wallfahrer.

Unter den altdeutschen Rechtsgebräuchen finden sich viele, bei denen die Balken des Hauses eine sinnbildliche Bedeutung haben, bald die Schwelle, bald die vier Ecken, bald der Thürpfosten. Berührungen des letzteren gehörten zur Symbolik der Besitzergreifung. Vgl. Grimm Rechts-Alt. I. 174 f. Sehr merkwürdig ist der alte Gebrauch im Glarner Lande, das Bett des Sterbenden unter den Hauptbalken des Hauses zu stellen. Heer, Canton Glarus, S. 319. Offenbar wollte das so viel sagen, als ihm den Schutz des Hausgenius empfehlen. Eigenthümlich ist eine Sage aus Sundewit. Als hier einmal ein alter großer Eichenpfahl aus einem Hofe ausgezogen wurde, füllte sich Haus und Hof mit Raben, bis man den Pfahl wieder einsetzte. Müllenhoff Nr. 266.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels



Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Sonnabend, **Nº 81.** 8. October 1864.

Innere Mission.

Sociale Fragen. III. Die innere Mission. I. Begriff und Wesen. II. That und Erfahrung. Von V. A. Huber. Nordhausen, Förstemann's Verlag, 1864.

Das kleine Buch verbreitet sich über den Werth der innern Mission in einer Zeit, in welcher die Armuth zugleich mit der Entsittlichung und Verwilderung mächtig fortschreitet. Indem er rühmt, was von Wichern im rauhen Hause, Zeller in Beuggen, Colping in Köln, von einer Menge Vereinen, Diakonissen &c. geleistet worden ist, findet er das alles doch noch nicht genügend. Was die großen Agitatoren Schultze-Delitzsch und Lasalle für die Arbeiter gerathen und gethan, genügt eben so wenig dem vollen Bedürfniß einer nicht blos materiellen, sondern auch sittlichen Verbesserung. Daß der Staat allein nicht helfen kann, obgleich er mit seiner verkehrten Gesetzgebung und seelenlosen Bureaukratie am meisten an dem Uebel Schuld trägt, ist längst erkannt worden. Daß die Selbsthülfe der Arbeiterassociationen, wie die in Paris, sich noch nicht in Einklang gebracht haben mit der Berechtigung der nicht arbeitenden Bevölkerung, ist jedermann bekannt. Sie mußten wegen ihres revolutionären und terroristischen Charakters immer wieder unterdrückt werden. Zu den alten Zünften kann man auch nicht mehr zurückkehren, wenigstens würden die moralischen Garantien dazu fehlen, weil sie das Glied eines socialen Organismus waren, welcher längst zerrissen ist. Bei allen modernen Bestrebungen, dem Elend der Armen und sonderlich der arbeitenden Classe abzuhelfen, vermißt man am meisten jenen mächtigen Impuls thätiger Liebe, den einst die Kirche ausübte. Die Kirche ist, wie der sociale Organismus des alten Reichs, zerrissen, geplündert und die Sclavin oder Gefangene des Staates geworden. Oft wird sie an dem, was sie für die Gesellschaft noch thun kann und will, geflissentlich durch die Staatsgewalt, den Kammerliberalismus und die kirchenfeindliche Presse verhindert. Also ergeht die Mahnung an fromme Laien, der schwachen Kirche beizustehen oder neben der Kirche zu thun, was in ihr nicht mehr möglich ist.

Nun aber weist der kundige Verfasser nach, wie viel grade in dieser Beziehung noch zu wünschen übrig ist. Er wirft den Blick auf England, wo die Staatskirche unermeßlich reich und doch das Elend größer ist, als irgend sonst wo auf der weiten Erde. Was dort für die Armuth geschieht, kommt meist von frommen Secten her, die nicht zur Kirche gehören, und genügt bei weitem nicht. In Deutschland ist viel angeregt worden und auch viel geschehen, doch lange nicht genug. Der Verfasser sagt Seite 112: „Zur Motivirung unserer Klage hinsichtlich der allgemeinen christlich-monarchisch und zumal aristokratisch-conservativen Verschlossenheit gegen sociale Fragen wollen wir doch ausdrücklich hinzufügen, daß weder die hergebrachten Phrasen von der ‚Herrlichkeit des Zunftwesens' u. s. w. und noch weniger die politische Ausbeutung der gegenwärtigen Zunftreaction im Handwerkerstand die geringste Widerlegung derselben darbietet, vielmehr uns durchaus darin rechtfertigt. Wie kläglich es z. B. mit der Lebensfrage der Wohnungsreform steht, ist daraus zu ersehen, daß Berlin — der Mittelpunkt unserer Aristokratieen jeder Art in Geburt, Besitz, Amt, Industrie, Wissen u. s. w. — dem halben Hundert Londoner Baugesellschaften aller Art und unausgesetzten Berathungen und Versuchen zur Lösung der Aufgabe nichts entgegenzustellen hat, als seine eine Baugesellschaft, die nach einem sehr vielversprechenden Anfang in eine tiefe Lethargie versunken ist — und zwar trotz ernstlichen allerhöchsten Protectorats! Wir bekennen offen, daß wir solche Apathie oder Im-

potenz bei solchen Prätensionen nicht ohne ‚sittliche Entrüstung' ansehn können! Auch können wir, um noch eins hervorzuheben, nicht umhin, hier über die Haltung ein Bedenken zu äußern, welche unser in mancher Hinsicht so erfreuliches Jünglingsvereinswesen den socialen und volkswirthschaftlichen Fragen gegenüber einnimmt, die das Handwerk und jede Art von ehrlicher Arbeit so unmittelbar und entschieden berühren. Ueberhaupt thäte es wohl Noth, in jenen Kreisen einmal ernstlich zu erwägen, ob dies Uebermaaß an unmittelbar Erbaulichem, oder die erbauliche Manier eines oft spielenden, weichlichen, affectirt kindlichen Wesens, z. B. in der Selbstbespieglung der Berichte so vieler wesentlich stereotyper Festlichkeiten, wirklich die beste Art ist, die jungen Leute zu ihrer Stellung im Leben so mannhaft tüchtig zu machen, wie es grade als Christen ihnen ziemte? Sollte es nicht möglich und besser seyn, die eigentliche Erbauung mehr der Kirche zu überlassen? Schließlich noch haben wir es zu beklagen, daß auch die beim Kirchentag in Brandenburg gegebene Anregung in der Richtung der von uns seit 20 Jahren erstrebten Verbindung der innern Mission mit dem Genossenschaftswesen nach einem scheinbar hoffnungsvollen Anfang wieder durch Umstände und Stimmungen erstickt worden ist, über die wir keinen Einfluß gewinnen konnten."

Andrerseits liegt ein Hinderniß im Zeitgeist, der die Arbeitermassen selbst beherrscht und wahre christliche Liebe und Werkthätigkeit nicht immer von Scheinheiligkeit unterscheidet, sondern alle Hülfe, wenn sie nur einen religiösen Anstrich hat, zurückstößt. „Nun ist durchaus anzuerkennen, daß das Genossenschaftswesen weder in seiner Idee noch in der Wirklichkeit einen ausschließend selbstsüchtig materiellen Charakter hat, sondern sittliche Kräfte natürlicher Art ausdrücklich voraussetzt und fordert — ja, sie bis auf einen gewissen Punkt erzeugt, entwickelt und stärkt. So ist das die Hebung des ganzen Niveaus der socialen Elemente, in denen diese Bewegung hauptsächlich vor sich geht, eben sowohl sittlicher und geistiger, als materieller und wirthschaftlicher Art. Nichts desto weniger ist es eine allgemeine Klage aller Theilnehmer und Freunde der Sache, daß nicht nur die geistige und sittliche Rohheit und besonders Selbstsucht der großen Masse und deren Folgen in ihrer ganzen Lebenshaltung das Haupthinderniß einer allgemeinen Betheiligung an der Bewegung ist, sondern es läßt sich gar nicht verkennen, daß auch innerhalb der bestehenden Genossenschaften nicht nur das geistige und sittliche Gedeihen noch immer sehr weit hinter dem materiellen zurückbleibt, sondern daß dieses auch sehr oft durch den Mangel an jenem aufgehalten oder vereitelt wird."

Von großem Interesse ist, was der Verfasser über England berichtet, wobei er auf englische Bücher aufmerksam macht, die in Deutschland mehr bekannt zu werden verdienten. „Abgesehen von Mayhew's bekanntem Werke: London Labour and London Poor,' welches für die Hauptstadt jedenfalls eine beispiellose Fülle von Thatsachen bietet, dürften hier nun wenigstens einige weniger bekannte und ein weiteres Gebiet umfassende Quellen zu nennen seyn, wie: Travels in England etc. by John Shaw, London 1861. J. Rees Mysteries of City life 1849. — Sketches from the life of a Clergyman 1859."

London zählt jetzt über zwei Millionen Seelen, unter denen mehrere 100,000 sich im furchtbarsten Elend befinden. Man zählt 60,000 Lumpenjungen (ragged boys), die völlig wild aufwachsen und von denen man nicht weiß, ob sie nur je getauft worden sind. Für sie gibt es keine Eltern, keinen Vormund, keine Schule. Sie wachsen als Bettler oder Diebe auf. London zählt weitere 100,000 erwachsene ‚Straßenbeduinen', die sich gleich den Lumpenjungen in allen Gassen herumtreiben, irgend einen kleinen Handel treiben, der nur auf die untern Classen berechnet ist, und die Abends in Spielhöllen und dunkeln Winkeln des Lasters verschwinden. „Zur Kennzeichnung der sittlichen, geistigen und geistlichen Noth, welche in diesen Massen auch da herrscht, wo die leibliche Noth wenigstens nicht dringend und permanent ist, oder doch nur als Folge von der Unmäßigkeit in rohen Genüssen eintritt, mag nun die eine Andeutung genügen, daß kaum vier Procent derselben nach der Taufe jemals in irgend welche Berührung und Beziehung mit Kirche und Schule kommen, und bei vielen Tausenden fehlt auch die Taufe, oder ist doch nirgends die mindeste Spur oder Zeugniß derselben nachzuweisen. Hier fehlt sogar die Carrikatur des Glaubens, der Aberglauben, fast ganz. Dieses Heidenthum ist aber nicht etwa blos passiver, negativer Art, sondern zu der unbedingten Unwissenheit in allem und jedem, was zu christlicher Glaubens- und Sittenlehre gehört, kommt nicht blos ein gewohnheitsmäßig greuliches Fluchen und Schwören, sondern sehr oft auch ein eben so bitterer als dummer Haß oder Scheu gegen die Kirche und was damit zusammenhängt, indem man darin ein den Reichen und Vornehmen, oder doch Wohlgekleideten ausschließlich vorbehaltenes Gebiet sieht — wozu es freilich bei der früher allgemeinen thatsächlichen Ausschließung aller nicht äußerlich respectabeln Gestalten von den Kirchsitzen nur allzuviel Veranlassung oder Vorwand gab." In England werden nämlich die Sitze in der Kirche verkauft und der Arme, kann sie nicht bezahlen.

An jene Straßenbeduinen schließen sich wieder gegen 40,000 Unfortunates an, Dirnen, die entweder schon im Elend aufgewachsen, oder in dasselbe nur hinabgesunken sind. Das ist nun freilich ein altes und allgemeines Uebel aller großen Städte, allein in London erregt es mehr Grauen als anderswo, weil es mit dem Glanze der Staatskirche, mit dem Ruhme des englischen Ehr- und Rechtgefühls und mit einem Anstande englischer Damen, welcher bis zur Pruderie geht, so grell contrastirt.

In welchem Elend sich die bezeichneten Menschenclassen in London befinden, davon macht man sich auf dem Continent kaum eine Vorstellung. „Ueberall stößt man auf einzelne Straßen und Plätze oder Höfe, welche mehr oder weniger die Wahlverwandtschaft, die Verbindung mit jenem Hauptherde der heidnischen Verwilderung aufweisen — etwa wie ein großes giftiges Geschwür nach allen Seiten seine Fistelgänge und Eiterbeulen aussendet. Immerhin aber treten alle Kennzeichen eines Arbeitsfeldes der innern Mission am grellsten hervor in jenen Höfen, Gängen und Sackgassen der Altstadt, rings umgeben von hohen, alten, baufälligen Häusern, die wohl gar ihren Ursprung einer halbwegs aristokratischen Vorzeit dieser Stadttheile verdanken. Gegenwärtig aber dienen sie nur dazu, Luft und Licht und Wärme der Sonne von diesen Schluchten auszuschließen und alle feuchten, düstern, kalten Nebel, die mit dem schweren Kohlenrauch geschwängert von oben und außen herein gedrückt werden, und alle faulen giftigen Dünste festzuhalten, die im Innern derselben erzeugt werden. Und nicht etwa blos, daß die eigentlichen Cloaken in den Grundmauern ohne Abzug nach allen Seiten überströmen, sondern bei der Art, wie jeder Raum mit Elend und Rohheit, Schmutz und Depravation aller Art überfüllt ist, wird das ganze Haus, werden alle diese Häuser, wird das ganze Grundstück zu einem wahren Cloak. Es sind uns Fälle bekannt, wo der flüssige Menschenkoth zwischen den Dielen des untern Stocks in die mit Menschen vollgepfropften Stuben über und von den obern Stockwerken die Treppen herunter quoll. In einer obern Wohnung, wo die Dielen aufgebrochen wurden, fand sich eine handhohe Schicht von wimmelndem Ungeziefer aller Art.“ Man hat zwar größere Häuser für die Armen gebaut, aber das alte Elend ist in sie mit eingezogen. „Die Zahl dieser Lodging Houses beträgt gegen 5000, mit einem jährlichen Durchschnitt von 2 Mill. Kunden. Etwa Tausend sind neuerdings wesentlich reformirt worden. Wer aber auch nur die authentischen Zeugnisse der Polizei u. s. w. über diese Dinge in den Blaubüchern kennt, die blosen Zahlenangaben über die Menge von Personen jeden Geschlechts und Alters (auch Kinder beiderlei Geschlechts) die meist mehr oder weniger betrunken, halb oder ganz nackt in einer solchen Spelunke eine Nacht zubringen, — neben den Verbrechern, Bettlern, Nichtswürdigen aller Grade und Arten auch noch ehrliche, arme Arbeiter ohne Arbeit oder Obdach — Ungeziefer aller Art, Krätze und Schlimmeres die Fülle — wer davon auch nur eine Ahnung hat, wird es unaussprechlich finden.“

Daraus erklärt sich, daß, wie urkundlich nachgewiesen ist, in den letzten zehn Jahren 3292 Menschen am Hungertode gestorben sind und daß eine ungeheuere Sterblichkeit unter den Kindern ist. Die Ruchlosigkeit geht so weit, daß man sogar in Kindermord speculirt. „Es kommen nämlich grade unter den arbeitenden und behäbigern Classen in den Fabrikstädten mehr und mehr und schon (für solche Dinge!) in furchtbarer Anzahl Fälle vor, wo Eltern ihre Kinder, entweder geradezu vergiften, oder doch absichtlich verkommen lassen, nachdem sie sie in mehren Sterbekassen eingekauft haben! Diese Gräuel hängen ohne Zweifel mit dem massenweisen Gebrauch des Opiums zusammen, welches zur Beruhigung der Kinder dient, während die Mutter auf die Arbeit geht.“ Herr Huber zählt die 600 Missionäre auf, die sich ausschließlich dem Wohl und der Besserung jener verwilderten Menschenclasse widmen. Daneben nennt er uns die Bibelfrauen, Mutterversammlungen, Gesundheitsvereine, Rettungshäuser, Lumpenschulen, Mägdeherbergen rc., die dem Elend thatkräftig, aber noch lange nicht genügend entgegenw'rken.

Geschichte.

Schwarzbuch über die dänische Mißregierung im Herzogthum Schleswig. Heft I. Absetzung deutscher und Anstellung dänischer Geistlicher, Organisten, Küster, Lehrer. Kiel, Schwers'sche Buchhandlung, 1864.

Die Dänen mußten sich allerdings wundern, als ihnen, nachdem Feldmarschall Wrangel mit einem preußischen Heere und hinterdrein noch ein deutsches Bundesheer mit großer Ostentation in die deutschen Elbherzogthümer eingerückt waren und das dänische Heer bis nach Jütland verfolgt hatten, ihnen gleichwohl die-

selben Herzogthümer von Deutschland wieder zurückgegeben wurden. Sie waren berechtigt, uns gründlich zu verachten, denn unsere Uneinigkeit hatte in der That, Dänemark gegenüber zu einem völlig sinnlosen Ergebniß geführt, so daß es schien, eine Nation könne der andern gegenüber nicht dümmer, beziehungsweise nicht feiger handeln und einer solchen Nation noch irgend Respect bezeigen zu wollen, wäre lächerlich. Daß die Rechte der deutschen Bevölkerung in den Herzogthümern geachtet werden sollten, war allerdings stipulirt worden, allein die Dänen brachen ungescheut ihr Wort, weil sie wohl wußten, daß sie nichts zu fürchten hätten und daß man sich von deutscher Seite lediglich mit formellen Protestationen begnügen würde. Es waren wirklich 13 Jahre nöthig, bis es die Umstände erlaubten, daß Deutschland sich den unerhörten Uebermuth der Dänen nicht länger gefallen ließ. Daß solche Umstände überhaupt einmal eintreten könnten, ahnte man in Dänemark nicht, verfuhr also mit den deutschen Herzogthümern so rücksichtslos als möglich.

Man findet hier zunächst eine Menge Thatsachen zusammengestellt, die sich auf die Vertreibung deutscher Prediger und Lehrer und deren Ersetzung durch Dänen beziehen. Obgleich der Dänenkönig vor Abschluß des Londoner Protokolls von 1852 ausdrücklich erklärt hatte, die Deutschen in Schleswig sollten in ihrem verfassungsmäßigen Rechte und in ihrer Nationalität, namentlich im Gebrauch ihrer Sprache, nicht gekränkt werden, ließ er doch sogleich, nachdem er Schleswig zurückerhalten hatte, eine Menge deutscher Prediger und Lehrer unter den nichtigsten Vorwänden, oder auch ohne allen Vorwand, mit Weib und Kind ohne Pension verjagen und durch Nationaldänen ersetzen. Zuweilen erfuhr der Bedrohte von dem, was ihm bevorstand, gar nichts, bis sein dänischer Nachfolger ihm in's Haus fiel und ihn fortjagte. Vom Wahlrecht der Gemeinden war nicht mehr die Rede. Viele Prediger und Lehrer, die man nicht fortjagte, wurden fortgeärgert. Man untersagte ihnen den Gebrauch der deutschen Sprache und drang ihnen die dänische auf, welche sie nicht verstanden. Man lauerte ihnen auf, denuncirte sie und ließ ihnen keine Ruhe, bis sie gingen. Die deutschen Candidaten auf deutschen Universitäten gebildet, die an ihre Stelle hätten treten können, wurden nicht zugelassen und mußten zusehen, wo sie in Deutschland unterkamen. Es war offenbar die Absicht, möglichst bald alle deutschen Elemente aus Kirche und Schule zu verdrängen und die deutsche Jugend in Schleswig an den ausschließlichen Gebrauch der dänischen Sprache zu gewöhnen, allmälig die ganze Bevölkerung zu danisiren.

Dänemark besaß aber nicht so viele und so gute geistliche und weltliche Lehrkräfte, als dazu erforderlich gewesen wäre. Man nahm also zu unwürdigen Subjekten Zuflucht, wenn sie nur geeignet schienen, Schrecken einzuflößen und durch Terrorismus zu erreichen, was die Beredung nicht vermocht hätte. Das terroristische Element einer demokratischen Pöbelherrschaft war in Kopenhagen selbst schon weit gediehen, und wer am Ruder war, mußte sich die Gunst dieses Pöbels durch Versorgungen erkaufen. Wo aber konnten die habgierigen Parteigänger reichlicher versorgt werden, als in Schleswig auf fetten Pfründen und unter Umständen, die ihnen erlaubten, auf alle Art die unterdrückten Gemeinden auszusaugen. Dazu hatten sie volle Narrenfreiheit; die Beschwerden des schleswigischen Volkes wurden in Kopenhagen nicht angehört. So kamen Prediger und Lehrer nach Schleswig, die ihren Amtspflichten nicht im geringsten gewachsen waren, theils solche, die gar nicht deutsch verstanden, theils Vagabunden, die kurz vorher noch Soldaten, Handwerker rc. gewesen waren. Natürlicherweise wurden solche Prediger den deutschen Gemeinden auf's äußerste verhaßt. Die Kirchen blieben leer, niemand wollte solche Prediger hören. Als der Däne Clemmensen zum Pastor in Leck ernannt wurde, pflanzte er eine dänische Fahne in sein Haus, aber das Volk hing ihm eine todte Katze daran. Zur Strafe zwang er die Gemeinde, ihm ein neues Haus zu bauen. Ein anderer dänischer Pastor wurde sprichwörtlich wegen seiner Immoralität. Andere legten dänische Volksbibliotheken an, um die deutschen Bücher zu verdrängen. Auch nur deutsche Hofmeister zu halten, wurde den Familien verboten. Wenn die Gemeindeglieder sich weigerten bei den verhaßten Dänen zum Abendmahl zu gehen, mußte demselben doch das Beichtgeld gezahlt werden. Ueberhaupt versorgten sich die dänischen Pastoren mit Gehaltserhöhungen, trieben auch zuweilen Handel und suchten sich in aller Weise auf dem deutschen Boden, wie in einem eroberten Lande zu bereichern.

Soweit das erste Heft.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 82. 12. October 1864.

Geschichte.

Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. Philosophisch-historische Abtheilung. 1864. Heft I. Breslau, J. Max, 1864.

Dieses Heft enthält einige interessante Aufsätze. Zuerst einen über die Leistungen Schlesiens im Freiheitskampf des Jahres 1813 von Prof. Kutzen. Man ersieht daraus, daß die Provinz Schlesien allein damals 19,000 Rekruten zum stehenden Heere und 75,219 Mann zur Landwehr stellte, hinter denen noch ein Landsturm von 300,000 Mann in Reserve stand. Aus den Zeitungen und Acten jener denkwürdigen Zeit werden hier viele kleine Züge von patriotischer Hingebung erzählt, von denen wir hier nur zwei auswählen. „Der alte Förster H. versprach in einem trauten Zirkel bei einem Glase Punsch, daß seine Büchse, auf die er wie auf sein Leben halte, diesen Feldzug mitmachen solle. Den folgenden Morgen kam ein Freund von mir, um das Gewehr in Empfang zu nehmen und mir zu übersenden. Der Förster schüttelte lächelnd den Kopf und meinte, das ginge so nicht. Mein Freund machte ihm Vorwürfe, daß er nun sein Wort zurückzöge, und äußerte etwas spitzig, daß sein gestriger Patriotismus wohl nur eine Folge der Erwärmung des Punsches gewesen sey. ‚Mein Herr,' entgegnete der Alte, ‚selbst was der Deutsche im Rausche verspricht, muß er nüchtern halten; aber es geht nicht mit der Büchse da, wie Sie denken; hier lesen Sie selbst', und reichte ihm ein altes, vergelbtes Blatt Papier aus seinem Schreibpult. ‚Unser Aeltervater hat die Büchse dem Aeltesten in der Familie vermacht, wir dürfen sie nicht weggeben, das ist eine Ehrenbüchse; so lange sie in unseren Händen ist, so lange hat sie noch nicht gefehlt, nie gefehlt. Herr, von der Büchse kann ich mich nicht trennen, weiß Gott, ich kann nicht; aber sie soll mit in den blutigen Kampf, und, Herr, sie wird ihre Schuldigkeit thun, dafür stehe ich Ihnen!' — Und damit nahm er sie von der Wand, drückte seine alte weinende Frau, die schon seit gestern Abend vom Vorsatze ihres Mannes wußte, an sein Herz und ging, um sich mit in Reih' und Glied zu stellen."

Während alles, was Waffen tragen konnte, freudig und zornmuthig gegen den Feind aufbrach, gaben die Frauen und Mädchen ihren Schmuck, oft den letzten silbernen Löffel, Kleider, Wäsche, Betten her, um sie zu Gelde zu machen und als patriotische Gabe einzuschicken. Vorräthe aller Art von Tuch, Leder, Lebensmitteln, Pferde, alles wurde freiwillig geopfert, um das muthige Kriegsvolk auszurüsten. Wer jene Frühlingsmonate mit erlebt hat, wie Referent, kann sich heute noch kaum der Thränen enthalten, wenn er an sie zurückdenkt. Alle Stände wetteiferten in Hingebung. Der patriotische Feuereifer ging sogar auf die Bettler über. „Im Dorfe Ratsch des Kreises Ratibor brachte eine arme Bettlerin, die Wittwe Friedrich, ihren ganzen Reichthum, zwei Bund Heu. Die Freude darüber, daß man auch diese kleine Gabe nicht zurückwies, überwallte ihr Herz; sie eilte nach Hause, schnitt ihr Betttuch mitten von einander und brachte die eine Hälfte, um sie als Verband für einen armen Verwundeten mit zur Sammlung zu geben."

Es gab freilich noch immer einige Franzosenfreunde im Lande, welche der allgemeinen Begeisterung entgegen zu wirken suchten, aber sie konnten nicht aufkommen. Man bemerkte, in einigen Kreisen seyen die Bauern heimlich aufgehetzt worden und sträubten sich gegen den Kriegsdienst. „Woher diese Widersetzlichkeiten? Nur in wenigen Fällen waren sie der Ausdruck reiner Böswilligkeit; bisweilen hatten sie, wie der Verfasser dieses Aufsatzes als kleiner Knabe selbst mit angesehen hat, in

zu reichlichem Genusse erhitzender Getränke, oft dagegen in Aufregungen ihren Ursprung, die entweder von im Lande ansässigen Franzosen, welche sogar unter jenen für sie so schwierigen Zeitumständen die aggressive Lebendigkeit ihrer Nationalität nicht verleugnen konnten, oder von Franzosenfreunden ausgingen; durch sie wurde z. B. dem Landvolke vorgespiegelt, nur dadurch, daß die französische Armee im Lande gewesen und theilweise noch daselbst sich befinde, sey die Aufhebung der Erbunterthänigkeit der Bauern bewirkt worden; sobald aber jene aus dem Lande hinausgejagt sey, werde für sie das alte Verhältniß zurückkehren."

In einem zweiten Aufsatz von Director Schück werden die Verdienste des Ministers Struensee gerühmt, dem die weit schlechtere Verwaltung Schlesiens durch den Minister Grafen Hojm folgte.

In einem dritten Aufsatz, in welchem der Appellationsgerichts-Präsident Belitz das englische und preußische Schwurgerichtswesen vergleicht und ihre Unterschiede darlegt, finden sich sehr interessante Beispiele aus den englischen Gerichtssälen, und wir können uns nicht enthalten, eines derselben hier mitzutheilen, weil es wohl nur den wenigsten unserer geneigten Leser bekannt seyn dürfte und weil es uns auf's Lebendigste Charakter und Sitten des englischen Volkes zeichnet. „Die Engländer besitzen kein eigentliches Gesetzbuch, weder für Civil- noch Criminalsachen, sondern das geltende Recht beruht entweder auf Herkommen und Gewohnheiten oder auf Parlamentsbeschlüssen; ersteres das gemeine Recht, commun law, auch lex non scripta, das letztere das Statutenrecht, lex scripta genannt. Auch das erstere ist in vielfachen Rechtsbüchern nach dem Gerichtsgebrauch aufgezeichnet, aber schwer nachzuweisen. Da dem Angeklagten das Verbrechen, welches er begangen, und das Gesetz, welches er dadurch übertreten haben soll, bekannt gemacht werden muß, so führte dies in älteren Zeiten mitunter zu eigenthümlichen Erörterungen. Eine Gesellschaft Quäker, zur Zeit des berühmten William Penn, hatte sich, weil ihr Versammlungsort geschlossen war, unter freiem Himmel versammelt, und zwei von ihnen hatten Reden gehalten. Sie wurden deshalb des öffentlichen Friedensbruchs angeklagt und vor die Geschworenen gestellt, unter welchen sich einige heimliche Quäker befanden. Nachdem die Angeklagten zuvörderst, weil sie mit dem Hut auf dem Kopf in den Saal getreten, zu einer namhaften Geldstrafe verurtheilt worden waren und sich nichtschuldig erklärt hatten, fragte der Mitangeklagte William Penn: welches denn eigentlich das Gesetz sey, welches er übertreten haben solle?

Recorder: Kraft des commun law seyd Ihr angeklagt.

Penn: Wo ist dies commun law?

Recorder: Ihr müßt nicht glauben, daß ich, um Eure Neugierde zu befriedigen, den Ursprung dieses Gesetzes Euch zeigen und eine Menge von Erkenntnissen anführen werde, die wir commun law nennen. — Die Frage ist, ob Ihr der in der Anklage verzeichneten Thatsachen schuldig seyd?

Penn: Die Frage ist nicht, ob ich der in der Anklage verzeichneten Thatsachen schuldig bin, sondern ob die Anklage dem Gesetze gemäß ist? — Es ist eine zu allgemeine und zu ungenaue Antwort: das commun law; wenn wir nicht wissen, was dasselbe ist, noch was dasselbe besagt. Denn wo kein Gesetz ist, da kann auch kein Verbrechen seyn, und ein Gesetz, welches in Wirklichkeit gar nicht existirt, ist weit entfernt, ein gemeines Gesetz zu seyn, ist vielmehr gar kein Gesetz.

Recorder: Ihr seyd ein impertinenter Mensch, wollt Ihr den Gerichtshof das Gesetz kennen lehren? Es ist die lex scripta, mehrere Leute haben es 30 und 40 Jahre studirt, um es kennen zu lernen, und Ihr wollt, daß ich es Euch in einem Augenblicke lehre?

In diesem und noch ärgerem Tone ging es fort, und da man trotz aller möglichen Bedrohungen die Angeschuldigten nicht von der Forderung, das Gesetz zu kennen, nach welchem man sie richten wolle, abbringen konnte, so ließ der Gerichtshof sie ins Gefängniß zurückführen. — Die Geschworenen wurden nun aufgefordert, ihr Verdict zu geben, sie wollten sich dazu Anfangs nicht verstehen, gaben aber endlich auf die ihnen vorgelegte Frage: Ist W. Penn der gegen ihn in der Anklageacte vorgebrachten Thatsachen schuldig oder nicht? die Antwort: Ja, er ist schuldig, in Gracious Street gesprochen zu haben.

Der Gerichtshof: Ist das Alles?

Vormann der Geschworenen: Das ist Alles, was ich zu erklären beauftragt bin.

Recorder: Das ist so gut als Nichts.

Der mit anwesende Lord Mayor: War es nicht eine ungesetzliche Versammlung? — Ihr wollt sagen, daß er zu einem zusammengelaufenen Volkshaufen gesprochen habe.

Vormann: Mylord, ich habe Alles gesagt, was zu erklären ich den Auftrag habe.

Der Gerichtshof weigerte sich, das Verdict anzunehmen, und bedeutete die Geschworenen: Das Englische Gesetz gestattet Euch nicht auseinanderzugehen, bis Ihr Euer Verdict abgegeben habt. — Geht also in Euer Zimmer zurück und berathet Euch von Neuem. — Die

Jury protestirte, kehrte aber doch in ihr Zimmer zurück und brachte nach ½ stündiger Abwesenheit folgende schriftliche Erklärung zurück: Wir erklären, daß William Penn schuldig ist, am 14. August zu Gracious Street zu einer versammelten Anzahl Menschen gesprochen und geprebigt zu haben. Wir erklären auch, daß William Mead (der zweite Angeklagte) dieser That nicht schuldig ist. — Der Lord Mayor schimpfte sie hierauf untüchtige dumme Leute, die sobald nicht wieder Geschworene werden sollten, und der Recorder sagte: Gentlemen, Ihr werdet nicht eher nach Hause entlassen werden, als bis Ihr ein Verdict abgegeben habt, welches der Gerichtshof annehmen kann, und Ihr werdet ohne Speise, Trank, Feuer und Tabak eingeschlossen werden, — denket nicht, daß Ihr des Gerichts spotten könnt, mit Gottes Hülfe werden wir ein Verdict erlangen, oder Euch aushungern. — Ein Geschworener entschuldigte sich mit Unwohlseyn. Lord Mayor: Ihr seyd ebenso stark als Einer der Uebrigen. — Haltet Ihr fest an Euren Grundsätzen, so werden wir Euch aushungern. — Der Gerichtshof ließ nunmehr einige seiner Beamten eidlich verpflichten, die Geschworenen die ganze Nacht ohne Speise, Trank, Feuer und Licht festzuhalten, und vertagte sich bis folgenden Tages Sonntag früh 7 Uhr. — Zu dieser Stunde wurden die Geschworenen wieder vor das Gericht geführt und erklärten, daß sie bei ihrem früheren Verdicte verharrten. — Die Jury erhielt von Neuem einen Verweis, kehrte nochmals in ihr Zimmer zurück, kam wieder und legte das nämliche Verdict vor. — Der Lord Mayor gerieth nun in Wuth und drohte den Geschworenen auf das Aeußerste. — Als Penn gegen ein solches Benehmen protestirte, wurde er wieder abgeführt und dem Kerkermeister übergeben, um ihn in Fesseln zu legen, worauf der Recorder bemerkte: Es thue ihm leid, daß die spanische Inquisition nicht in England eingeführt sey. — Die Jury wurde nun nochmals aufgefordert, ein anderes Verdict abzugeben, wobei der Recorder drohte, er werde sie sonst, wie zu der Zeit Eduards III., an einen Wagen gefesselt durch die Stadt führen lassen und sie so zu der nächsten Assisenstadt mit sich nehmen.

Vergebens stellte der Vormann vor, daß ein anderes Verdict der Jury nur durch Gewalt zu erlangen sey, und daß sie es nur geben würden, um ihr Leben zu retten. — Die Jury weigerte sich, in ihr Zimmer zurückzugehen, wurde dazu aber vom Sheriff gezwungen, worauf das Gericht sich nochmals bis zum folgenden Morgen vertagte. — Zu dieser Zeit wurden die Geschworenen wieder vorgefordert, nachdem sie 2 Tage ohne Speise, Trank und Licht gewesen waren, und erklärten beide Angeklagten für Nichtschuldig. — Der Recorder redete sie hierauf folgendermaßen an: Es thut mir leid, Gentlemen, daß Ihr statt des guten und weisen Rathes, welcher Euch gegeben ward, Eurer eigenen Meinung gefolgt seyd. — Gott behüte mich davor, in Eure Hände zu gerathen. Eures Benehmens wegen aber verurtheilt Euch das Gericht zur Zahlung von 40 Mark ein Jeder, und befiehlt, daß Ihr bis zur Erlegung dieser Summe eingesperrt werdet. — Auch Penn sollte trotz der erfolgten Freisprechung nicht entlassen, sondern so lange gefangen gehalten werden, bis er die ihm auferlegte Geldbuße bezahlt habe. — Ein Geschworener brachte die Sache jedoch schleunigst vor den obersten Gerichtshof, welcher die Freilassung Aller verfügte."

Cäsars Feldzüge gegen die germanischen Belgier. Neue Randglossen von Max Eichheim. Neuburg a. D., Prechter, 1864.

Der Verfasser erinnert an Lipsius Poliorcet. I. dial. 9. p. 53. Nämlich schon der gelehrte Lipsius fand die berühmten Commentare des großen Cäsar verdächtig und beurtheilte sie nicht günstig. Die Frage darnach ist um desto interessanter, als der französische Kaiser gegenwärtig beschäftigt ist, jene Commentare zu erläutern. Die vorliegende kleine Flugschrift sieht in den Commentaren nichts als stückweise erschienene Bulletins, welche Cäsar aus seinem gallischen Lager von Zeit zu Zeit nach Rom schickte und die er ohne alle Rücksicht auf die Wahrheit so formulirte, wie es seinen Absichten gemäß war. Diese Bulletins dienten ihm, den Römern einen blauen Dunst vorzumachen, seine Niederlagen zu bemänteln, seine Erfolge zu übertreiben, sich so wichtig zu machen als möglich und seine Usurpation vorzubereiten.

Er verdankte seine Erfolge in Gallien weit mehr der Arglist und Bestechung, als der Kriegskunst. Der gallische Adel ließ sich von ihm bethören und bestechen und diente den Römern gern, um mit ihrer Hülfe das gallische Volk knechten und aussaugen zu können. Dieser Adel selbst aber war unter sich nicht einig. Gallien war in viele kleine Königreiche und aristokratische Conföderationen getheilt, deren gegenseitige Eifersucht Cäsar geschickt zu nähren wußte. Nur die germanischen Stämme im Nordosten widerstanden dem arglistigen Römer, und

deswegen bedrohte er sie, nöthigte sie, sich zur Vertheidigung zu rüsten, und nahm dann diese Rüstungen zum Vorwand, sie feindlicher Absichten anzuklagen und zu überfallen. Diese germanischen Belgier waren, da sie nur von Viehzucht und Jagd lebten, wenig zahlreich, aber ungeheuer tapfer, und brachten den weit zahlreicheren Römern, die ihnen überdieß in der Befestigungskunst weit überlegen waren, viele Niederlagen bei. Das mußte Cäsar natürlicherweise in seinen Bulletins bemänteln. Indem er die Stärke seiner eignen Armee verkleinerte und seiner zahlreichen gallischen Bundesgenossen gar nicht erwähnte, log er, die Belgier seyen zehnmal stärker gewesen, als sie wirklich waren.

„So richtig auch Cäsars Darstellung der Besorgnisse der verbündeten Belgier erscheint (II, 1), so falsch ist die Angabe (II, 3), sein plötzliches Erscheinen habe die Remer eingeschüchtert und zum Uebertritte genöthigt. Dieser schon vorher gewonnene Stamm hatte im Gegentheil seine Ankunft erwartet und die Ueberraschung der Belgier vorbereitet, denn Dio Cassius XXXIX, 1, 2 bemerkt ausdrücklich, daß die Remer an der belgischen Verbindung nicht Theil nahmen und sogar Cäsar von allen Vorgängen in den Nachbarstaaten in Kenntniß setzten. Auch entschlöße sich der beschränkteste Feldherr kaum dazu, gegen (angeblich) übermächtige Feinde 15 Tagmärsche über seine sichere Basis hinaus ins Blaue vorzurücken. Die Lage des Remerlandes als Centralpunkt der bedeutendsten Land- und Wassercommunicationen Belgiens verlieh diesem Bündnisse übrigens dieselbe strategische Wichtigkeit für den germanischen Norden Galliens, welche das Aeduergebiet für den celtischen Theil hatte. Die (Kap. 4) folgende Standtabelle der belgischen Streitkräfte übertrifft an Uebertreibung alle frühern Leistungen, und der perfide Beisatz: Remi dicebant ist nur eine jener hohlen Phrasen, womit der Proconsul die Verantwortlichkeit für handgreifliche Tendenzlügen denkenden Lesern gegenüber auf fremde Schultern zu wälzen pflegt. Die westliche Hälfte des cäsarischen Belgiens vom Meere bis zum Ardennerwalde und der obern Maas hätte hienach, (mit Einschluß von 100,000 Remern) allein gegen 450,000 Krieger aufgebracht, eine Zahl, die selbst im Defensivkriege 4½ Millionen Einwohner voraussetzte und um so absurder erscheint, als der größte Theil des Landes mit Sümpfen, Haiden, Wäldern und Bergen bedeckt war, und die Belgier meist von Viehzucht lebten, was nur bei einer spärlichen Bevölkerung möglich ist. Speciell widerlegt der Commentarist seine Angaben in den spätern Büchern selbst. So stellen die Bellovaker, denen hier 100,000 Mann geschenkt werden, im Buch VII, 75 nur 10,000, und im Buch VIII, 8 rückte Cäsar nur mit 4 Legionen gegen sie ins Feld. Die Nervier, hier 50,000 M., stellen VII, 75 nur 5000, die Atrebaten statt 15,000 nur 4000, die Ambianer statt 10,000 nur 5000. Die 25,000 Moriner schmelzen im Buche IV, 37, 38 auf 6000 zusammen und werden dort trotz Sumpf und Wald von 2 Legionen besiegt."

Eine Niederlage wird folgender Gestalt bemäntelt. „Dem tieferschütterten Leser wird eine Deputation von nervischen Greisen, Weibern und Kindern vorgeführt, die in einem allerunterthänigsten Gnadengesuche ‚ausdrücklich erwähnen, daß von ihren 600 Aeltesten nur noch 3, von 60,000 Waffenfähigen nur 500 am Leben blieben.' Solches Elend rührt Cäsars Eingeweide, er läßt aus Milde (die wahren Gründe: nämlich die eigene völlige Erschöpfung nach der unentschiedenen Schlacht und die Furcht vor den Aduatukern werden natürlich verschwiegen) den Jammernden volle Schonung, sogar den ungestörten Besitz ihres Gebietes und ihrer Städte angedeihen, und zieht mit seinen Römern und Remern einfach ab." Ein andermal verkauft Cäsar die überwundenen Aduatiker laut seinem Bulletin, als Sclaven und nicht lange nachher meldet wieder ein Bulletin einen neuen Kampf mit demselben Volke.

Eine Menge solcher Widersprüche und Unlauterkeiten werden nun hier vom Verfasser aufgedeckt, der einen gewissen Ingrimm darüber nicht verhehlen kann.

Aber Cäsar ist nicht der einzige römische Geschichtschreiber, der die Wahrheit verfälscht hat. Er that es in seinem Nutzen. Andere mußten es thun, um sich nicht der Rache des Senats und der Consuln auszusetzen. Auswärtigen Mächten und Völkern gegenüber duldete die römische Politik nicht nur jede Lüge, sondern verlangte sie, sobald es im römischen Staatsinteresse lag, den Feind zu verleumden, die grausamste Mißhandlung desselben zu rechtfertigen und eigene Schandthaten oder Niederlagen zu beschönigen. Auch das unsterbliche Werk des Livius ist voll von solchen Lügen, weil er nicht anders schreiben durfte.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^1/_3$ Thaler.

Sonnabend, № 83. 15. October 1864.

Geschichte.

Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815. Von Reinhold Pauli. Erster Theil (bis zum Tode Georgs IV). Leipzig, S. Hirzel, 1864.

Dieses einläßliche Werk ist mit Dank anzuerkennen, weil wir erst wenige, meist unvollständige oder einseitige Aufzeichnungen über die neue Geschichte Englands besitzen, die archivarischen Quellen noch nicht zugänglich und die ungeheuer angeschwollenen Parlamentsacten schwer zu durcharbeiten sind.

Es ist löblich, daß der Verfasser, indem er von den Verträgen des Jahres 1815 ausgeht, zuerst die englische Politik in Bezug auf die Neugestaltung unseres deutschen Vaterlandes würdigt. Unsere Geschichtschreibung abstrahirt gewöhnlich vom Vaterlande, obgleich unsere ganze Bildung aus classischen Studien geschöpft ist und uns die griechischen und römischen Geschichtschreiber, welche alles nur aus dem patriotischen Gesichtspunkt betrachteten und beurtheilten, immer noch zum Muster aufgestellt werden. Der Römer schrieb Geschichte nur im römischen Interesse. Der Deutsche ist gewohnt, wenn er nicht grade deutsche Geschichte schreibt, das deutsche Interesse ganz bei Seite zu setzen, ja nur zu oft den uns feindlichen Nationen gegen uns Recht zu geben.

Auf eine sehr verständige Weise tadelt der Verfasser die englische Politik, sofern sie im Jahr 1815 ihren ganzen Einfluß aufgeboten habe, um die Einheit Deutschlands zu verhindern und die Macht Deutschlands zu schwächen, da es doch im eigenen Interesse Englands gelegen hätte, Deutschland als seinen natürlichen Alliirten gegen das übermächtige Rußland und gegen das nie ruhende Frankreich zu stärken. Am meisten wurde Preußen von England mißhandelt. Ehe es Preußen in seinem schweren Kampfe gegen Napoleon seine kärglichen Subsidien zahlte, ließ es sich den Erwerb von Ostfriesland zusichern, nur um Preußen von der Nordsee abzuschneiden. Oesterreich wurde mehr von England begünstigt, weil es mit ihm in den nordischen Meeren nicht rivalisirte und ihm gute Dienste gegen Rußland und Frankreich leisten konnte.

Indem die Betrachtung von der äußern Politik auf die innere übergeht, erblicken wir zuerst die zerrütteten Zustände des königlichen Hauses der Welfen. Der regierende König Georg III. war irrsinnig und mußte eingesperrt werden. Sein Sohn, der Prinzregent und nachherige Georg IV., war den tollsten Ausschweifungen ergeben und von einer eben so seltenen Seelenrohheit als körperlichen Ausdauer, so daß er erst spät seinem unvermeidlichen Gichtleiden erlag. Er bekümmerte sich gar nicht um die Politik und wechselte im Ministerium mit Tories und Whigs nur ab, wenn das eine oder andere Ministerium bereitwilliger war, ihm wieder einmal seine ungeheuern Schulden zu bezahlen. Als er heirathen mußte, um das Geschlecht der Welfen auf dem englischen Throne fortzupflanzen, heirathete er zwar die unglückliche Prinzessin Caroline von Braunschweig, setzte aber seine alte Lüderlichkeit fort. „Als beide einander in St. James erblickten und die Prinzessin sich auf das Knie niederließ, hob der Prinz sie zwar anmuthig auf, aber wandte sich sofort hinweg zu dem Bevollmächtigten mit den Worten: ‚Harris, ich fühle mich nicht wohl, ach! schaffen Sie mir ein Glas Branntwein!‘ Auf die Erwiderung, ob nicht Wasser besser sey, folgte ein Fluch, und mit der Versicherung, sofort zur Königin gehen zu wollen, stürmte er zur Thür hinaus.“ Er würde sich zu der Ehe nie entschlossen haben, wenn er nicht Geld gebraucht hätte. Als er das Geld hatte, stieß er die Gattin von sich. Der Verfasser kann sich nicht enthalten, diese Handlungsweise des Prinzen als infam zu bezeichnen. „Der hohe Wüst-

ling hatte durch seinen schändlichen Streich wenigstens Eines erreicht, was ihn vornehmlich darauf gebracht hatte. Es war ihm gelungen, mit Hülfe der Regierung und der Stände, welche freigebig die Hand zur Ausstattung eines ehelichen Hausstandes des Thronfolgers boten, noch einmal die riesenhafte Schuldenlast von sich abzuwälzen, unter der er nicht mehr aus noch ein wußte. Da sich deren Betrag zwischen 6 bis 700,000 Pfund herausstellte, fiel in beiden Häusern des Parlaments von verschiedenen Seiten und selbst aus dem Munde der Whigs, zu denen er hielt, manche ärgerliche Aeußerung, die indeß an seinem abgehärteten Gemüth stumpf abprallte. Es machte ihm kein Bedenken, sich zu derselben Zeit von Addington's Ministerium nochmals mit 150,000 Pfund aushelfen zu lassen und doch beständig mit Fox die Köpfe zusammen zu stecken, um auf einen bevorstehenden Regierungswechsel zu speculiren."

Der Prozeß der Königin wird hier ausführlich und in ergreifender Weise geschildert, obgleich der Verfasser die größte Mäßigung im Urtheil einhält und nicht einmal wagt, den schnellen Tod der Königin verdächtig zu finden. Wenn es übrigens Parlament und Volk waren, welche bei diesem Prozeß sich der Königin annahmen und den König fühlen ließen, wie schwer er sich am monarchischen Principe versündigte, indem er die Sünden des Hofes entschleierte, so muß doch andrerseits bemerkt werden, daß es im Interesse der parlamentarischen Aristokratie lag, den monarchischen Factor in Großbritanien zu schwächen, um desto bequemer eine Parlamentsregierung zu consolidiren, in deren Willen der Schattenkönig sich fügen mußte.

In der That regierte die Aristokratie und pflegte die königlichen Schwächen nur, um mit der Krone vereinigt schonungslos auf das arme Volk zu drücken. Daher die lange Beibehaltung der vom Kriege ausruhenden Armee, welche jetzt dienen mußte, die zur Verzweiflung gebrachten Arbeiter in England und die Irländer im Zaum zu halten und die Kornbill, sowie die Rottenboroughs, als die Bollwerke der herrschenden Aristokratie gegen das Anstürmen der Opposition zu schützen. Der Uebermuth der Regierenden war groß. Lord Castlereagh nahm sich Metternich zum Muster und hätte am liebsten ganz absolut regiert, und der Herzog von Wellington war schon in Indien gewöhnt worden, auf die Völker etwa wie Cäsar auf die Gallier herabzusehen. Auf dem ganzen Continent herrschte die Reaction. Man nahm auf die Völker keine Rücksicht. Die englische Aristokratie wiegte sich in dieselbe Sicherheit ein, wie Metternich. Im Besitz angeerbten Reichthums, im Besitz aller einträglichen Aemter, durch die Rottenboroughs auch im Besitz der Parlamentswahlen, durch den alleinigen Besitz des Grund und Bodens, also der Kornproduction und durch die Kornbill in den Stand gesetzt, den Preis des Brodes zu bestimmen, endlich durch das Pachtsystem berechtigt den Pächtern Gesetze vorzuschreiben, befand sich die englische Aristokratie in einem ganz unverhältnißmäßigen Vortheil im Verhältniß zur übrigen Bevölkerung und hegte keine Besorgniß, daß ihr Uebergewicht jemals in Frage gestellt werden könnte. Sie trieb daher mit voller Sicherheit den größten Luxus und schwelgte im Ueberfluß, während die untern, zumal die arbeitenden Classen im tiefsten Elend schmachteten.

Das Schlimmste war, daß diese Aristokratie in ihrem leichtsinnigen Uebermuth auch in den Einnahmen und Ausgaben des Staates kein richtiges Maß einhielt und durch ihre verschwenderische Verwaltung den Staat in ungeheure Schulden stürzte. „Es schwindelt einem bei dem Nachweise des argen Mißverhältnisses, in welchem von jeher der Nennwerth zu den wirklichen Einzahlungen gestanden, daß z. B. die Anleihen zwischen 1793 und 1816 auf dem Papiere zwar 586,697,433 Pf. St. betragen, in der That aber nur 339,131,500 Pf. St. abgeworfen. Und wird die Höhe dieser Summen gar nach einem festen Maßstabe abgeschätzt, d. h. nach dem Durchschnitte der Weizenpreise, vor 1793 zu 36, nach diesem Jahre zu 80 Schillingen der Quarter berechnet, so schrumpfen sie noch viel gewaltiger zusammen. Das Geld, was darnach die Regierung wirklich empfangen hätte, würde sich nur auf 196,168,867 Pf. St. belaufen, und weit über 600 Millionen mit ihren ungeheuren Interessen stünden daher durch fabelhaften Leichtsinn als vollständig verschleudert auf dem Schuldconto. Und allerdings erst im Jahre 1855 bei der Anleihe für den letzten Krieg mit Rußland ist es dahin gebracht, daß jede 100 Pfund wirklich zu derselben Einzahlungssumme unterschrieben worden sind."

Inzwischen war der güterbesitzenden Aristokratie gegenüber das handeltreibende und industrielle Bürgerthum zu großem Reichthum gelangt und hatte hinter sich eine große Armee von unzufriedenen Arbeitern. Zugleich entwickelte sich, hauptsächlich nach Benthams Vorgang eine politische Theorie in England, welche das Glück des Volkes nur durch eine totale Reform der bestehenden Verhältnisse erwirken zu können glaubte. Dabei wirkten die liberalen Ideen des Continents ein. Der Verfasser macht S. 328 darauf aufmerksam, daß sich in England derselbe Gegensatz ausbildete, wie in Nordamerika. Der Südosten des Landes war agrarisch und aristokratisch, der Nordwesten industriell und bürgerlich.

Nichts charakterisirt England so gut, als die ver-

ständige Art und Weise, in welcher die englische Aristokratie dem immer unwiderstehlicheren Andrängen der Opposition nachgab und sich dadurch in der Herrschaft zu behaupten wußte, daß sie es zu keiner Revolution kommen ließ, sondern in Bezug auf die einmal nothwendig gewordenen Reformen selber die Initiative ergriff und sie selber durchführte.

Diese Wendung der Dinge war zunächst das Werk des vielgepriesenen Canning. Dessen liberales System war übrigens noch durch andere und zwar auswärtige Verhältnisse veranlaßt und bedingt. Frankreich hatte Spanien unterworfen und war dazu sogar von der h. Allianz aufgefordert worden. Wenn die im reactionären System wieder vereinigten Bourbons, wie es wenigstens Ferdinand VII. im Sinne hatte, auch die abgefallenen südamerikanischen Freistaaten wieder erobern wollten, wurde Englands freier Handel nach diesen Provinzen gefährdet. In diesem seinem Handelsinteresse anerkannte England jene Freistaaten als solche und es war eigentlich nur Luxus, wenn man die Maßregel auf Rechnung eines der Völkerfreiheit zugeneigten Liberalismus setzte. Ganz ebenso verhielt es sich mit den zur Schau getragenen englischen Sympathien für Griechenland. Die englische Politik dachte an nichts weniger, als an eine Befreiung der Griechen aus der Sclaverei der Türken, oder gar an eine Vertheidigung des Kreuzes gegen den Halbmond. England dachte nur an sich, nur an seinen Vortheil. Kaiser Nikolaus von Rußland war als ein neues strahlendes Gestirn am nördlichen Horizont Europas aufgegangen und hegte große Entwürfe, deren Hauptziel die Eroberung der Türkei war. Diese Vergrößerung des ohnehin schon so übermächtigen russischen Reiches mußte England um jeden Preis verhindern, weil sonst sein levantinischer Handel und seine Besitzungen in Ostindien bedroht gewesen wären.

Das ist der Maßstab, wonach man den berühmten Liberalismus Cannings und die Schwärmerei der englischen Presse für die Völkerfreiheit bemessen muß.

Nachdem die heilige Allianz alle Völkererhebungen in Spanien, Neapel, Piemont unterdrückt hatte, stellte Canning zuerst das Prinzip der Nichtintervention auf, wonach es jedem Volke freistehen sollte, seine Verfassung zu ändern oder sich von drückender Herrschaft loszureißen, ohne daß auswärtige Mächte sich einmischen dürften. Im Grunde dasselbe, was man jetzt das Nationalitätenprinzip nennt.

Zu derselben Zeit stellte England das humane Prinzip der Sclavenemancipation auf und erntete dafür die entsprechende Bewunderung ein. Allein es handelte dabei keineswegs aus reiner Humanität. Die Hauptsache war, daß die Production der Colonialwaaren in den amerikanischen Sclavenstaaten vermindert werden sollte zum Vortheil der im englischen Ostindien durch freie Arbeit erzeugten Colonialwaaren. Das Privatinteresse der Sclavenhalter im englischen Westindien wog nicht schwer genug, um die große Maßregel der Sclavenemancipation verhindern zu können. „Die Regierung aus Huskisson's Munde räumte die Thatsache ein, daß ein Erzeugniß von Sclavenarbeit theurer zu stehen komme, als die Ernte freier Hände. Auch sey die Sclaverei keine Missethat, sondern nur ein Unglück der Westindier. Allein dies Unglück dürfte doch unmöglich sorgfältig gehegt werden, damit im Westen der Erde Zucker und Kaffee theurer producirt werden könne, als im Osten. Die alten geschworenen Gegner des Sclavenhandels ergriffen denn auch die willkommene Handhabe zu neuem Anlaufe. Schon hatte der greise Wilberforce einen Schritt vorwärts gethan und durch eine Flugschrift, welche die allmälige Aufhebung der Sclaverei befürwortete, durch Begründung einer eigenen Gesellschaft zu dem Zweck ungemeines Aufsehen hervorgerufen."

Die westindischen Pflanzer sträubten sich gegen die Aufhebung der Sclaverei wie es heute die Südstaaten in Amerika thun. Eine Anzahl Sclaven empörten sich. „General Murray verkündete Kriegsrecht, überall wurden die Sclaven, welche nach Säbel und Bajonetten gegriffen, zu Paaren getrieben; einige Hundert fielen im Kampfe, 47 wurden hingerichtet, eine große Anzahl grausam gezüchtigt. Obwohl die Meuterei schon am dritten Tage bewältigt war, so dauerte die Schreckensherrschaft doch fünf Monate. Einige Hausneger, welche die Angeber gespielt, hatten von weißen Aufwieglern wissen wollen. Schon am 21. ließ der Gouverneur auch den Missionar Smith festsetzen und, obwohl weder seine Papiere, noch die Zeugen den Verdacht der Mitwissenschaft bestätigten, vor ein Kriegsgericht stellen, das ihn nach langen Verhandlungen zum Tode verurtheilte. Aber während man doch Bedenken trug, den Spruch ohne Bestätigung der vorgesetzten Behörde zu vollstrecken und während diese in der Annahme, Smith habe um ein Complot gewußt, ihn aus der Colonie zu exiliren beschloß, war der Mann gestorben, am 6. Februar 1824. Die absichtliche Härte des ganzen Verfahrens, vor Allem ein scheußlicher Kerker, hatten ihm den Tod gebracht." Doch gemessene Befehle der Regierung setzte die Emancipation der Schwarzen durch.

Mit Canning kam der erste frische Luftzug in die bisherige englische Stagnation. Doch machte sich die Aufregung weit weniger in einer edlen Aufwallung der Herzen für Edelmuth und Gerechtigkeit, als in Geld-

speculationen geltend, das gleichsam elektrisirte England wollte nicht besser, es wollte nur reicher werden. Seit 1825 wurde ungeheuer speculirt. „Wohinaus sollte es mit den Actiengesellschaften, welche wie Pilze aus der Erde schossen, daheim Leben und Gut versichern, die Städte mit Gas erleuchten, mit Canälen und Eisenbahnen verbinden, die Themse an einer und derselben Stelle zugleich überbrücken und vermittelst eines Tunnels untergraben wollten, welche jenseits des Meeres in Australien die Wollzucht in großem Styl zu betreiben, oder die Meerenge von Panama zu durchstechen, die Gold- und Silbergruben der Azteken und der Incas wieder anzuschürfen bezweckten.“ Der Schwindel führte natürlicherweise zum Bankerott. „Durch den Sturz der Banken wurden die kaufmännischen Geschäfte im Strudel fortgerissen; gar manches Haus kämpfte verzweifelt, sank und verschwand. Das ganze Jahr 1826 hindurch wüthete das Verderben, so daß der Fallissemente, die im Jahre zuvor kaum 1100 betragen, jetzt über 2500 gezählt wurden. Das Verschwinden von Kapital und Credit in der Kaufmannswelt hatte natürlich nach allen Seiten die übelsten Folgen. Nach flottem Verkehr und maßloser Aufspeicherung konnten die Schiffe jetzt keine Frachten erhalten, was die Rheder, längst mißvergnügt, natürlich dem freihändlerischen Eingriff in die Navigationsgesetze zur Last legten. An Manufacturen war weit über allen Bedarf producirt worden; nun blieb außer den Bestellungen auch das Geld für gelieferte Arbeit aus. Die Fabriken sahen sich noch im Winter genöthigt, ihren Betrieb immer mehr zu beschränken, den Arbeitslohn herabzusetzen, die Mannschaften zu entlassen. Das härteste Loos fiel daher abermals auf die unglücklichen Proletarier, die doch sicherlich am wenigsten sich an der allgemeinen Speculationswuth hatten betheiligen können, nun aber wieder den Maschinen zu grollen begannen, durch deren teuflische Kräfte der Markt überschwemmt worden sey.“

Das schaudervollste Elend herrschte in Irland. Dadurch wurde die gesetzliche Opposition des genialen O'Connel hervorgerufen. Von der Persönlichkeit dieses großen Agitators erhalten wir hier S. 376 folgendes Bild. Nachdem sein Talent und seine Thatkraft gerühmt worden ist, heißt es: „Allein seine rastlose Thätigkeit, die warme Begeisterung, die in der Union nur Trug und Verrath an der nationalen Selbständigkeit erblickte, war doch durchwachsen von den Grundschäden keltischen Ursprungs. Der Schärfe seines Verstandes und der schwunghaft lebensfrohen Biegsamkeit seines ganzen Wesens stand der Mangel an Wahrhaftigkeit grell gegenüber. Sobald ihm das Wort, die Hörer bezaubernd, von den Lippen floß, so schäumte auch stets die nationale, grenzenlose Uebertreibung auf. Seine Thatsachen ließen sich nie nach der Elle factischer Sicherheit bemessen; es ging ihm, so zu sagen, wie der Race, der er angehörte, die Fähigkeit für gewissenhafte Ueberlieferung des Geschehenen, der achtungsvolle Sinn für die Wahrheit ab. Dazu hat sein verschlagener, rasch berechnender Geist niemals die Eigenschaft der Scham gekannt, so daß die dreisten Behauptungen, in denen er sich erging, den Freunden und der blind folgenden Masse im Lichte der treuherzigsten Zuversichtlichkeit, den mißtrauischen und haßerfüllten Gegnern als abgefeimte, teufelische Lüge erschienen.“ Wir erlauben uns hiezu nur die kleine Anmerkung zu machen, daß die edlen Lords Russel und Palmerston in ihren Parlamentsreden „die Grundsätze keltischen Ursprungs“ nicht weniger verrathen, denn wie haben sie nicht während unseres Conflictes mit Dänemark auf Kosten Deutschlands die Wahrheit entstellt.

Unter den großen politischen Reformatoren Englands nahm nach Cannings Tode Sir Robert Peel die erste Stelle ein. „Wer mag noch verkennen, daß, um den Geist der Revolution durch den der Reform zu bannen, nächst Canning, wie dieser ja schon vorausgesagt, Niemand mehr berufen war, als der Sohn des reichen, conservativen Fabrikanten von Tamworth. Beide sind an gefahrvoller Stelle als Retter des Staates aufgetreten, und doch wie verschieden in Anlage und Ziel! Canning, beseelt von einer großartigen, ich möchte sagen, poetischen Anschauung von nationaler Freiheit, aber durch das Schicksal und vorgefaßte Meinung behindert mehr als einige Consequenzen zu ziehen. Peel, wenn je ein Zeitgenosse des Uebergangs von alten zu neuen Zuständen, durch Geburt und Erziehung angewiesen, die bisherige Ordnung zu vertheidigen, durch den Gang der Entwickelung jedoch immer wieder dahin gedrängt, was Whigs und Tories, was Umsturz und starrer Stillstand nicht vermochten, die neue Zeit und moderne Maximen mit den alten zu verknüpfen. Der Eine, von einem mächtigen Ehrgeize getrieben, wirkte hauptsächlich auf die Peripherie, daß sie wieder in Schwung gerieth; dem Anderen, zurückhaltend, so sehr, daß Viele an ihm irre werden mußten, so uneigennützig, daß er die größte Demüthigung als selbstverschuldet eingestand, war es beschieden, die Schutthaufen zu entfernen, die sich um den Mittelpunkt des Staats angesammelt und diesen zu ersticken drohten. Beide haben die Brücke über den klaffenden Abgrund geschlagen, auf welcher, seiner Vergangenheit treu und neuen Anforderungen gerecht, der politische Körper für sich und neben anderen die Bahn, welche verloren schien, wiedergefunden hat.“

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Heren Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^1/_3$ Thaler.

Mittwoch, **Nº 84.** 19. October 1864.

Apologetik.

Apologetische Beiträge von Wolfgang Friedrich Geß und Christoph Johannes Riggenbach. Basel, Bahnmaier (Detloff), 1863.

In diesen geistvollen Vorträgen wird der zunehmende Unglaube der Gegenwart vortrefflich charakterisirt, und wird klar dargethan, wie er in Selbsttäuschung befangen und aus der Sünde hervorgegangen ist. Das erstere wird vorzugsweise von Geß, das zweite von Riggenbach geltend gemacht. Die ungeheure Selbsttäuschung, in welcher die gebildete Mitwelt befangen ist, gibt sich den Namen der Wissenschaft. Man glaubt einen Höhepunkt erstiegen zu haben, wie ihn die Menschheit früher so hoch noch nie erreicht, ja kaum geahnt habe. Man verachtet das Christenthum als Wahn der Vorzeit und überwundenen Standpunkt. Die weit überwiegende Mehrheit der Lehrer und der Lernenden, der Presse und der Leser, befindet sich schon seit länger als einem Jahrhundert in diesem stolzen Wahne wohl, denn von Voltaire bis auf Hegel folgte die blinde Mehrheit dem Zuge zum Unglauben. Der größte Theil der gebildeten Classe wurde in der Aufklärung erzogen und diese war nichts anderes, als der Abfall vom Christenthum, das Wegleugnen der h. Offenbarung und der Rückfall in das classische Heidenthum, welches die Schule, Wissenschaft und Kunst dem Christenthum entriß. Die große Täuschung ist nun, daß man die christliche Offenbarung für Finsterniß, Obscurantismus, die heidnisch classische Bildung aber für das wieder aufgegangene Licht hält. In Wahrheit verhält sich die Sache umgekehrt. Das Heidenthum war Finsterniß, und erst in Christo ging das Licht auf. Wie unendlich hoch sich das moderne Wissen schätzt, hat es doch grade von der einfachsten und natürlichsten aller Wahrheiten sich entfernt. Es glaubt sich der Natur bemeistert zu haben und ignorirt ihren Schöpfer. Es meint die Geschichte zu meistern und hat das Weltschicksal und der Welt Sünde vergessen. Es sucht Gott nur noch im Menschen selbst, dem schwachen, sündigen Geschöpf, und merkt nicht, wie sehr bornirt das ist. Man will Gott nicht sehen, wie man sich vor der Sonne verschleiert, und die Sonne steht doch groß und klar am Himmel. Man will sich losreißen vom Herrn und trägt doch seine Fessel. Man will den Vater verleugnen und von selbst entstanden seyn und trägt doch die Züge des Vaters.

Sehr wahr sagt Geß: „So gewiß du ein vernünftiger Mensch bist, so gewiß vernimmst du in dir jene Stimme, welche zu dir redet von einem ewigen Gesetze, dem du selber verpflichtet seyest, und daß du um dieses Gesetzes willen deine Triebe beherrschen müssest, wie ein starker Reiter sein bäumendes Roß beherrscht: nun woher bist denn du selber entsprungen, daß du ein solches Gesetz und daß du die Freiheit ihm zu gehorchen in dir trägst? Erzeugniß des Naturlebens kannst du nicht seyn, denn wie sollte das Naturleben die freie Geistigkeit aus sich erzeugen können, da doch in der Wirkung nicht mehr seyn kann, als was in der Ursache war? Wie kannst du also dein eigenes Daseyn verstehen, außer wenn ein heiliger Urgeist dein Schöpfer ist? Endlich: wenn du inne wirst, daß du das Gewissensgesetz übertreten hast, kannst du leugnen, daß du dich dann verantwortlich fühlst? Und zwar auch in dem Fall, daß du keinen Menschen beschädigt hast, also kein Mensch berechtigt ist, dich zur Rede zu stellen. Bei allen geistig entwickelten Völkern finden wir dies, daß ihnen das Gewissen das Böse, das sie thun, vorwirft, nicht blos als eine Beschmutzung, welche sie dem Adel der menschlichen Seele angethan, sondern als eine Rechtsverletzung, für welche sie Antwort zu geben haben. Aber wer ist es denn, der die Antwort von uns fordern wird? Wo

ein Richterstuhl ist, da muß auch ein Richter seyn. Ihr sehet: der Mensch kann auch, wenn er Gott ferne geworden ist, dennoch nicht los von ihm werden. Er müßte erst seine Vernünftigkeit umbringen, um die Zeugen für Gott, die in ihm sind, umzubringen."

Es ist ein Rückfall ins Heidenthum, was man für Fortschritt hält. „Fremder, ungläubiger, spöttischer können die Kinder des gegenwärtigen Zeitgeistes dem Evangelium nicht gegenüberstehen, als einst die Söhne von Jerusalem und von Griechenland und Rom der apostolischen Predigt gegenüberstanden. Ihr wisset ja, was Paulus kraft reichlich von ihm gemachter Erfahrung sagt, die Predigt von dem gekreuzigten Christus sey den Juden ein Aergerniß, den Griechen eine Thorheit (1 Cor. 1, 23). Dennoch haben die Apostel, diese Hand voll jüdischer Männer, mit aller Zuversicht den Gekreuzigten verkündigt. Worauf ruhte denn diese Zuversicht, daß die Predigt den Unglauben der Welt überwinden werde? Der menschliche Geist bedurfte, nachdem er durch den Entwicklungsgang der Sünde zum Diener des Fleisches geworden war, lange Zeit, um auch nur annähernd sich wieder zu erheben zu der Einsicht, daß nicht das Materielle, sondern nur der Geist das A und O aller Wirklichkeit und das allein in sich selbst Beruhende, Ewige seyn könne. Gefangen in dem Dienst der Materie verlor der menschliche Geist den Blick und das Vertrauen in das Wesen des Geistes und in die Absolutheit des Geistes. Blieb das Leben der heidnischen Völker gebunden im Dienste der Naturtriebe, wie konnte dann ihre Philosophie — welche doch immer dem Höhestand des ganzen Volkslebens correspondiren muß — sich aufschwingen zu klarem Erkennen und Festhalten des weltfreien, nur in sich selbst ruhenden, der Welt unbedingt mächtigen, sie schlechthin nur durch seinen Willen setzenden Urgeistes? War das Leben der heidnischen Völker ein Leben der Selbstsucht und nicht der selbstlosen Liebe, wie konnte die Philosophie der Heiden zum klaren Erkennen und Festhalten des schlechthin sich selbst genügenden und dennoch durch den lauteren Liebeswillen die Welt schaffenden Urgeistes gelangen? Die Praxis des Menschen ist der geheime Regulator seiner Philosophie; ein Mensch, welcher der übernatürlichen Erleuchtung durch den Geist Gottes entbehrt, muß sich selbst zu dem Maaße machen, an welchem er Alles mißt."

Wie das alte Judenthum, so war auch das alte Griechen- und Römerthum in die greulichste Corruption versunken und der Mensch konnte sich vor sich selbst nicht mehr retten. Nur Gott vermochte dieses Wunder zu vollbringen. Der Redner citirt die Worte Schellings, die besser sind als manches andere, was derselbe Schelling gesagt hat. „Thatsachen, wie die Auferstehung Christi, sind wie Blitze, in welchen die höhere, d. h. die wahre, die innere Geschichte in die blos äußere hindurchbrechend hereintritt. Wer diese Thatsachen hinwegnimmt, verwandelt sich die Geschichte in eine bloße Aeußerlichkeit; das, was ihr Halt, Werth und ihre einzige Bedeutung gibt, ist mit jenen Factis zugleich hinweggenommen, und wie öd, leer und todt, wie alles göttlichen Inhalts beraubt erscheint die Geschichte, wenn sie ihres Zusammenhangs mit jener inneren göttlichen, transcendenten Geschichte beraubt ist, welche eigentlich erst die wahre Geschichte ist. Außer dem Zusammenhang mit dieser ist zwar eine äußere, gedächtnißartige Kenntniß der Begebenheiten, aber eigentlich nie der wahre Verstand der Geschichte möglich. Wer auf jenem rein äußerlichen Standpunkt, getrennt von jener inneren Geschichte, die Geschichte ansieht, sieht sie freilich auch an, aber wie der Pöbel die relativ-großen Ereignisse einer an Begebenheit reichen Zeit ansieht, während er von dem eigentlichen Zusammenhang, der inneren Geschichte, dem wahren Hergang Nichts weiß, der nur denen bekannt ist, die an der Quelle der Ereignisse selbst gestanden haben."

Der Hochmuth des Wissens, die heidnische Schule, die schon lange herkömmliche Mode erklären den Unglauben nicht allein. Sein tiefstes Motiv ist, wie Riggenbach ausführt, die Sünde. Er spricht dem Zeitalter ins Gewissen. Man soll sich nicht damit entschuldigen, daß man andern, daß man dem Strom der Mode folge, daß man eben so erzogen sey. Jeder Mensch trägt in sich ein Gottesbewußtseyn und ein sicheres Gefühl göttlicher Gerechtigkeit, und wie oberflächlich auch der Religionsunterricht behandelt wird, sind doch die göttlichen Gebote niemand verborgen geblieben. Darum ist keiner unverantwortlich. „Hesekiel bekämpft das Sprichwort, womit seine Zeitgenossen wider Gott murrten, als strafe er ungerecht die Sünde der Väter an den schuldlosen Kindern. Die Väter, sagten sie spöttisch bitter, die Väter haben Herlinge gegessen, aber den Kindern sind die Zähne davon stumpf geworden. Der Prophet dagegen sagt: So wahr als ich lebe, spricht der Herr Herr, solch Sprichwort soll nicht mehr unter euch gehen in Israel. Denn siehe, alle Seelen sind mein; des Vaters Seele ist sowohl mein als des Sohnes Seele; welche Seele sündiget, die soll sterben. Wenn des frommen Vaters Sohn sich zur Gottlosigkeit wendet, soll er sterben, der Sohn, aber nicht der Vater; wo es dagegen geschieht, daß des gottlosen Vaters Sohn die Sünden seines Vaters sieht

und fürchtet sich und thut nicht also, der soll nicht sterben um seines Vaters Missethat willen, sondern leben."

Je mehr man die Sünde durch allerlei philosophische Taschenspielerkünste escamotiren oder wenigstens entschuldigen möchte, um so zeitgemäßer ist, was Riggenbach in ernster Rede darüber sagt. Die Sünde ist nicht blos Naturtrieb oder verzeihliche Sinnlichkeit, sie ist auch nicht Prädestination oder unvermeidlich. Sie ist auch nicht ausschließlich Folge der allgemeinen Verführung. Am allerwenigsten ist sie, wie viele gemeint haben, ein bloßer Rechnungsfehler des ewigen Geistes, der sich am Schluß der Rechnung von selber corrigirt und als nichts Wirkliches erweist. Sie ist vielmehr die volle That des Bewußtseyns und der Freiheit, und jeder, der sie begeht, ist dafür verantwortlich. Daß viel gesündigt wird aus Sinnlichkeit, Eitelkeit, in Folge von Verführung, in Folge von augenblicklicher Noth, aus falschem Ehrgeiz ꝛc., ist sehr wahr, und die heil. Schrift selbst unterscheidet die verzeihlichen Sünden. Nichts in der Welt aber vermag die von der heil. Schrift constatirte und für unverzeihlich erklärte Sünde gegen den heil. Geist wegzuleugnen. Sie ist, seit es Menschen gibt, die That und zugleich der Beweis der menschlichen Freiheit und des unendlichen Gegensatzes zwischen Geschöpf und Schöpfer, zwischen dem Menschen und Gott, zwischen dem heiligen und dem freien Willen.

Trotz seines gottlosen Hochmuths ist das gegenwärtige Geschlecht doch erbärmlich feig im Vergleich zu den altgermanischen Helden, von denen wir abstammen. Die bisherige Geschichtschreibung hat, weil sie überhaupt in classischer Blindheit befangen ist, auf den Urcharakter der nordischen Völker viel zu wenig geachtet. Selbst unser großer Jakob Grimm hat denselben nicht begriffen. Nach seinem Vorgange haben alle Lehrbücher die Voraussetzung aufgenommen, Wodan, der höchste Gott der alten Deutschen, sey ein guter Gott gewesen. Nun beweisen aber die beiden alten Edden und eine Menge nordischer Sagaen das Gegentheil. In allen diesen Denkmälern vertritt Odin das böse Prinzip, handelt nicht nur rücksichtslos und gewaltthätig, sondern auch heimtückisch gegen Freund und Feind und rühmt sich dessen nicht nur, sondern schneidet auch Runen, die einen Codex der Immoralität enthalten. Den ehrlichen Thor verhöhnt er, seine Gattin ebenso. Die edle Brynhildur, die ihm zum Trotz Runen schneidet, die einen Codex der reinsten Sittlichkeit und Ehre enthalten, wird eben deshalb von ihm ins Verderben gestürzt. Feige und Ehrlose überhäuft er mit Gunst, die edelsten Helden verfolgt er und erscheint gewöhnlich selbst maskirt, um sie in den Tod zu hetzen. Dabei freut er sich immer, und in seinem ganzen Wesen spricht sich die Lust, Unrecht zu thun, aus. Das stärkste aller Wesen, ergötzt er sich, seine Kraft, das klügste aller Wesen, ergötzt er sich, seinen Geist zu mißbrauchen. Die Thatsache, daß alle diese Dinge vom höchsten Gott der nordischen Germanen in den uns erhaltenen schriftlichen Denkmälern ausgesagt sind, kann niemand bestreiten. Man muß nun aber nothwendig daraus den Schluß ziehen, daß die Völker, die einen solchen Gott mit besonderer Liebhaberei für den höchsten erklärten, selber so gedacht und gehandelt haben, wie sie es ihm andichteten. Dem widersprechen auch die übrigen Zeugnisse der Geschichte keineswegs. Denn ein wilderes, trotzigeres, rücksichtsloseres Volk als die Deutschen, welche die Völkerwanderung begannen, alle andern Völker unbarmherzig niederschlugen und sich zugleich immer unter einander selbst mit Haß und Neid, mit Gewalt und Verrath bekämpften, hat es in der Welt nicht wieder gegeben. Die am längsten Heiden blieben, bewahrten auch am längsten jenen heidnischen Trotz und sättigten sich noch recht an der Lust, Böses zu thun. Anders nämlich kann man die Geschichte der Normannen bis auf die Greuel im Hause Plantagenet nicht wohl betrachten.

Wenn vom Süden her die Sünde in der Form verführerischer Sinnlichkeit die Menschen bezauberte und alle gebildeten Völker des Südens, die frommen Aegypter, die tapfern Perser, die edlen und feinen Griechen und endlich auch die starkmuthigen und praktischen Römer gleichmäßig ansteckte, anfaulte und im Sumpf der Corruption untergehen ließ, kam die Sünde vom Norden her in einer andern Gestalt, nämlich als rücksichtsloser Egoismus, Recht und Menschlichkeit mit Füßen tretender Trotz. Von diesen beiden Ungeheuern der Sünde drohte die Menschheit verschlungen zu werden, aber Christus breitete am Kreuze seine Arme aus und erlöste die Welt vom Uebel.

Aber von dem Augenblicke an, in welchem die Menschen sich wieder vom heiligen Zeichen der Erlösung abwandten und Tausende und Abertausende von romanischen und germanischen Gelehrten und Schulmännern, Dichtern und Künstlern sich wieder in das Studium des Heidnischen vertieften und demselben ihre heißeste Liebe zuwandten, lebten auch jene Ungeheuer des Südens und des Nordens allmälig wieder auf, und die Sünde wurde wieder mächtig in der Menschheit, die so thöricht war, ihre neue Verdunkelung Aufklärung zu nennen. Die Sünde des Südens führte das gebildete Europa

in die Renaissance, die nichts anderes war, als die altheidnische Unzucht, die an den Höfen der italienischen Fürsten und der französischen Könige ganz so wieder erwachte, wie sie an den Höfen der Diadochen und römischen Kaiser eingeschlafen war. Gleichermaßen regte sich auch wieder die Sünde des Nordens, vorzugsweise in dem germanischen Geiste, jener alte Trotz des Egoismus. Freilich war das Geschlecht schon abgeschwächt durch die classische Schule und man wagte nicht mehr offen zu sagen, daß man das Böse wolle. Die Kathederweisheit ersann nur, gleich der feige lauernden Spinne, jene Denkgewebe, in denen sie die unschuldige Jugend fing und heute noch fängt. Man hatte nicht mehr Energie genug, sich des Bösen zu rühmen und direct zum Bösen aufzufordern. Man begnügte sich, nur mit unendlichem weichmauligem Geschwätz Gott und seine Gebote wegzuleugnen. Dem Teufel waren gleichsam Klauen und Hörner noch nicht wieder gewachsen, aber desto eifriger und unermüdlicher regte sich seine Zunge. Es ist gewissermaßen beschämend für die tapfern Deutschen, daß noch keiner unter ihnen gewagt hat, was der Franzose Proudhon, als er offen aussprach: Dieu c'est le mal. Doch zeigt uns dieser merkwürdige Ausspruch, wie nahe unsre Zeit dem alten Odinismus gerückt ist, dessen Programm gleichfalls lautete: Das Böse ist Gott!

Riggenbach verfehlt nicht, auf die Energie des französischen Volksstammes hinzuweisen, in dessen neuerer und neuester Literatur die Sünde gegen den h. Geist eben so geflissentlich zur Schau getragen wird, als man sie in Deutschland noch zu bemänteln sucht.

Lyrische Dichtkunst.

Lieder der Nacht. Aus dem Englischen von Mrs. * übersetzt von W. Schenk von Rydeck. Münster, Regensberg, 1864.

Das kleine Buch enthält nur 51 Seiten und ist doch reicher an Poesie als manche zehnmal so dicke Sammlung. Es sind fromme Lieder und sie sind uns aus Meersburg zugekommen, wo die selige Annette von Droste-Hülshoff die ihrigen sang. Wir glauben jeden Augenblick in den geisterhaften Tönen ihre süße Stimme wiederzuerkennen. Indem wir die kleine Sammlung allen Freunden christlicher Poesie dringend empfehlen, theilen wir hier nur wenige Proben mit.

Seid froh, — Euch können Sorgen
Die Freude stören nicht,
Euch trübt kein finstres ‚morgen'
Dies sel'ge Himmelslicht.
Im Christenherzen ruht ein Schatz,
Ein kleiner Fleck, ein heil'ger Platz,
Ob wächst der Sturm, die Fluth sich bricht,
Den Friedensort erreicht sie nicht.

Freu' Dich, wenn Du empfindest
Der Erde schärfsten Schmerz,
Weil dann Sein Namenssiegel
Gott drücket auf Dein Herz.

Einige Strophen aus dem schönen Liede: Seyd ihr müde?

Bist Du müde, Pilger der Lebensbahn,
Von manch' nagendem Kummer bedräut,
Des täglichen Kreuzes und Kelches, der sich
Mit jeglichem Morgen erneut?
Und müde der Angstgedanken, die leis'
Umschwärmen im Schlaf Deinen Sinn?
Ein langer verwirrender Zug, der sich drängt
Bis zu des Morgens Beginn.

Und Du, Kranker, bist Du der Leiden satt,
So ermattet bei Nacht wie bei Tag?
Scheint Genesungshoffnung Dir nur zu erstehn,
Daß sie wieder entschwinden mag?
Du armer Gefangner der Schwäche und Pein,
Unthätig und doch ohne Rast,
Hat das Sehnen, zu enden den Leidenslauf,
Diese Hülle zu fliehn, Dich erfaßt?

Bist Du müde, ruhloser Pilgergeist,
Dieser Welt, die vom Streite durchwühlt,
Hast Du ihre thönernen Götzen verehrt?
Und Dich lebensmüde gefühlt?
Gekostet das bitt're, bitterste Leid,
Wie die Sonne der Hoffnung versinkt?
War Dein Loos nur ein thränenbenetztes Blatt,
Das Reue und Kummer durchdringt?

Doch lebt ja Einer, der für Euch geweint,
Der ermüdet', Euch Ruh' zu verleihn,
Der litt, Euch alle die Kummer drückt,
Zu heilen und zu befrein,
Der kämpfte, um Euch zu erringen den Sieg,
Daß Ihr reich wär't, in Armuth erschien,
Eure Seelen zu waschen, geblutet hat,
Dessen Wunden Euch Heilung verliehn.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels



Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1$^{2}/_{3}$ Thaler.

Sonnabend, N° 85. 22. October 1864.

Zur Kanalfrage.

Der Nord- und Ostsee-Kanal durch Holstein, Deutschlands Doppelpforte zu seinen Meeren und zum Weltmeere. Von J. J. Sturz. Berlin, Mitscher und Röstell, 1864.

Vielleicht würde schon die große und mächtige Hansa die Verbindung der Ost- und Nordsee durch einen Kanal unternommen haben, wenn ihr nicht die Fahrt durchs Kattegat bequem gewesen wäre, um die nordischen Königreiche ihr Uebergewicht fühlen zu lassen. Später seit die Hansa am aristokratischen Zopf ihrer Magistrate erhängt wurde und die norddeutschen Fürsten in ihrer gegenseitigen Eifersucht und auffallenden Verwilderung vom 15. bis 17. Jahrhundert viel zu tief gesunken waren, um den handelspolitischen Gedanken Heinrichs des Löwen wieder auffassen zu können, wurde die norddeutsche Marine gänzlich vernachläßigt, und noch bis auf die neueste Zeit wetteiferte die deutsche Dummheit mit der englisch-dänisch-russischen Arglist, das deutsche Binnenland vom deutschen Meere zu trennen. Zollschranken sperrten nicht nur Belgien und Holland, unsern altburgundischen Kreis, sondern auch die Hansestädte vom innern Deutschland ab. An den Mündungen unserer Flüsse standen und stehen noch fremde Zöllner und Schildwachen.

Der Gedanke, von Kiel oder Lübeck aus einen Kanal gegen Hamburg hin zu führen, um die Ost- und Nordsee zu verbinden, ist zuerst im vorigen Jahrhundert gefaßt und vorerst nur ungenügend ausgeführt worden. „Der Eiderkanal wurde 1777 begonnen, 1782 war er in den Haupttheilen fertig und 1785 wurde er bereits befahren. Er ist einer der wichtigsten Kanäle Deutschlands und der einzige, der zwei Meere, die Ost- und Nordsee, direct verbindet, obgleich er wegen der Schleusen nur von kleinen Seeschiffen befahren werden kann. Er beginnt im Kieler Föhrd, steigt in drei Schleusen 25 Fuß rhein. bis zur Wasserscheide hinauf, wird in der etwa 2 Meilen langen Scheitelstrecke durch den Flemhuder Süßwassersee gespeist, der mit dem größeren Westen-See in unmittelbarer Verbindung steht, und senkt sich auf der westlichen Seite etwa 20 Fuß tief bis zur Eider in der Nähe von Rendsburg.“

Da dieser Versuch nicht ausreicht, bedarf es durchaus eines breitern und tiefern Kanals ohne Schleusen für größere Schiffe. „Der Umweg durch den Sund, welchen Schiffe jetzt nehmen müssen, die von der Nordseeküste Deutschlands in die Ostsee und umgekehrt gelangen wollen, beträgt auf kürzester Linie für ein Dampfschiff an 350 englische Meilen, für Segelschiffe durchschnittlich circa 800—900. Für erstere stellt sich der Zeitverlust auf 2 Tage, für letztere wegen der vorkommenden entgegengesetzten Winde in beengter See, die sie zum Laviren, und oftmals zum Ankern zwingen, auf durchschnittlich 6—7 Tage, oft das Doppelte und Dreifache. Aber die Verzögerung ist nicht das Schlimmste. Jährlich verlieren mehrere Hunderte von Menschen in diesen stürmischen, durch die flache jütische Küste und die vorherrschenden Westwinde äußerst gefährlichen Gewässern das Leben. Mit ihnen gehen jährlich Schiffe und Waaren im Betrage von 4 bis 5 Millionen Thalern zu Grunde.“

Allen diesen Mißständen wird abgeholfen, wenn ein neuer größerer Kanal durch Schleswig oder Holstein gegraben wird. „Was die Lage des Kanals anbetrifft, so ist als gewiß anzunehmen, daß ein im Norden Holsteins oder im Süden Schleswigs hergestellter neuer Kanal, oder auch eine möglichste Erweiterung des bestehenden Eider-Kanals zwar von hoher Bedeutung für die Brüder-Herzogthümer seyn würde, aber den Anforderungen an eine allgemeine Weltstraße keines-

wegs genügen kann: erstens wegen der zu nördlichen Lage, und des dadurch entstehenden Zeitverlustes für Schiffe aus der Ostsee nach dem englischen Kanal und vice versa, welche fast drei Viertel oder doch zwei Drittel der Tonnenzahl aller durchpassirenden Schiffe bilden würden; zweitens wegen der, sowohl auf der Ostseite als auf der Westseite vorliegenden Inseln und Klippen, und wegen der gefährlichen, unaufhörlich wechselnden Sandbänke und Watten der Westküste, die tiefgehende Schiffe, wie sie der große Welthandel erfordert, nie zulassen werden; drittens und besonders aber, weil die natürliche Beschaffenheit Schleswigs eine, wenn auch nicht bedeutende Anzahl von Hebe-Schleusen erfordert. Was insbesondere den Eider-Kanal anbelangt, so ist die Ansegelung bei Eiderstädt sehr seicht (nur 16 bis 18 Fuß tief) und führt außerdem durch ein über 2 Meilen langes veränderliches Untiefengebiet, dessen Tonnen 3mal im Jahre gewechselt werden müssen; von da bis zur Elbemündung ist nur noch eine Durchfahrt, die des Mielestroms, eigentlich zwar eine doppelte, der Norder- und Süderpieg genannt, doch hat auch diese nur 18—20 Fuß Tiefe und verwehrt also bei Ebbe den tiefergehenden Schiffen das Einlaufen."

Mit Recht verlangt der Verfasser, jede Schleuse müsse vermieden werden. Die Linie nun, die er vorschlägt, ist die, „welche von dem lübischen Busen nach der Mündung der Elbe bei Störort läuft. Auf der Ostseite bietet sich am lübischen Busen der Hamelsdorfer See als Kanalmündung dar. Derselbe ist heute noch durch einen 2000 Schritt breiten Landstreifen vom Meer abgesperrt und wird nur von Kähnen befahren, allein durch seine Tiefe, Breite und Länge wird er der geräumigste, und durch die Meerestiefe unmittelbar vor ihm und die in jeder Rücksicht günstigen Eigenschaften des unvergleichlichen lübischen Busens der beste Seehafen und zugleich sicherste Kriegshafen Deutschlands werden. Der Wasserspiegel des Kanals muß mindestens 320 Fuß, seine Sohle 200 Fuß breit seyn, und seine Tiefe 30 Fuß betragen, damit zwei der größten jetzt bekannten Kriegsschiffe sich darauf ausweichen können." Der Verfasser macht dabei aufmerksam, wie unklug man in Nordamerika gehandelt habe, den Eriekanal nicht schon gleich anfangs mehr auszuweiten und zu vertiefen, was man später erst mit ungeheuern Kosten habe nachholen müssen. Die Kosten des Nord-Ostseekanals schlägt der Verfasser, freilich nur ungefähr, zu 75 Millionen Thalern an.

Es sind drei Linien vorgeschlagen worden, die uns der Verfasser durch eine beigelegte Karte anschaulich macht. „Von der Wahl Brunsbüttels als Mündungsort des Kanals ist deshalb abgestanden worden, weil der Kanal dann um 2 Meilen verlängert würde, was die Kosten um wenigstens 7 bis 8 Mill. Thaler, hauptsächlich wegen der Kreuzung der Stör, vermehrte, ohne daß irgend ein erheblicher Vortheil erwüchse. Das Fahrwasser der Elbe bis Störfleet ist nämlich eben so gut wie zu Brunsbüttel, und der Umweg nach Süden beläuft sich in freiem und tiefem Wasser auf kaum 3000 Schritte. Außerdem ist es für den Fall eines Krieges ein Vortheil, den Hafen so weit vom Meere zu haben, als unbeschadet der Schiffahrt möglich ist. Daß die natürliche Einsenkung des Terrains eine Kanallinie von Glückstadt nach Kiel, etwa in der Richtung der jetzigen Eisenbahn, begünstigt, ist mir wohl bekannt, doch habe ich von diesem oder noch nördlicher liegenden Projecten deshalb absehen müssen, weil durch deren Verfolgung — trotz der etwa zwei Meilen kürzeren Baulinie — ein bedeutender Umweg auf See für die durchgehenden Fahrzeuge entstehen, und dieser einen Weltverkehr, wie ihn nur die directeste Verbindung der deutschen Meere entstehen lassen kann, nie aufkommen lassen würde. Andererseits ist aber besonders in politischer und militärischer Beziehung die Neustädter oder lübische Bucht jedem östlichen Mündungspunkte einer mehr nördlich gelegenen Route vorzuziehen, weil Schiffe aus der Ostsee, die den Zugang zu dieser oder umgekehrt gewinnen wollen, erst zwischen den dänischen Inseln und Fehmarn hindurch müssen, Dänemark mithin in späteren Jahren bei etwa sich erneuernden Feindseligkeiten, in Verbindung mit den scandinavischen Reichen oder einem anderen Deutschland feindlichen Staate, Gelegenheit hätte, der Benutzung des Kanals ernste Hindernisse in den Weg zu legen. Allein durch dieses, für alle Zeiten geltende Bedenken dürfte der directen Linie zwischen Ost- und Nordsee der unbestreitbare Vorzug gebühren."

Der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß schon der große Napoleon den Hamelsdorfer See zu einem Winterhafen für seine Ostseeflotte bestimmt und mit den Vorarbeiten angefangen habe.

Reise.

Eine Reise nach Rom. Dargestellt mit Beihülfe mehrerer Freunde von August Bahlmann, Domvicar. Münster, Regensberg, 1863.

Obgleich in diesem Buche gar vieles über die Kirchen, Kunstwerke und Alterthümer Roms steht, was

auch schon aus andern Schilderungen bekannt ist, können wir diese Aufzählung doch nicht mißbilligen, weil das Buch für einen Leserkreis berechnet ist, dem nicht alle frühern Werke über Italien zugänglich sind.

Der Verfasser reiste aus Westphalen über Paris nach Marseille und von da zur See über Civita-vecchia nach Rom. Von dieser Hauptstadt entwirft er zuerst ein allgemeines Panorama und geht dann zur näheren Betrachtung der sieben Hauptkirchen über, von denen er ein treues und klares Bild entwirft. Wir sind zwar nicht mit seiner ausnahmslosen und unbedingten Bewunderung der großen Peterskirche einverstanden, bescheiden uns jedoch mit der Thatsache, daß es unzählige fromme Katholiken gibt, deren unbefangene Seele an der innigen Verbindung der Kirche mit der Renaissance, wie sie uns nicht blos in Rom, dort jedoch vorzugsweise entgegen tritt, kein Aergerniß nimmt. Die wenigsten Zeitgenossen denken überhaupt daran, daß jene unnatürliche Verbindung ein welthistorisches Problem ist, welches noch seiner Lösung entgegen steht. Unter dem nämlichen Gesichtspunkt betrachten wir die großen Sammlungen im Vatican. Wir sind durchdrungen von der Wahrheit, daß die antike Kunst zu der schönsten Blüthe menschlicher Civilisation gehört. Und doch hat uns die Schaustellung der heidnischen Götzen und so vieler üppiger und verführerischer Körperformen in der unmittelbaren Nähe des Apostelgrabes, als wir zum erstenmal dort weilten, unangenehm berührt und befremdet und wir glaubten, diese schönen heidnischen Marmorbilder gehörten überall hin, nur nicht dahin, wo der Statthalter Christi auf Erden seinen Sitz erwählt. Wir glaubten in unserer Naivetät, Rom solle ganz christlich seyn, und die Mischung des Heidnischen und Christlichen, die sich dort jedem aufdrängt, machte uns sogar zuweilen erröthen.

Trefflich ist die Schilderung des jetzt regierenden Papstes, aus dessen Leben uns viel Interessantes mitgetheilt wird, z. B. Folgendes: „Im Jahr 1831, wo in der Romagna der Aufruhr gegen die päpstliche Regierung ausbrach, hatten die Insurgenten von Spoleto beschlossen, den Erzbischof zu ermorden. Dieser erhielt indessen Kenntniß davon und flüchtete sich verkleidet gegen Abend in ein im Gebirge gelegenes Capuzinerkloster. Jedoch bei der Erinnerung an seine Heerde gereuete ihn sein Entschluß. Deshalb kehrte er nach Darbringung des h. Meßopfers am folgenden Morgen in aller Frühe nach Spoleto zurück. Dort trat er den Insurgenten muthig entgegen mit der Aufforderung: sie sollten ihre Waffen in seine Kapelle niederlegen, alsdann würde er bei dem österreichischen Generale, der gegen die Stadt anmarschirte, Verzeihung des Geschehenen für sie erwirken. Und siehe, was geschieht! Die Insurgenten entwaffnen sich. Man findet später an die 4000 Flinten in der Kapelle. Und was die Hauptsache: der österreichische General läßt sich auf Bitten des Erzbischofs versöhnen und enthält sich jeglicher Gewaltthat gegen die Stadt." Bekanntlich existirt eine alte Prophezeihung von den Päpsten, worin jeder durch eine kurze lateinische Devise charakterisirt wird. Pius IX. hat die Devise „Crux de cruce" und das wird hier gedeutet auf die Drangsale, die dem wahren Kreuze Christi durch das Wappenkreuz von Piemont widerfahren.

Wahrscheinlich von andrer Hand sind zwei sehr anziehend gezeichnete Genrebilder, wovon das eine uns in die bescheidene Häuslichkeit einer geringen trasteverinischen Familie und zwar zur Weihnachtszeit einführt, das andere uns einen feinen deutschen Abbate, der längst in Italien heimisch ist, als Reisenden unter dem vornehmen und gemeinen Gesindel zeigt, das man in Italien überall auf der großen Heerstraße findet, durch welche der Zug der Fremden geht.

Der Fremden wird auch noch ferner gedacht, besonders die Engländer sind auf italienischem Boden in üblem Ruf, aber sie selber sind daran Schuld. Es gibt nichts Brutaleres, als die Engländer in Italien. Das gilt nicht nur von den gewöhnlichen Passagieren, sondern auch von den Lords Minto und Compagnie. Treuloser als die englische Politik gegen Neapel verfahren ist, handelten selbst die alten Römer nicht an dem unglücklichen Unteritalien. Die ganze Zerrüttung Unteritaliens ist das Werk Palmerstons, dem Garibaldi nur als Mittel diente. Zum Schaden fügte England auch noch den Hohn, denn nie ist ein argloses Volk bösartiger verleumdet worden, als das italienische, nicht nur von der englischen freien Presse, sondern auch von englischen Staatsschriften. Dabei verhält sich das gutmüthige, so arg mißhandelte Volk noch ganz passiv.

Der Verfasser beschreibt die Weihnachtsfeier in Rom und erzählt: „Die Fremden, — und ich muß hier wieder sagen insbesondere die Engländer, — betragen sich bei dieser Feier in Maria Maggiore förmlich unverschämt. Den Rücken zum Altare gekehrt, unterhalten sie sich; — drängen bald hier bald da sich vor; — machen von Zeit zu Zeit, wenn der Raum es erlaubt, einen Spaziergang durch die Kirche, — ziehen dann wieder ihre Operngucker; — präsentiren den Damen Confect u. s. w. Kurz, wollte man alle Unarten, die man sich von einem rohen Menschen bei solcher Gelegenheit denken kann, personificiren, so würde man damit noch hinter dem studirt-brutalen Auftreten der Engländer zurückbleiben.

— Aber warum dulden dies die Italiener, — warum schreiten die päpstlichen Behörden nicht ein? — Die Italiener, lieber Leser, dulden und schweigen aus Mitleid mit den Engländern. ‚Poveretti,‘ — sagen sie, — ‚non sono christiani.‘ (Die Armen, sie sind keine Christen.) — Die päpstlichen Behörden dulden es, weil sie sonst zu jedem Engländer einen Soldaten stellen müßten.“

Eine der glänzendsten Schilderungen, die das vorliegende Werk enthält, ist die des großen Sprachenfests in Rom. In diesem Mittelpunkt der katholischen Kirche und Mission nämlich werden alle Sprachen der Erde gelehrt, damit die Missionäre die Sprache des Volkes kennen, zu dem sie gewiesen werden. Bei dem jährlichen Sprachenfest in Rom wird nun in allen Zungen geredet, aber in einer schönen Ordnung und Harmonie. Jeder Redner wählt einen Spruch der Bibel oder der Kirchenväter, wie er dem Lande entspricht, dessen Zunge er führt. Hier nur einige Beispiele. „Philipp Asiz aus Bagdad in Chaldäa sprach in chaldäischer Schriftsprache über eine Stelle, die in einer Homilie des heil. Marinus vorkommt: ‚Um den König der Könige zu suchen, hat ein Stern den Chaldäern vorgeleuchtet.‘ Joseph Deremao aus Delhi in Indien. Persisch. Text: ‚Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu senden und will nichts anders, als daß es zünde.‘ (Luc. K. 12.) Gabriel Docmack aus Mardin in Mesopotamien. Kurdisch. Man hörte gleich, daß diese Sprache die eines kräftigen, wenn auch noch rohen, Bergvolkes sey. Text: ‚Sie fanden keinen Platz in der Herberge.‘ (Luc. K. 2.) Nicht die königliche Stadt gewährte ein Asyl der armen Familie; noch auch nahm eine vergoldete Wiege auf den neugebornen Gott. Angelo Kabis aus Achmim in Aegypten. Koptisch-Tebanisch. Text: ‚An jenem Tage wird ein Altar des Herrn seyn mitten in Aegyptenland.‘ (Is. K. 19.) Robert Hattmann aus Accra in Guinea, ein pechschwarzer Neger, wie man sagte, von einem Nomadenstamme, der bis dahin noch unbekannt war. Die Sprache des Reiches von Benin. Text: ‚Afrika und Lybien haben deine Hülfe erfahren.‘ (Nahum. K. 3.) Gioacchino Gata von Tonga in Oceanien. Die Sprache der Insel Futuna. Text: ‚Der Herr zeiget seinen heil. Arm vor den Augen aller Völker; und sehen werden alle Grenzen der Erde das Heil unsers Gottes.‘ (Isa. K. 52.) Clemens Pine aus Hokianga in Neuseeland. Die Sprache von Maori. Text: ‚Auf mich harren die Inseln, und warten auf meinen Arm.‘ (Isa. K. 51.)“

Die deutsche Zunge zeichnete sich in folgender Art aus. „Dr. Xaverius Kern aus St. Gallen. Deutsch. Text: ‚Sie werden kriegen wider dich, und nichts vermögen: da ich mit dir bin, sagt der Herr, um dich zu befreien.‘ (Isa. K. 1.) Ein langes Gedicht: eine Vision zeigt dem Dichter den glorreichen Papst Pius IX., während er kniet und betet vor dem Grabe des heil. Petrus. Verschiedene Nachstellungen seiner Feinde unter symbolischen Figuren umringen ihn. Er zittert nicht und hält fest an dem Rechte des Petrus. Er betet und weint. Aber ein Heer von Helden weint mit ihm, und zeigt ihm die Ungeheuer. Indessen steigt ein Engel hernieder und reicht ihm das Kreuz. Pius umarmt es, und sofort verschwindet die Vision.“

Sodann widmet der Verfasser den schönen Katakomben eine eigene Betrachtung und zuletzt der neuern christlichen Kunst in Rom. Dabei gedenkt er mit besondrer Liebe der deutschen Künstler Overbeck, Cornelius, Achtermann, Rhoden ꝛc., des Gelehrten Theiner, des Arztes Doctor Alertz ꝛc.

Handbüchlein.

Mathematisch-physikalisches Vademecum für Studirende, Techniker und Dilettanten von Dr. Féaux. Paderborn, Schöningh, 1864.

Kurze Uebersichten über alle gebräuchlichen Längen-, Flächen-, Körpermaaße und Gewichte, über das Gewicht der Gold- und Silbermünzen, Wechselcurszettel, ältere Münzstyle, abgeschätzte Münzen, Werth von Gold und Silber, sodann Erklärung des alten und neuen Kalenders, Zinsberechnung, Sterblichkeitstafel, endlich das Wichtigste aus der Mathematik, Physik, Astronomie und Geographie. Ein kleines, nur 110 Sedezseiten enthaltendes aber sehr praktisches und brauchbares Büchlein.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, № 86. 26. October 1864.

Dichtkunst.

1) Frau Aventiure. Lieder aus Heinrich von Ofterdingen's Zeit von Joseph Victor Scheffel. Stuttgart, Metzler, 1863.

Der Gegensatz zwischen Wirklichkeit und Poesie war noch niemals so schroff, wie jetzt. Als ob die ewige Natur um uns her und die Wirklichkeit unsers Lebens und Treibens in der Gegenwart völlig ungenügend seyen, phantasirt sich beinahe die Mehrheit unsrer Dichter in ganz fremde Situationen und Stimmungen hinein. Der eine versenkt sich in das classische Alterthum und schreibt antike Tragödien. Der andere versetzt sich nach Persien und schreibt Ghaselen. Der dritte jammert in schönen Sonetten dem italienischen Petrarca nach. Der vierte will nur in Trochäen schreiben, wie Calderon. Der fünfte reckt sich an den Nibelungen- und Eddagestalten hinauf. Zu Hause sind die wenigsten. Das war nun schon lange so. Nur im Mittelalter fühlte man sich noch ganz deutsch. Vom 16. Jahrh. an liefen die deutschen Dichter schaarenweise ins classische Lager hinüber, und zwischen Hans Sachs und Opitz gab es kaum fünf deutsche Dichter mehr, während 500 lateinisch nach dem Muster des Horaz versemachende deutsche Professoren von obligaten Pfalzgrafen feierlich zu Poeten gekrönt wurden. Fast alle damaligen Dichter affectirten Griechen oder Römer zu seyn. Als man ihnen die Unnatur vorhielt, glaubten sie zur Natur zurückzukehren, wenn sie fromme Hirten und verliebte Schäfer zu seyn affectirten. Erst im vorigen Jahrhundert machte Herder darauf aufmerksam, daß allen Nationen und Zeiten eine gleichsam klimatische Poesie innewohne, und nun zerstreuten sich unsere Dichter nach allen Richtungen und vertieften sich in die Illusionen aller Zeiten und Völker, vom chinesischen Schüking bis zur nadowessischen Todtenklage.

Auch Herr Scheffel gehört noch diesen poetischen Zugvögeln an, indem er eine ferne Heimath sucht und die Gegenwart verläßt. Doch bewährt er sich immerhin als ein guter Deutscher und zudem als guter Oberländer, sofern er aus der Gegenwart doch nur in die deutsche Vergangenheit flieht, und zwar zu jenen Minnesängern, welche vornämlich unserm Oberlande angehörten. Auf diese seine Heimath legen wir Gewicht, nicht aber auf die Restauration der Wartburg, bei der er sich nach der Vorrede zur Nachahmung der alten Sänger des s. g. Wartburgkrieges begeistert haben will. Wo die Poesie nicht im angeborenen Naturell und Heimathsgefühle liegt, kann sie durch ein äußeres Bild aus der Ferne nicht in die Seele übergetragen werden.

Die Sammlung enthält durchgängig Lieder, die im Namen der alten Minnesänger und gleichsam aus ihren Seelen heraus gedichtet sind. Ihre ganze Zeit spiegelt sich darin ab, Minne und Mai, Tanz und Turnei, Schlachtgewühl und Klosterfrieden, Sängers Lust und Leid, Erinnerungen an die Kreuzzüge, und nicht blos Sentimentales, sondern auch viel Derbes und Komisches, wie es in jener Zeit lag. Da klingen wie aus weiter Ferne plötzlich hell und nahe die Saiten des Wolfram von Eschenbach, des Heinrich von Ofterdingen, des Biterolf ꝛc. Auf eine feine Weise ehrt der Dichter den unvergleichlichen Walter von der Vogelweide, indem er ihn nicht selber, sondern nur seinen Singknaben singen läßt, und zwar im Walde. Da sammeln sich ringsum die Vögel.

Er singt und fiedelt Töne
Von fremder, süßer Schöne.

Zu allen Wipfeln dringt der Schall,
Fink, Zeisig und Galander,
Singdrossel, Lerche, Nachtigall,
Die rücken zu einander:

Der Habicht läßt sein heiser Schrei'n,
Der Milan hält im Schwirren,
Der Grünspecht stellt sein Hämmern ein,
Die wilde Taub' ihr Girren;
Sie lauschen lang und länger
Dem tugendlichen Sänger.

Zieht er von dannen, bleibt im Moos
Sein Lager platt gedrücket,
Dann kommt der Vögel ganzer Troß
Neugierig nachgerücket;
Sie heben um den Dichterort
Ein Hüpfen, Tanzen, Springen:
Sie wetzen ihre Schnäbel dort,
Hellauf ertönt ihr Singen:

‚Das war ein Mann, der's besser kann
Als wir im Federkleide.
Hei Sang und Ton! — daß Gott ihm lohn'
Solch süße Vogelweide.'

Schon aus diesem Beispiel wird der geneigte Leser erkennen, wie geistvoll Scheffel dichtet und wie sehr er es verdient, allgemeiner in Deutschland bekannt zu seyn. Wir heben noch einige der schönsten Lieder wenigstens auszugsweise hervor. Dem Minnesinger, Rainmar dem Alten, legt er ein Lied in den Mund, worin die Schwermuth des Alters und zugleich die nie alternde Menschenfreundlichkeit des Sängers in der zartesten Weise ausgedrückt ist. Hier nur einige Strophen des Nachtliedes.

Nun funkelt in der fernsten Weltenferne
Lichtlein und Licht vieltausendfach empor
Und schicksalwendend treten gute Sterne
Mit kräft'gem Schein aus dem Gewimmel vor.
Der Tremuntân weist unbewegt wie immer
Polum antarcticum mit klarem Schimmer,
Ein Aetherstrom, geheim durch's All ergossen,
Kommt zitternd in die Erdennacht geflossen.

Auch wer entsagend jedem Wunsch und Sehnen
Mit kühlem Muth das Herbstlaub fallen sah,
Fühlt Brust und Herz geheimnißvoll sich dehnen
Und einen Hauch Unirdischer ihm nah.
Gewohnt, die eig'nen Freuden viel zu missen,
Möcht' ich zur Stund' die Welt glückselig wissen:
— Ein liebend Paar trat meinem Weg entgegen,
In Priestersweise gab ich ihm den Segen.

Eins der schönsten Lieder ist das vom Irregang. „Der lange Irregang" ist nämlich ein fahrender Sänger, der überall zu Lust und Tanz aufspielt und singt. Da kommt er einmal zu einer Hochzeit.

Die Braut trat vor den Spielmann hin:
‚Noch einmal laß Dich grüßen,'
Noch einmal, eh' wir zur Kirche zieh'n,
Den Singemund Dir küssen!'
‚Vergelt' Dir's Gott,' sprach Irregang,
‚Wie bist Du fein geschniegelt!
Nun bleibt mein Mund dem Singesang
Für alle Zeit versiegelt!'

Der sechste Reigen war gethan,
Den Kehraus wollten sie schwingen,
Da huben dem waidlichen Fiedelmann
Die Saiten an zu springen.
‚Klipp, klapp, schabab!' sprach Irregang,
‚Nun spann' ich keine andern,
Begnügt Euch am Schalmeienklang,
Ich muß noch weiter wandern.'

Die Braut und aller Jungfrau'n Schaar
Geleiteten ihn mit Leuchten,
Und als er am Scheidewege war
Sein Auge wollt' sich feuchten.
‚Der scharfe Wind,' sprach Irregang,
‚Macht mir die Augen weinen,
Es ist um diesen Abschied nicht,
Daß sie bethränt erscheinen!'

Er geht und hat keine Ruhe mehr. Aus einem reichen Stifte winken ihm die Chorherrn, von einem Schlosse ruft ihm der Thorwart zu, er soll einkehren und singen. Aber er will nicht und wirft sich zuletzt todtmüde in den Schnee.

‚Hier find' ich, wie ich nur wünschen mag,
Weichweißeste Linnen und Decken,
Und Hochzeitschlaf! . . bis zum jüngsten Tag
Soll mich kein Wächterhorn wecken!
Hei Irregangs letzter Irregang!
Was schauert Ihr, Neidhartgesichter?
Er träumt, er halte die Braut im Arm,
Halai, wer löscht ihm die Lichter?'

Lieblich ist folgendes Lied:

Schaust Du verträumt vom Thurme nieder,
Du hochlandwilde scheue Maid,
In knappgeschnürtem Purpurmieder
Und keuscher Herzensherrlichkeit:

So denk ich einer Alpenrose,
Die knospend auf der Klippe steht,
Unsorgsam, ob bei Stein und Moose
Ein Menschenauge sie erspäht.

In abgrundtiefer Felsenklause
Bricht donnernd sich der Bergstrom Raum
Und füllt die Schluchten mit Gebrause
Und seines Falls zerstiebtem Schaum . .
Sie aber freut ihr weltfern Blühen
Der Wellen Gaukelspiel und Tanz,
Und wenn die Nebel sonnig sprühen
Des Regenbogens Funkelglanz.

Unter den komischen Bildern ist der Vogt von Tenneberg ergötzlich:

Jüngst aber kam vor meinen Thron
Ein fremder Knab' geflogen,
Kupido, Frauen Venus Sohn,
Mit Köcher, Pfeil und Bogen.

Er rief: ‚Ich geb' Dich kampflich an,
Hagstolzer Tennbergaere,
Dieweil Du Dich so hochgethan
Und weigerst mir die Ehre!'

Er schoß mit Pfeilen, schwirrt' und pfiff
Als müss' ihm Sieg gelingen,
Da that ich einen festen Griff
Und packt' ihn an den Schwingen.

Zur Stund' zerging des Unholds Freud'.
Ich hielt ihn am Gefieder
Und hab' ihn waidlich durchgebläut,
Er kommt mir nimmer wieder!

Am lustigsten erscheint der Mönch von Banth, den die Mücken nicht schlafen lassen.

‚Wehe, wehe der schweren Herzensschwere,
Die ich durch die Mücken muß erdulden,
Ich, von Banth der Martermönch Nicodemus.
Morgens schon, schlüpf' ich in meine Kutte,
Nisten sie in Saum und Aermelfalte,
Und erzürnt, daß ich ihn aufgestöret,
Streicht und fleucht der ganze Schwarm um's Haupt mir.
Just zur Stunde süßen Mittagsschlummers
Heben sie das teuflischste Gesumm an
Und turnieren wie die Sarazenen
Wider mich, den harnischlosen Mann;
Rennen auf den Händen auf und nieder,
Hüpfen auf den Mund als ström' er Honig,
Tanzen auf des Auges Lied und summsen
Höhnend in die Ohren ihr ‚Wachauf!' mir,
Tragen selbst nicht Scheu in ihrer Frechheit
Sich auf meiner Nase zu begatten,
Und vergeblich zieh' ich die Kapuze
Tief mir in die Stirn und rufe flehend
Aller Heiligen Schutz an. Keiner hilft mir.

Genug. Die kleinen Proben mögen hinreichen, diese Dichtungen allen unsern Lesern zu empfehlen.

---

2) Ausgewählte Dichtungen von Friedrich Bodenstedt. Berlin, Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) 1864.

In dieser neuen Sammlung des fruchtbaren Dichters begegnet uns wieder viel Schönes. Die Gedichte sind sehr gemischt, poetisch, zärtlich, kriegerisch, Landschaftsbilder, Genrebilder, Romanzen &c. und natürlicherweise fehlen auch hier wieder nicht die obligaten Erinnerungen an den Kaukasus, das Kosackenland, Persien &c. Wir wählen einige der schönsten Sachen aus. Zuerst aus einer Gnome:

Wenn Jemand schlecht von Deinem Freunde spricht,
Und scheint er noch so ehrlich: glaub' ihm nicht!
Spricht alle Welt von Deinem Freunde schlecht;
Nur wer so standhaft seine Freunde liebt,
Ist werth, das ihm der Himmel Freunde gibt.
Ein Freundesherz ist ein so selt'ner Schatz,
Die ganze Welt beut nicht dafür Ersatz.

Das Lied vom Vöglein.

Glücklich lebt, vor Noth geborgen,
Gottes Vöglein in der Welt,
Kennt nicht Mühen, kennt nicht Sorgen,
Denn sein Nest ist leicht bestellt!
Vöglein träumt auf grünem Baume,
Bis ihm Gottes Ruf erklingt
Aus dem morgenhellen Raume;
Und es schüttelt sich und singt.
Auf den Lenz, den duftig frischen,
Folgt der schwüle Sommer bald,
Nebel, Regen, Stürme mischen
Sich im Herbste feucht und kalt;

Allen Menschen wird es trüber —
Fliegt zum Süden Vögelein
Ueber's blaue Meer hinüber —
Fliegt zu neuem Frühling ein!

Ein Gesang der Winde hat uns ebenfalls sehr angesprochen. Wir theilen davon nur den Anfang mit.

Wir wissen nicht, wer
Uns gezeugt und gesandt,
Irren trostlos umher
Ueber Meer und Land!
Wir haben kein Obdach,
Wir haben kein Haus —
Wohin wir uns wenden
Stößt man uns aus —
Wir wandeln gestaltlos
Himmelauf, Erdenab,
Und finden nicht Ruhe
Und finden kein Grab.

Schön ist auch die Schilderung eines Steppenbrandes. Vom Kaukasus widerhallt ein Lied zu Ehren des unglücklichen Helden Schamyl. Aus Tiflis duftet uns ein Lied von der Rose entgegen. Die größte Romanze hat zwar nur einen morgenländischen Helden, stellt aber die Ehre so hoch, als wenn es ein spanischer Held von Calderon wäre. Es ist Selim, der in Verdacht bei seinem Fürsten kommt und, obgleich er seine Unschuld beweisen kann, sie dennoch nicht beweist, sondern trotzig zum Scheiterhaufen geht, weil er seine Ehre durch das Mißtrauen des Fürsten für unheilbar gekränkt hält.

— Weil, seit Dein Mißtrau'n mich entehrt,
Verloren meines Lebens Werth;
Die Ehre war mein höchstes Gut,
Stets hielt ich sie in treuer Hut;
Da Du die Ehre mir genommen,
Heiß ich den Flammentod willkommen. —

Mit Vergnügen nehmen wir wahr, daß in dieser Sammlung kleine frivole Züge, wie wir sie in früheren Sammlungen desselben Dichters rügten, nicht mehr vorkommen. Der Dichter wirft sich sogar zum Vertheidiger des Glaubens gegen den Materialismus auf, in einem Spottlied auf die Stoff- und Kraftphilosophen, worin es heißt:

Mensch, Thier und Pflanze sind nur chemische Verbindung,
Und Alles And're nichts als pfäffische Erfindung.

Bei dieser Weisheit ist uns Gott und Geist entbehrlich
Und das Unendliche im Endlichen erklärlich.

Der Glaube ist ein Wahn, wie das Philosophiren,
Und alles Denken nur des Hirns Phosphoresciren.

Drum laßt vom blinden Glauben an Gottes Offenbarung
Und schwört auf unsre Worte: Wir wissen aus Erfahrung,

Daß keine Kluft uns trennt von Ochs, Kameel und Affen,
Daß wir von gleichem Stoff und uns kein Gott erschaffen.

Es gibt nur Einen Glauben, Eine Philosophie.
Wir unterscheiden uns durch Nichts vom lieben Vieh!

• • •

Wer selbst nicht schaffen kann, begreift auch keinen Schöpfer —
Hat je ein Topf gekannt, der ihn geformt, den Töpfer?

Vortrefflich gezeichnet ist auch Seite 147 der deutsche Biedermann.

Das ist ein Biedermann,
Voll ächt biderber Treue;
Er wirft, so viel er immer kann,
Seine Perlen vor die Säue.

Vor Säue, die wie er sich froh
Von andrer Leumund mästen —
Er denkt nicht schlecht, er spricht nur so
Zu seiner Freunde Besten.

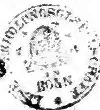
Begegnend bleibt er freundlich stehn,
Warm mir die Hand zu drücken,
Ist immer glücklich mich zu sehn,
Schmäht mich nur hinter'm Rücken.

Er selber scheint höchst tugendhaft,
Ganz ohne Fehl und Makel,
Und ist der ganzen Nachbarschaft
Untrügliches Orakel.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, **N° 87.** 29. October 1864.

Biographie.

Graf Jakob Johann v. Sievers und Rußland zu dessen Zeit. Von Karl Ludwig Blum. Mit vier Kupferstichen. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter, 1864.

Auszug aus einem früher erschienenen größeren Werke, dessen Inhalt dadurch einem weiteren Leserkreise zugänglich wird. Das Leben des Grafen Sievers ist sehr interessant und es knüpft sich daran die Charakteristik der berühmtesten Persönlichkeiten im damaligen Rußland.

Sievers stammt aus einer holsteinischen Familie. Sein Großvater, ein schwedischer Offizier, ließ sich in Esthland nieder. Sein Oheim Karl wurde Liebling der Kaiserin Elisabeth. Auch der Neffe selbst, der Held des vorliegenden Werks, war, wie die Kupferstiche beweisen, ein schöner Mann. Der Oheim führte den Neffen in die große Welt ein, ließ ihn in England studiren und verschaffte ihm eine Offizierstelle. So machte denn der junge Sievers den 7jährigen Krieg mit, errang zwar keine großen Lorbeern, machte aber im Auftrage eines kaiserlichen Günstlings den Spion im Lager seines Generals Fermor und verfaßte geheime Berichte über die Offiziere, seine Cameraden. Nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth und nach der Ermordung Peters III. stand der junge Sievers in der Gunst der Kaiserin Katharina II. und wurde von ihr zum Gouverneur von Nowgorod gemacht. Der Biograph sagt uns nichts Näheres über sein Verhältniß zu der üppigen Kaiserin. In der Zeit, in welcher Orlow der erklärte Liebhaber dieser Dame war, bediente sie sich des Grafen Sievers hauptsächlich als eines Rathgebers und Anordners im Verwaltungsfache. Er machte außerordentlich viele Pläne und fing viele Neuerungen an, doch konnte er bei weitem nicht alles durchführen, was, oder wie er es wollte. Er ging im Allgemeinen von dem physiokratischen System und von der bureaukratischen Regierungsweise Friedrichs des Großen aus, wollte das ungeheure russische Reich ausmessen, seine Ertragsfähigkeit abschätzen, den ganzen Thatbestand in denselben in statistische Tabellen bringen. Er wollte die Bodencultur verbessern, Musteröconomien anlegen, die Production heben, der Verheerung der Wälder steuern und eine rationelle Forstwirthschaft einführen. Er zuerst befahl den Anbau der Kartoffeln in Rußland. Um Industrie und Handel zu beleben, empfahl er Straßen- und Canalbau, vor allem aber die Anlage neuer Städte und die allmälige Schöpfung eines Bürgerstandes, der Rußland fast gänzlich fehlte, ohne den es aber unmöglich in seiner staatlichen Entwicklung und Cultur auf die Höhe der germanischen und romanischen Staaten gelangen konnte. Er bemühte sich, in den Provinzen mehr Gesetzlichkeit und Ordnung einzuführen, die Willkür und Bestechlichkeit bei der Rekrutirung auszurotten, überhaupt die patriarchalischen Zustände unter den Russen, wo es nur ungebundene Herren und rechtslose Sclaven gab, in germanische Rechtszustände umzuwandeln. Er erkannte die Nothwendigkeit der Polizei in einem Lande voll Schmutz und herkömmlicher Fahrlässigkeit. Höhere sittliche Ansprüche glaubte er an ein Volk nicht machen zu dürfen, dem der kaiserliche Hof selbst das Beispiel der ungeheuersten Unsittlichkeit gab. Aber er legte wenigstens Findelhäuser an. Um den Adel, das alte, barbarische Bojarenthum, nur einigermaßen zu civilisiren und als nützliches Rad in die Staatsmaschine einzufügen, beantragte Sievers Adelsversammlungen in den Provinzen. Kurz man sieht, Sievers wollte aus Russen, so weit es möglich wäre, Deutsche machen. Das war damals zeitgemäß und mußte auch der Kaiserin gefallen, die selber eine Deutsche war, und der schon Peters des Großen Reformen die ruhmvolle Bahn

vorgezeichnet hatten, auf der sie nur fortzuschreiten brauchte. Man kann sich aber denken, mit welchen Hindernissen der deutsche Administrator in Rußland zu kämpfen hatte. Die ganze Nationalität, das ganze alte Herkommen, die Trägheit oder das Interesse der Bojaren, die Indolenz des Volks standen ihm eben so entgegen, wie der Neid und die Intrigue anderer kaiserlicher Günstlinge. Zudem wollte er manches, was nach der Schablone moderner Staatsverwaltungen unerläßlich schien und doch für die Russen nicht paßte und auch heute noch nicht paßt. Die Kaiserin selbst bediente sich der Civilisation nur als eines bewährten Mittels, die Russen bequemer zu regieren und Europa zu blenden. Als der blutige Aufruhr Pugatscheffs sie belehrte, daß sie doch dem Altrussenthum nicht zu tief in die Seele greifen dürfe; als sie sich, um das aufgeregte Volk zu beruhigen, inbrünstig vor die Altäre der griechischen Kirche warf, eine feierliche Pilgerfahrt nach der heiligen Stadt Moskau unternahm und alle Kirchen mit Heiligenbildern beschenkte, war auch ein Mann wie Sievers wenigstens für die nächste Zeit überflüssig geworden. Er wurde durch Potemkin, den neuen Liebhaber der Kaiserin, um deren Gunst gebracht und aus dem Amte entfernt. Potemkin war ein ächter Russe und diente der Kaiserin in jenem Zeitpunkt durch seine Rathschläge, das Volk durch die Kirche zu versöhnen, ungleich besser, als es Sievers und die Vertreter der modernen Staatsideen vermocht hätten.

Wie Potemkin die Liebe der Kaiserin gewann, wird hier umständlich erzählt. „Der Mann gehörte zu den titanischen Gestalten, mit welchen die Kaiserin ebenso in einer gewissen Großheit der Seele, als aus sinnlichem Bedürfnisse gern ihren Thron umgab. Bekanntlich setzte sie sich am Tage, wo ihr Gemahl stürzte, zu Pferd und an die Spitze der Truppen, die zu ihr übergingen. Hier bemerkte sie erst, daß ihrem Degen die Trobbel fehlte, und verlangte nach einer solchen. Da sprengte aus dem Gefolge ein junger Wachtmeister heran, riß seine Trobbel ab, und überreichte sie der Kaiserin. Sein widerspenstiges Roß wollte jedoch nicht mehr zurück; es hielt sich bäumend neben ihrem Pferde. Die Herrscherin sah mit Lächeln den kecken Reiter, dessen bedeutendes Gesicht und kolossaler Wuchs ihr auffielen. Sie frug nach seinem Herkommen; es war Potemkin. Am nächsten Tage ward er zum Garbeoffizier, dann zum Unterlieutenant und Kammerjunker ernannt, und mit einer Pension belohnt. Diesen ersten Schritt scheint Potemkin sogleich zu ferneren haben benutzen zu wollen, wobei er jedoch an der Eifersucht der Orlows scheiterte. Panin entzog ihn, wie wir schon gehört, unangenehmen Berührungen mit denselben durch eine Sendung nach Stockholm. Zurückgekehrt benahm sich der übermüthige Geselle wahrscheinlich behutsamer, da es ihm glückte, wieder in die Gesellschaft der gefürchteten Brüder und selbst in die kleinen Zirkel der Kaiserin zu kommen. Plötzlich mied er alle Vergnügungen, floh sogar seine Freunde und zog sich in die Einsamkeit des Newskiklosters zurück. Der Bart, den er wachsen ließ, und die Mönchskutte, die er anzog, bezeugten seinen Entschluß, religiöser Beschaulichkeit sich ganz zu widmen. Dieß lag Potemkins früherem Leben nicht allzu fern." Denn er war in einem Seminar erzogen und viel in Klöstern gewesen. „Das wunderliche Benehmen des Gardeoffiziers, der sich zum Mönch einkleiden ließ, wurde bald Stadtgespräch. Die Mönche raunten andern ins Ohr, er sey tiefsinnig geworden aus Liebe zur Kaiserin. Katharina schickte ihre Vertraute, die Gräfin Bruce, Rumänzow's gefällige Schwester, auf die Lauer, die eine geheime Zusammenkunft des Verliebten mit der Geliebten einleitete. Die nächste Folge war Potemkins Herstellung und Rückkehr in die große Welt." Der frühere Günstling Orlow mußte weichen, Potemkin wurde erster Minister und Fürst.

Die Kaiserin war übrigens gar nicht abhängig von ihren Liebhabern, sondern beherrschte sie alle und schickte sie, einen nach dem andern, wieder fort. Die nordische Semiramis war an List und Verschlagenheit ihrer ganzen Umgebung weit überlegen. Ihre Jugendfreundin, spätere Feindin, die Fürstin Daschkow, erzählt, mit welcher Geistesgegenwart die Kaiserin einmal den Wuthanfall eines Liebhabers parirte. Ein gewisser Betzkoi hatte bei der Thronerhebung Katharinas wesentlich mitgewirkt, sah sich durch Orlow verdrängt und strebte wahnsinnig nach dem Besitz der kaiserlichen Geliebten. Die Fürstin Daschkow erzählt, „Betzkoi habe vier Tage nach Peters Sturz um einen Augenblick Audienz gebeten, den Katharina sogleich gewährte. Die Fürstin befand sich gerade mit ihr allein im Zimmer, als er eintrat, zu beider wechselsweiser Bestürzung sich auf die Knie warf, und sie beschwur, zu gestehen, wessen Einfluß sie ihre Thronbesteigung zuschreibe. Ich verdanke meine Erhebung, antwortete die Kaiserin, Gott dem Allmächtigen und der Wahl meiner Unterthanen. Dann, sagte er voll Verzweiflung, gehört sichs nicht länger, daß ich diese Auszeichnung bewahre, und würde das Alexanderband, welches ihn schmückte, von der Schulter gerissen haben, hätte die Kaiserin nicht mit der Bitte abzulassen gefragt, was er denn eigentlich meine. ‚Ich bin der unglücklichste Mensch', erwiderte er, ‚seit Ew. Majestät in mir nicht den Einzigen erkennen, dem Sie Ihre

Krone verdanken. War ich's nicht, der auf die Garden den Einfluß übte? war ich's nicht, der unter das Volk Geld auswarf?" ‚Wir Beiden dachten', fährt die Fürstin fort, ‚er hätte seinen Verstand verloren, und fühlten uns schon beunruhigt, als mit gewohntem Geschick die Kaiserin auf eine lustige Auskunft verfiel, seine ausschweifende Verfolgung los zu werden, und seiner Eitelkeit im höchsten Grade zu schmeicheln. ‚Ich erkenne,' unterbrach sie ernsthaft sein Gerede, ‚den ganzen Umfang meiner Verpflichtungen; und seit es Eure Dienste sind, denen ich meine Krone verdanke, wessen Sorge kann ich so füglich wohl die Anordnung derjenigen anvertrauen, die ich zu meiner Krönung tragen werde? Eurer Leitung also überlasse ich diesen Gegenstand; und unter Eure Gerichtsbarkeit stelle ich alle Juweliere des Reichs.' ‚Betzkoi erhob sich in einem Wonnerausch, und stürzte nach tausendfacher Danksagung aus der Thüre, vielleicht im Eifer, die Nachricht auszubreiten, er habe eine seinem Verdienst entsprechende Belohnung empfangen. Ich brauche nicht zu sagen, wie herzlich wir über diesen Auftritt lachten, der eben so bezeichnend für die artige und geistreiche Gewandtheit der Kaiserin ist, als für die ausschweifende Thorheit Betzkois."

Potemkin wurde, als ihr der junge Subow besser gefiel, von der Kaiserin in Gnaden entlassen und starb bald nachher an Verdruß und Schwelgerei, 1791. Nun erst kam Sievers wieder zur Geltung und erkaufte sich die Gunst der alten Kaiserin wieder durch die unbedingte Ergebenheit, mit welcher er auf den Plan der Kaiserin hinsichtlich Polens einging und denselben als russischer Gesandter in Warschau ausführen half. Es galt die Vernichtung des Königreichs Polen, die zweite polnische Theilung, in der vollends das ganze Polen zum größern Theile an Rußland, zum kleinern an Oesterreich und Preußen vertheilt werden sollte. Der Herausgeber des vorliegenden Werks gibt sich eine unnütze Mühe, den Leser glauben zu machen, Sievers habe es im Grunde gut mit den Polen gemeint. Nie hat Katharina II. am Recht und an der Menschlichkeit sich schwerer versündigt, als damals, und wer sich zu einem Werkzeug ihrer Politik in Polen hergab, den kann nichts entschuldigen. Sievers verdammt zwar die Polen, die sich von Rußland erkaufen ließen und ihr Vaterland verriethen, aber wenn kein Käufer da gewesen wäre, würden sie sich nicht verkauft haben. Wer den Verrath bezahlt, steht nicht reiner da, als wer sich ihn bezahlen läßt. Wie Rußland an Polen handelte, ist bekannt genug. Wir verlieren kein Wort mehr darüber.

Sievers wurde noch vor Ausgang des polnischen Handels durch Igelström verdrängt, zurückberufen und in Ungnade entlassen, weil aber die alte Kaiserin schon 1796 starb, von deren Sohn und Nachfolger, dem Kaiser Paul I., wieder hoch gestellt und hauptsächlich wieder für die Administration verwendet. Seine letzte Arbeit waren großartige Canalbauten.

Von Kaiser Paul wird hier eine charakteristische Anekdote erzählt. „Paul verbrachte häufig die Abende bei seiner Geliebten, da sie denn öfter allein speisten. Die Geliebte zog, so oft es die kaiserliche Laune erlaubte, einen Franzosen dazu, den er besonders gut leiden mochte. Dieser, ein Bouffon, Namens Frauchere, unterhielt beide auf's köstlichste durch Erzählungen, Witze, Schnurren, und wohl auch durch förmliche Aufführung von Possen. Eines Abends, da der Kaiser besonders heiter war, verlangte die Geliebte, daß Frauchere einen betrunkenen Officier vorstelle. Paul gab die Erlaubniß, und der Franzose war gleich bei der Hand. Er nahm einen Hut und ging in's Nebenzimmer, in dessen Thür er alsbald taumelnd erschien. Der Hut entfiel seinen Händen und seine vergeblichen Anstrengungen, ihn aufzuheben, waren so komisch, daß die beiden Zuschauer nicht aus dem Lachen kamen. Plötzlich erhascht er den Hut, mit dem er die köstlichsten Bewegungen macht, bis er ihn endlich mit beiden Händen auf den Kopf schwingt. In demselben Augenblick stürzt der Kaiser, wüthend, daß Jemand in seiner Gegenwart den Hut aufzusetzen wagte, wie ein Tiger über den armen Franzosen her. Er packte ihn bei der Gurgel und hätte ihn erdrosselt, wenn ihn nicht die Geliebte Paul's Händen entriß.'

Sievers lebte bis 1808 auf seinem Landgut und wurde auch noch zuweilen von Kaiser Alexander I. zu Rathe gezogen.

Eine gute Bemerkung macht der Verfasser S. 296 über den erstaunlichen Gegensatz, den innerhalb der slavischen Nationalität die Russen und Polen bilden. In Rußland die despotische Allgewalt eines Einzelnen bei sclavischer Gleichheit aller andern, in Polen das liberum veto, die zügelloseste Ungebundenheit der Individuen. „Wo wir irgend slavische Staatsgebilde auftauchen sehen, ist ihr Grundcharakter das Maßlose. Ueberall die furchtbarsten Gegensätze, nirgend ein Trieb, sie versöhnlich auszugleichen; nur der stärkste Drang Einer Richtung, alle anderen Richtungen auszuschließen oder zu verschlingen. Größere Gegensätze konnte es nicht geben als Rußland und Polen, denen doch beiden der Trieb nach Gleichberechtigung gemeinsam war. Aber aus dem gemeinsamen Trieb beider erwuchs eben ihr größter Gegensatz. Die Russen trieb es, ihrem Zaren

gegenüber alle rechtlos oder, was dasselbe, seine Knechte zu sein, wie er ja anerkanntermaßen der einzige Quell ihres Rechtes ist. Dieß so entschieden, daß, wo unter Bestätigung ihrer eigenen Rechte später an Rußland gekommene Provinzen dieselben geltend machen, die Russen über nichts so sehr sich ärgern, als über deren Anmaßung, etwas Besonderes seyn zu wollen. Ihnen fehlt das Rechtsgefühl für sich selbst, wo fänden sie's für Andere? Die Polen kehrten, sofern sie den Adel, oder was dazu gehört, ausmachten, dem König gegenüber ihr Recht, ihre Selbständigkeit rücksichtslos heraus; sie waren wie vom Selbstgefühl berauscht.'"

Satire.

Zwei Charaktere in zwei Vorträgen von Otto Rostoski. Wittenberg, R. Herrosé, 1865.

Der Redner charakterisirt mit gutem Humor zuerst den Spießbürger und nachher das Publikum.

Hier Einiges vom Spießbürger: „Der Spießbürger liebt es, auszuruhen auf dem Bette der ausgefahrenen Gleise, wodurch das Stocken seines Blutes erklärlich wird. Als Kind des ausgelebten Mittelalters hat er das Ideal der Romantik verloren und das Ideal der Natur und Natürlichkeit noch nicht gefunden. Er muß sich also mit dem Ideal der Alltäglichkeit begnügen, welches eben kein Ideal ist. Er macht große Augen bei den kleinlichsten Dingen, wenn sie außerhalb seines engen Gehäuses liegen."

„Nationalcharaktere der anderen Culturvölker, der Engländer John Bull, der Franzose Jaques bon homme, der Amerikaner Bruder Jonathan, übertreffen den deutschen Spießbürger keineswegs an Liebenswürdigkeit. Sie sind nicht allein weit gemüthloser, wie sich von selbst versteht, zwei von ihnen dürfen sogar mit einiger Zuversicht ordinärer, bornirter und verbohrter genannt werden. Endlich sind sie noch viel kleinlicher im Kleinen; aber, und das ist der Unterschied, nicht so kleinlich im Großen als unser Charakter, nicht kleinlich in den großen Fragen ihres Volkes und Vaterlandes."

Verwandt mit dem Begriff des Spießbürgers ist der Begriff des deutschen Philisters, doch keineswegs mit ihm identisch. Philister ist vorzugsweise der gebildete Spießbürger, die Mißgeburt, welche die classische Schulbildung aus dem deutschen Nationalcharakter gemacht hat.

Aus der Charakteristik des Publikums heben wir einige gute Stellen hervor: „Es ist noch kein Vehse aufgetreten, welcher in gleichem Sinne, wie die Geschichte der Höfe, auch die Geschichte des Publikums geschrieben hätte. Aber wir zweifeln nicht, daß er nach einem weiteren Geschichtsverlaufe dieser modernen Großmacht sich ebenfalls für dieselbe finden werde. Denn das Publikum ist gleichen moralischen Gefahren Preis gegeben wie die Fürsten und unterliegt gleichen sittlichen Versuchungen. Unter den Gefahren und Versuchungen des Publikums aber meine ich die Camarilla, welche das Publikum mit den Fürsten und ihren Höfen gemein hat; ich meine seine Heuchler und Schmeichler, seine Augen-, Ohren-, Luft- und Liebediener, seine Speichellecker und Parasiten. Denn das Publikum hat wie die Fürsten auch seine großmächtigen Leidenschaften. Es ist deshalb nicht unempfänglich für die Beredtsamkeit der Redensart, welche ihm den Schein für die Wahrheit bietet und ihm auf seine Wagschale falsche Gewichte legt. So wird es undankbar, obwohl, wie Machiavell behauptet, nicht so schreiend undankbar wie die Fürsten, weil es weniger Ursache hat argwöhnisch zu seyn. So wird sein Urtheil getrübt, daß es Gutes mit Schlechtem, Gemeinheit mit Geist, und Schmutz mit Witz verwechselt; daß es die Edelsten und Besten oft genug jenen Scheinwesen nachstellt, welche, wie die alten ägyptischen Tempel, unter einem würdigen Aeußern nichts bergen als einen Affen oder einen Ochsen."

Das Publikum ist weniger Spießbürger, als Philister, weil es vorzugsweise ein gebildetes Publikum seyn will. Alle seine Schwächen und Thorheiten haben ihren Grund in der falschen, der ganzen deutschen Natur nun einmal nicht angemessenen classischen Schulbildung. Einzig die letztere, die uns seit 3—400 Jahren durch die kaiser- und kirchenfeindliche Fürstenpolitik nach französischem und italienischem Muster octroyirt worden ist, hat aus dem deutschen Manne einen deutschen Philister und aus der deutschen Nation ein deutsches Publikum gemacht.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, N° 88. 2. November 1864.

Unsterblichkeitslehre.

Das Jenseits. Ein wissenschaftlicher Versuch zur Lösung der Unsterblichkeitsfrage von Karl Wilmarshof. Zweite Abtheilung: der kosmologische Beweis. Leipzig, Amelang, 1864.

Auf dem Umschlage lesen wir, der Verfasser habe dieses Thema zu seiner Lebensaufgabe gemacht und das Erscheinen des Buchs sey fern von jeder Berechnung eines sich daran knüpfenden Gewinns. Wir müssen daher sein Streben achten, wenn wir ihm auch in der Hauptsache nicht zustimmen können.

Nachdem er in der ersten Abtheilung angeblich den ontologischen Beweis geführt hat, daß nicht nur die menschliche, sondern auch die thierische Seele „unentstanden und unvergänglich" sey, geht er zum kosmologischen Beweis über und trägt, unter Berücksichtigung der vorherrschenden philosophischen und naturphilosophischen Meinungen, alles zusammen, was ihm diesen Beweis unumstößlich zu machen scheint.

In der Beurtheilung anderer Meinungen zeigt er einen großen Scharfsinn, den wir wieder vermissen, sobald er eine eigene Behauptung aufstellt. Doch das ist das Schicksal aller Schulphilosophie. Eine widerlegt immer die andre und keine hat Recht. Nur die Widerlegung ist berechtigt, die Behauptung nie. Die ganze moderne Schulphilosophie ist eine Kette von Negationen. Was die eine positiv behauptet, wird sogleich von der andern kritisch vernichtet. Jeder philosophische Hörsaal sollte mithin über seiner Thür das Bild des Oknos tragen, wie er aus Schilf ein Seil dreht, das hinter ihm ein Esel abfrißt.

In Bezug auf die Unsterblichkeit, wie in Bezug auf den Urgrund und Zweck der Dinge, Gott und das Weltschicksal, kann der sterbliche Mensch nur etwas glauben, aber nichts wissen, noch beweisen.

Wenn der Verfasser S. 94 als Grundsatz hinstellt, „die Seele strebt nach Erweiterung ihrer Thätigkeit und Erkenntniß" und daraus die Nothwendigkeit ihrer Fortdauer herleiten will, so ist der Grundsatz falsch, denn er widerspricht dem Grundsatz, den die Buddhisten zum Fundament ihres Glaubens und ihrer Moral machen. „Gott ist die Ruhe, Einschränkung der Thätigkeit und Erkenntniß, Zurückführung aller Seelenthätigkeiten auf einen einzigen ruhenden Punkt, oder Vernichtung macht allein selig." Da es nun bekanntlich auf unserm Planeten mehr Anhänger des morgenländischen Buddhismus, als philosophirende Abendländer gibt, so läßt sich der Grundsatz des vorliegenden Buches nicht als ein solcher beweisen, der sich für alle Menschen von selbst verstünde. Zudem lehrt uns auch in Europa die Erfahrung, daß die wenigsten Menschen Trieb zu Erweiterung ihrer Erkenntniß haben, da es sich bei weitem die meisten Menschen bequem machen, sich mit dem begnügen, was ihnen in der Kinderstube und Schule und später im Wirthshaus und durch ein wenig Zeitungslesen in die Seele eingepfropft worden ist und im Uebrigen einem praktischen, in der Regel höchst einförmigen und die Seele eigentlich einschläfernden Berufe leben, daneben aber ungleich lieber und mehr leiblich, als geistig genießen. Von dieser Menschenmenge, wie sie sonntäglich, wenn sie die saure Arbeit hinter sich hat, in die Vergnügungsorte strömt, zu sagen, ihre Seele dürfte nach Erkenntniß und Erweiterung seelischer Thätigkeiten, ist eine Schmeichelei, die sie nicht verdient.

David Strauß, dem wir sonst nicht beipflichten, hat vollkommen Recht, wenn er in seiner Glaubenslehre II. 714 sagt: „Die Behauptung der Unendlichkeit der geistigen Anlage ist an sich eine leere Abstraction. Gerade in den Schranken der Anlage besteht ja die

Individualität. Soll Jeder in Ewigkeit zu seinen geistigen Fertigkeiten noch die aller Anderen erwerben, so geht die Welt, statt sich zu vervollkommnen, der langweiligsten Einförmigkeit entgegen. Oder sollen die Anlagen, statt in die Breite in die Höhe wachsen, so würde sich die Einseitigkeit der Einzelnen ins Unendliche steigern." Es ist der bekannte Grundsatz der modernen, von Diesterweg inspirirten Schulmeisterei, daß jedes menschliche Kind wo irgend möglich alles lernen, alle seine Fähigkeiten ausbilden, daß jede in ihm schlummernde Fähigkeit geweckt werden solle und daß wirklich eine Gleichheit der Anlagen in allen gefunden werde, wenn man sie nur suche und ausbilde. Dieser Grundsatz wird aber durch die tägliche Erfahrung widerlegt. Die Anlagen nicht nur der verschiedenen Menschenracen, sondern auch innerhalb der gebildeten Race die der verschiedenen Kinder sind unendlich verschieden und abgestuft und die ungeheure Mehrheit besitzt nur wenige, nur schwache Anlagen. Und das ist die wohlthätigste Einrichtung in der Welt. Denn sonst würde jeder ein Genie seyn, jeder alles beherrschen wollen und wer würde sich noch dazu hergeben, hinter dem Pfluge zu gehen, ins Bergwerk zu kriechen, Stiefel zu putzen und Mist zu laden?

Wenn es gewiß ist, daß nur die wenigsten Menschen einen unwiderstehlichen Drang fühlen, ihr Seelenvermögen weiter auszubilden und namentlich ihr Wissen unendlich zu erweitern, so ist eben so gewiß, daß wir im Jenseits, falls wir dahin gelangen, zunächst mehr zu thun bekommen werden, um das falsche uns diesseits angeschulte Wissen wieder aus uns hinauszuschaffen, als etwas Neues zu lernen. Denn es ist eine lächerliche Einbildung, zu meinen, unser Wissen, zumal das philosophische und naturkundliche, sey schon auf dem rechten Wege und wir hätten da nur weiter zu gehen. Der alte Humboldt begriff besser, wie wenig man im Diesseits gewiß weiß, wenn es in seinen Memoiren I. 365 heißt: „Das ganze Leben ist der größte Unsinn. Wenn man 80 Jahre strebt und forscht, so gesteht man sich endlich, daß man nichts erstrebt und erforscht hat. Wüßten wir wenigstens, warum wir auf der Welt sind. Aber Alles ist und bleibt dem Denken räthselhaft. Das größte Glück besteht darin, als Flachkopf geboren zu seyn." (Memoiren aus Humboldts Leben).

Möglicherweise erfahren wir im Jenseits etwas, was unsern diesseitigen Wissensdrang nur beschämt, denn es gibt etwas Männliches in der Seele, was nicht weiblich im Wissen empfangen, sondern selbstthätig schaffen will.

Eine Menge s. g. Beweise, die der Verfasser für die Unsterblichkeit des Menschen anführt, lassen sich als Voraussetzung einer Fortsetzung des diesseitigen Treibens zusammenfassen. Weil wir hier zu wissen angefangen haben, sollen wir im Jenseits vollends alles lernen. Weil wir hier nach Glück gestrebt und es nicht vollkommen erreicht haben, sollen wir es dort erringen. Damit wurde aber nichts bewiesen. Wie es ohne Zweifel im Weltplan liegt, darf nicht jedes Wesen im Kleinen die höchste Vollkommenheit erlangen, sondern da es eine unendliche Stufenleiter von Wesen gibt, so ist auch kein Grund vorhanden, warum dieselbe Beschränkung nicht auf das jeweilige Daseyn in der Zeit angewendet werden sollte. Wenn wir den großen Unterschied zwischen Mensch und Thier erwägen, dürfen wir wohl die Vermuthung, beziehungsweise die Hoffnung wagen, daß Sehnen der Menschenseele, wo es überhaupt vorhanden ist, werde nach dem Tode befriedigt werden; wir dürfen das sogar glauben, weil es uns die göttliche Offenbarung sagt, aber einen kosmologischen Beweis dafür gibt er nicht, und Gott vorschreiben zu wollen, wie er es mit uns halten solle, wäre nicht nur sinnlos, sondern auch sündhaft. Die Weltordnung gleicht nicht unsern modernen Constitutionen, worin die Stände das Recht haben, der Regierung Bedingungen zu stellen. Die Philosophen bilden kein Haus von Abgeordneten.

Auch der moralische Beweis, auf den der Verfasser viel Gewicht legt, kann uns keine Gewißheit über das Jenseits verschaffen. Nichts fördert die Moral mehr, als der Glaube an eine ausgleichende Gerechtigkeit, die den Bösen bestraft, den Guten belohnt. Aber diese Zweckmäßigkeit gilt nur für das irdische Daseyn und es liegt in ihr noch kein Beweis für das Jenseits.

Doch ist sehr wahr, was der Verfasser S. 149 gegen Strauß bemerkt. Strauß spottet in seiner Glaubenslehre: „Das häufige Mißverhältniß des äußeren Zustandes der Menschen mit ihrem inneren Werthe gleicht sich angeblich durch die Idee einer künftigen Vergeltung aus. Gibt es keine Fortdauer, so lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt. So schloß Paulus (I. Korinther, K. 15, V. 32) und die Kirchenlehrer sprachen, wie billig, dem Apostel nach. Plato, die Reformatoren und Leibnitz waren derselben Meinung. Als man gegen Spinoza das Bedenken äußerte, daß seine Philosophie mit dem Wegfall künftiger Strafen die kräftigste Abhaltung vom Bösen entziehe, schrieb der herrliche Mann zurück: wer das Böse nur aus Furcht vor Strafe unterlasse, der handle nicht aus Liebe und nichts weniger als tugendhaft; er seinerseits suche das Schlechte zu vermeiden, weil es ihn von der Erkenntniß und Liebe Gottes abziehe. Auch das verschrieene System der Natur predigt eine reinere Moral, indem es sagt,

daß die Natur weit gewisser als die vermeinten Götter das Verbrechen durch innere Gemüthszerrissenheit, den Ehrgeiz durch stete Unruhe, den Müssiggang der Reichen durch Langeweile und Ekel, überhaupt jedes Laster und jeden Fehler durch Nachtheile bestrafe. Wenn es auch eine Fortdauer gäbe, so sollte doch jeder tüchtige Mensch so leben, als ob es keine gebe. Wer nur deshalb gut handelt, damit er selig werde, der handelt zu seinem eigenen Besten, also aus Egoismus. Aber ist es denn möglich, daß der Mensch ohne alle Rücksicht auf sein eigenes Wohl handle? Nein, sagen auch wir mit Leibnitz. Allein nur ein Handeln ist sittlich, welches Selbstzweck ist und keinen Lohn weder in dieser noch in einem andern Leben zu erlangen sucht (Glaubenslehre II. 706 bis 714). In den Worten, ‚wie billig' liegt eine Ironie, durch welche die christlichen Kirchenlehrer in einen nachtheiligen Gegensatz mit dem herrlichen Mann (Spinoza) gebracht werden sollen. Aber das Christenthum lehrt ja, daß der Mensch das Moralgesetz (als göttliche Vorschrift) nicht wegen eines besonderen Lohns, sondern aus Liebe und Dankbarkeit zu Gott befolgen solle. Nach Spinoza's Lehre hingegen ist eine Liebe zu Gott gar nicht denkbar, denn er behauptet, daß die menschliche Seele keine Person für sich, sondern nur einer der unzähligen Gedanken Gottes sey. Wenn also Spinoza Gott liebte, so war dies eine Illusion, denn in der Wirklichkeit liebte Gott nur sich selbst in einer Spinoza genannten Gedankenreihe."

Einleuchtend ist unter den angeblichen Beweisen für die Unsterblichkeit vorzugsweise der Satz, daß die Natur nur der Menschen wegen da sey und nicht umgekehrt, sie also ihren Zweck verfehlen würde, wenn die Menschen nicht zu voller Ausbildung (im Jenseits) gelangten. Dazu gehört, daß, nachdem sie einmal den großen weiten Sternenhimmel über sich gesehen haben, sie auch erfahren müßten, wie es sich dort leben lasse. Indeß bemerkt Strauß nicht mit Unrecht: „Dagegen ist einzuwenden, daß jene Weltkörper, wenn sie bewohnbar sind, schon bewohnt seyn werden, ohne Colonisten von der Erde zu bedürfen. Transporte von Seelen lassen sich überhaupt nicht denken. Wenn auch, sagt Daumer ganz richtig, noch ein anderer Stern als die Erde Bewohner hat, so könnte er sie nicht anderswoher bekommen, sondern nur aus seinem eigenen Organismus, der eine geschlossene Individualität ist, entwickeln, so wie der Mensch mit allen seinen Kräften aus dem Organismus der Erde als dessen höchste Frucht hervorgegangen ist. Jener andere Stern würde demnach schon seine nothwendigen wie einzig möglichen Bewohner haben. (Strauß, Dogmatik II. 722.)" Nun läßt sich zwar nicht beweisen, daß es den Bewohnern eines Himmelskörpers absolut unmöglich seyn sollte, auf einen andern zu gelangen, aber eben so wenig kann die Gewißheit, sie müßten dahin gelangen, bewiesen werden.

Der Verfasser bemerkt: „Duns Scotus lehrte, daß die Menschenseele alle Geisterstufen durchlaufen werde, weil sie das Unendliche wolle. (Ritter Gesch. der Philosophie V. VI. VIII.) Die letztere Meinung würde eine unendliche Stufenreihe der Seelen als schon bestehend voraussetzen. Bemerkenswerth ist, daß Albertus Magnus und Duns Scotus nicht eine verschiedene Begabung der Seelen sondern, wie es scheint, eine ursprüngliche Seelengleichheit annahmen und den Unterschied in der graduellen Entwickelung suchten." Aber das führt zur Annahme einer in allen Seelen wohnenden Weltseele, zum Pantheismus, zum Buddhismus.

Die menschliche Hoffahrt, die nur vornehm durch die Sterne spazieren fahren, gleichsam wie unsere fürstlichen Herrschaften Badereisen im Himmel machen will, erscheint nirgends so anmaßend als bei Göthe, der geradezu sagt: „Die Natur ist verpflichtet, mir eine andere Form des Daseyns anzuweisen, so bald die gegenwärtige meinem Geiste nicht mehr genügt. (Eckermanns Gespräche II. 56)." Der Allmächtige wird sich beeilen!

An eine Kleinigkeit denken die großen Denker nicht, nämlich an die Sünde. Auch das vorliegende Werk läßt sie nur als einen vorüberfliegenden Schatten gelten. Da ist von dem Weltganzen als von einem reichen Kunstwerk, von dem Weltverlauf nach einem vortrefflichen „Erziehungsplane der Natur" (S. 166) die Rede, aber „das sogenannte Weltübel" erscheint nur „gerechtfertigt theils durch die Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze (?), theils durch die Bestimmung der Seele, sich ihr Glück selbst zu bereiten."

Es ist so bequem, das Böse zu bemänteln, ihm einen falschen Namen zu geben, und es lieber gar nicht sehen zu wollen. Aber diese Bequemlichkeit kehrt der Wahrheit selbst den Rücken zu. Wenn man die Welt betrachtet, darf man nicht bei der Naturbetrachtung stehen bleiben. Die Geschichte sagt uns mehr und in der Weltsünde wurzelt der Baum der Geschichte.

Sittengeschichte.

Das Duell in seinem Ursprung und Wesen beurtheilt nach den Grundsätzen der Religion, Civilisation ꝛc. Paderborn, Schöningh, 1864.

Mit besonderer Bezugnahme auf die Entlassung der drei edlen jungen Grafen von Schmising-Kerssenbrock. Wir lassen der frommen Gesinnung dieser Herren, so wie auch des ungenannten Verfassers, der sie vertheidigt, volle Gerechtigkeit widerfahren, möchten uns aber doch nicht unbedingt gegen das Duell erklären.

Es ist wohl sehr richtig, daß mit dem Duell arger Mißbrauch getrieben worden ist und noch getrieben wird. Es handelt sich hier nicht bloß von Ehrenmännern und Familienvätern, die das Opfer einer unvernünftigen Herausforderung werden, wie Herr von Hinkeldey, sondern auch von jungen Leuten, die sich wegen ganz alberner Dinge schlagen und umbringen. In allen solchen Fällen gebietet die wahre Ehre, das Duell auszuschlagen, und das Gesetz sollte es verhindern. „Mirabeau hat ohne Nachtheil für seine Ehre fünfzig Herausforderungen abgelehnt, weil er glaubte, sich dem Vaterlande erhalten zu müssen, während er Nichts dagegen hatte, daß Jene sich für überflüssig hielten, die ihn so leichthin forderten. Auch der im Jahre 1761 in Missouri gefallene General Lyons hatte den moralischen Muth, jedes Duell abzulehnen, und ließ sich einmal sogar eine Ohrfeige bieten, ohne daß er den Schlingel gefordert hätte. Aber er führte sich stets so auf, daß an seiner wirklichen Tapferkeit nie Einer zweifelte, und der Tod auf dem Felde der Ehre hat die Bravour Lyons glänzend gerechtfertiget. Sollen derartige Beispiele Nichts gelten?“

Das ist sehr wahr. Allein es bleiben noch Fälle genug übrig, auf welche diese Erwägungen keine Anwendung finden, in welchen vielmehr der Zweikampf gerechtfertigt ist. Es sind die Fälle, in welchen keine menschliche Gesetzgebung und nicht einmal die öffentliche Meinung die verletzte Ehre herzustellen und die Beleidigung zu sühnen vermag. Das Gesetz könnte wohl öfter, als es geschieht, ins moralische Gebiet eingreifen, allein alle Fragen kann ein Gesetz nicht entscheiden und deßwegen ist es eine weise und taktvolle Zurückhaltung, in welcher das Gesetz und die Gerichte sich bis jetzt fast überall zum Duell verhalten haben. Es ist ein tiefer Charakterzug der germanischen Völker, daß jeder freie Mann eigner Richter seiner Ehre ist und sich dieselbe nicht zumessen läßt nach der Willkür eines Fürsten oder nach dem pedantischen Maß eines Schöppenstuhls. Diesen tiefen Racenzug hat die alte Kirche geehrt und der ehrliche Zweikampf erhielt bei allen germanischen Völkern die kirchliche Sanktion in dem Grade, daß er ausdrücklich als Gottesurtheil galt und somit beinah eine sakramentale Bedeutung erhielt. Die vielen hundert Päpste, welche dieses Gottesurtheil gut geheißen und auch später, als die gerichtlichen Zweikämpfe aufhörten, die Ausfechtung von Ehrensachen bei den stolzen und ritterlichen germanischen Völkern niemals verdammt haben, sind doch wohl eben so gültige Zeugen als Benedikt XIII. der im Jahr 1752 das Duell wegen der Mißbräuche, die man damit trieb, in einer Bulle untersagte. Die Verdammung des Duells wurde zwar auch schon vom Tridentinum ausgesprochen, allein so wenig durchgeführt, daß Benedikts Bulle sie erst wieder in Erinnerung bringen mußte. Die Verdammung hätte jedenfalls nur den Mißbrauch und nicht die Sache an sich treffen sollen. Denn diese Sache bestand seit dem Beginn der Kirche und war von der Kirche gerade zur Zeit ihrer schönsten Entwicklung, ihrer heiligsten Blüthe und ihrer größten von allen Völkern anerkannten Macht geduldet worden.

Ganz ebenso verhält es sich mit den weltlichen Verboten. Fast nirgends ist das Duell noch gesetzlich gestattet und wie beim Civil so beim Militär sind strenge Strafen darauf gesetzt und doch weiß jedermann, daß im concreten Falle die Ehre vorschreibt, das Verbot nicht zu beachten. Die Ehre steht über dem Gesetz und das werden alle Juristen in der Welt nicht ändern. Das wissen auch die Kriegsherren wohl, die das Duellverbot handhaben und doch zugleich den ritterlichen Geist in der Armee bewahren wollen. Das wissen auch die akademischen Senate, die das Duellverbot aufrecht erhalten sollen und denen es doch unerträglich seyn würde, wenn sich die Studenten, anstatt sich ritterlich zu schlagen, bloß prügelten oder polizeilich verklagten. (anständig betrügend)

Man sollte den Mißbrauch verhüten, aber nicht einen der edelsten Grundzüge des germanischen Charakters austilgen wollen. Dem katholischen Gefühle wird durch diese unsere Meinung gewiß nicht zu nahe getreten, denn welches Volk ist fertiger zum Zweikampf und hält stolzer auf Ehre, als das spanische, welches zugleich das am eifrigsten katholische ist!

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels



Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, № 89. 5. November 1864.

Reise.

Volk und Zustände in Algier. Bilder und Skizzen von einer deutschen Dame. Leipzig, Bergson-Sonenberg, 1864.

Diese Bilder sind von geschickter Hand entworfen.

Die ungenannte deutsche Dame fuhr mit ihrem Gatten von Marseille nach Algier und blieb lange genug dort, um uns Stadt und Landschaft, Volk und Sitten in sehr lebendigen und anmuthigen Skizzen vorzuführen. Vor allem gibt das Meer jenem Uferlande den schönsten Reiz, sodann der klare südliche Himmel. Auch verfehlte unsere Dame nicht, einen Ausflug ins Atlasgebirge zu machen. „Durch die grün umwachsene Schlucht, in die Bildah zum Theil hineingebaut ist, sprudelt mit reichlichem Wasser und weißem glitzerndem Schaum der schöne Onad el Kebir. Eine trauliche weiße Mühle, unter Oleandergebüsch versteckt, mischt das Brausen ihrer Räder mit dem Tosen des klaren silbernen Wassers, und die runden Kuppeln eines berühmten Marabout, Mohamed el Kebir, spiegeln sich in den hellen Fluthen. Roth blühende Mandeln, der zarte Schnee der Kirsch- und Aprikosenbäume, das dunkelglänzende Laub der Orangen harmonirt auf das Herrlichste mit dem saftig grünen von tausend kleinen bunten Blumen belebten Rasenmatten, die den Fuß der Berge bedecken, mit den weißen Gebäuden Blidahs und dem tiefblauen Himmel über dem Ganzen. — Auch hier nichts als Sonne und Blüthen, Poesie und Duft!“

Am lebhaftesten interessirte unsere Dame das Volk. Afrika und Europa reichen sich hier die Hand. Auf den Straßen sieht man eine Abstufung aller Hautfarben und Kostüme. Den schwarzen Hintergrund bilden die Neger, dann folgen die braunen Berbern, die stolzen Araber, die reich geschmückten Juden, Spanier und Italiener in gleichfalls noch malerischen Trachten. Dann die französischen Truppen, unter denen sich Turkos und Zuaven den Eingeborenen anschließen. Dann Franzosen genug auch in Civil und französische Damen. Endlich Reisende aus England, Deutschland 2c. Die Eingeborenen putzen sich gern, oft höchst graziös, oft auch sehr salopp und plump. Die breite Unterlage bleibt aber immer Halbnacktheit und Schmutz. Auch herrscht viel Elend, aber der heitere Himmel verleiht ihm eine viel erträglichere Physiognomie. „Ihr lieblichen, kleinen, arabischen Bettelmädchen, ganz in Lumpen und Schmutz und doch wie anmuthig. Der krause schwarze Lockenkopf, die flehenden dunklen Augen, in denen Ihr mühsam die aufblitzende Jugendlust für Augenblicke versteckt. Wie freundlich lächelt Euer Mund und zeigt die weißen Zähne, indem Ihr abwechselnd die beiden Euch zu Gebote stehenden Worte Madame und Sous murmelt. Kann etwas herzgewinnender seyn, als die zarte Weise, mit der Ihr Eure kleine schmutzige Hand an die Lippen führt, um dann das Kleid des Fremden schüchtern damit zu berühren. Nein, das ist keine Armuth bei solcher Fröhlichkeit des Herzens, — das ist kein Elend! Aber wohl sieht man Elend! Man sieht es auf Schritt und Tritt, man schließt oft entsetzt die Augen, bis man sich zuletzt an den täglichen Anblick des Leidens gewöhnt. Nirgends gibt es wohl so viel Blinde als hier, welches Unglück nicht allein in der blendenden Sonne und dem Klima, sondern hauptsächlich in Schmutz und unordentlichem Leben seinen Grund haben soll.“

Nur mit Bewunderung spricht die reisende Dame von der männlichen Schönheit der Araber und von der Grazie der Kinder. Sie wohnte einmal einem Schauspiel bei, als ein kleines Maurenmädchen von zwölf Jahren sich zu ihr gesellte. „Das kleine flinke Wesen huschte fort und kam mit einem niedrigen Schemel wieder, auf den ich mich stellen sollte, um besser sehen zu können,

einer Aufmerksamkeit, nach der ich gar kein Verlangen trug. Ich schenkte der Kleinen ein paar Datteln, die ich noch, vom Diner her, in der Tasche hatte, und ein wahrer Gluthblick von plötzlich erwachender Liebe wurde mir zu Theil. Sie legt ihren Arm fest um meine Taille und schmiegte sich innig an mich, während ihre dunklen Augen fragend auf meinem Gesichte ruhten, um zu ererspähen, ob meinen Blicken auch nichts von diesem für sie so schönen Vergnügen entgehe."

Eine deutsche Gräfin, mit welcher die Reisende näher bekannt wurde, erregte durch ihre seltene Schönheit die Aufmerksamkeit eines nach seiner Art eben so schönen arabischen Häuptlings, daß dieser wie erstarrt vor ihr stehen blieb. Die Gräfin gehörte zu den Leidenden, welche Heilung in der Luft des Südens suchen, aber sie ist bald darauf gestorben. Ihr Bild ist eine Zierde des vorliegenden Buches.

Bei allen ritterlichen Anlagen und vieler romantischen Grazie haben die Araber doch keine Musik, und obgleich sie in Algier täglich die Franzosen Musik machen hören, haben sie doch in dieser Beziehung noch nichts von ihnen gelernt. „Trotzdem sie doch täglich schöne und leicht faßliche Melodien auf guten Instrumenten vortragen hören, bleiben sie doch stets bei ihren näselnden unmelodischen Tönen. Nie habe ich gehört, daß ein arabischer Junge, wie es doch bei uns jeder Schusterbursche mit kühner Bravour thut, einen Tanz oder Marsch, den er auf der Parade gehört, nachsingt oder pfeift. Immer waren es dieselben grauenhaften Gutturaltöne, die Groß und Klein, sey es nun als Gebet von den Minarets, oder zur Belustigung in einem Café, oder bei einem Ständchen, in die Luft schmetterte."

Marschall Pelissier, damaliger Gouverneur in Algier, machte nicht den besten Eindruck auf unsere Dame: „Das war also der berühmte Held, der Herzog von Malakoff! Ja, wie so ganz anders stellt man sich oft die Menschen vor. Einen angenehmen Eindruck machte der große Mann auf mich nicht. Eine kurze, gedrungene Figur, ein rothes, dick aufgeschwemmtes Gesicht, schneeweiße, kurz geschorene Haare, dunkle, streng zusammengezogene Brauen über den kleinen, blitzenden, grauen Augen, — das war er, der Gemahl der schönen Spanierin, der erste Krieger des Kaisers. Kein Zug von Edelmuth oder einer sanfteren Herzensregung in seinem Antlitz. Wenig beliebt bei seinen Untergebenen, hat er sich durch sein anmaßendes, vielfach rohes Betragen, durch seine oft ungerechte Härte, viel Feinde gemacht. Eines Tages legt ein Zuave, den er durch eine harte Strafe bis zum Uebermaß gegen sich aufgebracht hatte, sein Pistol auf Pelissier an, während dieser an ihm vorüber reitet. Das Pistol versagt und das Leben des Marschalls ist gerettet. Ruhig, als sey nichts vorgefallen, dreht er sich zu dem Soldaten um, der sein Leben verwirkt glaubt: ‚Zwei Tage Arrest für Dich, weil Du Deine Waffen in schlechtem Stande gehabt hast!' und langsam reitet der Herzog weiter. Diese Geschichte schwebte mir vor, als ich Pelissier sah und ich konnte sie nicht mit den Zügen des rothen Gesichtes, das ich vor mir hatte, in Einklang bringen, in dem sich wohl Leidenschaft, aber keine ruhige Würde und Hoheit aussprach."

Dagegen freute sich die Reisende an einem andern Helden von Algier. „General Yussuff, jetzt zweiter Kommandirender der französischen Armee in Algier, ist ein Corse von Geburt. Schon in jungen Jahren bei einer Seereise durch ein Piratenschiff gefangen genommen, wurde er als Sclave an den Dey von Tunis verkauft. Hier war es wahrscheinlich, wo er seinen arabischen Namen bekam, den er später beibehielt. Eines Tages, als er in den Gärten des Deys beschäftigt war, sah ihn dessen Tochter und verliebte sich sofort in den schönen Mann. Sie fand häufiger Gelegenheit, ihn zu sehen und sich mit ihm zu unterhalten, und gestand ihm endlich ihre Liebe. Sie wurde verrathen. Am Abend, als sich zwei Sclaven, die den Befehl hatten, ihn zu ermorden, Yussuffs Gemach leise näherten, hatte er den Angriff erwartet. Kühn, wie ein Löwe, warf er sich auf seine beiden Gegner, überwältigte sie nach kurzem Kampfe und entkam auf ein französisches Schiff, das ihn nach Algier führte. Hier trat er als gemeiner Zuave in eines der dortigen Regimenter und zeichnete sich bei verschiedenen Gelegenheiten durch seine Bravour und sein echt ritterliches feines Benehmen so aus, daß er bald befördert wurde, von Stufe zu Stufe stieg und seit mehreren Jahren seine jetzige Stellung einnimmt. Als wir uns dem schönen Garten des Generals näherten, befand er sich selbst darin, und da er bemerkt haben mochte, wie Einige von uns mit neugierigen Blicken über die niedere Mauer in sein kleines Paradies schauten, eilte er an die nahe Pforte, indem er mit verbindlichen Worten uns einzutreten nöthigte."

Es folgen sodann noch Schilderungen des muhamedanischen Ramadan, des christlichen Osterfestes, eines Maskenzugs und Turnieres der Franzosen. Es wird niemand reuen, diese anmuthigen Reiseerinnerungen zu lesen.

Schauspiele.

Das alte Volks-Theater der Schweiz. Nach den Quellen der Schweizer-Bibliotheken bearbeitet von Emil Weller. Frauenfeld, Huber, 1863.

Ein ansehnlicher Beitrag zur Geschichte der Fastnachtsspiele. Bei weitem die meisten der sehr zahlreich hier verzeichneten Spiele gehören dem Reformationszeitalter an und enthalten 1) Stoffe aus der h. Schrift, den Sündenfall, Noah, Abraham, den keuschen Joseph, Gideon, Saul, Absalom, Hiob, Daniel, den verlornen Sohn 2c. 2) Allegorische Stücke, worin Glaube, Liebe, Hoffnung 2c. personificirt werden (diese Stücke nur in einer Minderzahl). 3) Grobe Satiren auf den Papst und die gesammte Klerisei. 4) Stoffe aus den Classikern, schon im Style der Renaissance, aus dem trojanischen Kriege, Lucretia, Scipio 2c.

Die Spiele wurden fast in allen großen und kleinen Schweizerstädten aufgeführt, so daß man nicht zweifeln darf, sie waren Mode und ein Agitationsmittel der damaligen Fortschrittspartei. Daher auch ihre kirchenfeindliche Tendenz. Wie heutzutage die Presse mit ungeheuern Uebertreibungen und Lügen alles Conservative brandmarkt und dem Hohn und Spotte der Leser preis gibt, so wurde damals, als die Presse noch nicht so einflußreich war und die Mehrzahl noch nicht lesen konnte, das Schauspiel benutzt, um den Massen grelle Bilder vor Augen zu stellen, ihnen die alte Kirche als abschreckende Karrikatur darzustellen und alle Leidenschaften gegen dieselbe aufzureizen. Dafür war der republikanische Boden der Schweiz ganz besonders geeignet, wie denn auch in neuerer Zeit es der Radicalismus in der Schweiz ärger getrieben hat, als irgend wo anders. Basel, Bern und Zürich zeichneten sich besonders aus. Die populärsten und auch wirklich verhältnißmäßig geistreichsten Dichter jener Spiele, in denen die alte Kirche auf das boshafteste verhöhnt wurde, waren Gengenbach in Basel und Manuel in Bern. Ueber den ersten besitzen wir ein Werk von Gödike, über den andern von Grüneisen. In Zürich verschmähte es selbst Bullinger nicht, der berühmte Nachfolger Zwinglis, indem er von der Kanzel herab gegen das Papstthum donnerte, auch für das Volkstheater zu arbeiten und den Zürichern statt der bisherigen Kirchengebote das Beispiel heidnischer Tugend zu empfehlen. Er schrieb nämlich eine Lucretia für die Bühne und pries ihren Selbstmord mit demselben Pathos, mit dem nachher alle Dichter der Renaissance und der modernen Aufklärung jene große That der Lucretia gepriesen haben. Der alte Kirchenvater Lactantius hat einmal in ernster und würdiger Weise jenen Selbstmord aus christlichem Gesichtspunkt beurtheilt, aber das hat Bullinger nicht beachtet.

Was man sich damals erlaubte, davon geben die Berner Spiele Zeugniß. Hier die Namen eines solchen Spiels „vom babst und siner priesterschaft. Bapst Entcristelo, Cardinal Anshelm von Hochmut, Bischoff Crysostomus wolffsmagen, Vicari Joannes Fabler, Propst Fridrich gytsack, Dechan Sebastian schind den puren, Pfaffenmetz Lucia schnebeli, Caplan Vlric nüßbluft, Apt Adam niemer gnug, Prior Alexander Melling, Thoman onboden Schaffner, Kilchherr Herr Ruprecht mee här u. s. w. 58 Personen (im Nachspiel nur 2 Bauern). Bei Gelegenheit einer Todtenbeerdigung unterreden sich Leittman, Sigrist, Kilchherr, Pfaffenmetz, Tischdiener, dann Papst und alle Geistlichen verschiedenen Stands über ihren täglich sich schmälernden Gewinn, über den Zustand der Kirchen und Klöster, über die fortschreitende Aufklärung. Frei vom Herzen verwerfen Adel, Bürger, Bauer, Bettler die noch herrschenden Mißbräuche, den Ablaß, die Gier der Mönche und Geistlichen.

Edelmann. Hans Vlrich von Hanenkron.

Ir bschornen gsellen machend gut geschirr
Lugent nummen, das vch kein unmut irr
Ir hand doch rennt vnd gülte gnug
So sind ir sicher vor dem pflug
Vnd wirt üch dennocht korn vnd win
Kumpt üch on alle arbeit in
Von matten, acker, holtz vnd reben
Alle frucht der man sol geleben
Ir synd wol sicher alle zyt
Kein wetter üch nüt zu schaffen gyt
Es welle haglen, schneyen, regnen
Daß üchs der tüfell müß gesegnen
Ich heyß hans Vlrich von hanen kron
Ir hand aber rennt vnd gült dor von
Ir hend den nutz vnd ich den namen
Der thüfel neme üch allsamen . . ."

Das Spiel wurde in Bern im Jahr 1522 aufgeführt. „Im Nachspiel reiten auf einer Seite der Gasse der Heiland auf einem ‚armen eßlin,‘ die Dornenkrone auf dem Haupte, bei ihm seine Jünger, die ‚armen blinden, lamen, vnd mancherley bresthafftig‘; auf der andern Seite der Papst in Harnisch und mit großem Kriegszug. Ueber solchen Gegensatz verbreiten sich die Sprüche

der zwei Bauern ‚Rüde fogelnest' und ‚Cleywe pflug'. Schluß:

Gott geb sie tügend mich in ban oder ach
Do fragen ich denn gantz vnd gar nüt me nach
So ich denn ablaß in Jesu Christo wol mag han
Ich schiß in ablaß vnd wüste den ars an ban
Der allein vmb gelt wirt erdacht
Von Rhom vff einer hundshut bracht
Wenn sie mich nun me beschiffen
So sönd sie miers ouch verwyssen
Des hab ich mich gantz eigentlich verwegen
Vnd solt es mich kosten mein schwitzer tegen.
Ende, Amen.

Das erste Spiel endigt mit den Worten:

Amen, versieglet mit dem schwytzer degen.
Ende, Gott sy lobe.

Acht alte Ausgaben sind bis jetzt bekannt: ein Beweis, welchen Anklang der Stoff selbst und seine Behandlung gefunden."

Ein allegorisches Spiel in Zürich von Utz Eckstein war nicht übel angelegt. Hier tritt der wahre Glauben auf, verfolgt und am meisten in der Kirche selbst, als er sich aber von der Kirche zum Staate wendet, spielen ihm die Fürsten und ihre Doctoren noch übler mit und es heißt am Ende „den Völkern zur Strafe wurden die Könige eingesetzt, da sie mit Samuel nicht zufrieden waren."

Die übrigen Städte, deren Spiele hier verzeichnet werden, sind Solothurn, Olten, Freiburg, St. Gallen, Biel, Lenzburg, Utzistorf, Rheinfelden, Mellingen, Baden, Luzern, Schaffhausen, Einsiedeln, Schwyz, Unterwalden, Zug. Ueber die Spiele der zuletzt genannten katholischen Cantone spricht der Verfasser, ohne irgend näher darauf einzugehen, nur mit der äußersten Verachtung. „Die geistlichen und Kloster-Dramen dieser kleinen Kantone sind so gehaltlos und so wenig Sache des hier nur zuschauenden Volkes gewesen, daß wir füglich rasch über sie hinweggehen können." Das ist sehr oberflächlich und ungerecht geurtheilt. Wenn der Verfasser sich die Mühe gegeben hätte, die Spiele Weißenbachs von Einsiedeln, wovon er Seite 285 nur ein paar Titel anführt, zu lesen, so würde er anders haben urtheilen müssen, es sey denn, er habe nicht als gewissenhafter Literarhistoriker, sondern als fanatischer Parteimann verfahren wollen. Die im Jahr 1672 öffentlich in Zug aufgeführte Komödie Weißenbachs ist vortrefflich und verdiente viel mehr, wieder abgedruckt zu werden, als so manche grobe Unfläterei, worin die Fastnachtsspiele der Reformationszeit wetteiferten. Die Komödie heißt: „Eidgenossisches contrafeth auf- und abnehmender Jungfrawen Helvetiae" und der Inhalt ist kurz folgender. Die gefesselte Helvetia streckt ihre Hände flehend zu Gott empor. Da stehen die drei Tellen auf und stiften den ersten Bund der Freiheit in den Alpen. Auch Wilhelm Tell erscheint und schießt den Apfel von seines Kindes Haupt. Die Zwingburgen fallen, die stolzen Fürsten werden in unsterblichen Schlachten besiegt und „Christus hält mit Helvetia liebreiches Gespräch". Da kommt der Franzose mit vollen Geldsäcken und verführt die ehrlichen Schweizer, daß sie unehrlich werden. Da kommen „drei verkehrte Tellen, Atheysmus, Interesse, Pollitikus und sprengen zu verderben Helvetia Mißsamen aus." Sie treten förmlich in einen Bund, um die Eidgenossenschaft einzureißen, wie die ersten drei Tellen sie auferbaut. Die Parzen spinnen Unheil, „wie giftige Spinnen" überweben sie das Land. Helvetia wird siech und klagt. Da berathen die Cantone, aber Nemo wird schuldig befunden. Aerzte werden berufen, aber Helvetia wird immer schwächer und sinkt in Schlaf. Da erscheinen die alten drei Tellen, aufgestiegen aus ihren Gräbern und drücken ihr Staunen und Unwillen aus. Gott selbst ist schwer erzürnt, aber der selige Nicolaus von der Flue, als Schutzpatron des Landes, bittet für sie. In einer andern Dichtung vergleicht Weißenbach den Hader seit der Reformation mit den verwirrten Zungen am babylonischen Thurmbau.

Ein jeder bracht ein sonder Lehr
Thun keinen darumb tadeln,
Obwohl die unterschieden sehr,
Jeder sein Lehr wollt adeln.
Der ein flickt aus, der ander ein
Und will der beste Meister seyn
Mit seiner Feder Nadeln.

Ist dieß das wahre Licht vielleicht
So man stets thuet abbutzen?
Die Sonn und Sterne dürfen nicht
Des Butzes, weil sie glitzen
Von altem her gleich bis daher,
Glückselig, der bei solchem Schein
Noch ruhig bleibet sitzen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, **N° 90.** 9. November 1864.

Biographie.

Wunderliche Reisen. Bruchstücke aus dem Leben von A. Freiherr von Seld. Halle, Fricke, 1864.

Allerdings wunderliche Reisen, anziehend und mit sehr gutem Humor geschrieben.

Der Verfasser erzählt, wie er im Jahr 1804 mit seiner Familie nach Kalisch übersiedelt sey. Auf den schlechten Wegen blieb der Wagen im Kothe stecken. Die Familie ging zu Fuß in die Stadt. Es war schon Nacht und kein Mensch da, der hätte helfen können, denn die ganze Stadt war betrunken. Aehnliche Genrebilder finden wir in der Jugendgeschichte des Verfassers noch mehrere. Die polnische und halbpolnische Cochonerie, die auch wir im gleichen Lebensalter kennen lernten, ist recht gut geschildert, aber auch mancher interessante Zug uralter Sitte. Aus der Zeit der großen Kriege erhalten wir wieder hübsche Bilder und Anekdoten. Unter anderm machte einmal ein russischer Unteroffizier einen Mordversuch auf seinen Offizier und der Letztere versicherte, er begreife gar nicht, warum der Mensch ihn hasse, da er selbst ihn immer gern gehabt, immer sehr zufrieden mit ihm gewesen sey und ihm auch nie mehr als hundert Hiebe auf einmal habe geben lassen. Ergötzlich ist auch ein Abenteuer der Familie, welche fortreisen wollte. Die Deichsel löste sich ab und der Kutscher trabte mit den Pferden behaglich davon und merkte in seinem Stumpfsinn oder seiner Trunkenheit nicht, daß der Wagen nicht nachkam.

Nach den großen Kriegen wurde der junge Herr von Seld, der wegen zarten Alters und zarter Constitution den Krieg nicht hatte mitmachen können, der preußischen Gesandtschaft in dem damals constituirten kleinen Freistaat Krakau attachirt. Auch von hier erhalten wir wieder gute Genrebilder. Als 1817 die Verfassung proklamirt wurde, war großes Diner, als aber der erste Toast auf den Kaiser von Oesterreich ausgebracht wurde und die Kanonen donnerten, zersprangen alle Fenster des Speisesaales, weil die Kanonen zu nahe standen. Da aber der Schaden schon geschehen war, toastirte und kanonirte man auf das Wohl der übrigen Monarchen so lange fort, bis vollends die letzten Glasscherben aus den Rahmen fielen. Artig ist auch die Anekdote von den beiden Diplomaten, von denen jeder den Verfasser auf die erstaunliche Häßlichkeit des andern aufmerksam machte.

Eine sehr richtige Bemerkung macht der Verfasser über das verschiedenartige Benehmen der Slaven und Deutschen in der Trunkenheit. „Bei den eigentlichen Polen, also in den höchsten, wie in den niedrigsten Ständen, denn einen eigentlichen Mittelstand gibt es unter den Polen nicht, hat sich noch ganz die polnische Sitte erhalten, nur daß in den höhern die Unsitte der Völlerei sehr abgenommen hatte, desto mehr war sie bei den untern zu Hause; doch zeigte sich auch hier ein wesentlicher Unterschied zwischen Polen und Deutschen. Wenn es bei den Letztern unter den Betrunkenen fast immer zu Lärm und Streit und häufig zu Schlägereien kommt, so habe ich in Polen auf Jahrmärkten und bei ähnlichen Gelegenheiten oft fast die ganze Bevölkerung der Stadt und Tausende von Auswärtigen betrunken gesehen, ohne daß diese Betrunkenheit zu einem Exceß führte; sie singen, taumeln, fallen; gehen aber dabei Arm in Arm, sagen sich die zärtlichsten Dinge, umarmen sich, küssen sich, fallen Arm in Arm in den Koth und küssen sich noch im Koth die beschmutzten Gesichter.“ Bekanntlich sind die Juden in Polen schon seit lange das Verderben wie des Adels, so der Bauern, indem sie den nationalen Leichtsinn und die Genußsucht beider zu ihrem Vortheil ausbeuten. „Oft sah ich ganze Reihen von Bauerwagen heimkehren, auf denen die

Bauern sinnlos betrunken lagen; blieben die Pferde des vordersten Wagens stehen, so standen alle folgenden still, bei schlechtem Wetter, bei der grimmigsten Kälte, oft die ganze Nacht hindurch. Hat der Bauer kein Geld, und das hat er selten, so verkauft er seine künftige Ernte an den jüdischen Schankwirth für Branntwein. So ist er ganz in seinen Händen. Ich hörte erzählen, daß ein Bauer zum Schankwirth ging, um fünf Thaler von ihm bis zur Ernte zu leihen; es war im Februar. Der Jude willigte ein unter der Bedingung, daß ihm der Bauer seinen Pelz zum Pfande ließe und für jeden Monat einen Thaler Interessen vorausbezahle. Der Bauer war damit zufrieden. Er zog seinen Pelz aus, der Jude zahlte das Geld aus, berechnete die Interessen für fünf Monate, indem er bei jedem einzelnen Thaler, den er fortnahm, sagte: ‚Das ist für den Monat März, das für April' u. s. w. Der Bauer nickte dazu. Endlich war kein Thaler mehr übrig, der Jude ging mit dem Pelz fort und ging in die Kammer, der Bauer kratzte sich den Kopf und sagte für sich: ‚Sonderbar, mein Pelz ist fort, fünf Thaler bin ich schuldig und Geld habe ich auch nicht; aber richtig gerechnet hat der Jude.' Doch fühlte sich der Landmann nicht unglücklich; er hatte keine Ahnung von einem besseren Zustande und ganz herunter kommen konnte er nicht. Fiel ihm ein Pferd, und er war außer Stande sich ein anderes anzuschaffen, so mußte der Edelmann ihm eins kaufen, denn er war robotpflichtig; hatte er kein Pferd, so konnte er die Robotdienste nicht leisten. Mein Vater kaufte ein Gut mit wenig robotpflichtigen Bauern, ritt daher zur Zeit der Heuernte nach den ihm früher gehörigen Dörfern, ließ die Schulzen zusammenkommen und fragte, ob sie und ihre Gemeinden ihm wohl für Bezahlung helfen wollten; sie erwiderten ihm: ‚das wisse er wohl, sie arbeiteten nicht für Geld.' Das verdroß ihn; er warf sich, ohne ein Wort zu verlieren, auf's Pferd und ritt nach Hause. Am andern Morgen früh fand er alle jene Bauern mit seiner Heuerndte beschäftigt und sie sagten ihm: als wir kein Saatkorn hatten, haben Sie auch nicht für Geld uns welches gegeben, als wir krank lagen, haben Sie uns auch nicht für Geld den Arzt geschickt und Essen von Ihrem Tische. Geld nehmen wir nicht, aber helfen wollen wir Ihnen bei Tag und bei Nacht! — Die Leute waren auch nicht zu bewegen, eine Bezahlung zu nehmen; es wurde Fleisch und Brot herausgebracht, das nahmen sie an."

Während Herr von Seld sich noch in Krakau aufhielt, wurde die Leiche Koszluskos dahin gebracht, im Jahre 1817. „In der Kirche war, wie das immer in Kirchen der Fall ist, wenn nur durch Billets Bevorzugte Eintritt haben, Alles sehr vornehm. Es war keine Volksfeier und die Todtenfeier der zum Theil zerlumpten Menge auf der Straße machte einen viel tieferen Eindruck als all das Gepränge in der Kirche, dem selbst ein sehr pathetisch angeordneter Act keine höhere Weise gab; ein alter Waffengefährte Koszinskos, ein armer Tagelöhner, war aufgefunden und eingeladen worden, dem überreichte Graf Wodzycki am Sarge feierlich das Ehrenbürgerrecht Krakaus und eine Eichenkrone, zugleich die Anweisung auf eine ansehnliche Pension. Auch das ging ohne Wirkung vorüber. Wie konnte auch eine Todtenfeier Koszluskos erhebend seyn, bei der die Repräsentanten der drei Mächte repräsentirten, die Polen getheilt hatten! Als ich zur Kirche ging, stand ein vornehmer Pole am Eingang zum Schloßhofe und begehrte Eintritt von dem wachthabenden Offizier; er nannte seinen Namen und ward blutig roth vor Zorn, als ihm dennoch der Eintritt verweigert wurde. Ich ersuchte den Offizier, der mich kannte, er möge mir gestatten, daß ich ihm mit nach unserer Loge nähme; das bewilligte er sehr artig; als ich mich aber mit diesem Anerbieten zu dem Polen wandte, kehrte er mir, ohne ein Wort zu erwidern, den Rücken, stieg in seine bereitstehende Equipage und fuhr davon. Damals empörte mich das, heute vergeb ichs ihm von ganzem Herzen, es mußte ihm unerträglich seyn, daß ein Fremder ihn zur Todtenfeier seines vaterländischen Helden in seiner eigenen Vaterstadt einführen sollte." Doch hat Koszlusko ein schönes Denkmal erhalten, das ihm das Volk setzte, indem viele tausend Hände Erde zu einem hohen Hügel aufwarfen, welcher jetzt meilenweit ins Land sieht. Dazu wurde Erde von allen Schlachtfeldern herbei geholt, auf denen Koszlusko gefochten hatte, sogar aus Amerika.

Herr von Seld besuchte Slavonien, wohin selten einmal ein Reisender kommt. Hier fand er seltsame alte Sitten, z. B. einen 13jährigen Knaben, der schon mit einer 24jährigen Frau verheirathet war. Auch die Gorallen schildert er und die Zigeuner.

Eine hübsche Anekdote erzählt der Verfasser vom Kaiser Franz. „Bald darauf ritt der Kaiser über eine Brücke, der Sturm warf ihm seinen Hut in den Strom; ein Soldat, der das bemerkte, stürzte sich über das Geländer ins Wasser, schwamm dem Hute nach und brachte ihn dem Kaiser. Der dankte ihm, griff in seine Tasche und reichte ihm einen Zwanzigkreuzer (sieben Silbergroschen). Wer sein Leben wagt, um den Kaiser zu retten, der soll eine kaiserliche Belohnung, wer es aber wagt, um einen Filz zu retten, der

soll eine filzige Belohnung bekommen.“ Wegen anhaltender Kränklichkeit mußte der Verfasser alljährlich in das berühmte Bad Salzbrunn gehen. Auch von der dortigen Badegesellschaft erzählt er uns manchen netten Zug. Seinen Winteraufenthalt nahm er in Berlin und auch von hier erzählt er Anekdoten. „In der ersten Zeit meiner Anwesenheit daselbst wurde das neue Schauspielhaus eingeweiht. Die Berliner fanden viel daran auszusetzen, sein Baustyl mißfiel ihnen, sie fanden den Raum, der dem Theater eingeräumt war, zu klein, u. s. w. Es cirkulirten folgende Witze darüber: ‚Das Schauspielhaus hat hundert Winkel, aus jedem tönts: oh Schinkel, Schinkel!‘ und als man Schinkel dennoch bei der Eröffnung herausrief, hieß es: Das wußte man wohl, drinnen hatte er keinen Platz.“

Auf einmal sehen wir Herrn von Seld zu einer sehr ernsthaften, moralischen, ja religiösen Wirksamkeit übergehen. Die Mäßigkeitsvereine fanden von Amerika her Eingang in Berlin. Auch Herr von Seld wurde aufgefordert, beizutreten, sagte aber: Ich habe keine Zeit! Nun wohnte in seinem Hause über ihm ein armer, kränklicher und buckliger Schneidergesell, der den ganzen Tag arbeitete, um sich mit seiner Frau kümmerlich durchzubringen. Dem begegnete Herr von Seld einmal noch spät am Abend auf der Treppe und frug ihn, warum er denn noch so spät ausgehe? Ich muß noch zu zwei Säufern, erwiderte der Bucklige und erzählte ihm, er sey Mitglied des Mäßigkeitsvereins und müsse gegen die Branntweinpest ankämpfen helfen. „Da fühlte ich, wie eine brennende Röthe mir ins Gesicht stieg. ‚Der Mann also hat Zeit, und du hast keine,‘ mußte ich mir sagen. Ich erwiderte kein Wort, aber am andern Morgen ging ich zum Vorstand des Vereins, und bat, mich als Mitglied aufzunehmen. Der Gang entschied für die Zukunft meines Lebens. Einige Monate nach meinem Eintritt in den Enthaltsamkeitsverein wurde in Berlin eine Generalversammlung von Deputirten deutscher Vereine, der sich auch einige aus dem Posenschen, aus Holland und Schweden angeschlossen hatten, abgehalten, an der auch ich Theil nahm. Die ostfriesischen Deputirten ersuchten mich, ihre Provinz zu bereisen und dort für die Enthaltsamkeitssache zu wirken. Ich ging nach einigem Widerstreben darauf ein.“

Um dieselbe Zeit heirathete der Verfasser und widmete sich fortan ausschließlich dem Kampf gegen die Branntweinpest in Norddeutschland. Indem er Jahr aus, Jahr ein durch alle Provinzen reiste, von Ostpreußen bis in die Rheinlande, überall (meist in den Kirchen) vor großen Bauer- und Bürgerversammlungen gegen den Branntwein predigte und Mäßigkeitsvereine gründete, hielt er sich unter dem Volke der Provinzen mehr oder weniger lange auf, lernte Land und Leute kennen und schildert sie uns in seiner lebendigen Manier. Auch kehrt sein trefflicher Humor immer wieder, zumal wenn er uns beschreibt, wie er angefochten, geschmäht und bedroht wurde, weil der Dämon, gegen den er kämpfte, ein gar mächtiger Herr in Norddeutschland ist.

Sehr anziehend ist die Schilderung Ostfrieslands und seiner trefflichen, wenn auch sehr phlegmatischen Bewohner. Sodann die Schilderung Lithauens. „Dies Ländchen liegt im höchsten Norden der preußischen Monarchie, und wird durchströmt von den Flüssen Pregel und Memel. Es ist wenig genannt, noch weniger gekannt; reich an Genügsamkeit, reicher an Poesie; die Genügsamkeit ist erklärlich; die Poesie ist überraschend; keine stolzen Felsen, keine hohen Gebirge, keine schäumenden Wasserfälle erheben die Seele zur Sehnsucht nach dem Erhabenen, oder stimmen sie zu süßen Träumereien, und doch ist das Ländchen das poesiereichste des ganzen, weiten Vaterlandes, dabei vielen kaum anders bekannt, als durch seine Pferdchen, die den Namen ‚Lithauer‘ für alle kleinen Pferde gebräuchlich gemacht hatten, bis ihnen in neuerer Zeit auch der durch den Namen ‚Ponny‘ genommen wurde. Freilich bietet die Physiognomie des Landes wenig Anziehendes: eine fast ununterbrochene Ebene streckt sich von einer Grenze zur andern, nur bei Memel ragt eine Hügelkette hervor, und die Landzunge der kurischen Nehrung dehnt sich meilenlang und trennt die Ostsee vom Haff wie ein kunstvoll angelegter Damm, aufgethürmt von schneeweißem Sande; auf der Sonnenseite das Auge blendend, wie eine Silberwand, von der Schattenseite aus gesehen, in die blauen Fluthen hineinragend, wie ein dunkles, dicht bewaldetes Gebirge. Nur der Saum zeigt solche Romantik, im Innern herrscht die Prosa vor. Zwar wechseln goldene Weizenfelder mit braunen Torfmooren ab, ernste Tannen in stolzer Haltung, dunkler Tracht und dunklem Haar, mit heitern, jungfräulichen Birken im weißen Kleide, den Nacken geneigt, als freuten sie sich, ihr hangendes Haar im Winde wallen zu sehen. Kleefelder in Rosa und Grün gekleidet, unabsehbare Flächen mit dem Lila des Heidekrautes geschmückt, ausgedehnte Moräste, in denen das Elennthier haust, endlose Wiesen und Koppeln, wo Pferde, halb wild, aber gutmüthig, wo Rosse vom ältesten Adel und feinster Zucht, aber oft bös von Charakter, reichliches Futter suchen und finden. Es liegt etwas halb Zaghaftes wie in der Jungfrau, halb Vertrauendes wie im Kinde, im Charakter der Lithauer, sie haben diese Eigenschaften während der Jahrhunderte stürmischer

Tyrannei der Polen und phlegmatischer Herrschaft der Deutschen in ungestörter Innigkeit und Frische bewahrt. Ihr Thun und ihre Tracht, ihr Schmuck und ihre Sprache offenbaren eine Zärtlichkeit und Zartheit, eine Sinnigkeit und Süßigkeit, die ich bei keinem andern Völkchen in solcher Liebenswürdigkeit gefunden habe; man fühlt sich unter ihnen in einer neuen Welt, aber die ungewohnte Weise stößt nicht ab, sie heimelt uns an."

Der Verfasser findet die Sprache der Litthauer der griechischen am meisten ähnlich und theilt etwas von ihren Dainos oder Volksliedern mit. „Eigenthümlich wie der Gesang ist ihre Tracht; die Frauen tragen wollene Kleider von eigenem Gewebe, mit breiten, bunten Streifen, weiß, grün, roth, blau; um den Kopf ein farbiges Tuch, turbanartig gewunden, die Jungfrauen tragen ihr Haar in breiten Zöpfen geflochten, nach der Stirn zu wie Ammonshörner gewunden; die Stirn geschmückt mit einer Binde, ähnlich den Kopfbinden der Vestalinnen. Tritt man in eine Bauerstube und sieht die Töchter mit der Stirnbinde, wie sie am Stickrahmen mit gespitzter Holzkohle aus freier Hand gefällige Muster anfzeichnen, und mit der Nadel ausfüllen, in buntem Zwirn, Wolle und Seide; so wird man ins griechische Alterthum versetzt, und die Physiognomien der Stickerinnen stören die Täuschung nicht; sie zeigen oft wahrhaft classische Gesichtszüge; selbst unter den Müttern kein altes, häßliches Weib, wie wir sie bei uns auch außer dem Spittel finden. Alles ist schmuck an ihnen, der Sonntagsstaat ists freilich ganz besonders; da paradiren die Mädchen in blauer, mit Fischotterpelz verbrämter Kasawaika, mit Goldtressen und Goldschnüren reich besetzt, ein breiter, buntgewirkter Gürtel, von dem starke Quasten herabhängen, umschließt die Taille; blendend weißes Tuch von feinem Leinen, geschmackvoll gestickt, hängt vornehm über die Schulter und gibt der Trägerin das Ansehen einer Fürstin; und die reiche Stickerei ist mehr, als bloße Zier; wenn wir sie studiren, sehen wir zu unserer Ueberraschung sinnvolle Sprüche und Verse, von der Trägerin selbst ersonnen und gestickt."

In Köln lehnte sich der damalige Cigarrenhändler Franz Raveaux gegen die Gründung eines Mäßigkeitsvereines auf und wollte Herrn von Seld in der Versammlung maßregeln. Es gelang ihm aber nicht, denn Herr von Seld wies statistisch nach, welches Unheil der Branntwein auch in den untern Classen Kölns angerichtet habe, und erhielt lebhafte Zustimmung, woran sich besonders auch die Damen betheiligten, nachdem Raveaux vergeblich versucht hatte, dieselben gegen den Mäßigkeitsprediger aufzureizen. Insbesondere rühmt noch Herr von Seld die gute Aufnahme, die er hier wie überall bei der katholischen Geistlichkeit gefunden habe.

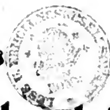
Noch interessanter ist ein Erlebniß des Verfassers in Braunschweig. Als er auch hier vor einer großen Volksversammlung redete, hatten sich lüderliche Arbeiter zusammen gerottet, um ihn tumultuarisch zu unterbrechen, und Einer sollte das Zeichen dazu geben, indem er bei einer recht rührenden Stelle dem Redner eine volle Branntweinflasche an den Kopf werfen wollte. Herr von Seld wußte und ahnte nichts davon. Zufällig aber schilderte er in seiner Rede den Jammer eines unschuldigen Kindes, dem seine unvernünftigen Eltern durch Einschütten von Branntwein schweres Siechthum und frühen Tod zugezogen hätten. Da stießen die andern Arbeiter den, der das Zeichen geben sollte, an und meinten, jetzt sey es rührend genug, jetzt solle er anfangen. Aber der Mann rief plötzlich: Seyd stille, der Mann hat Recht! Nun konnte Herr von Seld ruhig zu Ende sprechen. Der Mann aber ging hinaus, zerschmetterte seine Branntweinflasche und kam wieder herein, um dem Redner die Hand zu drücken und ihm zu erzählen, er selber habe daheim ein so unglückliches Kind auf dem Krankenbett, wie es die Rede geschildert habe.

Doch begegnete es dem Verfasser, daß man ihm schwere Steine in den Wagen warf und daß einmal ein Berliner, dem er Braten und Wein vorgesetzt, als derselbe erfuhr, wer ihn bewirthet habe, ihn wie die Pest floh und wie wahnsinnig aus der Eisenbahn hinausstürmte.

In der Sturmzeit von 1848 und 1849 machte der Verfasser wieder weite Rundreisen, um loyale Vereine unter den Bauernschaften zu organisiren und dadurch der Wühlerei der Städter entgegenzuwirken. Das machte ihn in gewissen Kreisen nur um so verhaßter. Doch ließ er sich in seinem guten Humor niemals stören.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, | N° 91. | 12. November 1864.

Kriegsgeschichte.

Die Völkerschlacht bei Leipzig für Deutschlands Schule und Haus dargestellt von Hauptmann J. Königer. Mit Karte und Plan. Leipzig, S. Hirzel, 1864.

Dieses Geschichtsbild darf empfohlen werden. Der Verfasser hat den Verlauf der Schlacht treu nach den besten Quellen geschildert und klar zur Uebersicht gebracht. Einzelne Partieen sind mit besonderer Wärme und Lebendigkeit ausgemalt und durch das ganze zieht sich ein edler patriotischer Ernst.

Sehr richtig ist der Gegensatz zwischen der Begeisterung im preußischen Lager und der gänzlich kalten Berechnung im österreichischen hervorgehoben. Der König von Preußen und sein frivoler, zu großen Dingen ganz unfähiger Minister Hardenberg, wurden wider Willen durch Volk und Heer fortgerissen, und wenn Hardenberg sich in dem berüchtigten Vertrage vom 14. Juni 1813, von England gröblich übervortheilen ließ, so wird man zu der Vermuthung hingetrieben, es sey das nicht, wie man oft geglaubt hat, blos vornehmer Leichtsinn gewesen, indem er im Voraus für die karge Geldhülfe Englands alle Ansprüche Preußens auf Ostfriesland, Hildesheim und Anderes, was nachher Hannover bekam, abtrat und zugab, daß die Russen, die kaum die Hälfte soviel Truppen als Preußen stellten, doch von England doppelt soviel Geld bekamen, sondern es scheint, als habe er die heißspornigen Patrioten auch ein wenig ärgern wollen. Da sie ihm immer mißtrauten, würde eine solche Empfindlichkeit von seiner Seite ziemlich natürlich erscheinen. Jedenfalls war es arg, daß Hardenberg von vorn herein glaubte, Preußen dürfe nie an die Nordsee rücken. Dennoch, obgleich durch Hardenberg so kleinmüthig verkürzt, leisteten Volk und Heer in Preußen das Aeußerste, und ihre Opferfreudigkeit, die unsterblichen Thaten und Siege des preußischen Heeres werden auf dem schwarzen Hintergrunde der Cabinetspolitik und Diplomatie um so heller durch die Weltgeschichte fortleuchten.

In Oesterreich war jede patriotische Schwärmerei untersagt. Als im Frühjahr 1813 die Tiroler wieder aufstehen und das französisch-bayrische Rheinbundjoch zerbrechen wollten, wurden sie von Wien aus fast noch mehr als von München aus zurückgeschreckt. Jede Volkserhebung als solche, wenn auch immer zu Gunsten Oesterreichs, wurde als Rebellion, als unerlaubte Selbsthülfe verdammt. Metternich sah in der großen Aufregung des preußischen Volks und überhaupt Norddeutschlands eine fast noch größere Gefahr, als in Napoleons damals noch kaum erschütterter Weltmonarchie. Er machte daher gar keine Anstalt, sich an die Alliirten anzuschließen, wartete erst ihre Niederlagen bei Groß-Görschen und Bautzen ab und gab sich viele Mühe, Oesterreichs Allianz mit Napoleon aufrecht zu erhalten, versteht sich unter neuen Bedingungen. Napoleon sollte nur Polen, die Hansestädte, den Rheinbund aufgeben, dann wollte ihm Metternich Italien und das linke Rheinufer lassen, und wenn Napoleon darauf eingegangen wäre, würde ihm Oesterreich geholfen haben, die Russen und Preußen zur Anerkennung dieser neuen Situation zu zwingen. Nur durch seinen Starrsinn und durch sein Vertrauen auf die Stärke seiner damaligen Armee und seiner Siege wurde Napoleon abgehalten, das Anerbieten Metternichs anzunehmen. Oesterreich konnte nun nicht länger unthätig bleiben, oder es riskirte, daß sich Napoleon mit Rußland auf Kosten Oesterreichs verständigte. Es zeigte sich also jetzt erst bereit, mit den Alliirten zu unterhandeln und war, nach den Niederlagen derselben vor dem Waffenstillstand, in der Lage, ihnen die Bedingungen seiner Allianz vorzuschreiben. Aus diesen Bedingungen geht hervor, daß

es Metternichs wichtigste Sorge war, Preußen nicht aufkommen zu lassen, an die preußische Begeisterung ein Bleigewicht zu hängen und Preußen jedenfalls in die Elbgränze einzuschränken, wie England dasselbe gethan hatte. Denn im Vertrage vom 27. Juni machte sich Oesterreich nur dann verbindlich, der Allianz beizutreten, wenn Preußen seinen Besitzstand nicht über die Elbe ausdehne und sämmtliche Rheinbundstaaten auch nach Auflösung des Rheinbundes einzeln mit voller Souveränetät fortbestünden. Nur von Polen sollte Preußen einen kleinen Antheil, namentlich Danzig, bekommen, aber in Deutschland jenseits der Elbe sollte es keinen festen Fuß fassen dürfen. Also übernahm Oesterreich damals schon die Garantie für die Rheinbundstaaten gegen Preußen oder erklärte sich bereit, sobald Napoleon über den Rhein getrieben wäre, an dessen Stelle das Protectorat über die durch die patriotische, von Preußen ausgegangene Agitation bedrohten Rheinbundfürsten zu übernehmen. Und so ängstlich war Hardenberg, daß er sich auch dieser österreichischen Vorschrift im gedachten Vertrage fügte.

Daraus erklärt sich denn auch der Rieder Vertrag, in welchem sich, kurz vor der Leipziger Schlacht, Bayern an Oesterreich anschloß und damit ein Beispiel gab, dem bald alle Rheinbundstaaten nachfolgten. Daraus erklärt sich ferner, warum Herr von Gentz, Metternichs Feder, mit so vieler Gehässigkeit gegen den Rheinischen Merkur schrieb, weil dieses berühmte Blatt die patriotische Begeisterung an den Rhein fortpflanzte und den Rheinbundfürsten im Namen der so lange von ihnen verrathenen Nation die herbsten Wahrheiten sagte.

Endlich erklärt sich daraus auch das so oft aus strategischen Rücksichten getadelte Verhalten des Fürsten Schwarzenberg, dem zum Dank für Oesterreichs Beitritt zur Allianz der Oberbefehl der combinirten Hauptarmee vorbehalten war. Herr Hauptmann Königer ist geneigt, ihm einigermaßen Aengstlichkeit und eine zu große Furcht vor Napoleons Genie vorzuwerfen, allein sein Verhalten erklärt sich weit einfacher aus den Weisungen, die er von seiner Regierung erhielt. Dies wird auch vom Verfasser nicht übersehen. Schwarzenberg konnte die Armee in keinem andern Sinn führen, als es ihm Metternichs Politik vorschrieb. Nun hoffte Metternich, nachdem das österreichische Heer schon gegen Napoleon im Felde stand, immer noch, Napoleon werde doch nicht so unvernünftig handeln, seine letzte Armee in einem fruchtlosen Kampfe gegen die Uebermacht aufzuopfern, sondern vielmehr alle seine Streitkräfte zusammenraffen, um, freiwillig sich zurückziehend, den Rhein und Frankreich zu vertheidigen. Hätte er so gehandelt, so würden die Preußen und Russen nicht gewagt haben, über den Rhein zu gehen, und Oesterreich hätte einen Frieden in dem schon bezeichneten Sinne vermittelt. Ihm diesen Rückweg offen zu lassen, war der Zweck des langen Zauderns in Schwarzenbergs Hauptquartier. Der Feldherr folgte dabei nicht einer persönlichen Sorge, sondern einer höhern Weisung.

Nach einer glänzenden Schilderung des großartigen, wenn auch eigentlich unnützen Reiterkampfes bei Liebertwolkwitz und der Schlacht am 16. October erinnert der Verfasser an den wahren Herrn der Schlachten, an den wahren Lenker der Völkergeschicke. Es war sichtbar Gottes Fügung, daß Metternichs Berechnungen getäuscht wurden. „Es lag nicht an des schwedischen Kronprinzen bösem Willen noch an des Oberfeldherrn Unentschlossenheit, daß ein so großer Sieg noch möglich wurde. Napoleon konnte am 17. den Rückzug antreten, und dann kam die ganze Verstärkung zu spät. Er würde die Saale erreicht, er würde im schlimmsten Falle statt einer geschlagenen, zerrütteten Armee von 70,000 eine ungebeugte Armee von 120,000 Mann über den Rhein zurückgebracht haben. Nach allem, was die nachfolgenden Ereignisse uns lehren, wäre dann der Sturz des Kaisers nicht erfolgt und Deutschland hätte froh seyn dürfen, wenn es noch den Rhein als Grenze erhalten hätte. Aber was sind menschliche Gedanken und Berechnungen gegen die Macht der Gesetze Gottes, unter der aus den Thaten der Menschen die Geschichte wird? Der ganze Wille der Preußen und aller, die mit ihnen waren, hätte den 18. October nicht herbeigeführt, wenn nicht gegen die widerstrebenden und hemmenden Willen im Lager der Verbündeten der Wille Napoleons stand, der im Zauber seiner vorigen Thaten und Macht gefangen war." Wenn Napoleon, wie es Schwarzenberg, der ihm den Rückzugsweg offen ließ, und wie es wahrscheinlich auch Bernadotte, der gar nicht heran wollte, erwarteten, am 17. sich zurückgezogen hätte, würde sicherlich der Rhein von den Alliirten nicht überschritten, sondern unter Oesterreichs Vermittlung ein Frieden geschlossen worden seyn, welcher Frankreich die Rheingrenzen erhalten hätte. Ein solcher Frieden würde der deutschen Nation nach so langen Leiden und nach so unerhörter Schmach keine Genugthuung gewährt haben. Der Pariser Frieden hat das nachher zwar auch nicht gethan, doch war er uns immerhin nützlicher und ehrenvoller, als der Frieden gewesen wäre, den Oesterreich schon im October durchgesetzt hätte, wenn Napoleon einverstanden gewesen wäre.

Von der Schlacht des 18. October erhalten wir hier wieder ein reiches und schönes Bild. Malerisch

und ergreifend ist namentlich der blutige Kampf um das Dorf Propstheyda und nachher die grenzenlose Verwirrung in der Stadt Leipzig geschildert. Hier ein Bild des Schlachtfelds. „An vielen Stellen lagen die Todten Mann an Mann, neben- und übereinander geschichtet; am furchtbarsten zusammengedrängt auf engem Raume redeten bei Möckern Roß und Mann von dem wilden heißen Streite, der dort geschlagen war. Und glücklich noch, wenn im ernsten Männerkampfe der Tod den blutigen Lorbeer um die Stirne wand, wer im Vollgefühl der Kraft im guten Krieg fürs Vaterland dahinsank. Das Vaterland forderte noch schwerere Opfer: Hunderte hauchten auf der Stätte des Todes und der Verwesung ohne Hülfe, ohne Erquickung, ohne einen Laut menschlichen Trostes langsam, qualvoll ihr Leben aus; in einer Scheune von Mensdorf fand man nach 10 Tagen 114 verblutete, verhungerte Soldaten, kein menschliches Wesen hatte bis dahin diese Stelle betreten; die wenigen, deren unzerstörbare Natur den Wunden, den kalten Nächten, dem Hunger und Durst widerstand, schienen nur zu desto größeren Leiden aufbewahrt; ihrer manche sind, so wird zuverlässig berichtet, noch nach 7 Tagen auf elenden Schubkarren, die verwundeten Glieder zum Theil nebenher schleifend, zur Stadt gebracht worden. Auf dem öden Felde herrschte ringsum Grabesstille; wo vor wenig Tagen die eisernen Würfel, die über eine Welt entschieden, im Donner vorübergerollt waren, da schwangen jetzt Raubvögel den einsamen, traurigen Flug. Mit militärischer Gewalt, oft von weither mußten die Männer und die Bursche herbeigebracht werden, um allmälig die Massen der Todten einzuscharren. Da wurden weite Gruben gegraben und von gleichgültigen Händen Freund und Feind oft zu 100, ja zu 300 und 400 ohne Ordnung, ohne die Uebung der letzten frommen Pflicht in die gemeinsame Gruft versenkt. Das traurige Geschäft zog sich durch Wochen hindurch, ja einzelne Leichen und viele Gerippe von Pferden lagen noch bis tief ins nächste Jahr auf dem Felde umher. Langsam kehrten in den Tagen nach der Schlacht die Menschen zu den verlassenen Wohnungen zurück; der Verkehr, vom Krieg erfordert, von den Bedürfnissen der Stadt und vom Gewinn herbeigelockt, begann wieder auf den Hauptstraßen seine Bewegung, als sich in Dörfern noch kaum das Geräusch des vorigen Lebens regte und noch hier und dort einzelne Verwundete, die in Strohhütten ihr Daseyn fristeten, die Barmherzigkeit der Vorüberziehenden in Anspruch nahmen. Selbst die Luft, die über der Stätte der Schlacht lag, trug in den Dünsten der Verwesung den Keim zu Krankheit und Tod in sich."

In der Stadt Leipzig selbst sah es kaum besser aus. „Entsetzlich über alle Beschreibung war das Loos der Verwundeten und Kranken. Der Minister von Stein sagt, daß es ihrer 34,000 von allen Nationen gewesen seyen, und der preußische Generalarzt Reil, der gleich nach der Schlacht in edlem Eifer von Berlin abgereist war, um die oberste Sorge für die Hospitäler zu übernehmen, gibt in seinem Berichte an den Minister ein herzzerreißendes Bild von dem unglaublichen Jammer, auf den er traf. Schon Halle fand er mit 7000 Kranken überladen. Er eilte nach Leipzig, dessen ‚Lazarethe ihre Kranken wie ein Vulkan nach allen Richtungen ausspieen und alle guten Anordnungen in der Umgebung immer wieder vernichteten.' Er fand die Wirklichkeit schrecklicher, als sie die zügelloseste Phantasie sich auszumalen vermöchte. Es mangelte an öffentlichen Gebäuden; nur langsam, unter viel Verwirrung und Willkür entstanden 49 Spitäler; Bürgerhäuser wurden nur wenige dafür eingerichtet. Die Soldaten lagen in dumpfen Winkeln und Gängen, in scheibenleeren Stuben, in gewölbten Kirchen und selbst bis auf die Straße hinaus; an dem einen Ende der nebeneinandergeschichteten Reihen tödtete der Frost, an dem anderen die verpestete Luft die Kranken. Nicht Einem von 20,000 Verwundeten hatte man ein Hemde, Decke, Strohsack oder Bettstelle gegeben; ohne Lagerstroh, auf Häckerling, den man aus Biwaks zusammengelesen hatte, lagen sie noch in den blutigen Gewändern, wie sie in der Schlacht niedergesunken waren. Die Binden für die blutigen Glieder waren zum Theil aus Salzsäcken geschnitten und rissen die Haut auf; an einer Stelle versuchte man zerbrochene Glieder mit rohen Dachschindeln einzurichten. Viele Amputationen wurden versäumt oder von Unberufenen zur Unzeit mit stumpfen Messern ausgeführt; die Glieder lagen brandig und angelaufen wie von Vergiftungen neben den Rümpfen. Die Kranken, welche nicht aufstehen konnten, blieben in ihrem Unrathe liegen; für die anderen waren Bütten aufgestellt, die aber nicht entleert und weggebracht wurden, bis sie überliefen und den trägen Inhalt über Gänge und Treppen ergossen. In einer Gemeinschaft des Ekels, die nur der grimmigste Hunger überwinden konnte, wurde den Kranken die elende Nahrung gereicht, so karg und matt, daß die Lebenskraft darunter verkommen mußte. Den gräßlichsten Anblick hatte Reil auf dem Hofe der Bürgerschule; unter einem Haufen von Kehricht sah er da halb nackt viele Leichname seiner Landsleute liegen, die von Hunden und Raben angefressen wurden, als wären sie Missethäter und Mordbrenner gewesen. So wurden die Ueberreste der Männer entweiht, die für das Vaterland ge-

fallen waren. Reil, von gerechtem Zorn entbrannt, verlangte, daß die Kranken den reichen Kaufleuten in die Häuser gelegt würden, und erhob eine bittere Anklage gegen die Schlaffheit, die Trägheit und den bösen Willen, wodurch es dahin hätte kommen können. Aber auch ein kräftigeres Volk, als es unter dem alten Regiment und seinen verkommenen Zuständen aufgewachsen war, hätte diese stets sich häufenden Greuel nicht überwunden; ja, von ihnen ausgehend und genährt, hielten Krankheit und Tod bald unter den Bewohnern Leipzigs selbst eine reiche schreckliche Ernte."

Der unglückliche König von Sachsen scheint damals alle Besinnung verloren zu haben. Von ihm ging kein Befehl mehr aus, keine Verwaltungsmaßregel, um noch einige Ordnung in der Stadt zu erhalten. Vergebens stellte ihm General Uminski in Dombrowskis Auftrag die in Leipzig zurückgebliebenen Polen zur Verfügung und bat um seine Befehle. Gänzlich willenlos überlieferte sich der König den Siegern.

Vom 19. October wird hier erzählt. „Eine Anzahl preußischer Landwehrmänner verfolgte noch zuletzt einen Haufen Franzosen, die an Gegenwehr nicht mehr dachten, den Ranstädter Steinweg entlang und brauchte abwechselnd Kugel, Bajonnet und Kolben, um unter den Fliehenden aufzuräumen. Ja es muß geradezu gesagt werden, daß die Mehrzahl der Gefechte, welche nach der Einnahme der Vorstädte noch vorfielen, auf unnöthiges Morden hinauslief; und es müssen dafür von der einen Seite Napoleon, von der anderen die ungenügenden höheren Anordnungen der Verbündeten verantwortlich gemacht werden. Jener, der bei seinen Planen und Zwecken Menschenleben immer für nichts achtete, verschuldete durch seine unerhörte Versäumniß auch der allerdringendsten Maßregeln für den Rückzug jene heillose Verwirrung, die es den Siegern fast unmöglich machte, den Kampf zu einem geordneten Ende zu führen; bei den Heertheilen der Verbündeten dagegen fehlte es an jeder gemeinsamen Leitung und jedem Zusammenwirken. Hätte man, statt die ganze Masse blind gegen Leipzig anstürmen zu lassen, einen Feldherrn mit der nöthigen Truppenzahl zur Einnahme der Stadt bestimmt, sie wäre weniger blutig und mit größerem Erfolge geschehen, während zugleich die stärkere Hälfte des Heeres auf anderen Wegen rasch zur Verfolgung des geschlagenen Feindes abziehen konnte." Was die Wildheit der preußischen Landwehrmänner betrifft, so finden wir dieselbe ganz natürlich. Man muß jene sieben Jahre der Franzosenherrschaft in Preußen, die schonungslose Raubgier, die raffinirte Quälerei und den unerhörten Hochmuth der Franzosen jener Zeit mit erlebt haben, um die Stimmung der preußischen Landwehr zu begreifen und durchaus gerechtfertigt zu finden. Die Franzosen hatten sich grade so aufgeführt, daß der einzige Gedanke deutscher Bauern seyn mußte, sie todtzuschlagen, wo man sie fand. Von so lange mißhandelten Bauern, die eben erst vom Pfluge kamen, konnte man keine feine Sitte und Rücksicht gegen ihre Quäler und Todfeinde verlangen.

Was den andern hier berührten Punkt betrifft, die versäumte Verfolgung des Feindes, so war dieselbe keine Fahrlässigkeit, sondern sie lag wieder in der Politik des österreichischen Hauptquartiers. Man konnte den Feind freilich verfolgen, aber man wollte nicht. Man hätte ihn schon acht Tage vorher bequem überflügeln und ihm den Rückweg zum Rhein absperren können, aber man wollte nicht. Ihm den Rückzug offen zu lassen, war von Anfang an Metternichs Politik.

Am Schluß kann der edle Verfasser seinen Schmerz nicht verbergen, daß, wie schon der alte Blücher sagte, was die Schwerter gut gemacht, durch der Diplomaten Federn wieder verdorben wurde. Für so ungeheuere Opfer, welche die deutsche Nation damals brachte, für die Ströme von Blut, die ihre tapfern Söhne vergossen, empfing die Nation einen schlechten Dank. Nicht einmal die Grenze des alten Reichs wurde hergestellt, nicht einmal der vormalige burgundische Kreis dem deutschen Bunde wieder einverleibt. Kleiner, gespaltener und uneiniger als je ging Deutschland aus dem großen Blutbade hervor und nach wenigen Jahren gehörte der Patriotismus, der zum Siege geführt hatte, zu den verbotenen Dingen. An die Stelle des zum Kerker verdammten oder verbannten, überall aber beschimpften und lächerlich gemachten deutschen Patriotismus trat die Nachäffung des französischen Liberalismus, ein neues Vergöttern alles Französischen, ein neues Mitmachen aller französischen Moden, eine neue Begeisterung für die französische Revolution und Napoleon, dessen Memoiren in Deutschland mit derselben Begierde verschlungen wurden, wie in Frankreich.

Sehr wahr bemerkt der Verfasser, man solle nicht den auseinander eifersüchtigen Fürsten, nicht den Cabinetten und Diplomaten die Schuld allein zuschieben, sondern auch daran denken, wie sehr die Parteien im Volke selbst an der unverjährbaren Uneinigkeit Deutschlands mitschuldig sind.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, N° 92. 16. November 1864.

Anthropologie.

Die Anthropologie. Die Wissenschaft vom Menschen in ihrer geschichtlichen Entwicklung und auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte. Vom herzogl. sächs. Schulrath Prof. Dr. Karl Schmidt. Erster Theil. Mit Holzschnitten. Dresden, Ehlermann, 1865.

Das Buch enthält eine weitumfassende Uebersicht über die gegenwärtig vorherrschenden Meinungen vom Wesen und der Bestimmung des Menschen, und über den Gang der Wissenschaft, der durch die Jahrhunderte zuletzt zu diesem Ergebniß geführt hat. Bei aller Umsicht aber vermissen wir hier die Tiefe. Der Verfasser führt uns immer nur auf einer breiten und bunten Oberfläche herum.

Er sagt: „Die Geschichte der Anthropologie ist einer der großartigsten Beweise von der Entwicklung und vom Fortschritt in der Geschichte der Menschheit. Sie zeigt, wie das Leben der Menschheit im Besinnen des Menschen über sich selbst, in dem Emporstreben aus dem unmittelbaren Bewußtseyn zum freien Selbstbewußtseyn, in der immer tieferen Erkenntniß von der abstracten Trennung des Aeußeren und Inneren weg zur lebendigen Einheit vom Ewigen und Endlichen, vom Leiblichen und Geistigen, in der bewußten Eingliederung des lebendigen Menschen in die lebendige Natur, — in Umgestaltung des Rohen und Unförmlichen zu organischer Gestaltung besteht. Die Geschichte der Anthropologie hat gezeigt, wie die Wissenschaft der Anthropologie die letzte aller Wissenschaften ist, welche die Menschheit geschaffen hat. Der Mensch hatte bereits den Himmel verwundernd angeschaut und, von Bewunderung getrieben, sich in und an ihm zu orientiren gesucht, hatte bereits den Sprung in Gott gewagt und Geistesheimathen mit seiner Phantasie geschaffen, — ehe er zu sich selbst kam und in der Erkenntniß des Menschen einen Vorwurf für seine Geistesthätigkeit fand. Die Wissenschaft vom Menschen, die Menschen- und Selbsterkenntniß ist die letzte, weil die schwerste aller Wissenschaften; und sie ist die schwerste, weil sie aller Erkenntniß Grund ist: aus der Selbsterkenntniß ist dem innersten Wesen nach alle andere Kenntniß abgeschrieben. Sie ist auch deshalb die schwerste, weil sie nicht durch lustiges Phantasiren und Speculiren, sondern nur durch mühsame Beobachtung, nur durch Einsammlung von Erfahrungen und durch die auf Erfahrung gestützte Reflection zu erwerben ist."

Das ist nun leider alles nicht wahr. Das freie Selbstbewußtseyn und die Selbsterkenntniß sind erstens auf dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft noch lange nicht weit genug gediehen, als daß man nicht sagen müßte, es ist vieles noch nicht wirkliche Erkenntniß, sondern man sieht es nur durch die Brille einer vorgefaßten Meinung, und zweitens ist es überhaupt undenkbar, daß das Geschöpf, wenn auch durch eine noch so weit vorgeschrittene Selbsterkenntniß den Schöpfer und das All kennen und begreifen lernen sollte.

Die Selbsterkenntniß, welche hier empfohlen wird, glaubt ihren Zweck mit dem Mikroskop, mit dem Secirmesser, mit der chemischen Analyse zu erreichen, indem sie in den menschlichen Körper hineinzuckt und besonders Hirn und Nerven zerfasert. Sie will also vom Kleinsten aufs Größte, vom Sichtbaren auf das Unsichtbare, von der Materie auf den Geist schließen. Von vorn herein ein verkehrtes Beginnen! Der Geist entweicht vor der Lupe, vor der Nadel, vor dem Feuer, und der Forscher findet, wo er das Leben sucht, nur den Leichnam. Grade das, was man wissen möchte, erfährt man nicht. So unterwirft man das Wasser berühmter Heilquellen der schärfsten Analyse, aber das wahre Geheimniß der Heilkraft, das was alle durch die

Analyse entdeckten Stoffe erst verbindet und gleichsam belebt, das entdeckt man nie. Das Sonnenlicht wird durch die Optik auseinandergelegt, und doch kann man sein eigenstes Wesen so wenig begreifen, als es erschaffen, wo es nicht ist. Die modernen Naturforscher gehen mit dem Teppich der Natur nur um, wie der römische Jude mit dem Teppich des Raphael, den er zerfaselte, um ein wenig Gold herauszuziehen, aber den Zweck und Geist des großen Gemäldes nicht begriff.

Der Mensch kann zu keiner vollkommenen Selbsterkenntniß gelangen, weil er nur immer vor sich und nicht hinter sich sieht. Hinter sein eigenes Ich kann niemand kommen.

Wir wollen nicht selbst einem Vorurtheile huldigen und von dem geheimnißvollen Ich etwa zu klein und niedrig denken. Wir legen ihm vielmehr eine unermeßliche Tiefe bei. Allein der oberflächlichen Anschauungsweise des Rationalismus, von dem der Verfasser ausgeht, ist es nicht gegeben, in diese Tiefe hineinzublicken. Ohne Zweifel gelangt man in dieser Tiefe des Ich an den Punkt, auf dem man die Möglichkeit erkennt, daß Gottheit und Menschheit in Christo Eins werden können, und eben so gewiß findet man eine dunkelste Tiefe, in der das Urböse wurzelt. Aber diese Tiefen bleiben der modernen Anschauungsweise, die sich ausschließlich als die wissenschaftliche geltend macht, absolut verborgen.

Abstrahiren wir von der Beziehung des Geschöpfes zum Schöpfer, damit man uns nicht Frömmelei vorwerfe. Reden wir von Menschen allein und werden wir uns mit dem höchsten Stolz des Begriffes Mensch bewußt! Genügt denn wohl diesem Stolze die Auffassungsweise des vorliegenden Buchs? Wie klein und niedrig müßten wir vom Menschen denken, wenn es sich mit demselben wirklich so verhielte, wie diese Anthropologie uns überreden möchte. Sie spricht dem Menschen sein Eigenstes ab, den freien Willen. Sie macht ihn zu einem Spiel der Natur, zum Rädchen in einer großen Maschine. Denn sie lehrt, der Mensch hänge, wie in seiner äußern Gestaltung, so nach seinem Temperament und nach seiner Geistesrichtung von der Abstammung und von den Umgebungen ab. Sie huldigt der modernen Theorie, nach welcher „sich bei jedem Verbrecher nachweisen lasse, daß er durch Ursachen, die zuletzt ganz außer seiner Gewalt lagen, zu seinem Verbrechen geführt wurde, und daß man folglich den Begriff der Zurechnungsfähigkeit ganz aus unseren Gesetzbüchern verbannen solle.“ (S. 259). Sie huldigt daher auch der Phrenologie, die alle moralischen und intellectuellen Eigenschaften des Menschen aus seiner Schädelbildung erklärt, so daß, wer einmal einen dummen Schädel hat, kein großer Mann werden kann, aber auch der große Mann kein Verdienst hat, weil er eben mit einem Schädel geboren war, der ihn zum großen Mann prädestinirte.

Der Verfasser huldigt der successiven Entwicklung aller organischen Bildungen, der Ansicht Burmeisters und Notts. „1) Die Erde ist von Natur in zoologische Reiche getheilt, deren jedes ein ihm ausschließlich eigenes Klima, eine eigenthümliche Flora und Fauna besitzt. 2) Die Fauna jedes Reiches entsprang in diesem Reiche und hat keine Verwandtschaft mit anderen Faunen. 3) Jedes Reich besitzt eine Gruppe von Menschenracen, welche, obgleich nach physischen und intellectuellen Merkmalen, nicht identisch, doch eng mit einander verwandt und von allen anderen Racen getrennt sind. Wir können als Beispiele die weißen Racen Europas, die Mongolen Asiens, die Schwarzen Afrikas und die Aboriginer Amerikas anführen. 4) Die diesen Reichen angehörenden Typen der Menschheit reichen um Jahrtausende höher, als alle menschlichen Aufzeichnungen hinauf und sind so alt, wie die Faunen, von denen jede ein ursprüngliches Element bildet. 5) Die Menschheitstypen sind durch eben so deutliche und eben so dauernde specifische Merkmale geschieden, als diejenigen sind, welche die Species anderer Generationen kennzeichnen. Auf die Seite der Naturforscher, die annehmen, daß jeder Gegend wie verschiedene Species von Pflanzen und Thieren, so auch verschiedene Menschenspecies von Anfang angehörten, hat sich auch Göthe gestellt, als er sagte: ‚Ich behaupte, daß die Natur sich immer reichlich, ja verschwenderisch erweise, und daß es weit mehr in ihrem Sinne sey, anzunehmen, sie habe statt eines einzigen armseligen Paares die Menschen gleich zu Dutzenden, ja zu Hunderten hervorgehen lassen. Als nämlich die Erde bis zu einem gewissen Punkte der Reife gediehen war, die Wasser sich verlaufen hatten, und das Trockne genugsam grünte, trat die Epoche der Menschwerdung ein, und es entstanden die Menschen durch die Allmacht Gottes überall, wo der Boden es zuließ, und vielleicht auf den Höhen zuerst.‘“

Aus Anlaß dieser Behauptungen geht der Verfasser auch beifällig auf die durch nichts erwiesenen oder erweisbaren Hypothesen über das Alter der Menschheit ein, welches Schleiden zu 300,000 Jahren schätzt, und bildet sich wirklich ein, es sey wahr, daß Lyell habe beweisen können, eine in Schweden ausgegrabene Fischerhütte sey vor 70—80,000 Jahren erbaut worden, und die Menschen, von denen die Pfahlbauten in den Schweizer Seen herrührten, könnten 10,000 Jahre alt seyn.

Es ist beschämend für unsere Gelehrten, daß sie sich alles Ernstes solchen kindischen Vorstellungen hingeben.

Wenn nun der Mensch ein bloßes Naturprodukt, abhängig von seiner Racenabstammung, vom Klima, von seiner Schädelbildung 2c. ist, und all sein Thun und Denken von äußern Umständen beeinflußt und bedingt ist, so daß er bei keiner Sünde und bei keinem Verbrechen als zurechnungsfähig erfunden werden kann, so wenig wie ihm hochherzige Handlungen und geniale Werke noch zur besondern Ehre gereichen können, so vermögen wir ihn auch nicht mehr als ein freies Wesen zu achten und können ihn höchstens noch gelten lassen, wie ein bestimmtes mineralisches Fundstück in der vollständigen Suite der Uebrigen.

Doch will das Buch keinen Materialismus lehren, sondern macht Anspruch darauf, Gott als ewigen Geist anzuerkennen. Nur versteht es denselben pantheistisch, als die Emanation der ewigen Materie aus dem ewigen Geist nach unabänderlichen Naturgesetzen. „Alle Wissenschaften gehen von der Anthropologie aus. Es wird in ihnen das Universum als ein einheitlicher Organismus erfaßt, in dem ein vernünftiger Monismus durchherrscht, in dessen Leben ein und dasselbe Gesetz waltet, das Gesetz der Entwicklungsreihe, welches in der Menschheit zum Gesetz der geschichtlichen Dialektik, zur Poesie, zum Drama des concreten Lebens wird, — und dessen Zweck ein einiger und einheitlicher, das Sichdarleben der absoluten Idee, die Fleischwerdung Gottes (— das Ziel aller seiner Wege —) ist.“ Die Welt, in die Gott sich emanirt oder incorporirt, nach dem Naturgesetz ohne Freiheit, ist eben nur ein todter Mechanismus.

Welche Thorheit, dem mächtigsten und freiesten aller Geister, dem ewigen Schöpfer und Herrn der Welt vorzuschreiben, er könne nicht außerhalb der Materie seyn, er müsse in die Materie hineinschlüpfen nach den Gesetzen, die irgend ein Professor als unvermeidlich und unabänderlich erkannt zu haben glaubt! Und welche Herabwürdigung des Menschen selbst, dem man nicht erlauben will, frei zu denken, zu wollen, zu handeln!

Eine göttliche Offenbarung läßt der Verfasser nicht gelten. Auch die geschichtliche Tradition will er durchaus nur nach den neuesten naturwissenschaftlichen Erfahrungen abmessen. Doch ist er gnädig genug, die Religion nicht ganz für überflüssig zu erklären. Er erblickt nämlich in ihr einen durch die Schädel- und Nervenbildung individuell bedingten Trieb, an einen Gott zu glauben und sich einen solchen vorzustellen, gleichviel, ob er existirt oder nicht. „Nach Gall gibt das Organ des Gottgefühls einen indirecten Beweis für das Daseyn Gottes. Dem Geiste ist der Zerstörungstrieb eingepflanzt, und um uns finden wir Thiere, welche für unsere Nahrung getödtet zu werden bestimmt sind; Anhänglichkeit und Kinderliebe sind gegeben, und wir haben Freunde und Kinder als die Gegenstände, woran sie sich äußern können; wir fühlen Wohlwollen, und überall sind Arme und Unglückliche, seinen liebevollen Einfluß zu genießen: so ist auch der instinctmäßige Hang zur Anbetung in die Seele gelegt und, jenen Analogien gemäß, können wir vernünftigerweise schließen, daß ein Gott da ist, den wir anbeten sollen. — Zwar schließt auch der Verstand aus den Werken der Schöpfung auf einen Gott. Aber Erregung empfindet der Verstand nicht: hat er daher jene Folgerung erlangt, so würde er doch immer noch keine Neigung spüren, den Gott anzubeten, welchen er entdeckt hat. Im wirklichen Leben können wir aber sehen, daß die Neigung zur Gottesverehrung sogar noch ein mächtigeres Princip ist, als der Verstand selbst, denn die Unwissendsten und Einfältigsten beten an, obgleich ihre Einsicht nicht im Stande ist, sie auf einen ihrer Anbetung würdigen Gegenstand hinzuführen. Endlich noch zeigt die Phrenologie, daß alle sogenannten antireligiösen Bestrebungen immer nur Werk Einzelner seyn können, in welchen bei überwiegender Denkkraft Mangel an Naturanlage für Gottgefühl nachzuweisen ist. Deshalb kann auch nie ein philosophisches System — mag es pantheistisch oder selbst sogenannt atheistisch seyn — der Religion als solcher nachtheilig werden: Philosophen sind und können nur die seyn, bei welchen die Denkkräfte alle anderen Geistesanlagen bei weitem überwiegen; dies wird aber unter allen Umständen immer und überall nur eine Minorität in der Menschheit seyn. — Die Religion bedarf daher auch keines officiellen Schutzes von Seiten der Regierungen, um gepflegt und geachtet zu werden. — Könnte es je eine Nation von Denkern geben, die zugleich des Gottgefühls ermangelte; dann allerdings würden wir an die Stelle der Kirche die Schule treten sehen, und statt der Gottesverehrung würden wir Reden, Disputationen und Vorlesungen hören. — Nicht aufhören, wohl aber abnehmen, erstickt werden kann der religiöse Sinn eines Volkes, wenn die religiösen Vorstellungen und Gedanken, in welche die religiösen Gefühle von der Kirche gefaßt werden, nicht alle menschlichen Geisteskräfte harmonisch befriedigen, sondern sich in Widerspruch mit den Denkvermögen resp. mit den Resultaten der Naturwissenschaften, der Geschichtsforschung und der auf diese basirten Philosophie setzen. Bei solcher gewaltsamen Unterdrückung der Denkvermögen muß Lauheit gegen die positive Religion und damit gegen die Kirche und deren Besuch eintreten.

Nicht durch Cabinetsbefehle kann dann dieser Lauheit abgeholfen werden; sondern nur durch eine aus dem inneren Bedürfniß der Gemeinde hervorgegangene und von ihren Vertretern ausgesprochene Anerkennung der ewigen Gesetze der Menschennatur."

Schade nur, daß von den unzähligen Surrogaten, welche die Hörsäle der Philosophen darbieten, um die bisherige Religion entbehrlich zu machen, noch keine einzige hat populär und allgemein eingeführt werden wollen.

Von dem Unterschiede der katholischen und protestantischen Kirche macht sich das Buch auch einen merkwürdigen Begriff. „Der Protestantismus nimmt mehr die Denkvermögen, das Gewissen und den Bekämpfungstrieb, — der Katholicismus den Schönheits-, Ton-, Bau-, Farben-, Gestaltsinn und Zerstörungstrieb in Anspruch. Der erstere mehr das Selbstgefühl, der letztere mehr die Beifallsliebe. Wenn es der Protestantismus vermöchte, den Schönheits-, Ton-, Farben-, Gestaltsinn, die Beifallsliebe und den Zerstörungstrieb der Menschen in gleichem Maße zu befriedigen als der Katholicismus, so würde er ihn verdrängen. Wenn dagegen der Katholicismus es dahin brächte, die Denkvermögen, das Gewissen, das Selbstgefühl und den Bekämpfungstrieb in gleichem Maße anzuregen als der Protestantismus, so müßte ihm dieser weichen." Was würden der h. Augustinus und Thomas a Kempis wohl zu dieser Charakteristik ihrer Kirche sagen?

Trotz dieser staunenswürdigen Schwächen und Verkehrtheiten des Urtheils hat das vorliegende Buch doch insofern ein gewisses Verdienst, als es wenigstens den menschlichen Hochmuth demüthigt. Es steht der Selbstvergötterungslehre des Menschen schroff entgegen. Es schraubt den Menschen nicht so gar hoch hinauf, wie es unsere modernste Pädagogik thut. Es macht auch in Bezug auf die Schule nicht so hohe Ansprüche, als Diesterweg. Es verlangt zwar, wie Struve, Bildung für alle, allein es bezweifelt, ob auch alle Bildung in die Köpfe hineingehen kann, da die Schädel eben verschieden geformt sind und es hier heißt: schöpf ich auch aus dem Weltmeer, so füll ich doch nur mein Krüglein.

Zudem läßt sich nicht verkennen, daß in dem Buch eine große Gutmüthigkeit, eine echt humane Toleranz aller menschlichen Schwächen vorwaltet. Insofern können wir es als Gegengift gelten lassen gegen die vielen Bücher, in denen gegenwärtig die Jugend und das gemeine Volk zur Geisteshoffahrt und Mißachtung jeder Autorität verführt werden. Es stellt zwar nur ein Naturgesetz als unerbittliches Fatum auf, dem alles unterworfen ist, aber das ist wenigstens eine Autorität und eine Schranke des menschlichen Hochmuths.

Geschichte und Alterthumskunde.

Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer in Mainz II. 4. Heft. Mainz, von Zabern, 1864.

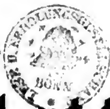
Das Heft beginnt mit einer lehrreichen Beschreibung der Belagerung von Mainz im J. 1689. Ludwig XIV. ließ damals die schöne Pfalz verheeren. Der reichsverrätherische Coadjutor von Köln, Fürstenberg, lieferte ihm Köln aus. Auch Mainz und das ganze linke Rheinufer fiel ohne Vertheidigung in seine Hände. Das Niederbrennen vieler hundert Städte und Dörfer in der Pfalz, am ganzen Oberrhein und in Schwaben vermochte nicht, den deutschen Michel aus seinem Schlafe zu wecken. Nur Kaiser und Fürsten begannen eine schwerfällige Gegenwehr. Am 15. October 1688 waren die Franzosen vor Mainz erschienen und am 17. war die stark befestigte Stadt schon durch Capitulation die ihrige. Die langsamen deutschen Fürsten schickten erst im Mai 1689 die ersten Regimenter ab und es dauerte noch Monate, ehe die andern nachkamen. „Der Kurfürst von Sachsen kam am 19. an, mit seinen Generalen und einer Abtheilung Infanterie. Oberhalb Weisenau schlug er sein Lager auf, an den rechten Flügel der Kaiserlichen sich anschließend. Man erwartete nur noch den Kurfürst von Bayern, um zur Belagerung zu schreiten; als in seinem Auftrag Graf Caprara ankam, um dem Herzog zu melden, daß er nicht mit bei der Belagerung seyn könne; ‚der Schutz des Schwäbischen Kreises sey ihm anvertraut; er könne weder seine Armee theilen noch sich von ihr trennen.' Mit Staunen ward diese ganz unerwartete Meinungsänderung vernommen, und auf sehr verschiedene Weise darüber gesprochen." Doch fand sich der Bayer endlich noch ein und am 11. September capitulirten die Franzosen in Mainz und durften mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen abziehen. Der gegenwärtige deutsche Bund ist kein Ideal, aber die damalige Zeit war doch noch trostloser.

Das Heft enthält noch eine ausführliche und durch Bilder erläuterte Beschreibung der Kirche und des Hospital zum h. Geist in Mainz und einige römische Inschriften.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Sonnabend, **N° 93.** 19. November 1864.

Lyrische Dichtkunst.

Ausgewählte Gedichte Jacopone's da Todi. Deutsch von C. Schlüter und W. Storck. Münster, Theissing, 1864.

Jacopone, der Dichter des berühmten Stabat mater, lebte zu Todi als ein junger, lebenslustiger Rechtsgelehrter und war glücklich verheirathet. Da in dem nämlichen Jahre 1268, in welchem sich das Auge der Franzosen und Neapolitaner an dem blutigen Schauspiele weidete, welches Conradin von Schwaben, der letzte Hohenstaufe, ihnen durch seinen Tod gewähren mußte, wurde auch in Todi ein großes Fest gefeiert und ein hohes Amphitheater enthielt die Sitze der edelsten Frauen und Jungfrauen der Stadt. Das Gerüst aber brach zusammen und mit vielen andern wurde auch Jacopones junge Gattin unter den Trümmern begraben. Da machte ihn der Schmerz um sie wahnsinnig. Er gab all sein Hab und Gut den Armen und lief in Lumpen durch die Straßen, ein Spott der Kinder. Erst nach zehn Jahren wurde sein Schmerz milder. Er faßte sich und trat in ein Franziskanerkloster ein. Hier diente er Gott in Demuth und dichtete jene frommen und innigen Lieder, die ihn unsterblich gemacht haben.

Im Allgemeinen schloß er sich als geistlicher Sänger seinem hohen Vorbilde, dem Stifter seines Ordens, dem heiligen Franziskus von Assisi an, dem ersten und trefflichsten Minnesänger der Kirche im Mittelalter. Wie bei Franziskus, so findet sich auch bei Jacopone wie in den Bildern des Fiesole, ein Zug von Kindlichkeit, daß man ihre Gedichte nicht lesen kann, ohne unwillkürlich ein Engelsköpfchen vor sich zu sehen. Diese Kindlichkeit liegt ganz im italienischen Volkscharakter und man findet sie heute noch, trotz Mazzinis antikirchlicher Propaganda. Was aber bei Jacopone das Eigenthümliche und Einzige ist und ihn von Franziskus unterscheidet, das ist die Flucht vor der bösen Welt in den himmlischen Frieden, das Zittern und Schauern eines kindlichen Engels vor den gräßlichen Gestalten der Hölle, die ringsum den Erdenraum erfüllen, und die sanfte und unaussprechliche Freude, mit der er, jenen Schreckbildern entronnen, wie im sichern Mutterschooß am Herzen Jesu ruht. Um dies zu verstehen, müssen wir uns in die entsetzliche Zeit zurückversetzen, in der er lebte. Die kaiserliche Hoheit war seit dem Untergang der Hohenstaufen auf lange Zeit vernichtet. Wie wilde Thiere um die Beute rissen sich die zügellosen Fürsten um den Raub der Länder. Der Sieg der Kirche über das schwäbische Kaisergeschlecht war nur scheinbar, denn die Päpste, vom Kaiser befreit, wurden von den kleinen italienischen Dynasten geplündert und bedrängt, um zuletzt in die babylonische Gefangenschaft in Avignon zu gerathen und blinde Werkzeuge der französischen Politik zu werden. Ehe diese letzte Katastrophe eintrat, führten die Päpste einen Verzweiflungskampf mit den kleinlichen dynastischen und Kirchthurmsinteressen, wie ein ermatteter Löwe mit einer Meute wüthender Hunde. Der h. Stuhl selbst wurde Spielball der rivalisirenden Familien und Lokalgewalten. Wer ihn behaupten wollte, mußte selbst ein Räuber und noch grimmiger als die andern seyn. So entriß Bonifacius VIII. dem frommen und wahrhaft heiligen Cölestin V. die Tiare und ließ ihn im Kerker verschmachten. Entsetzen bemeisterte sich aller edlen Herzen. Die Familie Colonna bestritt das Recht des Usurpators und auch Jacopone schloß sich ihr an, aber Bonifacius behielt den Sieg, die Colonna demüthigten sich und Jacopone, schon bejahrt, wurde zu langer Pein des Kerkers verurtheilt, aus welchem ihn erst 1303 der Tod des Papstes befreite. Welche Laster damals in Italien im Schwange gingen, welche Rechtslosigkeiten herrschten, wird jedem einleuchten, der auch

nur die Geschichte Ezzelinos kennt, oder der den Dante gelesen hat. Dante lebte nicht viel später und sah mit eben solchem Grauen in die Zeit, wie Jacopone.

Daher nun unter Jacopones Liedern so viele dem folgenden ähnlich sind.

Schwarz ist der Mond, die Sonne nachtumrungen,
Vom Himmel seh' ich alle Sterne fallen;
Die alte Schlang' ist ihrem Zaum entsprungen,
Auf ihrer Spur seh' alle Welt ich wallen;
Die Wasser hat sie ringsumher verschlungen,
Der Jordan selbst soll ihrem Schlund verfallen,
Und Christi Volk will sie zumal verzehren.

Die Sonn' ist Christus; er verschmäht's, dem Blicke
Der Diener durch ein Zeichen Kraft zu geben;
Kein Wunder naht, beim grausen Mißgeschicke
Den Glauben neu zu stützen und zu heben.
Nach Zeichen fragt abtrünn'ges Volk voll Tücke
Und höhnet die, so nach dem Glauben leben;
Doch fehlt Beweiskraft, um sie zu bekehren.

Obgleich selbst ein Diener der Kirche, oder vielmehr grade weil er es von ganzer Seele war, schilt er die vielen Miethlinge in der Pfaffenwelt.

Wenn St. Johann, der Täufer, wieder käme,
Sündhaftes laut zu strafen,
Wohl fände sich, wer ihm das Leben nähme;
So steht's in unserm Hafen;
's gibt Pharisäer, wie aus Tugend weiland
Sie unsern Heiland an das Kreuz geschlagen.

Die Pharisäer waren Ordensleute
Und dienten Gott mit Fasten;
Doch ward ihr Herz dem Haß und Groll zur Beute,
Nie ließ der Neid sie rasten;
Sie schienen Ehr' und Ansehn zu verachten,
Und all ihr Trachten war, sie zu erjagen.

Du, falscher Ordensmann, sollst dich vertheid'gen,
Der du so sehr dich blähest;
Dein Stolz verführt dich, Nied're zu beleid'gen,
Die du verhöhnst und schmähest;
Gott kreuzigst du durch solche Bruderfehde,
Und deine Rede schafft ihm Todesplagen.

Dem Papst Bonifacius VIII. selbst schleudert Jacopone zornige Worte zu.

Du hättest satt getrunken,
Dacht' ich, in vollen Zügen
Am bösen Spiel der Welt dich,
Es werde dir genügen;
Und da zu Papstes Würden
Du warest aufgestiegen, —
Der Stand, — wie konnt' er fügen
Sich der Begehrlichkeit!

Ein eingewurzelt Laster
Muß in Natur sich wenden;
Stets trugst du große Sorge,
Zu raffen aller Enden;
Der heißen Gier genügte
An Pfründen nicht, noch Spenden,
Wie mit Polypenhänden
Warst du zum Fang bereit.

Du hast der Scham und Scheu dich,
So scheint es, ganz begeben,
Und setztest Seel' und Leib ein,
Um dein Geschlecht zu heben;
Ein Mensch, der auf den flücht'gen Sand
Will großen Bau erheben,
Zu Nichte wird sein Streben,
Und sich'rer Sturz ihm dräut.

Doch diese Zornlieder sind nur die dunkle Folie, auf der die Liebeslieder des Sängers desto lichter glänzen. Er gibt sich nicht weich dem Schmerze hin, sondern erkennt, daß die wahre Liebe nur ein Kind der Leiden ist, daher man das Leiden selbst lieben müsse.

Die ganz vollkomm'ne Liebe
Ist nur bestrebt zu leiden;
Sie liebt, da müssen Freuden Schmerz ihr bieten;
Und mit erglühtem Triebe
Begehrt sie, Lust zu meiden,
Und will vor Gram und Leiden nie sich hüten;
Es schwelgt in Wonneblüthen
Das Herz der Liebesfrohen,
Wenn alles Lieb' entflohen
Und ihr das Kreuz sich beut.

Der Gegenstand, dem alle Liebe des Sängers sich zuwendet, ist Jesus, dem er die süßesten Lieder widmet und um den er auch im Stabat mater in so wundervollen Tönen klagt, daß ihnen noch die späte Nachwelt lauscht. Jacopone stellt überall das Reich Jesu als ein reines Lichtreich der Finsterniß der sündigen Welt gegenüber. Zu ihm in jenes Lichtreich entflieht, wer ihn mit Treue sucht und so innig liebt, daß er seiner Gegenliebe würdig ist. In dieser heißen Sehnsucht versteigt sich jedoch der Sänger in eine Mystik, die dem Pantheismus etwas zu nahe kommt. Er will nicht nur zu

den Füßen des Erlösers ruhen, sondern in ihn selber übergehen, selbst Jesus werden, Seite 189.

Ihn sehn' ich zu erreichen,
Den Blumen lieblich schmücken,
Jesu, den liebereichen,
Der Liebenden Entzücken;
Folgt ihm mit Liebesblicken,
Bis jeder sich in ihn verwandelt fand.

Und der Verstand ausrastet
Nun in der höchsten Einheit,
Die Seele jubelnd gastet
Inmitten der Dreieinheit,
Und in vollkomm'ner Reinheit
Nun ruhen Braut und Bräut'gam Hand in Hand.

Doch herrscht dieser mystische Gedanke nicht vor, sondern verräth sich in den Gedichten überall die kindliche Demuth, die dem Geschöpf gegenüber dem Schöpfer und Erlöser geziemt. Die Sprache der Uebersetzung ist fließend und die beiden Herausgeber haben sich durch dieselbe ein nicht geringes Verdienst erworben.

Zur Sclavenfrage.

Die Emancipation der Sclaven auf Cuba. Von D. Durama de Ochoa. Aus dem Spanischen übersetzt von E. Butze. Leipzig, Brockhaus, 1864.

Ein Nothschrei von der Insel Cuba! Diese Insel, die größte der Antillen, schwebt in Gefahr, sofern sie mit schwarzen Sclaven überfüllt ist und die Fortdauer der Sclaverei auf die Dauer nicht mehr möglich, eine alle Theile befriedigende Emancipation der Sclaven aber eine schwierige Sache ist. England hat schon längst die Sclaven in seinen Colonien emancipirt. Auch Frankreich, auch Holland. Auch der Kaiser von Rußland hat vor kurzem 20 Millionen Leibeigene emancipirt. Der große Krieg in Nordamerika wird seit drei Jahren nur geführt, um die Befreiung der Negersclaven durchzusetzen. Auch die südamerikanischen Republiken haben ihre Sclaven frei erklärt. So ist Cuba, das noch den Spaniern gehört, mit seinem Sclavensystem isolirt und wird es kaum aufrecht erhalten können, wenn es erst auf den gegenüber liegenden Küsten der vereinigten Staaten abgeschafft seyn wird. Und das dürfte bald geschehen, denn an einen endlichen Sieg der Secessionisten glaubt wohl niemand mehr.

Spanien hat sich längst gegen England verpflichtet, keine Schwarzen mehr aus Afrika einzuführen. Allein der Vertrag ist nicht gehalten worden. Durch das Verbot des Sclavenhandels waren die Preise für die Sclaven so erhöht, daß der Handel um so einträglicher und daher heimlich fortgetrieben wurde. Nun hat Cuba nur eine schwache weiße Bevölkerung unter einer weit überwiegenden Mehrheit von Schwarzen, und die letztere gleicht einer gefüllten Mine, welche der erste beste Funke zum Explodiren bringen kann. Die bisherigen Negeraufstände sind durch Waffengewalt unterdrückt worden. Wenn aber rings umher die Schwarzen frei werden, wie sollten sie es nicht auch in Cuba werden wollen, und wie sollte es an Aufhetzern fehlen? Kurz die Gefahr liegt nahe, daß die Neger auf Cuba das Beispiel derer des benachbarten Haiti nachahmen und an einem schönen Tage die Weißen überwältigen werden. Dem will nun der spanische Verfasser der vorliegenden kleinen Schrift durch successive Emancipation vorbeugen. Das heißt mit andern Worten, Spanien soll das Verfahren Englands auf der gleichfalls benachbarten Insel Jamaika nachahmen. Es ist aber bekannt, daß England ungeheuere Geldopfer gebracht hat, um die Sclavenbesitzer auf Jamaika zu entschädigen, Opfer, die das arme Spanien nicht bringen kann. Und es ist ferner bekannt, daß die successive Emancipation und Erziehung der Neger zu einer vernünftigen Selbständigkeit und Civilisation auf Jamaika ihren Zweck verfehlt hat. Denn so wie die Neger dort frei wurden, haben sie nicht mehr gearbeitet, weil sie frei seyn und müssig gehen für dasselbe halten. Deshalb sind die reichen Plantagen auf Jamaika verwildert und verödet, die Productivkraft, der Handel, der Wohlstand der Insel tief gesunken. Nicht anders wie auf Haiti, denn auch dort wurde dieselbe Freiheit die Mutter derselben Faulheit.

Herr Durama fühlt wohl, daß die weißen Grundbesitzer auf Cuba, wenn sie auch nicht wie die auf Haiti von ihren Negersclaven todtgeschlagen werden, sondern ihre Plantagen behalten, doch auf die Arbeitslust der emancipirten Schwarzen nicht mehr zählen dürfen, und räth daher zur Einführung der fleißigen und geschickten Arbeiter aus China, und sofern diese sich oft widerspenstig gezeigt haben, noch mehr zur Einführung der sanften und zu allem anstelligen indischen Kulis. Aber er sagt uns nicht, was mit der ungeheuern Menge von Negern angefangen werden soll, die nun einmal da sind und die nicht arbeiten wollen. Sie werden sich

jedenfalls auf der Insel sehr unnütz machen und auf ihre Zahl pochend, die Herrn der Insel werden wollen.

Der Verfasser tröstet sich: „Guter Unterricht wird dem Neger Lust zur Ordnung und Arbeit lehren und gute Behandlung wird ihm Liebe zu den Weißen einflößen.“ Das ist aber nur ein frommer Wunsch, dem die Thatsachen der Erfahrung widersprechen. So wie der Neger frei wird, mag er auch gegen Lohn nicht mehr arbeiten und fällt in die afrikanische Barbarei zurück, wobei es ihm näher liegt, die Laster, als die Tugenden der Weißen nachzuahmen. Schon seit 60 Jahren sind die Neger auf Haiti frei, und statt hoher Civilisation erblickt man dort hinter einigen bunten Lappen französischer Formen nur afrikanische Verwilderung, Nacktheit und Faulheit. Was hätte aus dieser schwarzen Republik werden können, wenn es der Stumpfsinn der Negerrace nur ermöglicht hätte! Man hat gut reden, die Neger auf Cuba sollen für ihre bisherigen Herrn nur noch eine gewisse Anzahl von Stunden gegen Lohn arbeiten, sie sollen in die Schule gehn und in den höhern Beruf des Christen eingeweiht werden 2c. Sie werden sich eben dazu nicht hergeben. Herr Durama empfiehlt wiederholt, „man solle das Uebergewicht der Schwarzen moralisch vernichten.“ Das setzt aber eine Empfänglichkeit bei den Negern voraus, die nicht vorhanden ist. Bei ihrer Ueberzahl werden sie die Weißen ausrotten, wie auf Haiti, wenn man ihr Uebergewicht nicht physisch, d. h. durch die Moral der Kanonen bemeistert. Schon Tocqueville sagte: „Die Erfahrung lehrt uns, daß die Berührung der weißen und schwarzen Race stets mit der Vernichtung der einen oder andern geendet hat.“

Jede Unnatur rächt sich, und große welthistorische Verbrechen lassen sich nicht vertuschen. Man hat nach und nach wenigstens 50 Millionen schwarze Menschen aus Afrika in die grausamste Sclaverei fortgeschleppt. Bildet man sich denn ein, daß wohlwollendes Zureden und ein wenig Schulmeisterei die Schwarzen beschwichtigen und die Schuld der Weißen sühnen werde? „Es ist die Wahrheit, sagt Pitt im Jahre 1791, ‚daß keine Nation Europas so unverzeihlich in dieser Beziehung gefehlt hat wie England. Wir hielten den natürlichen Fortschritt der Civilisation in Afrika zurück; wir entzogen ihnen alle Gelegenheit zur Entwicklung; wir haben sie zurückgehalten in einem Zustande der Finsterniß und Gefangenschaft, der Unwissenheit und Rohheit; wir haben auf jenem Boden alle Naturgesetze mit Füßen getreten, haben die Unglücklichen barbarischer gemacht als sie schon waren, und haben allen Menschen tausenderlei Vorwände an die Hand gegeben, unter dem Namen ‚Handel‘ die größten Feindseligkeiten und Schändlichkeiten gegen ihre Nebenmenschen zu begehen. Wie namenlos unglücklich ist also ein ganzes Land durch unsere Schuld geworden, indem der englische Handel, entartet und irrig in seinen wahren Grundsätzen, einem ganzen Viertel unsers Erdballs Elend statt Segen brachte.‘“ Das ist ein Fluch, den nur Blut sühnt, d. h. die Neger werden sich an den Weißen blutig rächen, oder sie selbst werden vom Uebergewicht der Weißen erdrückt und bis auf einen unschädlichen Rest ausgerottet werden.

Wenn der Verfasser Seite 9 zwischen der Sclaverei im alten Rom und der heutigen einen wesentlichen Unterschied finden will, so irrt er sich sehr. Er sagt: „Die heutigen Sclaven müssen mehr für den materiellen Besitz ihres Herrn als für seine persönlichen Bedürfnisse arbeiten, und sind im Grunde nichts weiter als Productionsmaschinen. Im Alterthum war es umgekehrt. Die Sclaven wurden nur als Diener oder als Luxusartikel betrachtet.“ Das ist nicht richtig. Die Hauptmasse der Sclaven im altrömischen Reiche war ganz ebenso, wie die heutigen Negersclaven, auf dem Lande beschäftigt, mußte auf den großen Gütercomplexen der Vornehmen den Acker bestellen und zwar in Ketten und unter der Peitsche unbarmherziger Aufseher.

Sprichwörter.

Das Kind im Sprichwort. Von O. Freiherr von Reinsberg-Düringsfeld. Leipzig, H. Fries, 1864.

Dieses kleine Buch schließt sich an die andern Sprichwörtersammlungen desselben Verfassers an und ist eben so reichhaltig. Es handelt ausschließlich von Kindern, Kindersegen, Geschlecht des Kindes, Taufe, Kinderlust und Kinderplage, von Stiefkindern, vom Lernen, kurz von allen Lebensverhältnissen der Kinder und werden die darauf bezüglichen Sprichwörter der verschiedensten Nationen mitgetheilt, worin sich bald die Lust, bald das Leid, bald der Stolz, bald der Aerger der Eltern ausspricht. Alles ist aus dem Leben gegriffen und bietet einen Schatz von Menschenkenntniß dar.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Mittwoch, | № 91. | 23. November 1864.

Mythologie.

1) Die Weltkörper in ihrer mythisch-symbolischen Bedeutung von J. B. Friedreich. Nach dessen Tode herausgegeben von Dr. N. Friedreich, Professor in Heidelberg. Würzburg, Stahel, 1864.

Das Werk enthält ein ungeheures Conglomerat von Notizen und Citaten, ist also für den Forscher und Liebhaber im Revier der Mythologie und Symbolik recht anziehend und brauchbar, läßt es indeß in Bezug auf klare Gruppirung nach den Vorstellungsweisen verschiedener Zeiten und Völker ermangeln. Es wirft zu viel zusammen, was besser getrennt wäre, und mischt nicht selten moderne Verse ein, die wenigstens der alten Mythologie fern liegen, wenn sie auch poetisch sind.

Sehr reich sind die gesammelten Notizen über die Sterne, Sternbilder und Planeten, wobei der Verfasser mit Recht auf die Astrologie der Chaldäer und Aegypter zurückgeht. In Bezug auf Sonne und Mond hätte der Verfasser etwas tiefer in die Grundbegriffe eingehen dürfen. In der so reich ausgebildeten Symbolik und Mythologie der alten Griechen durchkreuzen sich zwei solare Urbegriffe, der apollinische und dionysische. Im germanischen Norden, dessen uns nur in geringen Umfängen überlieferte Mythologie doch durch zahllose Volksgebräuche und Volkssagen ergänzt wird, ist der Urbegriff des Sonnenhaften weiblich aufgefaßt, dem aller Völker des Südens entgegengesetzt. Von diesen Gegensätzen nun sollte uns die vergleichende Mythologie ein klareres Bild geben, als es in dem vorliegenden, sonst verdienstlichen Werke geschieht.

Der verewigte Verfasser pflegt bei den Erklärungen die Meinungen Anderer zusammenzustellen, woraus man denn freilich ersieht, wie wunderlich oft unsere Gelehrten urtheilen. Wir wählen ein Beispiel aus. Nach dem bekannten griechischen Mythus liebte Eos, die Morgenröthe, den Tithonos, dessen sie sich aber wieder entschlug, weil er, obgleich unsterblich gemacht, doch wie jeder andere Mensch altern mußte, zuletzt ganz zusammenschrumpfte und in eine Cicade verwandelt wurde. „Preller Mytholog. I, 300 erkennt in Tithonos ‚eine Allegorie des Tages in seinem sich ewig wiederholenden Verlaufe, früh Morgens frisch und schön, dann von der Hitze des Tages gleichsam aufgezehrt, verdorrt und veraltet‘. Stoll (Handb. d. Relig. u. Mytholog. d. Griechen, Lpz. 1849, S. 101) deutet so: ‚der Zug, daß der Gemahl der Eos durch das Alter zusammenschrumpft, ist wohl dadurch in die Sage gekommen, daß durch die Zahl der Tage, die Eos heraufführt, endlich das Alter über die Menschen kommt‘. Schwenck (Mytholog. der Griechen, S. 196) sagt: ‚Tithonos ist darum ein grauer Greis, weil die Morgenröthe an dem graudämmernden Morgenhimmel im Osten erscheint, den man zu ihrem Gatten machte und welchen sie, von seinem Lager kommend, verläßt, wann sie am Himmel erscheint‘. In keiner von diesen Erläuterungen erkennt man die altgriechische Phantasie und Sinnbildnerei wieder. Unter den verschiedenen Deutungen des Sinnes dieses Mythos ist jene von Welcker die naturgemäßeste: ‚die grauen Locken bedeuten das Grauen des Tages nach der Erscheinung der Morgenröthe, die schönen Gewänder bedeuten die bunten Farben, die bei zunehmendem Tage aus dem tiefen Roth hervorgehen und sich weit verbreiten, und die Einsperrung in das Schlafgemach bedeutet das gänzliche Verschwinden des Morgenrothes; die Göttin ist unsterblich, vergänglich aber ihre Erscheinung, und diese Vergänglichkeit wird auf den Gatten übergetragen‘.“ Wir glauben, daß auch diese Erklärung nicht genügt. Man sollte eher an das Abnehmen

der Tage denken. Die Morgenröthe bleibt sich gleich, aber die Tage nehmen ab und zwar zu der Zeit, wenn die Cicade, wie bei uns die Grille und Heuschrecke, sich bemerklich macht, nämlich im Herbste. Doch wollen wir mit dieser kleinen Bemerkung die Frage nicht entschieden haben.

In Bezug auf den Atlas ist der Verfasser S. 288 einer Erklärung entgegen getreten, die wir uns im Literaturblatt 1859 Nr. 56 erlaubt haben. Wir hoben damals hervor, daß Atlas in der engsten Verbindung mit den Hesperiden gedacht wurde und daß die Alten auch die seligen Inseln dahin verlegten, wo die Sonne untergeht. Wenn Herr Friedreich hier sagt: „Das Westende der Welt, als das letzte Ziel alles irdischen Strebens im Uebergange von der Erde zum Himmel, vom Tode zur Wiedergeburt, entspreche dem Standpunkt des ethischen Bewußtseyns des Alterthums nicht," so befindet er sich damit in einem augenfälligen Irrthum, denn jenes Ziel lag den Alten in der That im Westen, wo Chronos schläft, wohin die Todten überfahren, dem Wege der Sonne und des Sonnenhelden Herakles folgend. Ueber die Ueberfahrt der Todten, die auch dem keltischen und deutschen Heidenthum angehörte, vergl. Grimms deutsche Mythologie 792.

Neben diesem Punkte im äußersten Westen hätte auch der Nordpol am Himmel und der ihm entsprechende Punkt am Nordpol der Erde eine größere Berücksichtigung verdient, denn die uralte schon im Eingange von Menus Gesetzbuch enthaltene Vorstellung der Inder, nach welcher der Sitz der Götter und der Anfang aller Dinge im Nordpol am Himmel war, als demjenigen Punkte, um den die ganze Welt sich dreht, wurde auch von den andern Völkern getheilt. Auch die Perser verlegten den Ursitz der Götter in ihren Norden. Auch die Griechen ließen die Mutter von Sonne und Mond von den Hyperboreern herkommen, die jenseits des Nordwindes wohnen. Weil nun das Sternbild des großen Bären dasjenige ist, welches am nördlichen Himmel am meisten in die Augen fällt und dem Nordpol sehr nahe steht, so erklärt sich daraus auch die centrale Bedeutung dieses Sternbildes, was alles hier nicht genügend hervorgehoben ist, denn der Verfasser widmet diesem Gestirn nicht volle vier Seiten. Der üppige Mythus von der Kallisto, den man hier immer in die erste Linie stellt, entscheidet für die wahre Bedeutung des Gestirnes gar nichts, sondern führt nur von dessen richtigem Verständniß ab.

Das gilt überhaupt von einer Menge classischer Mythen, die in der uns überlieferten ausgebildetsten Form späterer Dichter den ursprünglichen Sinn kaum mehr erkennen lassen. Es wäre schon längst die Aufgabe der vergleichenden Mythologie gewesen, den Respect vor der Autorität jener Mythen abzulegen, die gar keine Mythen oder religiöse Dichtungen mehr sind, sondern nur das willkürliche Spiel einer wollüstigen Phantasie, die mit den älteren ernsten Vorstellungen schnöden Mißbrauch treibt. Beinahe alle religiösen Vorstellungen der Griechen und Römer, wie unschuldig, naiv, ernst und voll Anerkennung des Ehrwürdigen und Heiligen oder Schrecklichen und Furchtbaren in der göttlichen Macht sie auch ursprünglich waren, sind im Verlauf der Zeit ins erotische und obscöne Gebiet hinabgezogen und in eine Novellenliteratur übergeleitet worden, wie die der altfranzösischen Fabliaux. Alles läuft darin auf Wollust, Ehebruch, Verspottung der Unschuld und auf ein Raffinement hinaus, welches von der Höhe der Gottheit zur schmutzigsten Bestialität hinunter führt. Der geistvollste Sammler dieser unsaubern antiken Novellen war Ovid und er sammelte sie einzig zu dem Zwecke, um seinem hohen Gönner, wenn derselbe unter seinen Mignons und Odalisken saß, die Sinne noch mehr zu kitzeln und seine wüsten Orgien ästhetisch zu verfeinern. Augustus liebte es, selber im Costüme der verschiedenen Götter deren unzüchtige Handlungen, wie sie ihnen in den Mythen angedichtet werden, zu wiederholen, und die so präparirten Unterhaltungsmittel der schändlichsten Schwelgerei gibt man heute noch für den werthvollen Stoff der mythologischen Wissenschaft aus. Die Gelehrten beschäftigen sich damit, als wären es Heiligthümer, mit einer bornirten, wenn nicht affectirten philologischen Andacht. Das Aergste aber ist, daß die ganze classische Unzucht als Lehrstoff für unsere Jugend verwerthet wird.

Wenn eine ältere naive Mythenbildung auch den Stier wegen seiner Fruchtbarkeit zum Sinnbild der erdbefruchtenden Kraft in der Sonne machte, so hörte doch alle Naivetät und aller religiöse Ernst auf, sobald man, lediglich um die Sinne zu kitzeln und vornehmen Schwelgern ein faunisches Gelächter abzulocken, den Mythus vom Stier der Europa und den noch schmutzigeren vom Stier der Pasiphae ersann. Wenn die Wissenschaft auch solche Auswüchse der Phantasie einregistriren muß, so sollte sie es doch niemals thun, ohne das Mißbräuchliche als solches scharf zu betonen. In der Schule aber sollte noch mehr Rücksicht darauf genommen werden, daß die Jugend so etwas in seiner ganzen Verwerflichkeit würdigen und Vieles überhaupt gar nicht kennen lerne. Denn es ist keinerlei vernünftiger Grund vorhanden, die unschuldigen Nasen deutscher Knaben in jenen mythologischen Koth hineinzustoßen.

Die Symbolik und Mythologie der Milchstraße wird im vorliegenden Werke wieder nur auf vier Seiten abgefertigt und wird dabei auf Aratus und Manilius verwiesen. Aber von Porphyrius und Macrobius ist nicht die Rede, obgleich grade sie in ihren Schriften de antro nympharum und somnium Scipionis den Schlüssel zum Verständniß der meisten Mythen enthalten, die sich auf die Milchstraße, als den Weg der Seelen vom und zum Himmel, und auf deren Verhältniß zur s. g. Planetenleiter und zu den Solstitien beziehen. Ohne dieses Verständniß bleibt der Mythus von Chronos ganz dunkel. Die alten Völker selbst waren nicht so oberflächlich, als die neuen Mythologen. Sie dachten sich nicht Sonne, Mond und Sterne jedes apart, sondern suchten eine Orientirung im ganzen Sternenhimmel und fanden sie in den Beziehungen des Ganzen auf den Nordpol, die Milchstraße, die Planetenleiter, den Thierkreis, den Sonnen- und Mondlauf.

Zu den Vorzügen des hier besprochenen Werkes gehört, daß der Verfasser weniger bekannte und zum Theil sehr poetische Mythen und Märchen von Völkern mittheilt, die außerhalb des classischen Bereiches liegen. Wir geben zur Probe hier ein Milchstraßenmärchen, welches wohl nur wenigen unserer Leser bekannt seyn dürfte. Es ist dem Ungarn Ipolyi nachgeschrieben. „Mit den Trümmern seines Heeres zog Csaba, der Sohn Attilas, nach der letzten blutigen Schlacht zurück in das Morgenland, damit er vereint mit den dort zurückgebliebenen Stammverwandten dereinst wieder zurückkehren könne. An Siebenbürgens Grenzen ließ er jedoch einen kleinen Theil seines Heeres, die Szekler, als Vorposten zurück, damit sie einstens den Wiederkommenden zur Stütze dienten. Bevor sie schieden, leisteten sie Eide, daß sie sich in der Zeit der Gefahr behülflich seyn wollten, sollten sie selbst von dem andern Ende der Welt daher eilen. Kaum gelangten sie aber bis zu dem Fuße der Alpen, so erhoben sich die umwohnenden Völker gegen die verlassenen Szekler. Die Wipfel der Bäume regten sich aber und schnell trugen sie die Nachricht der Gefahr zu ihren Genossen; ein Theil des Heeres kehrte gleich um und vernichtete die Feinde. Nach einem Jahre wiederholte es sich abermals: der Bach lief nun schreiend in den Fluß, der Fluß in das Meer, und brachte dem Heere die Botschaft. Schnell zogen sie wieder zurück und zerstreuten die Gegner. Es vergingen jetzt drei Jahre, doch endlich erhoben sich wieder die Nachbarn gegen den Fremdling Szekler; die Genossen waren schon weit hingezogen, kaum der Wind konnte sie mehr erreichen, doch gesellte er sich zu dem Meeressturm, und traf sie endlich weit am Osten. Sie eilten wieder zurück und auch das drittemal befreiten sie ihre Brüder und befestigten sie in ihrer neuen Heimath. Der Szekler hatte jetzt Ruhe, es vergingen viele Jahre, der gepflanzte Nußkern wuchs zum dicken Baumstamm und dichten Laub empor, die Kinder waren Greise geworden und die Enkel waffentragende Männer; aus dem zeitlichen Wachposten entstand eine kleine Heimath. Aber da beneideten wieder einmal die Nachbarn den fremden Eindringling, und lang vergessend die von der Ferne stets zukommende Hülfe, erhoben sie sich gegen ihn. Tapfer fochten die Szekler, doch der Uebermacht mußten sie unterliegen, die Hülfe kam nicht, die geschiedenen Genossen waren längst verschieden, keine Botschaft traf sie mehr; nur der Stern der Szekler wachte noch und trug die Kunde in die andere Welt. Da unten ging schon die letzte Schlacht und die gänzliche Niederlage der Szekler vor sich, als plötzlich Pferdetritte und Waffenschlag ertönen; glänzende Heerschaaren ziehen stumm in der Nacht von dem blauen Himmelsgewölbe am glänzenden Sternenweg herab; die glorreichen und treuen Genossen, die sich dreimal bewährt, kommen nun als Geister von der Himmelshalle ihnen das viertemal zur Hülfe herab. Es ist keine sterbliche Macht, die den Unsterblichen widerstehen könnte. Der Eid ist gehalten worden, der Szekler ist wieder gerettet, und wie die Hülfe kam, zieht sie wieder hinauf, schweigsam, auf der Sternenbahn; seitdem steht der Szekler festes Fußes in seiner Heimath, und wenn er nächtlich zum blauen Himmel hinaufschaut, sieht er die funkelnde Bahn, die die Fußstapfen der Seligen zurückließen, als sie ihnen zu Hülfe kamen, und nennt es den Weg der Heerschaaren, hadak utja. Diese Sage schließt sich in ihrem einfachen Grundtone an die Begriffe von den Himmelswegen, Seelenwegen, wonach die Milchstraße gedeutet wird, auf welchen die Seelen der Verstorbenen, die verklärten Götter und Helden in ihrer Apotheose, in Sternengebilden daherwandeln."

Auf Seite 280 sagt der Verfasser: „Der Ausdruck ‚der Hund bellt den Mond an' hat wahrscheinlich seinen Ursprung von einem Aberglauben der Amerikaner, welche fürchten, der Mond möge einmal vom Himmel herab auf die Erde fallen und so die Menschen zermalmen; sie treiben daher von Zeit zu Zeit abgerichtete Hunde in das Freie, welche gegen den Mond anbellen, damit sich dieser fürchten soll, auf die Erde herabzukommen." Diese Erklärung scheint uns doch zu weit hergeholt zu seyn. Der Verfasser scheint das Glück gehabt zu haben, bei seinen Studien nicht sehr durch die Hunde der Nachbarn belästigt zu werden, sonst würde er die Erfahrung gemacht haben, daß so oft in heitern Nächten der Voll-

mond seinen Glanz verbreitet, die im Freien wachenden Hunde in Aufregung kommen und ihn anbellen.

Schließlich bedauern wir, daß das vorliegende Werk zu dünnes und durchschlagendes Papier hat, so daß man auf der einen Seite die Lettern der Rückseite durchschimmern sieht, was die Augen angreift. Da man in Deutschland jede französische Mode mitmacht, sollte man sich auch des reinlichen Papiers und Drucks wie in Paris (und London) befleißigen.

Dichtungen.

Zwanzig Balladen von einem Schweizer. Stuttgart, Metzler, 1864.

In diesen Romanzen ist ein edler Ton angeschlagen. Der Stoff ist aus der profanen und heiligen Geschichte gewählt, um uns erhabene Gesinnungen und Charaktere vorzuführen. Das ist erfreulich, weil es selten ist, weil die größte Menge unserer Lyriker nur immer und immer von ihrem lieben Ich singen, feige seufzen und mit den Schwachheiten ihres Herzens kokettiren. Ein wenig Stahl und Mannheit kommt dieser butterweichen Lyrik wohl zu Statten.

Den Anfang macht eine Romanze von der Gründung Venedigs durch edle Flüchtlinge. Der Gedanke ist schön, ein Asyl für die Freiheit zu suchen. Schade nur, daß die sonst edel gehaltenen und fließenden Verse, deren Versmaaß und Tonart uns häufig an Schiller erinnern, hin und wieder Härten und falsche Reime bringen, die den Wohllaut stören. So heißt es in dieser Romanze:

Auf der Woge dunkeln Reichen
Sieht er zittern einen Glanz,
Sieht ihr einen Strahl entsteigen,
Und nun flammt die Sonne ganz.

Reichen und steigen reimt sich nicht.

Zwischen Inseln eine Straße,
Ebnet sich des Meeres Bahn,
Und auf grüner Wassergasse
Fliegt der leicht beschwingte Kahn.

Straße und Gasse reimt sich wieder nicht.

Schön ist die Romanze von der Belagerung der corsischen Stadt Bonifacio durch die Spanier. Schon scheint die Stadt verloren, da betet ein Mönch inbrünstig und seinem innern Auge wird offenbar, daß sich eine Flotte von Genua zum Entsatze naht. Sie ist noch weit entfernt, aber „ich sehe sie!“ sagt er und stählt den Muth der Corsen, bis die Flotte wirklich kommt. Ein ganz ähnliches Ereigniß hat sich bekanntlich während des letzten ostindischen Krieges bei der Belagerung von Lucknow zugetragen. — Die folgenden Romanzen stellen uns römische Jugend vor Augen, den Sohn des Manlius, der um der Ehre willen des Vaters Gebot übertritt, und die Römerin, die sich öffentlich glücklich preist, daß ihr Sohn fürs Vaterland gefallen ist, und die nur heimlich um ihn weint. Weiter folgen Joseph und seine Brüder, die von Plutarch erzählte seltsame Geschichte von der Seelenwanderung des Aridäus-Thespesius. Die Schlacht bei Tiberias aus der Zeit der Kreuzzüge. Die Sühne der Söhne unter Kaiser Otto. Die Königin Agnes als Büßerin im Kloster Königsfelden, Künstlers Erdenwallen oder der verspätete Dank, der einem großen Meister erst am Rande des Grabes zu Theil wird; die Flucht Karls I. Den Schluß macht der Hugenot, dem in den großen Religionskriegen ein katholischer Ritter die Gattin erschlagen hat und der später einmal denselben Ritter, als er sich verirrt hat, rettet und beherbergt, ohne sich an ihm zu rächen. Der Gast erwartet den Tod und wartet die ganze Nacht mit gespanntem Hahne auf den Mörder, aber er kommt nicht. Der Wirth kämpft mit sich selbst einen furchtbaren Kampf, aber die Großmuth siegt. Als der Morgen tagt, bietet er sich seinem Gaste zum weiteren Wegweiser an.

Und schon im Felde seh'n den Pflug
Sie in der Morgensonne gehn,
Da ruft der Reiter: „Herr, genug!
Habt Dank! Auf Nimmerwiedersehn!
Ihr seyd ein Mann von weisem Sinn
Und seht, daß ich des Königs bin,
Des größten Königs in der Welt,
Der meinen Weg im Auge hält!“

Jetzt spricht der Andre feierlich:
„Du hielt'st in meinem Hause Rast,
Und durch den Wald geleit ich dich,
Der du mein Weib gemordet hast!
Ich weiß, daß du des Königs bist,
Der über Alle mächtig ist . . .
Doch wurde heut sein Dienst mir schwer;
Mein ist die Rache! spricht der Herr.“

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, № 95. 26. November 1864.

Mythologie.

2) Die poetischen Naturanschauungen der Griechen, Römer und Deutschen in ihrer Beziehung zur Mythologie. Von Prof. Dr. F. L. W. Schwartz. Erster Band. Sonne, Mond und Sterne. Berlin, Hertz, 1864.

Die Methode, nach welcher man in den mythischen Gestalten ausschließlich Naturkräfte und Naturerscheinungen zu sehen glaubte, hat durch die geistvolle Behandlung Creuzers eine lange Herrschaft behauptet. Sie ist auch gerechtfertigt, aber sie darf nicht ausschließlich gelten, denn die alten Völker haben nicht blos Sonne, Mond und Sterne, die Elemente, Blitz und Donner, das Meer und überhaupt die Natur, sondern auch sog. moralische Begriffe vergöttert. Vor allem spiegelten sie sich selbst in ihren Göttern ab. Die Götter waren durchgängig Typen des Volksthümlichen, oder wurden aus ursprünglichen Naturgöttern dazu umgebildet. Im griechischen Zeus z. B. tritt der alte Naturgott fast ganz zurück und nur der griechische König, der alles beherrscht, allen Männern befehlen und mit allen Weibern buhlen darf, steht im Vordergrunde. Der nordische Thor war ursprünglich der Donnergott, wie der griechische Zeus, aber er gehörte einem andern Volke an und wurde demgemäß ganz anders aufgefaßt, nämlich als die Personification des groben, aber ehrlichen deutschen Volkes selbst und zwar des gemeinen Volkes, der Bauern, im Gegensatz gegen den fürstlichen Odin, wie Uhland in seinen Sagenforschungen überzeugend nachgewiesen hat.

Herr Schwartz hat seltsamerweise die fixe Idee, die ganze alte Mythologie bewege sich droben in der Luft, und ihre Factoren seyen lediglich Wolken und Wind, Blitz und Donner. Er hat die gelehrte Welt bereits mit zwei Werken beschenkt, worin er jene fixe Idee zur Geltung zu bringen versucht. Als er das vorliegende Werk ankündigte, hofften wir, er sey von seiner Idiosynkrasie geheilt worden, denn es sollte ja nicht mehr vom Gewitter, sondern von Sonne, Mond und Sternen handeln. Kaum aber hatten wir das Buch aufgeschlagen, als uns schon wieder aus jeder Seite Wind und Wolken, Regen, Blitz und Donner entgegenquollen.

Wir gehen zum Beweise das Buch näher durch. Auf Seite 6 heißt es: „daß, wenn Nimrod den Abraham in einen feurigen Ofen geworfen haben soll, aus dem er dann aber unversehrt hervorgegangen, dies auch auf den Sonnenriesen gehen dürfte, welchen der große Jäger Nimrod, d. h. der Sturmesjäger, welcher ja auch den Thurm zu Babel, d. h. ursprünglich den Wolkenthurm, gebaut haben soll, im Gewitterfeuer so zu behandeln schien, aus dem jener aber dann doch unversehrt wieder hervor kam." Und ferner: „Ursprünglich repräsentirt die Scenerie wenigstens des aus dem Himmel mit dem Blitzschwert vertriebenen Adam, des im Wolkenschiff an dem höchsten Berge landenden Noah, so wie des von Osten einziehenden Sonnenriesen Abraham nur drei an Himmelserscheinungen in verschiedener Weise sich anknüpfende Menschenschöpfungen." Eine Erklärung der Bibel aus Wolkenkukuksheim so wunderlich, als uns je etwas vorgekommen ist!

Aber auch die Mythologie des Nordens, wie der Griechen, wird auf gleiche Art erklärt. Schlagen wir S. 16 auf, so lesen wir: „Sigurd hat das Herz des Gewitterdrachen Fafnir, nachdem er ihn bezwungen, im Feuer, d. h. im Gewitterfeuer, gebraten. Die Sonne aber ist das Herz dieses himmlischen Drachen." Bisher hat man geglaubt, Fafnir, der auf dem Golde brütet, gehöre der Erde und nicht den Wolken an.

Auf derselben Seite lesen wir, der Sturmriese Prometheus sey mit Blitzfäden an den Wolkenberg ge-

fesselt gewesen, und der schwarze Wolkenvogel sey im Gewitter geflogen gekommen, um sein Herz, d. h. wieder die Sonne, zu fressen. Diesen Unsinn wagt der Verfasser als Sinn der wundervollen Prometheusmythe hinzustellen. So wagt er den großen Aeschylos auszulegen, so Welkers geistvoller Trilogie ins Gesicht zu schlagen!

Auf Seite 18 ist die Sonne auch wieder das Herz des Zagreus, „das aus dem Gewitterkampf übrig bleibt.“

Auf Seite 35 ist Acheloos kein Flußgott, sondern ein Wolkengott und sein abgebrochenes Horn der Regenbogen. Auf der folgenden Seite träumt der Verfasser gar, die Idee des h. Graal sey aus den s. g. Regenbogenschüsselchen geschöpft worden.

Auf Seite 40 wird aus dem berühmten Thyrsusstabe des Dionysos und der Bachanten der Blitz, und wenn durch denselben Quellen aufgeschlagen werden, so ist damit nur der Regen gemeint, der durch den Blitz aus den Wolken geschlagen wird.

Die nächstfolgende Seite belehrt uns, daß der Schlafdorn, mit welchem Odin die Valkyrie Brynhilldur in den Zauberschlaf versenkte, wieder nur den Blitz bedeutet.

Auf Seite 57 wird uns gesagt, das muthwillige Heer des Dionysos, seiner Silene, Pane, Satyrn, Nymphen, Mänaden ꝛc., das uns Nonnus in so liebenswürdiger Weise geschildert hat und in dessen Illustrirung die altgriechische Kunst so unerschöpflich war, sey wieder nichts anderes, als das Donnergepolter hinter dem Blitz in den Wolken.

Seite 58 erfahren wir, die arme schöne Io, die als Kuh umherirrte, sey eine „Gewitterkuh“ gewesen, wie auch der berühmte Esel des Silen „ein Wolkengrauschimmel im Gewitter.“

Seite 60 erscheinen dem Verfasser die Todten in der Odyssee, die gleich Fledermäusen dahin schwirren, als „der im Gewitter dahinziehende Todtenzug, die kochende Gewitterwolke, auch als summender Bienenschwarm. Im Prätigau hört einer ein sonderbares Gemurmel, wie Bienengesumse, es ist der Todtenzug, der vorüberzieht.“

Auf der nämlichen Seite wird uns auch noch eröffnet: „Wenn man im Blitz einen geflügelten Phallus oder die geflügelten goldigen Schuhe der hierhin und dorthin eilenden himmlischen Wesen oder einen dahinschießenden glänzenden Fisch oder eine dahinhuschende blitzrothe Maus oder dergl. zu erblicken meinte (Ursp. p. 275), so stellen sich als gar nicht unpassende Gegenstücke dazu geflügelte, glänzende Insekten wie die Bienen, die pennis coruscantes volucres des Virgil und Ovid. Grohmann hat in seiner inzwischen erschienenen Schrift über ‚Apollo Smintheus und die Bedeutung der Mäuse in der Mythologie der Indogermanen‘ (Prag 1862) die Rolle der Mäuse im Gewitter so ausführlich dargelegt, daß damit nicht nur ein Niederschlag einer ganzen Glaubensschicht der rohesten Form gewonnen ist (welche übrigens nicht blos bei den Indogermanen auftritt), sondern auch eine für unsere Gewitterbienen vorzüglich passende Analogie bietet.“ Das beweist nichts, als daß Herr Grohmann, den wir schon im vorigen Jahre, Literaturblatt Nr. 71, widerlegt haben, sich eben so gröblich täuscht, wie Herr Schwartz. Das kleine Volk der Mäuse lebt unter der Erde, lichtscheu und verborgen. Keinem Volk des Alterthums wäre jemals eingefallen, es in den Wolkenhimmel zu versetzen.

Seite 62 will uns Herr Schwartz überreden, der mythische Stier, aus dessen Fäulniß die Bienen, das Pferd, aus dessen Fäulniß die Wespen, und der Esel, aus dessen Fäulniß die Mistkäfer entstanden, seyen sämmtlich Gewitterwolken gewesen.

Die verbotene Thür, die verbotene Kammer, die in so vielen Mythen und Märchen wiederkehren, wird Seite 64 gleichfalls in ein Loch in den Wolken verlegt.

Auch die armen Störche müssen wegen ihrer rothen Beine Seite 69 zu Blitzen werden.

Nach der alten Edda grub sich Odin in Schlangengestalt tief in den Berg ein, um Gunnlöd zu berücken und ihr den Zaubertrank, den sie hütete, zu rauben. Diese Höhle, die man sich nur in der tiefsten Tiefe der Erde denken kann, versetzt Herr Schwartz Seite 70 wieder frischweg oben an den Himmel hin, als eine Höhle oder ein Loch in den Wolken.

Dieses Wolkenloch gefällt Herrn Schwartz so außerordentlich gut, daß er Seite 72 nicht im geringsten zweifelt, die Schlüssellöcher, durch welche nächtlicher Weile die Maren heimlich ins Schlafzimmer eindringen, seyen auch nur Oeffnungen oben in den Wolken.

Die mit feinem Schönheitssinn begabten, nur ein wenig frivolen Dichter der Alten gefallen sich bekanntlich in einer lüsternen Bademalerei. Wie viele Göttinnen und Nymphen werden bei ihnen nicht im Bade überrascht! Da hat man sich nun bisher ganz einfach gedacht, die Schöne plätschert in der warmen Fluth südlicher Länder an einem reizenden Ufer. Nichts da! Herr Schwartz unterrichtet uns Seite 75, es handle sich hier nur „von einer Ueberraschung der Wolkengöttin im Wolkenbade,“ und wenn Tiresias dafür, daß er die Göttin Athene im Bade erblickte, geblendet wurde, so

könne darunter nur eine Blendung durch den Blitz gemeint seyn.

Herr Schwartz kann von dem lieblichen Gedanken des Wolkenloches nicht loskommen. Er macht sich diese angenehme Vorstellung abermals Seite 77, indem er uns versichert, unter der Springwurzel, mit welcher nach altem Aberglauben der Specht sein verkeiltes Nest eröffnet, sey nur der Blitz gemeint. „Nach unserer Deutung ist der herausfahrende Keil der Donnerkeil selbst, mit welchem dem Gewittervogel in der himmlischen Scenerie das Nest zugespündet war, und ich bin geneigt, dieselbe überhaupt im Einzelnen so zu fassen: Im Gewitter wird dem himmlischen Vogel sein Nest im Wolkenwetterbaum verkeilt. Wenn das Nest durch eine Wolke verdeckt ist, so erscheint der Vogel plötzlich mit der Blitzsprengwurzel, öffnet den Wolkenbaum und der Donnerkeil fährt geräuschvoll heraus oder sprengt den Wolkenberg."

Der nämliche wolkendurchbohrende Blitz soll nun auch Seite 83 den zugespitzten und angebrannten Pfahl bedeuten, welchen Odysseus und seine Gefährten dem trunknen Polyphem ins Auge stießen.

Die Alten selbst haben aufs deutlichste das himmlische Feuer, den Blitz, oder den feurigen Aether (Morgen- und Abendröthen) vom unterirdischen Feuer der Vulkane und vom irdischen Heerdfeuer unterschieden. Aber darum kümmert sich Herr Schwartz nicht. Er versetzt Seite 95 auch die Heerdgöttin Hestia oder Vesta in den Gewitterhimmel hinauf und hält ihr Lachen für den Donner.

Auf der folgenden Seite bildet er sich ein, wenn eine Vestalin in Rom wegen Unkeuschheit lebendig begraben worden sey, so bedeute das nichts anderes, als „die Ueberwältigung der Sonnenjungfrau im Gewitter."

In Phaeton, dem Sohne, und Hyakinthos, dem Liebling Apollos, sieht der Verfasser Seite 99 wieder nichts als Sonnen, die im Gewitter verschwinden.

Die Schmiede des Vulkan, welche sich die Alten immer unterirdisch in einer tiefen Höhle, namentlich im Krater des Aetna dachten, versetzt der Verfasser Seite 102 in den Wolkenhimmel hinauf und läßt die Sterne Funken seyn, die aus der Feueresse fliegen.

Die nordischen Valkyrien oder Schwanjungfrauen sind Seite 117 nur „Wolkenjungfrauen" und reiten auf „Wolkenrossen".

Der Eber ist ein terrestrisches und winterliches Thier, welches durch das Dickicht der Wälder bricht. Herr Schwartz aber sieht in ihm Seite 120 wieder nur die schwarze Wolke mit dem blitzähnlichen Zahne.

Die Fische, hätte man denken sollen, wenigstens die Fische würde Herr Schwartz unten im Wasser lassen. Aber es hilft alles nichts, auch sie müssen, wie die armen Mäuse, oben hinauf in die Wolken. „Der Gewitterfisch erscheint nämlich schon nicht blos, wie ich oben ausgesprochen, als der im Blitz hin- und herschießende Hecht, sondern anderseits auch deutlich in gewaltiger Dimension, den ganzen Himmel erfüllend und zu einem ungeheuren Wolkenfisch anwachsend." S. 123. Auf derselben Seite vermuthet der Verfasser, der einäugige Fisch, der in Volkssagen vorkommt, sey die Sonne.

Die Alten fabelten, der abgeschlagene Kopf des Sängers Orpheus rede noch fort, und gleichermaßen orakelt in der nordischen Edda Mimirs Haupt. Herr Schwartz spricht S. 127 „von einer einzelnen, dem Gewitter voranziehenden Wolke, die man noch heut zu Tage einen Grummelkop nennt, ein in Wind und Donner grummelndes oder murmelndes Haupt. Das ist das plastische Substrat, nach meiner Meinung, vom singenden oder redenden Haupte des Orpheus oder Mimir."

Auch die berühmten Drachenzähne, aus denen, als sie Jason in den Acker säete, Krieger entstanden, werden hier Seite 129 wieder nur zu Blitzen gemacht.

Die fränkischen Merovinger stammen nach der Sage von einem Meerungeheuer ab, welches einmal am Ufer eine Königin überfiel. Dieses Meerungeheuer ist nun, wie Herr Schwartz Seite 134 docirt, „der bei des Gewitters Schwüle aus den himmlischen Wassern hervorkommende Gewitterstier, wie die kretische Sage von der Buhlschaft der Pasiphae mit dem Stiere wußte, den Poseidon aus dem (Wolken) Meere hatte aufsteigen lassen." Herr Schwartz sagt ausdrücklich nicht Meer, sondern Wolkenmeer, weil er, wie wir später sehen werden, auch den ganzen Hofstaat Neptuns in die Wolken versetzt.

Seite 138 erfahren wir, die von Zeus verschlungene Metis, die Göttin der Klugheit, sey nichts anderes, als eine „Gewitterwolke" gewesen.

Seite 149 wird der Name der Glaukopis, d. h. der blauaugigen Athene so gedeutet, daß nur die bläulich gefärbten Blitze darunter zu verstehen seyen.

Endlich läßt sich der Verfasser darauf ein, die Mythen in Erwägung zu ziehen, in welchen Sonne und Mond als Geschwister oder als Gatten gedacht sind. Allein vergebens hoffen wir, jetzt endlich die unseligen Gewitterwolken loszuwerden. Wir erfahren Seite 170 schon wieder: „Der Mond werbe um die Sonnenbraut im Gewitter", und auf der folgenden Seite heißt der Mond ein „Gewitterheld". Man macht sich von der gelehrten Confusion dieses Buchs einen Begriff, wenn man liest, wie auf derselben Seite 170 vom Chronos,

vom Okeanos und der schönen Tethys gesprochen wird, die auch nicht entfernt zur Sonne und zum Monde gehören. Herr Schwartz aber redet von ihnen nur, um auch sie in seine Gewitterwolke hinauf zu schleppen. Alle Elemente plündert dieser unbarmherzige Gelehrte, um Gefangene und Beute in sein geliebtes Wolkenloch hineinzustopfen. Chronos, der alte Gott der Zeit, darf nicht länger auf seiner Insel im fernen Oceane schlafen, Herr Schwartz packt ihn, schleppt ihn nach „Wolkenkönigsburg" und commandirt ihn: Fortan bist und bleibst du ein Gewittergott! Ebenso schleppt er den Okeanos, eine Personification des unermeßlichen Weltmeers, mit des Achilleus schönfüßiger Mutter aus dem Meere hinweg in die Wolken hinauf und läßt sie zu „himmlischen Wassergöttern" avanciren.

Alle Welt hat bisher die in einem unterirdischen Gemach verschlossene schöne Danaë, zu welcher Zeus als goldner Regen eindringt, für eine Personification der Erde gehalten, welche durch den Regen vom Himmel fruchtbar gemacht wird. Auch diese älteste und natürlichste aller Erklärungen läßt Herr Schwartz nicht mehr gelten, sondern macht Seite 184 aus dem unterirdischen Gewahrsam der Danaë einen „Wolkenthurm" und aus dem goldnen Regen einen Blitz.

Daß auch der in unsern Märchen so oft vorkommende Glasberg von der fixen Idee des Herrn Schwartz würde in Anspruch genommen werden, ließ sich erwarten. Unter dem Glase hat man von jeher nur die durchsichtige Luft oder die Eisberge des hohen Nordens verstanden. Herr Schwartz macht aber Seite 188 ohne Schwierigkeit einen „Wolkenberg" daraus, unbekümmert darum, daß undurchsichtige und flockige Wolken eine Vergleichung mit dem durchsichtigen und glatten Glase nicht aushalten. Mit derselben untrüglichen Sicherheit behauptet er, die Leiter, auf welcher in unsern Märchen unschuldige Knaben oder Mädchen zum Glasberg hinaufklettern, sey der zackige Blitz, und es kümmert ihn nicht, daß die armen Leute hinaufklettern, während der Blitz umgekehrt herunter kommt.

Auch der h. Apostel Petrus wird Seite 198 zu einem „Gewittergott" gemacht und sein Himmelsschlüssel zu einem Blitz, der die Wolken aufschließt.

Nach so zahlreichen Proben wird es niemand mehr Wunder nehmen, daß sich die Phantasie des Herrn Schwartz Seite 207 bis zu der Vorstellung verirren konnte, die aus dem Meerschaum entsprungene Liebesgöttin sey keineswegs aus dem Schaume des Meeres geboren, sondern „aus dem Wolkenmeer des Gewitterhimmels."

Beim Raube der Persephone blüht die Narcisse. Die Symbolik dieser Blume weist auch im Mythus vom Narcissus auf den Tod hin. Herr Schwartz aber vindicirt Seite 210 auch sie für sein Wolkennest, gibt ihr eine rothe Blitzfarbe und erklärt ihren Duft für den Schwefelgeruch der Blitze.

Auf der folgenden Seite muß sich sogar die berühmte weiße Frau, die in unsern königlichen und fürstlichen Schlössern umgeht und einen Schlüsselbund trägt, mit welchem sie, wenn sie will, rasseln kann, zu einer weißen Wolke machen lassen, in welcher der Donner rasselt.

Daß die Zauberin Medea einmal in ihrem Hexenkessel einen alten Greis wieder jung kocht, versteht Herr Schwartz Seite 229 als ein „Kochen im Gewitter", um die alte Sonne zu verjüngen.

Der häßliche Räuber Kakus stahl dem schlafenden Herakles Rinder und trieb sie in seine Höhle. Das ist nun hier nach Seite 239 ein Sinnbild des Gewitters und die Höhle wieder das vielgeliebte Wolkenloch.

Dem Leser, dem es noch nicht klar genug seyn sollte, wird auf Seite 242 noch einmal ausführlich auseinander gesetzt, daß Poseidon oder Neptun kein Meergott, sondern ein Gewittergott und daß sein Dreizack kein Werkzeug zum Fischen, sondern der Blitz sey. Ausdrücklich werden hier auch die Nereiden in den Wolkenhimmel versetzt.

Die Zauberin Kirke, wie auch die verführerische Kalypso müssen Seite 243 ebenfalls von ihren bekannten Inseln aufschweben und zu Wolkengöttinnen werden.

Daß einmal die Kerkopen über die schwarze Hinterseite des Herakles gelacht haben, beweist Seite 250 dem Herrn Schwartz, das sey ein Gewittermythus, denn die schwarze Farbe bedeute die dunklen Wolken und das Lachen den Donner.

Wir wollen abbrechen, es wird wohl den meisten Lesern schon zuviel seyn. Wenn man aber eine Doctrin für sinnlos erklärt, ist man verpflichtet, die Beweissätze anzuführen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, **N° 96.** 30. November 1864.

Politische Schriften.

Diesseits und Jenseits des Oceans. Zwanglose Hefte zur Vermittlung der Beziehungen zwischen Amerika und Deutschland. Von Gustav Struve. Viertes Heft. Coburg, Streit, 1864.

Ein Potpourri von nicht sonderlichen Delikatessen. Herr von Struve, welcher, aus seiner amerikanischen Verbannung zurückgekehrt, eine erstaunliche literarische Thätigkeit entwickelt, ist der Alte geblieben. Immer noch construirt er die Weltgeschichte und die neueste Geschichte nach seiner alten Schablone. Was da nicht hineinpaßt, streckt er aus, oder bricht es ab, wie Prokrustes. Er geht von der demokratischen Republik schlechthin aus. Sie soll nach ihm die ganze Menschheit umfassen. Der freie Weltbürger steht ihm über allen Nationalitäten. Die Menschheit, meint er, habe nur drei Feinde, Königthum, Adel und Pfaffenthum. Daß die Demokratie, von gemeinen Demagogen geleitet, überall wie in Griechenland und Rom, wie in den rothen Republiken der Neuzeit nur zur Anarchie, Terrorismus, Tyrannei und Corruption in der scheußlichsten Gestalt und breitesten Ausdehnung geführt habe, davon scheint er nichts zu wissen oder wissen zu wollen. Indem er alle demokratischen Forderungen des Jahres 1848 wieder vorbringt, denkt er gar nicht daran, daß alle, oder wenigstens die meisten dieser Forderungen unerfüllt bleiben mußten, weil sie nicht praktisch waren, weil sie dem wirklichen Bedürfniß des Volkes und der Lage der Dinge nicht entsprachen.

So bringt er wieder die abgenutzte Forderung vor, alle stehenden Heere sollten in Volkswehren verwandelt werden, als ob das für Deutschland auch nur irgend möglich wäre, so lange Rußland und Frankreich große stehende Heere haben. So fordert Herr von Struve auch wieder gleiche „Bildung für Alle" und ist blind genug, den Nordamerikanern eine weit höhere Bildung zuzuschreiben, weil im Staate New-York verhältnißmäßig mehr Volksschulen seyen als in Bayern, ja sogar als in Preußen.

Wenn man in Deutschland volksthümlich agitiren will, sollte man vor allem ein guter Deutscher seyn. Das ist aber Herr von Struve nicht, weil er sonst unsere Todfeinde Mazzini und Garibaldi nicht so sehr vergöttern könnte. Er prosternirt vor ihnen förmlich, was von Seiten eines Tedesko immer lächerlich ist, wenn es nicht einen noch schlimmern Namen verdient.

So finden wir in dem vorliegenden Heft noch mancherlei Ungeheuerlichkeiten, vor denen der Genius der Wahrheit und die Muse der Geschichte erröthen. In Mexiko, meint Herr von Struve, verfechte Juarez Freiheit, Recht und Aufklärung, während bekannt genug ist, daß dieser farbige Intrigant nur die Anarchie ausbeutet, um sich eine vorübergehende Herrschaft zu gründen und Reichthümer zusammen zu scharren, wie hundert andere republikanische Generale in den südamerikanischen Republiken seit 50 Jahren gethan haben und noch thun. Die weiße Race, die allein gebildet ist und bisher mit Recht die herrschende und begüterte Classe war, ist überall in jenen Republiken von den farbigen Mischlingen, die nicht nur an Bildung, sondern auch an sittlicher Anlage tief unter den Weißen stehen, auf das roheste angefeindet und wird von ihnen ausgeplündert. Juarez ließ die europäischen Kaufleute, die reichen Kreolen und die Kirche plündern, die reichen für Europa bestimmten Silbersendungen und alles Kirchengut confisciren. Nicht nur Frankreich, sondern auch England und Spanien sahen sich gezwungen, für ihre Verluste im Handel von der Räuberregierung in Mexiko Ersatz zu verlangen. Wenn der englische Neid nicht gewesen wäre, würde England im Interesse Europas wie der

Humanität und Civilisation überhaupt auf die Idee Napoleons III, die weiße Race in Mexiko zu schützen, haben eingehen müssen. Es ist eine Schande für Europa, ihre Stammverwandten in Amerika zu verlassen und der Brutalität der farbigen, inferioren, dem höhern Menschenadel ewig fern bleibenden Racen preiszugeben.

Doch auf schiefe Urtheile kommt es Herrn von Struve nicht an. Seine Hefte wimmeln davon. Er ärgert sich sehr über Oesterreich, weil es Venedig festhält. Es fällt ihm nicht ein, daß Deutschland schon lange vorher, ehe es überhaupt ein Oesterreich gab, das dringende Interesse hatte, Oberitalien zu beherrschen. Das war, ist und wird seyn eine allgemeine deutsche Nationalfrage und nicht blos eine österreichische Dynastiefrage. Der Haß gegen das Haus Habsburg geht bei Herrn von Struve so weit, daß er S. 53 meint, dieses Haus sey überhaupt illegitim, weil Rudolf von Habsburg wegen Verbrennung eines Nonnenklosters vor Basel in den Kirchenbann gekommen und aus demselben nicht gelöst worden, also nach damaligem Recht und Gebrauch eigentlich nicht hätte zum deutschen Kaiser gewählt werden können.

Eine ähnliche historische Logik wendet Herr von Struve auf den gegenwärtigen Rechtsbestand in Deutschland überhaupt an, sofern er S. 107 die im Frühjahr 1849 in der Paulskirche zu Stande gekommene deutsche Reichsverfassung für die einzig legitime und die Fürsten, welche sie mit Gewalt aufgelöst haben, für illegitim erklärt. So gewissenhafte Rechtsbedenken nehmen sich komisch genug aus im Munde eines Mannes, der immer gegen unnützes Geschwätz eifert und Thaten verlangt.

Auch das können wir nicht ungerügt lassen, daß der Verfasser sich unter der conservativen Partei S. 11 nur die Inhaber der gegenwärtig bestehenden Macht und Gewalten denkt, Monarchen, Aristokraten, Geistliche, Beamten und hohe Offiziere. Das ist doch sehr oberflächlich geurtheilt. Die Macht, welche factisch besteht und deren Diener nur conservativ sind, sofern sie dieselbe erhalten wollen, ist häufig auf sehr illigetimem und revolutionärem Wege entstanden, oder sie greift auch noch gewaltthätig in eine fremde Rechtssphäre ein. Dann tritt ihr ein Conservatismus von ganz andrer Art entgegen. In diesem Verhältniß befindet sich z. B. der Polizeistaat gegenüber der Kirche. Conservativ allerdings gegenüber den Demokraten, die ihn auflösen möchten, ist er doch selbst revolutionär gegenüber der Kirche, die er herabwürdigt und plündert, gegenüber der Nation, deren nationale Rechte er mit Füßen tritt, und nicht selten auch gegenüber von berechtigten Corporationen. Alsdann befinden sich die conservativen Parteien keineswegs mehr innerhalb oder in der Nähe der Staatsgewalt.

Trotz alledem enthält das vorliegende Heft auch manche gute Wahrheit, zunächst über Amerika. Durch den großen Krieg in den vereinigten Staaten und durch massenhafte Emancipation der Sclaven haben jene Staaten, besonders die im Süden, einen großen Verlust an dienenden Arbeitskräften erlitten und suchen nun Ersatz durch arme deutsche Einwanderer, welchen sie die Ueberfahrtskosten vorstrecken, die sie nachher aber nicht viel besser als Sclaven behandeln. Vor solchen Accorden warnt nun Herr von Struve. Die Belagerung von Charlestown gibt ihm Anlaß, interessante Mittheilungen über die Kriegsführung in Amerika zu machen. „Am 6. April 1863 machten die Nordländer den Versuch, mit 9 Panzerschiffen in den Hafen von Charlestown einzudringen. Obgleich den 32 Kanonen, welche diese Schiffe führten, 300 feindliche gegenüber standen, wäre der Angriff ohne Zweifel gelungen, falls außer den Batterien nicht noch andere Hindernisse zu überwinden gewesen wären. Die Einfahrt in den Hafen zwischen Fort Ripley und Fort Johnson, war nämlich vertheidigt durch eine unterseeische Barrikade, welche nicht hinweggeräumt werden konnte ohne große Gefahren, und über welche die Schiffe nicht hinwegfahren konnten. Ueberdieß war der Zugang zum Hafen vertheidigt durch Torpedos, bekanntlich Pulvermassen, welche wohl verwahrt gegen den Einfluß des Wassers in der Weise versenkt werden, daß durch den Druck, welchen ein darüber hinwegfahrendes Schiff ausübt, eine Explosion herbeigeführt wird, welche stark genug ist, das schwerste Schiff in die Luft zu sprengen. Noch nie wurden an einem Orte so furchtbare Mittel des Angriffs und der Vertheidigung vereinigt. Die Südländer verstärkten die von ihnen errichteten Erdwerke durch Baumwolleballen und Eisenbahnschienen. Die Nordländer schossen mit einem Caliber, welches früher niemals im Kriege üblich war, mit fünfzehnzölligen Kanonen mit einer Pulverladung von 35 Pfund, einem Geschosse von 425 Pfund und einer Schnelligkeit von 1100 bis 1400 Fuß in der Secunde; mit dreihundertpfündigen Parrott-Kanonen, welche eine Kraft von 42 Millionen Pfund besitzen, während die fünfzehnzöllige Kanone eine Kraft von 55,500,000 Pfund hat. Den feindlichen Torpedos wurden sogenannte Schildkröten entgegengesetzt, d. h. Schiffe, welche, ohne selbst Schaden zu nehmen, dieselben beseitigen oder unwirksam machten, indem sie die Verbindung zwischen der Pulverladung und dem die Explosion vermittelnden Apparate unterbrechen."

Der Verfasser räth das Panzersystem auf die Landbefestigung überzutragen. „Der auf einer Drehscheibe ruhende bewegliche Thurm, welcher auf den Panzerschiffen so treffliche Dienste geleistet hat, kann solche auch bei Landfestungen leisten. Wenn ein solcher an den Winkeln von Mauerwerken angebracht, mit zwei gezogenen Kanonen von großem Caliber bewaffnet und gut bedient wird, so kann er jedem Feinde die Annäherung bedeutend erschweren, während nach den jetzt üblichen Einrichtungen das Positionsgeschütz sehr leicht zum Schweigen gebracht werden kann. Ein eiserner Thurm von der Beschaffenheit der Monitor-Thürme, bietet dem Feinde eine sehr geringe Oberfläche oberhalb der schützenden Mauern und würde denselben zwingen, sich eines weit größeren Calibers zu bedienen, als bisher bei Belagerungen üblich war." Endlich macht Herr von Struve auf ein neues Geschütz aufmerksam, welches nicht nur Zündstoffe in weite Ferne schleudert, um irgend ein Object in Brand zu stecken, sondern aus jenen Stoffen auch giftige Dämpfe sich entwickeln läßt, welche die Feinde tödten.

In Bezug auf Deutschland gibt Herr von Struve auch einige gute Lehren. Rußland, sagt er, ist ein despotisch regierter Staat und die Leute sind dort nicht sehr gebildet, aber sie können wenigstens zur rechten Zeit heirathen, während in unserm hochgebildeten Deutschland, welches sich seiner verfassungsmäßigen Zustände und überlegenen Weisheit zu rühmen pflegt, das Heirathen auf die unnatürlichste Art erschwert ist. Und zwar nicht blos bei den niedern, besitzlosen Classen, sondern auch unter den s. g. Honoratioren. Die Gesetze sind da nicht allein anzuklagen, sondern auch die Sitten. Wenn man einfacher lebte, wenn Mode- und Genußsucht nicht so übermächtig wären, würden viel mehr Ehen zu Stande kommen. Darin aber hat Herr von Struve vollkommen Recht, daß es eine Schande für das deutsche Volk ist, sich immer noch als das keuscheste und sittenreinste in der Welt zu rühmen und rühmen zu lassen, da im Gegentheil nirgend mehr uneheliche Kinder und Prostituirte vorkommen als in Deutschland. Der Verfasser macht bei dieser Gelegenheit auf den regelmäßigen Handel mit jungen Mädchen aufmerksam, der von Deutschland aus nach England und Nordamerika getrieben wird, ohne daß irgend eine deutsche Regierung oder Kammer darauf Acht gibt, während unser gebildetes Publikum sich über die Türken ereifert, welche tscherkessische Mädchen kaufen.

Schließlich theilt Herr von Struve die Acten seines jüngsten Preßprozesses in Coburg mit.

Englische Dichtkunst.

Miltons dramatische Dichtungen. Eine Vorlesung von Dr. A. Schmidt. Königsberg, Wilhelm Koch, 1864.

Hier werden zwei weniger bekannte Dichtungen Miltons ans Licht gezogen. Bekanntlich war der Engländer Milton, der berühmte Dichter des verlornen Paradieses, ein fanatischer Puritaner, stimmte mit für den Tod Karls I, wurde Sekretär des Protector Cromwell, wurde aber dafür zur Zeit der Restauration nicht bestraft, sondern als blinder Greis geschont.

Das erste Drama oder Maskenspiel, von dem es sich hier handelt, dichtete Milton in früher Jugend. „Comus, ein Maskenspiel (a mask), ist der Titel des ersten, 1634 von dem 26jährigen Dichter verfaßt und zu Ludlow-Castle, dem Wohnsitz des Grafen von Bridgewater und Lord Präsidenten von Wales, von den Kindern desselben aufgeführt. Man hat dies kleine Drama das Meisterstück in seiner Gattung genannt, etwa mit demselben Recht, wie man den Don Quixote und die Hamilton'schen Contes die Meisterstücke des Ritterromans und Märchens genannt hat. Denn in Wahrheit hat der Comus eine polemische Absicht; er ist ein Protest gegen den Ton, welcher bei den unmittelbaren Nachfolgern Shakespeares die Bühne zu beherrschen begann. Stücke, wie Ben Jonsons Volpone und Epicoene, oder Massingers und Fletchers Jungfrauentragödie, oder Thierry und Theodoret, in denen geradezu das Unanständige und Obscöne mit Vorliebe ausgemalt wurde, rechtfertigten nur zu sehr den Zorn, welchen die Puritaner gegen das ganze Theaterwesen hegten und zur Zeit ihrer Herrschaft ausließen. Speciell richtet sich der Comus gegen eine Art von lyrisch-dramatischen Spielen, welche damals bei Hofe sehr beliebt waren und besonders von Ben Jonson, dem Hofdramaturgen und poeta laureatus, auf Bestellung geliefert wurden. Diese sogenannten Masken, in denen Götter, Nymphen, Satyrn, Flüsse, Städte, Mond, Sonne und Sterne, allerhand allegorische Figuren, und namentlich auch Thiere, dargestellt durch Menschen mit den entsprechenden Thierköpfen, unter großem scenischem Aufwand aufzutreten pflegten, und welche keine andere Bestimmung hatten, als frohe Ereignisse in der königlichen Familie zu verherrlichen oder sonst den höchsten Herrschaften des Landes Vergnügen zu bereiten, geben uns einen sehr niedrigen Begriff von dem Anstandsgefühl und der Sittlichkeit am Hofe Jacobs und Karls I. Ben Jonson hat einzelnen seiner Masken das Verzeichniß der Personen bei-

gedruckt, welche bei der Aufführung mitwirkten; wir finden darunter die vornehmsten Damen, die Königin selbst miteingerechnet, Reden und Lieder vortragend, welche sich jeder Mittheilung entziehen. Im besten Fall waren die Maskenspiele platt, nichtig und ekelhaft schmeichlerisch, in der Regel frivol und sinnlich, nicht selten noch schlimmer als das. Milton nun dichtete das seinige, in welchem man zahlreich die bestimmtesten Beziehungen auf die Ben Jonson'schen findet, zur Verherrlichung der Tugend und Unschuld und zur Beschämung jener Poesie, welche die Sinnenlust als höchstes Glück und echte Lebensweisheit pries, und gab ihm in offenbar satirischer Absicht den Titel Comus, als ob es bestimmt wäre, den Sensualismus Ben Jonsons und seiner Nachtreter noch zu überbieten. Wahrscheinlich lehnte sich die Dichtung an bestimmte Ereignisse an, über die wir keine Nachrichten haben."

Die Scene ist ein Wald. Comus tritt mit seinem halbthierischen Gefolge, um den groben Sinnengenuß zu preisen. Er wird einer unschuldigen Prinzessin habhaft, die im Walde verirrt ist. Er sucht sie zu berücken, aber ein schützender Genius führt ihr noch zur rechten Zeit ihre tapfern Brüder zu, die das freche Ungethüm verjagen.

Fast 40 Jahre später schrieb Milton sein letztes Drama, den Samson Agonistes. Es schildert die Ueppigkeit der Restauration, wie sein Comus die der frühern der Revolution vorangegangenen Periode. „Milton fühlte sich nicht blos als Bürger des zukünftigen Gottesreichs, sondern auch der gegenwärtigen menschlichen Gesellschaft, in welcher er lebte. Er hatte für sie gekämpft und war unterlegen; das Böse triumphirte; Dagon und Moloch herrschten an Stelle des wahren Gottes. Für die Uebermüthigen, welche im Siegestaumel schwelgten, die Guten verfolgten, die Bösen krönten, alles Heilige schändeten, hatte er nur Ein Gefühl, unversöhnlichen Haß. Gegen sie war die im Jahre 1672 geschriebene Tragödie Simson gerichtet, in welcher er ihnen mit prophetischem Geist ihren nahen und jähen Fall voraussagte." Man thut am besten, „wenn man Simson als den Repräsentanten der ganzen puritanischen Partei oder des Geistes nimmt, aus welchem die Revolution hervorging, doch immer wird man darauf verzichten müssen, eine durchgehende Aehnlichkeit zu entdecken. Die Gestalt der verrätherischen Delila ruft uns das unglückliche eheliche Verhältniß Miltons ins Gedächtniß, der von seiner aus einer leichtfertigen Kavalierfamilie herstammenden Frau während der bürgerlichen Unruhen auf das böswilligste verlassen wurde, doch eben so oft hat ihm wohl das vielfache Unheil vorgeschwebt, welches unter den Stuarts der Einfluß von Frauen auf die Politik veranlaßte." Der blinde Simson erinnert an des Dichters eigne Blindheit. Er klagt die Zeit an. „Ein Beamter der Philister bringt Simson den Befehl, bei dem Fest des Dagon zu erscheinen und vor dem Volk, welches sich mit Kampfspielen belustigt, ein Probestück seiner Kraft abzulegen. Mit Entrüstung weist Simson anfangs die schnöde Zumuthung zurück, doch eine unbestimmte Ahnung ungewöhnlicher Dinge bestimmt ihn, der wiederholten dringenderen Aufforderung zu folgen." Er thut es, ergreift mit gewaltiger Kraft die Säulen des Tempels und er stürzt über ihm und den Philistern zusammen. Der Chor schließt:

„In ihres Herzens erhöhter Lust,
Von Götzenandacht trunken und von Wein,
Und übervoll vom Fett der Rinder und Ziegen,
Lobsangen sie dem Götzen, priesen ihn
Vor dem Lebendigen, dem Gott des Zorns,
Der Silo's helles Heiligthum bewohnt;
Da sandt' er unter sie den Geist des Wahns,
Der ihre Sinne schlug
Und sie zu tollem Begehren trieb,
Ihren Verderber herbeizurufen;
Auf Spiel und Lust allein bedacht,
Nichts ahnend, nöthigten sie
Ihr eignes Unheil hastig herbei.

Doch er, des Lichts beraubt,
Verachtet, und erloschen schon geglaubt, —
Doch hell sein innres Auge,
Seine Tugend zur Flamme plötzlich
Unter der Asche angefacht,
Kam nicht wie der Drache der Nacht,
Des Dorfes zahm Geflügel
Im Schlaf auf seinen Stangen
Zu überfallen, nein dem Adler gleich
Schlug auf ihr Haupt sein wolkenloser Donner.
Die Tugend, die für nichts mehr galt
Und unterdrückt schien und verloren,
Hebt gleich dem Vogel, der, aus sich gezeugt
Und hausend in Arabiens tiefstem Wald,
Nur sich und keinem zweiten gleicht,
Verzehrt vom Feuer, das als Opfer wallt,
Doch in der Asche neu geboren,
Aus Ohnmacht sich in blühender Gestalt,
Zu größerm Werk erkoren;
Und ob der Leib auch stirbt, es lebt der Ruhm
In aller Zeiten Heiligthum."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels


Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, N° 97. 3. December 1864.

Geschichte.

Die Verschwörung gegen die Königin Caroline Mathilde von Dänemark und die Grafen Struensee und Brandt. Nach bisher ungedruckten Originalacten und nach L. J. Flamand in selbständiger Bearbeitung von G. F. von Jenssen-Tusch, Oberstlieutenant a. D. Leipzig, Costenoble, 1864.

Man erhält hier eine treue und sehr ausführliche Darstellung der im Titel bezeichneten tragischen Katastrophe mit allen betreffenden Actenstücken, wodurch der oft besprochene Gegenstand in vieler Beziehung neues Licht erhält.

Struensee war der Sohn eines Predigers in Halle an der Saale, studirte Medicin und erwarb sich durch glückliche Kuren frühzeitig großen Ruf, vielleicht mehr noch durch seine körperliche Schönheit. Er wurde Leibarzt des Königs von Dänemark und begleitete denselben auf seinen Reisen. Der König war ein mißrathenes Individuum, regierungsunfähig, nur mit kindischen Spielereien beschäftigt und durch den Grafen Holk zu Ausschweifungen verführt, die ihm eine schändliche Krankheit zuzogen. Man hatte diesem königlichen Monstrum die liebenswürdige Caroline Mathilde, Prinzessin von England, verkuppelt und er hatte sie mit seiner ekelhaften Krankheit angesteckt. Nun wurde Struensee auch ihr Arzt, und es ist leicht begreiflich, daß der schöne und auch geistvolle junge Arzt ihr wohlgefiel. Man weiß nur, daß Struensee sich viele Mühe gab, das gute Einvernehmen zwischen dem König und der Königin wieder herzustellen, und insofern fällt nicht der leiseste Schatten auf sein Benehmen. Als er aber durch die beiderseitige Gunst des Königs und der Königin in höhere Sphären erhoben und endlich Graf und alleingebietender Cabinetsminister wurde, in welcher Eigenschaft er viele alte Mißbräuche abschaffte und gewaltthätig Reformen vornahm, weckte er sich dadurch eine Unzahl von Neibern und Feinden, die ihn verleumdeten und insbesondere sein Verhältniß zur Königin verdächtig machten.

Da die Acten seines Prozesses durch seine Feinde, die den Prozeß gegen ihn einleiteten und ihn verurtheilten, notorisch gefälscht sind, viele Zeugen gegen ihn im Complott bestochen oder durch Schrecken eingeschüchtert waren, bleibt der wahre Thatbestand zweifelhaft. Auf der einen Seite kann nicht geleugnet werden, daß die Königin den Arzt und Rathgeber viel um sich hatte und daß seine Schönheit eine durch ihren Ehegemahl geekelte Dame wohl bezaubern konnte. Auf der andern Seite ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß eine so edle Dame unter den Augen so vieler Diener sich vergangen haben sollte. Die Ehebruchsklage war überhaupt nur Vorwand, nur Mittel zum Zweck. Man wollte eine sittliche Empörung im Volke hervorrufen, um den kühnen Reformator stürzen zu können, den man sonst nicht gestürzt hätte, weil seine Reformen selbst nur volksfreundliche waren und nur darauf ausgingen, das dänische Volk von einer schlechten Hofwirthschaft und vom Druck einer höchst eigennützigen Aristokratie zu befreien.

Das war die Hauptsache. Struensee war von den Ideen Rousseaus angesteckt, schwärmte für die Menschheit und strebte nach der Regierungsgewalt nur, um soviel möglich humane Gesetze und freisinnige Institutionen einzuführen. Als er im Jahr 1770 zur Gewalt gelangte, war seine erste Handlung, die Preßfreiheit einzuführen, die hauptsächlich auf der ärmeren Classe lastende Salzsteuer abzuschaffen, die Hofhaltung zu vereinfachen, eine Menge unnütze Besoldungen zu streichen, unnütze Stellen und Aemter eingehen zu lassen, die Justizverwaltung zu vereinfachen, die Aemter nicht mehr nach Gunst zu vergeben, sondern dabei auf Verdienst

zu sehen und Dienstprüfungen einzuführen. Dadurch stieß er nun die ganze Aristokratie vor den Kopf, die bisher allein im Besitz aller einträglichen Aemter gewesen war und diese Aemter unnütz vervielfältigt hatte. Er machte sich aber auch bittere Feinde unter der niedern Hofdienerschaft, die er zum Theil entließ, zum Theil außer Stand setzte, wie bisher zu rapsen.

Das alles hätte ihm beim eigentlichen Volke nur populär machen können, allein er versah es, indem er das Nationalgefühl der Dänen und die gute alte Sitte nicht achtete. Als Deutscher behandelte er Dänemark nur wie eine eroberte Provinz, brauchte das Deutsche ausschließlich als Amtssprache und führte auch deutsches Commando beim Militär ein. Sodann achtete er als echter Anhänger Rousseaus die christliche Sittenstrenge nicht, glaubte vielmehr das Recht der Natur ehren zu müssen und errichtete von Polizeiwegen Frauenhäuser und Findelhäuser, was ihm natürlicherweise von allen christlichen Familien schwer verargt und als eigentliche Aufforderung zur Lüderlichkeit ausgelegt wurde. Als er nun vollends eine Kirche und eine Kapelle in Krankenhäuser für syphilitische Patienten umwandelte, die kirchlichen Eheverbote unter nahen Verwandten eigenmächtig abschaffte, Concubinate und uneheliche Geburten nicht mehr bestrafte, und man unter seinem Einfluß bemerkte, die Personen des Hofes ließen sich selten mehr in der Kirche blicken, machte er sich beim frommen lutherischen Volke eben so verhaßt, wie beim Adel, und die Geistlichkeit wurde so von Zorn gegen ihn erfüllt, daß sie öffentlich von den Kanzeln herab die schreckliche Beschuldigung ins Volk schleuderten, der harte Winter des Jahres 1770 und das darauf folgende Hungerjahr seyen die Strafe Gottes für Struensees Neuerungen.

Eine der edelsten Handlungsweisen Struensees schadete ihm mehr als jede andere, nämlich die ehrenvolle Art, wie er Dänemarks auswärtige Politik handhabte, besonders sein stolzes Verhalten gegen Rußland. Der dänische Adel hatte sich bisher, gleich dem schwedischen, von Rußland bestechen lassen und der russische Gesandte in Copenhagen war wie der in Copenhagen so ziemlich der gebietende Herr geworden. Das duldete nun Struensee nicht mehr. Der russische Gesandte Filosofof wurde so giftig gegen ihn, daß er ihm auf den Rock spie. Man kann sich denken, wie nun die russische Intrigue wühlte, um den zahlreichen Feinden Struensees Muth zu machen.

Selbst der intimste Freund Struensees, Graf Brandt, den er dem König beigegeben hatte, war ihm nicht unbedingt ergeben. Brandt wünschte eine andere Stellung, weil er es beim König nicht aushalten konnte, welcher halb verrückt war. „Eines Sonntags, während des Gottesdienstes, als die Königin sich auf der hinter dem Schlosse Christiansburg gelegenen Reitbahn belustigte, stand der König auf dem Altan über dem Schloßportale mit seinem schwarzen und seinem weißen Burschen und warf von da Holzscheite, Feuerzangen, Feuerschaufeln, Bücher, Papiere und ganze Schubladen auf den Schloßplatz hinab, ja wollte auch seinen Lieblingshund Gourmand und zuletzt gar den Negerburschen über das Geländer stürzen. Unter den hinabgeschleuderten Papieren befand sich auch ein geheimes Verzeichniß über die Flotte und den Zustand eines jeden Schiffes, das der Diener eines fremden Gesandten fand und seinem Herrn übergab. Im folgenden Juni schlug der König auf Hirschholm alle Fenster in seinen und der Königin Gemächern ein, zerbrach Spiegel, Stühle, Tische und kostbare Porzellanvasen und warf die Trümmer durch die Fenster auf den Schloßhof, wobei ihm seine beiden Spielgenossen aus allen Kräften Hülfe leisteten. Anfangs erregten solche Amüsements des souveränen Landesherrn großes Aufsehen im Publikum, bald aber gewöhnte man sich daran, da sie sich oftmals wiederholten. War der Rasende doch der vielgeliebte König, der dänisch sprechen und schreiben konnte, und angeblich nur deshalb so tobend, weil er von Struensee gefangen gehalten wurde!" Man kann sich nun denken, wie dem armen Brandt zu Muthe seyn mochte. Nur ein ehebrecherisches Verhältniß zu einer Frau von Holstein fesselte ihn am Hofe. Eine böse Ahnung sagte ihm aber, er müsse fort. Er bemühte sich vergebens, durch Struensee einen Posten im Ausland zu erhalten, und ließ sich dann eine zeitlang sogar in ein Complott gegen seinen Freund selbst ein, ohne dadurch der schrecklichen Katastrophe zu entrinnen.

Die aristokratische Partei, welche durch Struensee um allen Einfluß und um viele Aemter gebracht war, das Hofgesinde, welches seiner Habgier nicht mehr so gut wie ehedem fröhnen konnte, erschöpften sich in Verleumdungen und Lästerungen, Carrikaturen und anonymen Drohungen gegen Struensee. Das Geschenk, welches er zuerst dem Lande gemacht hatte, die Preßfreiheit, wurde als Waffe gegen ihn gekehrt. Zu seinem Unglück verließ er sich zu sehr auf die Redlichkeit seines Wollens, auf seine Verdienste um das Volk durch seine freisinnigen Reformen, und zeigte zu wenig Energie gegenüber der gegen ihn anwachsenden Energie. Als einige hundert Matrosen, denen der Sold nicht bald genug ausgezahlt wurde, tumultuarisch vor das Schloß zogen, floh er davon, ließ ihnen den Sold zahlen und wagte nicht, sie zu bestrafen. Nun wurden seine Feinde

kühn. Als er vollends, um zu sparen, die Garde des Königs auflöste und die bisher bevorzugten Offiziere und Soldaten derselben an die gemeinen Regimenter vertheilte, machte er sich auch sie zu Feinden und sie liehen ihre Waffen gern einer Verschwörung und Empörung gegen Struensee. Diese ließ nicht auf sich warten. An die Spitze der Verschworenen trat die Königin-Wittwe Juliane, Stiefmutter des Königs, die ihren mißgeborenen Sohn Friedrich gern auf den Thron gebracht hätte, von Seiten des Adels ein Graf Ranzau, von Seiten der Geistlichkeit der Professor, nachherige Statsrath Guldberg, mehrere Obersten rc. Struensee ahnte noch nichts, als die Verschworenen mit den ihnen ergebenen Soldaten bei Nacht den König überfielen und zur Unterzeichnung aller Befehle zwangen, die sie ihm vorlegten. Die Regentschaft ging auf Julianen über, die Königin Caroline Mathilde wurde gefangen gesetzt und des Ehebruchs angeklagt, Struensee und Brandt gleichfalls auf den Tod angeklagt.

Seltsamerweise verfolgte der Pöbel Copenhagens eine andere angebliche Geliebte Struensees, während man ihn bei Hofe des unerlaubten Umgangs mit der Königin anklagte. „Im Publikum wurde Esther Gabel, eine der Kammerjungfern der Königin Caroline Mathilde, für die Geliebte Struensees angesehen. Der Vater dieser Gabel hatte vom Grafen Schulin ein in der frequentesten Straße der Stadt gelegenes Haus gekauft und dasselbe nach Anweisung des Cabinetsministers und, wie es hieß, zum Theil auf dessen Kosten, mit einer bis dahin in Dänemark unerhörten Pracht und Eleganz zu einem öffentlichen Lokale für Bälle, Concerte und Assembleen einrichten lassen. Struensees Feinde aber verbreiteten das Gerücht, der Minister habe fünfzehn hübsche Engländerinnen zur Aufwartung und Unterhaltung der Gäste kommen lassen und die Portraits dieser Mädchen seyen zur Auswahl für den Besuch im ‚Bordell‘ — so schimpfte der Pöbel den Gasthof — ausgehängt. Gegen Abend, als die Straßen von Menschenmassen wimmelten, trat ein Mann mit galonirtem Hute vor den Gasthof, zog den Degen und sprach, indem er die Laternen zerschlug, mit lauter Stimme zum Volke: ‚Dieses Haus, das englische Bordell, wird preisgegeben!‘ Kaum hatte derselbe — es war Beringskjold — diese Losung gegeben, als der Pöbel auch schon in das Haus stürzte, Alles, was er darin an Mobiliar und Werthsachen vorfand, zertrümmerte oder fortschleppte und zum Beschluß 64 Fach Fenster einschlug. In der obern Etage des großen Gebäudes befand sich noch ein Theil der schulin'schen Bibliothek, der nachher auf 8000 Thaler taxirt wurde, und der jetzt großentheils zu Grunde ging oder geraubt wurde. Im Keller des Gebäudes hatte der Weinhändler Drewsen ein großes Lager von Spirituosen. Natürlich drang der rasende Pöbel auch hier ein, trug fort, trank nach Belieben und zerschlug, als er gesättigt war, alle Wein- und Rumfässer, so daß man bis über die Knöchel in Wein und Branntwein watete und nachher anderthalb Tage erforderlich waren, um den Keller wieder leer zu pumpen.“

Der Prozeß gegen die arme Königin wurde so eingeleitet und durchgeführt, daß die Schuld der Königin von ihr selbst eingestanden, in Folge dessen der Scheidungsact vollzogen und sie in die Verbannung nach Celle geschickt wurde. In den Acten heißt es: „Graf Struensee hat am 21. Februar vor der Commission auf die ihm vorgelegte 239. ‚Quästion‘, ob die Vertraulichkeit zwischen Königin Caroline Mathilde und ihm so weit gegangen sey, wie sie zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts gehen kann, nach langem Bedenken und in großer Gemüthsbewegung geantwortet: ‚Da alle Umstände so besonders gravirend seyen, daß, wenn auch die größte Vertraulichkeit nicht stattgefunden habe, die ‚apparence‘ es doch beweisen würde, so gestehe er, daß der Gelegenheit und der natürlichen Schwäche der Frauen schwer zu widerstehen sey, bitte aber die Commission, ihn, in Anbetracht seiner innerlichen Gemüthsbewegung, vor einer umständlicheren Erinnerung verschonen zu wollen.‘ ‚Dieses präliminare Bekenntniß hat Graf Struensee am nächsten 25. Februar umständlicher wiederholt und ergänzt und sein Bekenntniß dann eigenhändig unterschrieben.‘“ Die Wahrheit der Aussage muß sehr bezweifelt werden, denn Struensee befand sich in der Gewalt seiner Feinde. Sie konnten durch die peinliche Frage von ihm erpressen, was sie wollten, und hatten das nicht einmal nöthig, sie durften nur in den Acten sagen, was ihnen beliebte. Die Untersuchung war ja geheim. Der Verfasser des vorliegenden Werkes bemerkt S. 402: „On avait dit à Struensee — nämlich die Inquirenten gleich von vornherein in den ersten mit ihm abgehaltenen Verhören und unter dem Eindrucke des finsteren Kerkers auf den von seiner blendenden Höhe herabgestürzten Inquisiten —, qu'il se sauverait en compromettant la Reine, dont la conduite ne pouvait être l'objet d'une condamnation juridique, ni même d'un procès criminel, et on avait ajouté à ce motif la menace de la torture.‘“

Mit der Aussage Struensees, welche die gefangene Königin compromittirte, in der Hand, drangen ihre Todfeinde in ihr Gefängniß, um die unglückliche Dame zu überreden, nur ihr eigenes Geständniß könne Struensee das Leben retten. „Schack-Rathlau präsentirt das ver-

hängnißvolle Papier, damit die Königin es selbst lesen und sich von der eigenhändigen Unterschrift Struensees überzeugen möge. Sie nimmt es nicht an, wirft aber einen prüfenden Blick auf die Unterschrift und erkennt betroffen die Correctheit der ihr wohlbekannten Züge. Mit scharfem Blick die Bewegung der verrathenen Königin betrachtend, hält der Späher den Augenblick für günstig, um die Versuchung der jungen Frau zu vollenden. Ehrfurchtsvoll sich vor ihr verbeugend, tritt er ihr einen Schritt näher und spricht wie von der falschen Beschuldigung empört: ‚Si l'aveu de Mr. Struensee n'est point vrai, Madame la Reine, alors il n'y a pas de mort assez cruelle pour ce monstre qui a encore osé vous compromettre à ce point.‘ Die Königin, welche in völliger Unwissenheit von Allem gehalten wurde, was in Copenhagen vorging, und vermuthlich keine Vorstellung von der über dem Haupte ihres bisherigen Cabinetssekretärs schwebenden Lebensgefahr hatte, weicht bei Schack-Rathlaus entsetzlicher Drohung erblassend zurück, steht lange sinnend und kann keine Worte finden, während die Inquisitoren mit Spannung die Wirkung jener Schreckensworte auf dem Gesichte der zitternden Fürstin zu lesen suchen. Endlich gelangt sie wieder zu einiger Fassung und, nachdem sie noch eine Weile mit sich selbst gekämpft hat, fixirt sie, wie einem plötzlich gefaßten Entschlusse folgend, Schack-Rathlau und richtet die Frage an ihn: ‚Mais si j'avouais les mots de Struensee, pourrais-je sauver sa vie par-là?‘ Ob er wirklich an die Wahrscheinlichkeit einer solchen Errettung glaubte, oder nur in seinem juristischen Hochmuthe über diesen augenscheinlichen Erfolg seiner Drohung triumphirte — genug, Schack-Rathlau antwortet der geängstigten Königin mit kühner Stirn: ‚Surement, Madame, cela pourrait adoucir son sort de toute manière,‘ und breitet zugleich das zu dem Ende vorher abgefaßte Document, das die Bestätigung der Bekenntnisse Struensees enthielt, vor der Königin zur Unterschrift aus. ‚Eh bien, je signerai,‘ spricht die Unglückliche, ergreift haschend die ihr von Schack-Rathlau dargebotene Feder und vollzieht die unglückselige Unterschrift. Kaum aber ist es geschehen, als auch schon die Folgen der begangenen Unvorsichtigkeit und Uebereilung in erschreckenden Gedanken ihre Seele durchfliegen und sie ohnmächtig auf das Canapé niedersinkt. Die Commissarien aber eilen hochbefriedigt mit dem entscheidenden Documente nach Copenhagen zurück.“

„Nach einer andern, von Falckenskjold erzählten Version soll die Königin schon ohnmächtig geworden seyn, als sie die erste Sylbe der Unterschrift vollendet hatte, Schack-Rathlau dann die Hand ergriffen, die hingeworfene Feder hineingezwängt und so dieselbe führend, die fehlenden Buchstaben hinzugefügt haben,“ woran jedoch der Verfasser nicht glaubt.

Gewiß ist, daß man einen doppelten Betrug spielte: „Auf der einen Seite wird Struensee gleich in den ersten Verhören die Alternative gestellt, entweder freiwillig das Geständniß eines mit der Königin gepflogenen verbotenen Umganges abzulegen und dadurch sein ohnehin verwirktes Leben zu retten, oder mittels Anwendung der Tortur zum Geständniß gebracht zu werden, indem man ihm glauben macht, ein die Königin compromittirendes Bekenntniß könne für sie keine gerichtliche Verurtheilung, ja nicht einmal eine criminelle Untersuchung zur Folge haben, worin die Verräther denn auch wider ihren Willen ganz Recht hatten, weil das Königsgesetz solche Prozeßführung als Hochverrath allen Richtern verbot. Auf der andern Seite überrascht und erschreckt man die Königin mit der Struensee abgedrungenen Aussage und täuscht sie mit der Versicherung, den Denuncianten nur dann für eine so unerhörte Beschuldigung vom qualvollsten Tode retten zu können, wenn sie die Aussage des Angeklagten bestätige. In diesem dergestalt erworbenen beiderseitigen Geständnisse lag aber eben das Kriterium zum erstrebten Verderben des Ministers und der Königin, welche nun der gesetzlichen Verurtheilung der verrätherischen Inquisitoren anheimfallen mußten, da man sich an die Vorschriften des Königsgesetzes in Betreff der Königin nicht kehrte. Denn Struensee allein zum Fall bringen, das konnte nicht verschlagen, weil die Königin dann doch die Herrschaft über ihren Gemahl behalten hätte. Daher mußte auch die Königin vernichtet werden, und dazu gab das von dem mehr als blos galanten, auf die schöne Königin eifersüchtigen Hoffräulein von Eyben verbreitete Gerücht, das der Vertheidiger Uldall ganz richtig charakterisirte, der nach der Herrschaft strebenden bösen Juliane Marie das gründlich helfende Mittel an die Hand.“

Sowohl Struensee als die Königin wurden von Uldall ehrenvoll vertheidigt, aber erfolglos. Struensee und Brandt wurden hingerichtet.

Schon Shakespeare sagte, es sey etwas faul im Staate Dänemark. Noch fauler war es in der Zeit Christians VII, am faulsten aber scheint es heute dort auszusehen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 98. 7. December 1864.

Philosophie der Weltgeschichte.

Semiten und Indogermanen in ihrer Beziehung zu Religion und Wissenschaft. Eine Apologie des Christenthums vom Standpunkte der Völkerpsychologie. Von Rudolph Friedrich Grau, Privatdocent der Theologie zu Marburg. Stuttgart, S. G. Liesching, 1864.

In diesem geistreichen Buche ist der große Gegensatz und Kampf unserer Zeit schöner und klarer dargethan, als in manchem andern. Es ist in keinen engen Horizont beschränkt, sondern faßt die Menschheit in ihrer welthistorischen Entwicklung im Großen und Ganzen auf. Im Allgemeinen stimmt es mit dem überein, was wir schon seit langer Zeit zum öftern in diesen Blättern gesagt haben, daß nämlich seit der Renaissance eine heidnische Reaction eingetreten ist und die Menschheit, die einst aus der heidnischen Tiefe und Finsterniß zur Höhe und zum Licht des Christenthums emporgeführt wurde, wieder in die alte Nacht hinunterziehen will. Indessen sucht der Verfasser den Gegensatz auf den Racenunterschied zurückzuführen und er folgt hierin der Ansicht Renans, obgleich ihn seine Forschung zu einem Ergebniß führt, welches dem von Renan grade entgegen gesetzt ist. Renan sieht nämlich in der ganzen Weltgeschichte nur einen Kampf zwischen Semiten und Indogermanen, der niedern und höhern Race. Aus der erstern, meint er, sey Träumerei, Wundersucht und Christenthum hervorgegangen, wogegen die edlere Race mit ihrem klaren Verstande und praktischem Sinne sich von Anfang an gewehrt habe, um endlich in neuerer Zeit den Sieg zu erringen. Herr Grau gibt den Gegensatz der Racen zu, tauscht aber ihre Werthe um, indem er die Glaubenskraft und den Zug zu Gott bei den erstern für etwas Besseres hält, als alle Heldenkraft, Wissenschaft und Kunst der Indogermanen.

Der Gegensatz ist in der Genesis vorgezeichnet und tritt schon in der Geschichte der Menschen vor der Sündfluth hervor, indem schon hier ein gottvertrauendes Geschlecht in Hirteneinfalt einem gottlosen Geschlecht heldenkräftiger, intelligenter und kunstbegabter Menschen gegenüber steht.

Der Gegensatz tritt wieder in unserer Zeit mächtig hervor. „Die Philosophie der neuen Zeit, soweit sie mit den Dogmen Spinozas, des abgefallenen Juden, zusammenhängt, und es ist das bei allen pantheistischen Systemen der Fall, befindet sich in bewußtem Widerspruch zum Christenthum und zum semitischen Monotheismus überhaupt. Nach ihr ist die Religion und der Glaube ein niederer Standpunkt, vielleicht für den großen Haufen nothwendig, aber nur möglich bei großer Beschränktheit des Geistes. Der Glaube muß zum Wissen, die Religion zur Philosophie übergeführt werden. Dasselbe gilt von den meisten Vertretern der heutigen Naturwissenschaft, welche den Thron der aus ihrer Herrschaft gestürzten Philosophie eingenommen hat. Man wird im Namen der modernen unchristlichen Wissenschaft ihre Ansicht so aussprechen dürfen, daß das Christenthum nur dazu dagewesen sey, von der allzu sinnlichen indogermanischen Mythologie zu befreien, um dann selbst als eine andere Mythologie durch das absolute Evangelium der Wissenschaft aufgehoben zu werden." Schon seit der Renaissance erstarb der christliche Sinn und wurde an allen Höfen durch die von den Fürsten bezahlten Künstler, und auf allen Universitäten und Schulen durch von den Fürsten bezahlte Gelehrte der heidnische Sinn gepflegt. Bei den Völkern zeigte sich durchaus weder irgend ein Bedürfniß, noch ein unwiderstehlicher Drang zum Heidenthum. Sie hielten vielmehr mit großer Zähigkeit am Christenthume fest. Die ganze antichristliche Be-

wegung ging ausschließlich von den Fürsten aus, in deren Interesse es lag, die Kirche zu berauben, sich von jeder kirchlichen Zucht unabhängig zu machen und die Völker so zu erziehen, daß sie im Fürsten die wirkliche Gottheit erkennen sollten, mit einem Wort, den altheidnischen Imperialismus wieder ins Leben einzuführen. Ohne diese Politik, in der die Könige von Frankreich vorangingen, wäre die Renaissance, wären die classischen Studien, wäre die Philosophie des Unglaubens niemals mächtig geworden. Der natürliche Sinn der Völker sträubte sich gegen den Rückfall ins Heidenthum, aber drei Jahrhunderte lang konnten die Fürsten sich in ihrer Macht befestigen und durch den Einfluß der Schule und Literatur die Unnatur allmälig zur Natur umschaffen. Jetzt ist man so weit gekommen, den heidnischen Geist sogar in der Volksschule einheimisch zu machen. Ja die große Partei des Unglaubens nimmt die Miene an, als sey sie eigentlich volksthümlich. Sie vergißt ganz oder hat nie daran gedacht, daß der moderne Unglaube von der Despotie ausgegangen ist, und daß die sittliche Verwilderung, zu welcher er (wie in der französischen Revolution) wo er herrschend wird, nothwendig immer führen muß, nie ein anderes Ende nehmen kann, als wieder im Imperialismus, in der Despotie.

Wir müssen dem liebenswürdigen Verfasser in einigen Punkten widersprechen. Vor allem können wir den Gegensatz zwischen der semitischen und indogermanischen Race in der Consequenz, wie er hier durchgeführt wird, nicht gelten lassen. Wir hegen die tiefste Verehrung vor den Patriarchen und Propheten des alten Testaments. Aber wir möchten in ihrem Gottvertrauen eher etwas Männliches, als etwas Weibliches durchfühlen. Die Hingebung des Mannes an Gott ist ebenso mannhaft, als seine Hingebung an das Vaterland und an die Ehre. Demnach geben wir dem Verfasser Unrecht, wenn er alles Semitische weiblich und alles Indogermanische männlich nennt. Er sagt nämlich S. 106: „Ist aber das Wort Göthes wahr: ‚das Ewigweibliche zieht uns hinan,‘ so ist es erfüllt durch die Geschichte eines semitischen Volkes, aus welchem die Weltreligion stammt, die für alle Völker die Erde mit dem Himmel verbindet. Hat es also Grund, daß diese ewigweibliche Art den Semiten eigen ist, so fordert man mit Unrecht von denselben, was sie ihrer Natur und Bestimmung nach nicht leisten können, wie wenn man vom weiblichen Geschlecht verlangt, was seinem Wesen und Beruf zuwider ist. Wie das Weib nicht für Kunst und Wissenschaft da ist, so auch nicht der Semite. So wenig des Weibes Beruf ist einen Staat zu gründen oder zu verwalten, Gesetze zu geben und anzuwenden, so wenig ist dies auch Sache der Semiten. Das Weib vermag nur Eines, nicht Vieles; aber diesem Einen gibt es sich mit ganzem Wesen, mit voller Hingebung, ja Selbstaufopferung hin, das ist die eheliche Liebe zum Manne. So hat der Semite nur Eins, die Religion, das ist die Liebe zu Gott; aber dieser hat er sich ganz und vollständig hingegeben; für sie hat er sich aufgeopfert.“ Auf S. 110 heißt es weiter: „Die Analogie zwischen den Semiten und dem weiblichen Geschlecht erstreckt sich auch darauf, daß bei jenen wie bei diesem nach der Einartigkeit ihres Wesens die Schädel- und Gesichtsbildung eine sehr übereinstimmende ist. Die Indogermanen wie das männliche Geschlecht überhaupt gehen durch eine größere Individualisirung hierin viel weiter auseinander.“

Solche Consequenzen zu ziehen, ist bedenklich. Die Araber, auch ein semitischer Stamm, sind von Anfang ihrer Geschichte stets wahre Männer gewesen. Im Uebrigen paßt auch Göthe nicht hieher, weil er unter dem ewig Weiblichen nicht die subjective Hingebung des frommen Glaubens, sondern einer Göttin, einer Weltbeherrscherin verstand.

Das Bedenkliche der Consequenzmacherei zeigt sich noch deutlicher, wenn man folgende Stelle liest, S. 145: „In demselben Sinne, in welchem der Polygamist und der Ehebrecher mehr Liebe zum Weibe zeigt, als der die Einehe hält, — denn jener hat ja ein Herz für viele und ist nicht so einseitig und egoistisch wie dieser —, in demselben Sinne übertrifft der polytheistische Heide den monotheistischen Semiten an religiöser Liebe. Es liegt eine furchtbare Ironie in diesem Verhältniß. Die Liebe des Polygamisten ist allerdings sehr bedeutend, nur muß sie im Sinn der sogenannten Haifischphilosophie verstanden werden, deren oberster Grundsatz lautet: ‚Mir geht nichts über mich.‘ Wie das Raubthier seine Beute liebt: ein Zug von dieser Liebe ist in der Liebe des Polygamisten. Das Herz hat der nicht einem Weibe hingegeben, der in der Vielehe lebt, sonst könnte er nicht noch andere Frauen haben. Das Herz hat der polytheistische Heide keinem seiner Götter gegeben, sonst könnte er nicht viele haben. Das Herz also behält jener wie dieser für sich; und wie dem Polygamisten die vielen Weiber zur Lust dienen, d. h. dem Egoismus, so wurzelt der Polytheismus im Egoismus, und wächst wiederum dieser aus jenem.“ Diese Auseinandersetzung ist nicht stichhaltig und widerspricht den Thatsachen, denn gerade bei den heidnischen Indogermanen, bei den Indern, Persern, Griechen, Römern, Germanen, Kelten und Slaven hatte jeder Mann nur ein Weib, wogegen, wie man im alten Testamente lesen kann, nicht nur König Salomo, sondern auch die jüdischen Patriarchen mehrere

Weiber und Kebsweiber hatten und die kolossale Vielweiberei, wie sie jetzt noch in allen muhamedanischen Staaten üblich ist, erst durch die Araber, einem rein semitischen Stamm, auch bei Nichtsemiten verbreitet worden ist.

Ferner erregt es Bedenken, daß der Verfasser der semitischen Race so großes Lob ertheilt, ohne einen Unterschied zu machen zwischen den Juden vor und nach Christo. Die Juden, die den Heiland kreuzigten, verdienen jene Lobsprüche nicht, und sind doch die echten Semiten neben den muhamedanischen Arabern. Diese Juden, wie die Muhamedaner, waren immer und sind noch Todfeinde des Christenthums, welches nur von der indogermanischen Race getragen wird. Der semitische Bestandtheil der christlichen Gemeinde ist unscheinbar klein, während die unermeßliche Mehrheit aller Semiten einem Glauben anhängen, der dem christlichen direct feindlich ist. Aus diesem Grunde erscheint es nun nicht angemessen, dem Christenthum das ausschließlich semitische Prädikat zu geben.

Auch sind die Vorzüge der indogermanischen Race im vorliegenden Werke nur unzureichend gewürdigt. Im neuen Testament selbst wird den Heiden so viel zugetraut wie den Juden, und den Griechen die Fähigkeit nicht abgesprochen, die der Verfasser des vorliegenden Werks der indogermanischen Race abspricht. Die christliche Mission überhaupt geht dahin, alle Menschen von allen Racen als Kinder Gottes zum ewigen Heile zu führen. Christus kennt kein semitisches, sondern nur ein allgemein menschliches Christenthum und setzte bei allen Völkern die gleiche Empfänglichkeit dafür voraus. Der Erfolg aber hat bewiesen, daß sich grade die semitischen Völkerstämme am heftigsten gegen das Christenthum sträubten, während es grade die indogermanische Race war, die sich ihm mit Innigkeit hingab.

Es ist wohl sehr auffallend, daß die germanische Race, obgleich die mächtigste und edelste unter allen, sich schon seit drei Jahrhunderten freiwillig aufgegeben zu haben scheint. Als die unglückliche Kirchentrennung ausbrach, wandte sich der katholisch gebliebene Theil der deutschen Nation von der Gothik und allem Altfränkischen ab, belegte es mit Spott und ahmte die Italiener in der Renaissance, d. h. im Studium und in der Verehrung des classischen Heidenthums nach. Die Kirche hüllte sich äußerlich in ein antikheidnisches Gewand. Man baute nicht mehr gothisch, sondern altrömisch oder altgriechisch. Auch die Dichtkunst zog den ganzen heidnischen Olymp herbei, wenn es auch nur galt, Christum und die heilige Jungfrau zu verherrlichen. Nicht minder drängten sich in die Kirchenmalerei antikheidnische Motive, das Athletische und Verführerische. Das war der weltbekannte Jesuitenstyl. Aber auch die nordgermanischen Protestanten blieben dem nationalen Geist und Geschmack nicht treu. Ihre Vornehmen und Gebildeten wetteiferten mit den Katholiken, an den Höfen, auf Universitäten und Schulen dieselbe heidnische Renaissance zu pflegen, wie sie zuerst im Süden herrschend geworden war. Die Theologen aber und das gemeine Volk brachten auf eine sehr charakteristische Weise das bisher etwas zurückgesetzte alte Testament zur Geltung. Es entstanden ganze große Sekten, die mit Vorliebe ihren Kindern wieder alttestamentalische Namen gaben und in ihrem Gemeindewesen altjüdische Formen einführten. Wie man später in der französischen Revolution alles auf den Fuß der griechischen und römischen Republiken setzte, so nahmen sich die Wiedertäufer in Münster und die Puritaner in England die altjüdische Republik zum Muster. Die Mischung der Renaissance mit dem alten Testament gedieh bis zur äußersten Geschmacklosigkeit in der holländischen Republik. Man darf wohl sagen, es war eine Unnatur, und der göttlichen Weisheit Wille und Befehl kann niemals die Unnatur seyn. So lange die deutschen Völkerstämme noch ihrer selbst bewußt waren und mit dem Vollgefühl ihrer nationalen Kraft ritterlich die eisernen Kniee vor dem Kreuze beugten, den furor teutonicus durch die christliche Begeisterung heiligten, hier die Heiden, dort die Muhamedaner mit dem Hammer des alten Donnergottes in christlicher Hand zermalmten, durch ihre Kraft und ihren guten Willen den Bischof von Rom beschirmten, zugleich mit dem einigen deutschen Reich die einige abendländische Kirche ausbreiteten und aus des eigenen Geistes Fülle das Aeußerliche der Kirche auferbauten und schmückten in einem reinen deutsch christlichen, weder heidnischen noch jüdischen Geschmack, — da ging noch alles natürlich zu, da war Harmonie zwischen dem heiligen Geist der Kirche und dem gesunden Leibe der Nation. Seitdem ist Unnatur über uns gekommen. Wir haben die Kirche in Stücken gebrochen und zugleich unser eigenstes Nationalgefühl verloren.

Die semitischen Sympathien des Herrn Grau sind demnach nichts Neues und finden ihre Entschuldigung in einem langen Herkommen unter den Protestanten. Aber sie sind eine Täuschung.

Wir sehen davon ab. Es handelt sich jetzt um einen großen Kampf, der innerhalb der indogermanischen Race für oder wider Christum gekämpft wird. In diesem Kampfe steht nun Herr Grau mit edlem Feuereifer auf der christlichen Seite. Er zeigt wie die Philosophie der Neuzeit, sofern sie sich von der christlichen Wahrheit abwendet,

auf denselben Irrweg geräth und gerathen muß, auf dem die heidnische Philosophie vor Christo sich verrannte. „Wie sich so die relative Religion des Alten Testamentes in die absolute des Neuen Testamentes aufgehoben hat, so geht aus dem ursprünglichen Polytheismus der indogermanischen Völker der Pantheismus als der Entwicklungsabschluß dieser Religionsform hervor, mag derselbe nun mehr spiritualistisch oder materialistisch seyn, ein Pantheismus der Substanz, wie der Spinozas, oder des Begriffs, wie der Hegels. Es geschah dies schon in Griechenland, denn die Consequenz des Platonismus wie Aristotelismus ist pantheistische Weltanschauung, wenn dieselbe auch nicht so deutlich ausgesprochen ist, wie in der stoischen Philosophie. Auf eine durchaus ursprüngliche und durch nichts gestörte Weise vollzog sich diese Entwicklung in Indien. Der vedische Polytheismus, die ursprüngliche Religion der Hindu, ist dort in den brahmanischen Pantheismus übergegangen. Innerhalb des indogermanischen Christenthums aber sucht der zurückgedrängte Pantheismus stets von Neuem hervorzubrechen, als habe er ein Recht auf diese von heidnischem Polytheismus herkommenden Völker. Wo sich dagegen bei den indogermanischen Völkern ein Deismus als philosophische Weltanschauung geltend macht, da ist er nicht aus dem ursprünglichen Wesen dieser Völker geboren, sondern ist ein Schatten und Zerrbild der von denselben angenommenen semitischen Religion."

Der Verfasser erörtert mit großer Wärme, wie nothwendig wir auf ein höheres Leben hingewiesen sind, und wie jener kalte Pantheismus, in dem das Ich, und der Materialismus, in dem die Seele überhaupt keinen Platz mehr findet, dem innersten Gefühl und Bedürfniß der menschlichen Seele nimmermehr genügt. Er zeigt ferner, wie das sittliche Gefühl, das Rechtsgefühl, das Gewissen die große Schuld erkennt, die zu sühnen ist. Gibt es kein Gericht, sagte er Seite 185, so gibt es auch keine Sittlichkeit. Endlich spricht er von der Liebe Gottes zu den Menschen, der Menschen zu Gott, als von dem heiligsten Mysterium der Weltgeschichte und jedes einzelnen Menschenlebens, wofür sich freilich unsere angeblich Aufgeklärten blind verhalten. Die Probe liegt im Gebet. Sie können nicht mehr beten, diese allzu klugen Leute.

Von den süßlächelnden Schwätzern, die sich darin gefallen, den Sohn Gottes als einen gewöhnlichen Menschen anzusehen, der bei viel Schwachheiten doch sehr respectabel gewesen sey (namentlich nach der Ansicht Renans), sagt der Verfasser sehr wahr: „Die durch die philosophische Bildung Aufgeklärten werden also ohne alle Anbetung seyn; ihnen genügt, dem Humanitätsideal nachzustreben, das sie sich gebildet haben. Anders aber wird es mit der unphilosophischen Menge seyn. Diese wird sich nicht mit jener geistigen Bildung des vollkommnen Menschen, mit einem blosen Gedankending begnügen; sondern sie wird, getrieben von einem gesunden Bedürfniß nach Anbetung, das die Philosophie und Aufklärung noch nicht gänzlich erstickt hat, nach einem leibhaftigen Gegenstand der Anbetung verlangen. Und da der alte Gott abgethan, nichts andres aber als das blasse Menschheitsideal übrig ist, so kann die Menge sich nur an die großen Männer halten, die jenes Ideal wirklich und leibhaftig dargestellt haben. So schreitet denn die Humanitätsreligion zum Cultus des Genius fort, und dieser hat in den Dichterfesten der Neuzeit schon begonnen. Das Volk erhält so die früheren Götter, die Heroen wieder, die das Christenthum einst gestürzt hatte. Unter diese Zahl könnte dann freilich auch Christus als einer der ersten ‚Fortbildner des Menschheitsideals' eintreten; und er wird das müssen. Aber bald wird er mehr und endlich durchaus zurücktreten denn man wird immer stärken fühlen, daß er doch im Verhältniß zu anderen zu wenig menschlich, zu wenig liebenswürdig ist."

Denen, die sich mit besonderm Stolz und Trotze rühmen, keines Gottes zu bedürfen, sagt der Verfasser (Seite 166): „David Strauß spricht es aus und Niemand kann sich mehr über Undeutlichkeit beklagen: er vertritt eine Weltansicht, ‚die — mit Ablehnung aller übernatürlichen Hülfsquellen, den Menschen auf sich selbst und die natürliche Ordnung der Dinge stellt'; er freut sich, daß sein Bruder ‚selbst in solchen Augenblicken, wo jede Lebenshoffnung erloschen war, niemals der Versuchung nachgegeben, durch Anlehen beim Jenseits sich zu täuschen'. Das ist ‚der Glaube, in welchem er, wenn auch nicht selig, doch ruhig zu sterben hofft'. Wollte man mit der Offenbarung Johannis über solche Sätze reden, so müßte man sagen, daß sie dem Thiere des Abgrundes entstammen. Denn niemals an das Jenseits denken, auch wenn die Mahnungen Gottes noch so gewaltig sind, vor sich hinstieren und eine jede Lösung des Räthsels vom Tod in der Welt aufgeben, das heißt doch: thierisch werden und thierisch sterben. Die Mahnungen Gottes aber zur Bekehrung und Sinnesänderung in dem Kreuz, das er auflegt, Versuchungen zu nennen, das müssen wir im Namen Christi diabolisch nennen, — denn es heißt doch: Gott zum Versucher machen, — und mit Paulus zu den kräftigen Irrthümern des Abgrundes rechnen."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Würt. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Sonnabend, **N° 99.** 10. December 1864.

Sprachkunde.

Das Problem der Sprache und seine Entwickelung in der Geschichte. Von Professor Conrad Hermann. Dresden, Kuntze, 1865.

Ein mit viel Geist und Umsicht geschriebenes Buch, dessen Grundgedanken wir hier in der Kürze wiedergeben. „Im ganzen Alterthum standen sich über die Sprache zwei allgemeine Grundansichten gegenüber, welche in den beiden Ausdrücken der φύσις und der θέσις ihre Vertretung fanden. Das Prinzip der φύσις im Alterthume findet seine erste und hervorragendste Vertretung in der Lehre Heraklits des Dunkeln von Ephesus. Nach dieser war das Wort der wirkliche Abdruck oder das getreue Bild der von ihm bezeichneten Sache; in charakteristischer Weise vergleicht hierbei Heraklit die Worte der Sprache mit den sich in der Natur selbst vorfindenden Abbildungen der Dinge, also mit dem Schatten, den ein Gegenstand wirft, oder mit dem Reflex, der uns von ihm in einem Spiegel und im Wasser erscheint. Im Gegensatz zu Heraklit wird durch Demokrit das Prinzip der θέσις oder der blos zufälligen und mechanischen Verbindung des Wortes mit dem von ihm bezeichneten Gegenstande zur Geltung gebracht. Beide Philosophen sind hier wie fast sonst überall die Vertreter zweier entgegengesetzter Weisen der Weltanschauung; dem strengen und einheitlichen Determinismus des Einen war es gemäß, den Worten einen gleichsam organischen und innerlich nothwendigen Charakter zuzuschreiben, während der blinde und gesetzlose Atomismus des Anderen sie durch ein bloßes unvernünftiges Spiel des Zufalles gebildet werden ließ; — die Einwendungen des Demokrit aber gegen das Heraklitische Prinzip der φύσις gründen sich hauptsächlich auf die beiden Erscheinungen der Homonymie und der Polyonymie, d. h. darauf, daß oft ein Wort mehreren Dingen zugleich zukommt und daß es andererseits oft mehrere Worte für eine und dieselbe Sache gibt."

Der Gegensatz griff auch später noch durch. „Das ganze Merkmal des Denkens ist bei Aristoteles im Unterschied von Plato bei Weitem weniger ein objektives als ein subjektives; alles Denken erscheint für Aristoteles wesentlich nur in dem Lichte eines inneren Vorganges der Seele, während es dagegen für Plato vielmehr die Eigenschaft einer Abspiegelung des geistigen Inhaltes der Ideen besaß; die ganze Aristotelische Ansicht vom Denken ist insofern eine bei Weitem mehr nüchterne und vorurtheilslos empirische, als diejenige Platos."

In Bezug auf die neueren Theorien hebt der Verfasser insbesondere die großen Verdienste von Herder, Wilhelm von Humboldt und Jakob Grimm hervor. „Durch die Herder'sche Schrift wird zunächst das allgemeine Prinzip einer natürlichen oder organischen Zusammengehörigkeit der Sprache mit dem Wesen des Menschen gegenüber der älteren mechanischen Auffassung dieses Verhältnisses in einer begeisterten und schwunghaft poetischen Weise der Darstellung zur Geltung gebracht. Das Interesse des Humboldt'schen Werkes aber ist vorzugsweise auf die Ergründung des Zusammenhanges der einzelnen oder bestimmten Sprache mit dem Geistesleben und der ganzen natürlichen Art der Völker, so wie auf eine geordnete Ueberblickung der allgemeinen Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues überhaupt gerichtet. Für die Auffassung der Sprache und ihrer Erscheinungen durch Jakob Grimm endlich ist namentlich dieses charakteristisch, daß hier der allgemeine Begriff des Werdens oder der naturgesetzlich historischen Entwickelung derselben als der entscheidende oder in erster Linie bedingende in den Vordergrund tritt."

Darauf kommt der Verfasser zu dem Endergebniß: „Im Laufe der Geschichte aber ist es im Ganzen eine dreifache Kategorie, unter welche die Sprache der Reihe

nach subsumirt wird, zuerst im Alterthum die eines Bildes der äußeren Welt, dann in der neueren Zeit die eines mechanisch verstandesmäßigen Institutes oder Werkes, endlich aber in der jüngsten Zeit oder bei uns selbst die eines natürlichen Organismus; in jeder dieser drei Analogien aber ist wenigstens immer eine gewisse Wahrheit über die Sprache enthalten; denn theils ist die Sprache immer rücksichtlich des in ihr Niedergelegten ein Bild des Inhaltes der äußeren Welt, theils bewegt sie sich an sich genommen immer in der Form oder der gesetzlichen Regel des denkenden Verstandes, theils endlich ist die Art und Weise ihrer Entstehung durchaus die des natürlichen oder organischen Lebens."

Wir vermissen nur ein tieferes Eingehen in den Ursprung der Sprache. Dasselbe haben wir früher in einer Beurtheilung der berühmten Schrift von Jakob Grimm auch an dieser gerügt. Wie Grimm, so macht auch die vorliegende Schrift die Sprache zu einer Selbstschöpfung, wenn nicht des, doch der Menschen. „Die natürliche Sprache des Menschen war an sich durchaus keine andere als diejenige der Thiere; denn dasjenige, was jetzt den Inhalt oder Stoff der sprachlichen Bezeichnung bildet, der eigentliche oder begriffsmäßige Gedanke, war zuerst noch gar nicht in der Seele vorhanden; der Mensch hat sich nicht blos die Sprache als das äußere Bezeichnungsmittel seiner Gedanken, sondern eben in derselben zugleich mit sein eigenes Denken ursprünglich aus sich heraus erschaffen; eben nur durch die höhere Anlage als solche, noch nicht aber durch irgend etwas Einzelnes oder Bestimmtes ist der Mensch vom ersten Anfange an vom Thiere verschieden gewesen: — Der ganze Kreis des menschlichen ursprünglichen Anschauens und Vorstellens aber kann an sich nur als ein unendlich weiterer gedacht werden als derjenige des Thieres; alles thierische Interesse und Verständniß beschränkt sich überall nur auf eine gewisse engere Sphäre praktisch für dasselbe wichtiger Dinge; nur der menschliche Geist vereinigt als Brennpunkt die Strahlen des ganzen ihn umgebenden Inhaltes der Welt in sich und nur seine Sprache wird darum in der That zu einem Bilde des Inhaltes der Welt überhaupt, während aller thierische Laut der Ausdruck einer bloßen inneren dumpfen und subjektiven Empfindungsvorstellung bleibt; dieses, daß ihr Bedeutungsinhalt immer etwas Allgemeines und Objektives ist, ist es, was die menschliche Sprache bestimmt von jedem thierischen Laut unterscheidet: — Die erste Erschaffung der Sprache aber ist für den Menschen der Act eines umfassenden Begreifens oder einer großartigen Erleuchtung seines Innern über den ganzen Umfang der ihn umschließenden Dinge gewesen; in den Worten der Sprache hat er die Menge der einzelnen an ihn herantretenden Erscheinungen nach ihren allgemeinen Gattungen und Beschaffenheiten von einander gesondert, indem er jeder unter diesen einen bestimmten, ihr inneres Wesen bezeichnenden Namen beigelegt hat; das erste geistige Geschäft des Menschen bei seinem Eintreten in die Welt ist die sich an die Namengebung anknüpfende Unterscheidung der ganzen bunten Masse der einzelnen Momente des Wirklichen gewesen; von der Onomatopöie aus aber ist zuerst alle Sprachschöpfung entstanden, obgleich dann sehr bald das Prinzip der Convention und mechanischen Uebertragung hinzugetreten ist."

Hier ist von einer Ansicht gänzlich Umgang genommen, die doch gewiß eine Berücksichtigung verdient hätte und die sich in keinem Falle todtschweigen läßt. Wir meinen die Ansicht, nach welcher Gott dem ersten Menschen die Sprache mitgetheilt hat. Man will nichts vom Wunderbaren wissen und doch ist die Schöpfung des Menschen selbst ein unleugbares Wunder und daß ihm Gott Geist eingeflößt hat, dieses Wunder, sollten am wenigsten die leugnen oder verschweigen, die sich der Gottesgabe in vorzüglichem Maße erfreuen. Wenn der Verfasser S. 81 „den einsilbigen Sprachbau die ursprünglichste und älteste Gestalt aller Sprache" nennt, so kommt er zu dieser Vermuthung wohl durch seine Theorie, aber der historische Beweis fehlt. In die Tiefe der Weltgeschichte, in die Anfänge der Völkerbildungen dringt diese Theorie keineswegs mit untrüglicher Sicherheit hinein. Es wäre die Aufgabe grade der Sprachforscher, die große Hieroglyphe nicht zu umgehen, sondern zu enträthseln, welche Genesis 11. 7. enthält.

Baugeschichte.

Die Baugeschichte der Stadt Ulm und ihres Münsters bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Von Eduard Mauch. Ulm, 1864, Ebner'sche Buchdruckerei.

Bekanntlich ist Ulm aus einer kaiserlichen Pfalz entstanden und nach und nach zur Stadt angewachsen. Hier erhalten wir Beschreibung und Plan der ältern Stadt bis zu ihrer Zerstörung im Jahr 1134 und dann der später größer gewordenen Stadt. Die Hauptsache aber ist das Münster, eines der herrlichsten Bauwerke Deutschlands und ursprünglich bestimmt, sogar den Kölner Dom

noch zu überragen. „Im Wesentlichen sollte das Gebäude aus einem Langhause mit gestrecktem Chor und an der Westseite mit Einem Hauptthurm, in den Ecken der Chorseiten aber, je mit einem kleinen Thurm geziert, bestehen. Das Langhaus ward in drei gleich breite und gleich lange Schiffe getheilt, jedoch das Mittelschiff bedeutend höher wie die Seitenschiffe; der gestreckte Chor in gleicher Breite des Mittelschiffes — jedoch niedriger wie dieses und höher als die Seitenschiffe — sollte fünfseitig aus dem Zehneck geschlossen seyn. Der Façade- oder Hauptthurm macht den westlichen Schluß des Mittelschiffes und die zwei kleineren Seitenthürme bauen sich auf die Ostwandungen der Seitenschiffe und der Langseiten des Chores; in ihnen führten die Wendeltreppen zu dem Chor-Umgange und den Bühnen des Langhauses hinauf. Das Mittelschiff erhielt zehn freistehende Pfeiler auf jeder Langseite, welche mit den dazwischen stehenden Arkaden-Bögen die hohen Scheidemauern tragen. Der Hauptthurm ruhte somit im Innern auf dem letzten oder zehnten Pfeilerpaar, gegen Außen aber auf der Schluß- oder Portalwand des Mittelschiffes: das unterste Stockwerk des Thurmes — seine Halle — war somit ein integrirender Theil des Mittelschiffes: denn das Mittelschiff schloß ja erst mit der Portalwand, und die sehr vorspringenden Flügel desselben bilden die westlichen Streben des Thurmes und so zugleich die Wandungen der Portal-Vorhalle. Aus dieser Anordnung entstand die dem Ulmer Münster eigenthümliche Abweichung von anderen derartigen Bauten mit blos Einem Façadethurm, wie z. B. beim Freiburger Münster, wo der untere Raum nur die Vorhalle zum Mittelschiff bildet. Und indem beim Ulmer Münster der Thurm nicht von Grund aus frei oder der Kirche vorsteht, sondern vielmehr aus derselben herauszuwachsen scheint, entstand auch die weitere Eigenthümlichkeit, daß sämmtliche Schiffe äußerlich wie innerlich erst mit der Façadewand abschließen. In Folge dessen hat jede Langseite der Seitenschiffe, wie jede des Mittelschiffes, gleiche Anzahl Fenster — nämlich zwölf: — denn die zwei Fensterpaare des Thurmes gehören ja dem Mittelschiff, und das in gleicher Flucht stehende Portalfenster bildet gleichsam den Schlußverband beider Fensterreihen. Dieses prachtvolle Portalfenster ist aber nicht nur eine Hauptzierde der westlichen Ansicht des Hauptthurmes, sondern auch des Innern der Kirche, insbesondere dem Chore gegenüber: es sollte frei durch die ganze Kirche leuchten und die Bedeutung des Mittelschiffes wie in einem Brennpunkte erfaßt darstellen.

Das Ulmer Münster ist daher auch der großartigste Zeuge des mittelalterlichen Kirchenbau-Systems mit bloß Einem Façadethurm, welche Anordnung überhaupt vorzugsweise Deutschland angehört; es ist aber auch der großartigste Zeuge der alten Regel von des Chores Maß und Gerechtigkeit. Wird nämlich die lichte oder innere Breite des Chores als eine Einheit genommen, so ist dieselbe die Verhältnißzahl für die wesentlichsten Längen- und Höhenverhältnisse und somit für das ganze Gebäude; ja es scheint, daß sogar die Stärke der Umfassungsmauern, der Strebepfeiler, die Verhältnisse der Fenster und die Profilirungen der Gesimse sich darnach richteten. Indem ich übrigens der Ansicht bin, daß die Anwendung solcher Zahlen-Verhältnisse und Geheimnisse des Zirkels auch zu weit getrieben werden kann — woran unsere Vorfahren gewiß nicht dachten, — beschränke ich mich rc."

„Bereits habe ich hervorgehoben, daß das Münster der größte Repräsentant des Kirchenbaustyles mit blos Einem Thurme an der Façade ist, und zwar mit der schönen und gleichfalls eigenthümlichen Anordnung, daß das Mittelschiff durch ihn durch geht und erst mit der Portalwand abschließt. So wie die Kirche neben ihren großartigen Raumverhältnissen durch die größte Einfachheit zu imponiren sucht; so zeichnet sich der Thurm durch Reichthum an Gliederungen, Stabwerken und Ornamenturen aus. Der Thurm des Ulmer Münsters sollte den höchsten irdischen Standpunkt für die heilige Maria bilden, welcher auch das Gebäude gewidmet ist. War schon bei den jüngsten romanischen Kirchen, namentlich in Deutschland, der Thurm vorzugsweise in seiner symbolischen Bedeutsamkeit aufgefaßt, als ein Denkmal der Frömmigkeit zu Gottes Ehre, als ein Denkmal, welches über alle Dächer menschlicher Wohnungen, über alle Schlösser und Paläste emporragt, so wurde dieser symbolische Gedanke bei den gothischen Kirchen noch großartiger ausgeführt, gesteigert durch die stets größeren Höhenmaße der Langhäuser. Die auf der Spitze der Pyramide des Thurmes stehende kolossale Maria mit dem Kinde sollte die Spitzblumen der Kölner Thürme überschauen!"

Ausgezeichnet war das Münster hauptsächlich dadurch, „daß es keine finstere Stelle enthielt," wie schon der Mönch Faber rühmte. Von diesem Grundgedanken des Lichtvollen ist die moderne Restauration mit Unrecht abgewichen, da „derjenige, welcher jetzt das Münster vom Portal aus betritt, durch einen Tunnel mehrere Schritte in unheimlicher Tagesbeleuchtung zu machen hat, ehe er wieder volles Licht erhält."

Aeltere deutsche Literatur.

Das Schiff des Heils von Geiler von Kaisersberg. In freier Uebersetzung und Bearbeitung von Heinrich Bone, Director. Mainz, Kirchheim, 1864.

Der geistvolle Geiler von Kaisersberg ist jedem bekannt, der einigermaßen in der deutschen Literaturgeschichte bewandert ist. Sein erbaulicher Commentar zu Brants Narrenschiff ist reichhaltiger, als das Buch von Brant selbst. Im Schiff des Heils hat Geiler zwar auch die etwas geschmacklose allegorische Form beibehalten. Wie nämlich Brant alle mögliche Narren auf seinem Schiffe versammelt und danach die Thorheiten der Welt classificirt, so vergleicht Geiler hier die Kirche mit einem Schiffe, in dem alle Heilmittel enthalten sind. „Das ist das Schifflein, das uns zubereitet hat der Sohn des Werkmeisters, Christus unser Herr; ein wahrer Sohn des wahren Werkmeisters, des Schöpfers der ganzen Welt, Himmels und der Erde. Darum spricht er im Evangelium: ‚Mein Vater wirket bis jetzt, und ich wirke mit ihm.' Aber er galt auch für den Sohn eines zeitlichen Werkmeisters, für den Sohn Josephs; darum sprachen die Juden: ‚Ist das nicht des Zimmermanns Sohn?' Das ist der rechte vollkommene Werkmeister unseres Schiffleins."

Die einzelnen Schilderungen sind eigentlich freie Predigt und handeln vom Meere der Welt, von der Sünde und Beichte, von Glaube, Hoffnung, Liebe, vom Kreuz, von den Sakramenten ꝛc. Das Gleichniß vom Schiffe verliert man dabei nie aus den Augen. So heißt es z. B. „O wie manches Schiff, das reich beladen war mit dem kostbaren Gute verdienstlicher Werke, ist untergegangen durch Vernachlässigung der kleinen Ritzen und Lecke! Davon lesen wir viel in den Geschichten der Einsiedler und Altväter, wie da oft gar heilige Männer durch Nichtbeachtung der kleinen Sünden und durch bloßen Mangel an Vorsichtigkeit zuletzt in Todsünde fielen. Zum neunten müssen alle Ruder zusammen und gleichmäßig gezogen werden, nicht jetzt eines und dann das andere; wie du das sehen kannst an den Schiffsleuten, die das Rudern verstehen. So auch müssen wir alle Gebote halten, und es ist nicht genug, daß man eines hält und das andere nicht. Darum schreibt Jakobus: ‚Wer das ganze Gesetz hält, aber nur Ein Gebot übertritt, der verschuldet sich an allen.' Zum siebenten kann der Wind das Segel nicht schwellen und treiben, wenn der Schiffsmann es nicht darnach richtet. Ebenso kommt die Gnade des heiligen Geistes nicht in die Seele, wenn sie sich nicht dazu empfänglich macht und das Segel des freien Willens ausspannt. Es gibt aber einen andern Wind, der nicht vom heiligen Geiste wehet. Dem werden schier die Segel der ganzen Welt ausgespannt; ein jeder will ihn haben und läßt sich von ihm treiben. Das ist der kalte Nordwind von Mitternächten, der die Herzen der Menschen gefrieren macht; es ist der Wind, der aus dem giftigen Schlunde der alten Schlange wehet, die schon im Paradiese unsere Stammeltern angehaucht hat. Es sind die vielen Versuchungen und Anmuthungen zur Sünde, denen die Menschen so leicht das Segel des Willens und Herzens öffnen. Das ist der Wind, der den Leuten in die Kleider wehet, daß sie schamlos und schandhaft ausgeschnitten und gespannt sind, oder hoffärtig sich pauschen und schieben, oder eitel und üppig gefaltet und geziert werden. Das ist der Wind, der mit schnöden und schlüpferigen, oder mit verleumderischen und ehrabschneidenden Worten spielt. Da sind denn gleich die Ohren gespannt und wollen mehr dergleichen vernehmen, und alsbald thut sich auch das Herz und der Wille auf und empfängt mit ausgebreiteten Segeln den höllischen Wind der zischelnden Schlange. Ja, wie es vom Geiste des Herrn heißt, daß er den Erdkreis erfülle, so hat auch der Geist des Teufels die ganze Welt erfüllt und wehet um unser Aeußeres und um unser Inneres, um alle unsere Sinne und um die Anmuthungen unseres Herzens. Darum mögen wir wohl Acht haben auf das Wehen des warmen Südwinds, d. i. auf den Gnadenhauch des heiligen Geistes, und ihm entgegenstrecken das Segel unsers freien Willens, wo und wie wir nur können."

Die Strickleiter, auf welcher man zum Maste hinaufsteigt, bezeichnet die Nachfolge Christi, denn der Mast ist das Kreuz und die Leitersprossen sind die Tugenden. Der Kahn, den jedes Schiff mit sich führt, wird der h. Jungfrau Maria verglichen. „Zum sechsten ist der Nachen das Fahrzeug der Rettung, womit man zu Hülfe kommt, wenn jemand ins Wasser gefallen ist. O wie viele Menschen sind durch Maria die Mutter Gottes gerettet und zur Seligkeit gebracht worden, die aus dem Schiffe des christlichen Lebens gefallen und nahe daran waren, von dem Meer der Welt und den Wogen der Sünde verschlungen zu werden! Davon gibt es gar viele und schöne Beispiele, die wir in den Büchern lesen. Sie ist ja wahrhaft eine Zuflucht der Sünder, eine Mutter der Barmherzigkeit, eine Vermittlerin zwischen Gott und den Menschen."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Würt. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 100. 14. December 1864.

Geschichte.

Kurze Schleswigholsteinische Landesgeschichte von Georg Waitz. Kiel, Hamann, 1864.

Ein bequemes Handbuch von nur 13 Bogen mit der Sachkenntniß und in dem Geist geschrieben, den man von dem Verfasser zu schätzen gewohnt ist. Obgleich man seinen Eifer für die deutsche Sache nur loben kann, so wird man doch in eine gewisse ironische Stimmung versetzt, wenn man sieht, wie ihm diese deutsche Sache unzertrennlich bleibt von dem Erbfolgerecht. Der Staatsrechtslehrer mag sich an das positive Recht halten, der Geschichtschreiber sollte einen höhern Standpunkt gewinnen, wenn es ihm um das große Interesse der Nation zu thun ist.

Das Gesammthaus, dem der Augustenburger entstammt, hat Deutschland niemals Glück gebracht, ja es schien vom Verhängniß ausersehen zu seyn, die gedeihliche Entwicklung deutscher Nation im Norden fortdauernd zu hemmen. Mit jenem Christian III., von dem alle die Prinzen abstammen, die heute um das Erbe der Elbherzogthümer concurriren, trat das größte Unglück ein, welches Norddeutschland jemals getroffen hat und unter dessen traurigen Folgen wir heute noch leiden. Jener König nämlich ruinirte systematisch die deutsche Hansa. Bis dahin besaßen die Deutschen mittelst der Hansa die Seeherrschaft in der Ost- und Nordsee, und hauptsächlich durch die Hansa waren auch Preußen und die Ostseeprovinzen colonisirt und dem deutschen Reich zugewendet worden, mehr als durch die deutschen Ritter. Hätte man in diesem System fortgefahren, so würde die deutsche Flagge die herrschende geblieben, würde den Polen von Preußen aus wirksamer habe Widerstand geleistet werden können und würden die Russen, deren Heimath im Binnenlande ist, niemals bis zur Ostsee haben vordringen können. Allein das System wurde aufgegeben. Jener deutsche Christian war bereits ganz Däne geworden und benutzte die Zeitumstände, um im dänischen Interesse die Macht der Hansa zu brechen. Die deutschen Nachbarfürsten und die städtischen Aristokratien selbst arbeiteten ihm in die Hände. Das kleine Bürgerthum, das unter dem genialen Wullenweber die Leitung der Hansa in die Hand genommen und bisher großartig geführt hatte, so daß alle nordischen Könige vor ihm zitterten, wurde durch aristokratische Verschwörungen in den Hansestädten selbst gelähmt, durch die Fürsten überwältigt. Von nun an herrschte die deutsche Flagge nicht mehr auf dem Meere, von nun an kam die Macht der Hansa nie wieder auf.

Dagegen verzweigte sich das schon auf dem dänischen Thron seßhafte oldenburgische Haus weiter auf den schwedischen und russischen Thron, um auch von hier aus Deutschland anzufeinden, die dem deutschen Reiche gehörigen Ostseeprovinzen denselben zu entreißen und den deutschen Einfluß auch auf dem Festland wie auf dem Meere zu vernichten.

Das einzige Bollwerk, das Deutschland im Norden noch blieb, Kurbrandenburg mit Preußen, konnte nur unter unsäglichen Mühen und Gefahren und durch den ungebeugten Sinn seiner Fürsten seine Stellung behaupten. Man braucht nur an die Schlachten bei Fehrbellin und Zorndorf zu denken, um sich ins Gedächtniß einzuprägen, wie gern Schweden und Rußland die preußische Monarchie zermalmt hätten. Preußen allein war es, was damals Deutschland gegen die nahe bevorstehende Ueberwältigung von Norden her schützte, denn man darf niemals vergessen, daß Oesterreich und Frankreich den Russen bereits den Besitz von Königsberg gesichert hatten und daß dort während des siebenjährigen Krieges schon russisch regiert wurde, während Vorpommern, Bremen und Verden zu Schweden ge-

hörten und auch Mecklenburg ganz unter russischem Einfluß stand.

Als 1813 im Frühjahr das ganze preußische Volk sich in Waffen erhob, um das unerträgliche Joch der Franzosenherrschaft endlich zu zerbrechen, wie verhielt sich damals die Nachkommenschaft Christians III.? Der Oldenburger in St. Petersburg schloß mit dem Oldenburger in Copenhagen einen Vertrag, wonach der letztere Norwegen an Schweden abtreten, dafür aber die Hansestädte und ein weiteres Landgebiet dazu als Entschädigung erhalten sollte. Also einer wollte dem andern deutsche Provinzen, die ihm gar nicht gehörten, verschachern oder verschenken und für immer von Deutschland losreißen. Das war die freundliche Gesinnung Alexanders I. gegen die deutsche Nation, während er in der Proclamation von Kalisch den Großmüthigen spielte. Der schändliche Vertrag kam nicht zur Ausführung, denn die Engländer setzten sich energisch dagegen. Sie würden niemals zugegeben haben, daß sich Dänemark durch die Hansestädte verstärke.

Wenn Deutschland bei seiner unseligen politischen und confessionellen Zerrissenheit nicht mehr im Stande war, wiedergutzumachen, was das Haus Oldenburg unter Christian III. durch Zerstörung der hanseatischen Seemacht am großen deutschen Nationalinteresse gefrevelt hatte, wenn seitdem alle die unermeßlichen Vortheile, welche die Häfen der Hansestädte und das seekundige Volk der großartigsten Entwicklung des deutschen Handels, der deutschen Colonisation darboten, von jetzt an unbenutzt blieben, wenn allmälig die Hansestädte zu englischen Comptoirs herabsanken, nur noch dem englischen Interesse dienten, von Deutschland isolirt und durch Zölle von ihm abgesperrt wurden, so blieb noch wenigstens eine norddeutsche Landmacht übrig als das einzige Bollwerk des deutschen Nationalinteresses gegen den übermächtigen Norden, als der einzige Trost des deutschen Patrioten, als die einzige Bürgschaft, daß es den Russen und Polen doch nicht so leicht werden würde, uns auch noch die letzten Colonien an der Memel zu entreißen und Deutschland die Oder als Grenze aufzudringen. Dieses letzte Bollwerk Deutschlands im Norden ist Preußen. Wer irgend etwas von deutschem Nationalinteresse versteht, kann nicht im Geringsten darüber im Zweifel seyn, daß nur Preußen die Elbherzogthümer wirksam schützen und bei Deutschland festhalten kann und daß, welcher gute Deutsche eine Stärkung der deutschen Marine will, sie nur in der engsten Verbindung der Elbherzogthümer mit Preußen finden kann. Wir hoffen, daß die Diplomatie, der ja alles möglich ist, das Erbrecht des Augustenburgers mit dem nationalen Bedürfniß und der nationalen Pflicht, Häfen und Kanäle, See- und Landmacht der Elbherzogthümer Preußen zur Verfügung zu stellen, auszugleichen verstehen wird. Wo nicht, so würden wir das Nationalinteresse dem Erbfolgerecht vorziehen und uns, im Hinblick auf die Geschichte, nicht verpflichtet fühlen, noch irgend einem Nachkommen Christians III. ein großes Nationalinteresse zum Opfer zu bringen.

Wir sagen das nicht im spezifisch preußischen, sondern im allgemeinen deutschen Interesse. Wir folgen nur der großen Nationalpolitik. Wie wir Preußen im Norden, so wollen wir Oesterreich im Süden stärken, denn nur diese beiden deutschen Großmächte sind stark genug, die Interessen Deutschlands factisch, d. h. mit Bajonetten und Kanonen zu vertreten. Was in den kleinen Staaten geschrieben und geredet wird, kann Deutschland nicht helfen. Wir haben dem Nationalverein vorgeworfen, daß er die Erklärung von sich gegeben hat, Venedig gehe uns Deutsche nichts an. Wenn Deutschland eine Machtstellung in Mitteleuropa behaupten will, darf es Italien nicht dem französischen Einfluß überlassen. Um die Propaganda in Italien von der in Ungarn zu trennen, müssen wir Venedig behaupten. Wenn es erst den Welschen, Magyaren und Slaven gelänge, Oesterreich zu zertrümmern, so würde die deutsche Grenze im Südosten furchtbar verkürzt werden, zumal wenn man auch Böhmen von uns reißen könnte. Preußen würde dann nicht mehr im Stande seyn, Deutschland gegen das Anwogen von Polen, Czechen, Ungarn, Italienern, hinter denen Rußland und Frankreich stehen würden, zu schützen. Wäre Preußen im siebenjährigen Kriege vernichtet worden, so hätten wir die Russen schon seit hundert Jahren in Königsberg, Danzig und Thorn. Würde in unserem Jahrhundert Oesterreich zerschlagen, so würde Deutschland schon vor den Thoren von Regensburg aufhören. Wir möchten wissen, wie das der Nationalverein mit dem Ideal, das er sich vom künftigen Deutschland macht, vereinbar finden würde?

Wer es wirklich wohl meint mit der deutschen Nation und sich über ihr großes Interesse nicht in kleinlichem Parteigeist verblendet, muß heute zugleich und aus gleichem Grunde die Elbherzogthümer für Preußen und den Schutz Gesammtdeutschlands für Venedig ansprechen. Er darf keinen Neid weder gegen Preußen, noch gegen Oesterreich hegen. Was dieses, was jenes stärkt, beides stärkt Deutschland, und die einzige Aufgabe, welche sich die Mittel- und Kleinstaaten stellen sollten, wäre, die Einigkeit der beiden Großstaaten zu erhalten, ein fester Kitt zwischen beiden zu werden. Je weniger man diese

Wahrheit erkennen will, desto dringender ist es, sie auszusprechen und alle die Lügen zu strafen, die immer das ganze große Deutschland im Munde führen und doch nur zu allem rathen, was die Zwietracht in Deutschland erweitern und Deutschland verkleinern muß.

Am 25. October hielt Herr Löwe von Calbe, letzter Präsident des Rumpfparlamentes im Jahr 1849, in der Versammlung des Berliner Nationalvereins eine Rede, worin er nicht nur den „Sturz Oesterreichs", das „Zerschlagen Oesterreichs" als das einzige Heil für Deutschland bezeichnete, sondern auch noch ausdrücklich verlangte, daß Preußen den Schlag führe, daß Oesterreich durch Preußen „zerschlagen werde". Da solche Reden in Berlin fielen, darf man sich nicht wundern, daß schon in den ersten Reden des wiedereröffneten Reichstags in Wien auch die schärfsten Reden gegen Preußen geführt wurden und daß man dort das Bündniß Oesterreichs mit Preußen mißbilligte. Gott stärke die Herzen der Fürsten und lasse die deutschen Großmächte, nachdem sie durch ihre Einigkeit einen so herrlichen Erfolg errungen haben, nicht wieder uneins werden, wie auch die blinde Unvernunft hier wie dort zum Bruderkriege, zur Zerfleischung Deutschlands hetzen mag.

Zeitbildung.

Typen der Gesellschaft. Ein Complimentirbuch ohne Complimente von Bogumil Goltz. Dritte Auflage. Zwei Bände. Berlin, Otto Janke, 1864.

Wieder eine Herzensergießung von Bogumil Goltz, geistreich wie immer, aber derber, wie je eine frühere. Fast scheint es, er habe die gebildete Mitwelt gar zu übel mitgenommen, und doch finden wir unter seinen Typen keine Karrikatur, die nicht aus dem Leben gegriffen wäre.

Im Allgemeinen geht durch alle verwandten Schriften des Verfassers die Klage hindurch, daß Natur und Cultur nicht mehr in Harmonie seyen, daß die Naturalisten in Rohheit versinken, die Gebildeten aber in hohle Convenienz, daß beiden die Poesie und alles Höhere abgängig geworden sey und daß unsern modernen Institutionen die Mittel fehlen, Natürlichkeit und wahre Bildung zu vereinigen. Darin hat Bogumil Goltz recht. Wir befinden uns in einer Uebergangsperiode, im Aprilwetter, welches weder Winter noch Sommer ist. Daran reiht sich die zweite Klage, daß die Mittelmäßigkeit und Gemeinheit so übermüthig wird. Aber auch das erklärt sich aus dem Charakter einer Uebergangsperiode. Die alten Autoritäten und das Herkommen werden nicht mehr geachtet, das überlegene Genie wie die geschichtliche Erfahrung werden nicht mehr begriffen und angefeindet. Im Firniß der Mode glänzt die Oberfläche der Gesellschaft und man will keine Höhen und Tiefen mehr unterscheiden, alle sollen sich gleich seyn.

Zunächst charakterisirt Goltz die Gemeinheit auf dem Lande, die alte Barbarei verbinde mit dem modernen Materialismus, wobei er die Dorfgeschichten verhöhnt, welche dem gemeinen Naturmenschen einen Seelenadel andichten, der in der Wirklichkeit nicht vorkommt. Doch geht der Verfasser hier zu weit. Es gibt noch Dorfgemeinden, in denen Frömmigkeit, alte gute Sitte, ein schönes Familienleben und selbst großmüthige und ritterliche Züge nicht selten sind. Diese Bemerkung kann uns jedoch nicht hindern, die Typen ländlicher Gemeinheit und Bestialität, wie sie Herr Goltz zeichnet, vortrefflich ausgeführt zu finden.

Am besten sind ihm die Schilderungen gelungen, worin er „die Mysterien der Mittelmäßigkeit" und die Oberflächlichkeit der modernen Bildung abspiegelt.

Genrebilder aus dem modernen Gesellschafts- und Modeleben sind das Köstlichste, was des Verfassers Humor uns darbietet. Hier eine Besuchsscene: „Gleich beim Eintreten des säuberlich geschniegelten Herrn in eine Gesellschaft gibt es in erster Position ein katzenbuckelndes Händewaschen, ein ceremoniell-gelogenes Wortgewäsche, das bald aus dem Backenfell, bald aus der steifen Halsbinde herausgemuffelt wird. In zweiter Phase entwickelt sich dann eine spürnasig-vorwärtsschnüffelnde Verhaltenheit, eine leise-tretende, leise-tastende und doch attentäterische Liebenswürdigkeit, die von lackgrinzenden Freundlichkeits-Erkundigungen, Danksagungen und Freundlichkeits-Assecurationen begleitet wird. Diesen Grimassen fehlt auch das obligate Verlegenheits- oder Anstandshüsteln keineswegs, weil es Gelegenheit darbietet, durch ein zierliches Berühren des Mundes mit zwei Fingerspitzen zarteste Schicklichkeit mit respectvoller Genirtheit an den Tag zu legen. Endlich hat sich der Würdige ganz nach Bedürfniß ausgesäuselt, ausgemuffelt, geschnüffelt, genäselt, gehüstelt und sanft ausgekrächzt, so daß er einer ausgestreuten Zuckerbüchse, einem ausgestäubten Puderbeutel, einem defect gewordenen Blasebalg oder einer ausgestunkenen gelben Todtenblume vergleichbar erscheint."

Einige Modemenschen. „In einem Concert producirte sich neulich ein junges Genie nach folgendem Recept: Ratzenkahl geschorener Katzenkopf mit abstehen-

den großen Ohren, wie ein Noviz des Zuchthauses oder entlassener Baugefangener. Von jedem Backenbart dieses Löwen gabs ein kleines Schleppsel Heu; dann hatte er zu seinem Frack eine pralle Hose auf den Stöckerbeinen von einem karrirten Wollenzeug, welches der schönsten Pferdedecke glich. Am anderen Tage lief ein Commis-Voyageur auf der Gasse umher, dürftig an Seele und Leib, wie ein Alräunchen, wie ein Knaben-Jüngling, der noch in der Pubertäts-Mauser begriffen ist, mit einem Paletot, der eben noch die Sitzlichkeit bedeckte, wiewohl ganz knapp. Neben der monstrosen Gesichts-Hypotenuse hing diesem Original die Kette von dem eingeklemmten Augenkneifer, wie ein durch die fahle Backe gezogenes Haarseil, herab; und zu dem verkümmerten, theezahmen, bartlosen Gesichtchen hatte dieser Culturaffe eine hohe jüdische Schechtermütze von Genotten als kolossalen Muff auf den kahlen Scheitel gethan. Das blasirt-zahme, von der Cultur gar gegerbte Menschlein endigte also da, wo der Geist thronen soll, in ein Pelzunwesen wie ein wildes Thier."

Vortrefflich ist folgendes Gleichniß: „Die musikalischen Instrumente erinnern in manchen Eigenthümlichkeiten auf das Frappanteste an die menschliche Natur. Bekanntlich müssen die Streichinstrumente vollkommen im Holze ausgetrocknet seyn, wenn sie den vollen Ton herausgeben sollen. Die Instrumentenmacher sind daher in jüngster Zeit auf die Methode gekommen, in einem besonders construirten Ofen Tannenholz zu trocknen. Die von demselben fabricirten Instrumente werden von den Musikern gebackene Geigen genannt; und dem Spitznamen entspricht ein garstiges Malheur, das sich an jenen gekünstelten Fabrikaten zum Verdruß der Virtuosen herausstellt. Die gebackene Geige spielt sich nämlich in der ersten Zeit wie eine Stradnari oder Guarneri, verliert aber immer mehr an Ton, bis sie ohnmächtig und klangloser wird, als eine Dutzend-Geige aus Neukirch für 2 Thlr. Courant. Der Grund dieser kuriosen Erscheinung ist der, daß die jäh gedarrte Holzfaser nicht die Kraft für Vibrationen, als die natürlich und langsam getrocknete behält. Ganz wie diesen gebackenen Geigen geht es den Leuten, die durch zu hastige Schule und Cultur um ihre Natur und ihren natürlichen Saft gekommen sind; den Personnagen, welchen, so zu sagen, das Herz auf der grammatischen, der logischen, der mathematischen, der conventionellen, und was weiß ich auf welcher Darre vertrocknet ist. Die ganze Weltgeschichte scheint Resonnanz in den Schulleuten zu finden, und zuletzt verlieren sie doch den natürlichen Ton in der Brust!"

Bei diesem Anlaß spottet der Verfasser über die Reflexionspoesie, der sich auch der große Schiller hingegeben hat. Schon Jean Paul analysirte einmal in seiner Aesthetik die gänzliche Poesielosigkeit der schönversificirten Abhandlung Schillers, die man das Lied an die Freude nennt. Hier wendet Goltz dieselbe scharfe Kritik auf „den Spaziergang" an. „Kaum daß ein menschlicher und natürlicher Spaziergänger im Freien ist, so versinken hinter ihm die abgemilchten Phrasen und Paraphrasen, die Lectionen und die Combinationen, mit denen der Aermste in der Schulstube, am Schreibtisch oder sonst wo behaftet gewesen ist. — Dagegen kramt der Schiller'sche Homunkulus, ohne mit einer Vorrichtung zum Bremsen versehen zu seyn, alle gebildeten Grimassen, Musterempfindungen, ästhetischen Schablonen und gelehrten Hobelspähne mit einem so echt schulmeisterlichen Zungenschlage aus, daß er seine Leser zu Studenten und Schuljungen degradirt. Man fühlt es diesem Normal-Spaziergänger an, man soll die Natur ebenso geistreich dispensiren, kleinreden und stillkriegen und in keine Wege auf so unwissende, instinktliche Weise genießen, wie Kinder, Weiber und Dilettanten, oder wie das liebe Vieh, und doch macht uns eine wiederkäuende Kuh im Grase gemüthlicher zu Muth, als eine geistreiche Vogelscheuche, mit gelehrtem Heu und Stroh ausgestopft, und noch dazu ein ambulantes Cultur-Phantom zwischen Himmelblau und Erdengrün. Man kann nimmermehr so encyklopädisch beredt, so profitabel- und gemeinnützlich-vernünftig, wie dieser eingeweidlose Polyhistor spazieren-reden; ‚man fühlt die Absicht', die normal gestellte Zumuthung, die unwissenden Gewissensbisse ‚und ist verstimmt'. Man hat bisher geglaubt, das Spazierengehen müsse Jeder verstehen, und Jeder nach seiner Art traktiren dürfen; da kommt aber die ‚Gedanken-Zucht', die Cultur-Arbeit, die Cultur-Ambition, die Geschmacklichkeit und die Erudition auch ins Spazieren, das stört selbst den Traum und Schatten einer Paradieses-Freiheit, die bis dahin eben den geistlosen und unwissenden Naturalisten vergönnt war."

Leider ist die ungeheuer überwiegende Masse unserer modernen Lyrik nichts als Reflexionspoesie, in welcher der Verstand sich forcirt, zu reden, als ob er das Herz wäre.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Sonnabend, **N° 101.** 17. December 1864.

Zeitgeschichte.

Neapolitanische Briefe. Von Peter C. Ulloa, Marquis von Favale und Rotondella. Aus d. Französ. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung, 1864.

Seit vielen Jahren wird unendlich viel über Neapel raisonnirt und gelästert. Den lügenhaften Berichten Gladstones wurde beinah vom ganzen nördlichen Europa unbedingter Glaube geschenkt. Für Garibaldi, sogar für Cavour und den Schattenkönig in Turin, Napoleons III. Spielball, hat man geschwärmt und schwärmt noch. Dem deutschen Lesephilister fällt nicht ein, daß alles Lüge war und ist, daß alles nur auf eine englische Intrigue hinausläuft, die von einer französischen durchkreuzt wird, und daß diese Intriguen alle gegen Deutschland gerichtet sind. Niemand will ein einiges Italien, am wenigsten wollen es die Italiener selbst. Es ist nur eine Vorspiegelung, um Unteritalien von England, Oberitalien von Frankreich abhängig zu machen, damit diese Mächte von dort aus weiter gegen Oesterreich operiren können. Gelingt es ihnen, Oesterreich zu schwächen, vielleicht gänzlich zu zerrütten, dann hat der Deutsche kein Schiff mehr auf dem Mittelmeere und wird ihm auch die untere Donau abgeschnitten. Es ist keine österreichische, sondern eine deutsche Frage. Das Interesse der gesammten deutschen Nation ist dabei mehr betheiligt, als das Interesse einer Dynastie. Aber der deutsche Lesephilister läßt sich von seiner Judenpresse und von seinem s. g. Nationalverein Tag für Tag einschwatzen, die venetianische Frage gehe uns Deutsche nichts an.

Da dem nun so ist, muß man sich freuen, wenn auch einmal das audiatur et altera pars sich meldet. Die vorliegenden Briefe enthüllen den wahren Stand der Dinge in Neapel. Was allein an ihnen getadelt werden muß, ist die Huldigung, die dem vertriebenen Hause Bourbon und dem König Franz II. dargebracht wird. Einmal scheint doch in der That Geist und Kraft in diesem Hause erschlafft und im Absterben zu seyn. Sodann ist dieses Haus zu seinem Königreich beider Sicilien eben auch nur als ein ganz unberechtigtes fremdes Herrschergeschlecht auf dem Wege des gröbsten Unrechts gekommen, jener alten gottlosen Diplomatie, welche die Völker zerschindet und verschachert. Wir lieben Victor Emanuel nicht, halten sehr wenig auf seine Größe und noch weniger auf sein Recht, aber er ist doch wenigstens ein Italiener, was die Bourbons niemals waren. Daß er italienische Provinzen an Frankreich abgetreten hat, ist ihm viel mehr zum Verbrechen anzurechnen, als daß er eine französische Dynastie aus Neapel vertrieben hat. In dieser Beziehung hat Garibaldi das allein richtige Urtheil gefällt.

Neapel wurde unter den Bourbons bei weitem nicht so musterhaft regiert, als Toskana unter den Habsburgern. Allein es war dabei nicht unglücklich. Man muß nur erwägen, daß der fruchtbare Boden bei dünner Bevölkerung die Menschen hinlänglich ernährt, daß die Hitze des Klimas Heizung, dicke Bekleidung, fette und stärkende Nahrung entbehrlich macht, daß also das Volk dort mit viel weniger leben kann, als bei uns im Norden. Dieselbe Hitze des Klimas macht auch so angestrengte Arbeiten, wie wir sie im Norden gewohnt sind, unmöglich. Daher das dolce far niente der halbnackten Neapolitaner etwas ganz Natürliches ist. Einem solchen Volke zuzumuthen, es solle arbeiten, wie der Engländer im nordischen und neblichten Manchester und Birmingham, ist Unsinn. Und eben solcher Unsinn ist, wenn man jene genügsamen Kinder des Südens mit englischem Verfassungswesen, englischem Parlament und Gesetz, englischem Schulwesen, Orforder Scholastik oder Deismus beglücken will. Sie verstehen nichts davon, sie

wollen nichts davon, sie werden nie etwas davon wollen. Man soll sie damit ungeschoren lassen. Ebenso wenig soll man ihnen die französische Centralisation, Bureaukratie und Polizei oder den französischen Voltairianismus und Renanismus aufdrängen wollen. Die Neapolitaner haben sich schon seit geraumer Zeit immer consequent und auf die gleiche Weise gegen die zudringlichen Fremden gesträubt, die ihnen ein angeblich besseres Regierungssystem, Civilisation und Aufklärung bringen wollten. Obgleich schon vor 100 Jahren der erbärmliche Minister Tanuzzi in Neapel im Vertrauen auf die damalige Allianz, welche Choiseul und Kaunitz im antikirchlichen Sinne geschlossen hatten, den ehrwürdigen Papst wie einen Hund anbellte, ist das neapolitanische Volk doch der alten Kirche unverbrüchlich treu geblieben. Obgleich vor 70 Jahren einige Kaufleute und Professoren in Neapel sich von der französischen Mode hatten anstecken lassen und unter dem Schutz französischer Bajonette, als die alles niederwerfenden Sansculotten damals auch Neapel eroberten, die parthenopeische Republik gründeten, blieb das neapolitanische Volk in seiner Masse conservativ, schaarte sich unter dem Cardinal Ruffo zusammen, jagte die Franzosen fort und übte schreckliche Rache an denjenigen ihrer Landsleute, die ihr Vaterland an die Franzosen verrathen hatten. Obgleich vor 60 Jahren König Murat es gut mit Neapel meinte und ein thatkräftiger Regent war, gelang es doch auch ihm nicht, das neapolitanische Volk für seine französischen Institutionen zu gewinnen, und er wurde nie ganz der Volksaufstände Meister, die man damals schon als Brigandenthum brandmarkte. Obgleich vor 40 Jahren eine schon vorgeschrittene Ansteckung mit französischen Modebegriffen die neapolitanische Armee befleckte und eine Militärrevolution dem König eine Verfassung aufdrang, wurde diese Verfassung (die spanische von 1812) als etwas durchaus Fremdes und Unvorbereitetes von der Masse des neapolitanischen Volkes gar nicht begriffen, und als die Oesterreicher einrückten, liefen auch die gemeinen neapolitanischen Soldaten ihren Offizieren davon. Die ganze Revolution endete in einer feigen Flucht und die Constitution hatte dasselbe Schicksal, wie früher die parthenopeische. Seitdem hat sich diese jämmerliche Constitutionskomödie schon dreimal wiederholt, aber immer mit demselben jämmerlichen Erfolge. Lord Minto hat gewühlt, die französische Juli- und Februarrevolution haben ihren Wellenschlag bis zum neapolitanischen Ufer fortgesetzt. Palmerston hat fortwühlen lassen. Unter dem Schutze Frankreichs hat Cavour das Netz über Italien geworfen und Garibaldi kam mit englischen Schiffen und piemontesischen Freischaaren nach Neapel, wo unter Offizieren und Beamten die alte Ansteckung neuen Boden gewonnen hatte. Verrath seiner Minister und Generale, fremde Arglist, fremde Gewalt trieben den schwachen, unerfahrenen und wenig fähigen König von seinem Throne. Aber die Masse des neapolitanischen Volkes verhielt sich auch diesmal wie früher. Sie verstand nichts von den Intriguen des Auslandes, deren Opfer sie werden sollte. Sie wehrte sich nur wieder gegen die neuen unberufenen Beamten, gegen die bedrückenden Steuern, gegen die Rekrutirung und gegen die fremden Räuber, die in piemontesischen Soldatenuniformen Städte und Dörfer niederbrannten, die Männer mordeten, die Weiber entehrten, die vom Volke innig geliebten Kirchen plünderten, die hoch verehrten Priester mordeten und einkerkerten. Zwar gibt die offizielle Presse in Turin nur dem unglücklichen Volke, welches sein Recht und seinen Besitz vertheidigt, den Namen Räuber, aber dieser Name kommt nur denen zu, die gewaltthätig in das friedliche Land eingefallen sind.

Mit einem Wort, England und Frankreich haben nun schon seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in ihrem eigenen Staatsinteresse das unglückliche neapolitanische Volk, welches ihnen niemals etwas zu Leide gethan hat, unaufhörlich drangsalirt, Verrath gegen dasselbe angesponnen, es selber feindlich angegriffen, oder ihm Feinde erweckt und dabei bald den Liberalismus und die Aufklärung, bald das Nationalitätenprinzip als Aushängeschild gebraucht. Aber das neapolitanische Volk hat sich gegen diese Mißhandlungen immerdar gewehrt und wehrt sich heute noch.

In den vorliegenden Briefen wird nachgewiesen, welches Elend die piemontesische Herrschaft über Neapel gebracht hat, ohne selbst etwas dabei zu gewinnen. Denn sie hat sich beim Volk unsäglich verhaßt gemacht. Das piemontesische Heer hat in der blutigen und doch immer vergeblichen Bekämpfung der Volksaufstände seine besten Truppen verloren. Der unermeßliche Raub des Kirchenguts im Königreich Neapel hat doch nicht ausgereicht, den Rachen der geldfressenden Revolutionsregierung Victor Emanuels auszufüllen. Die Lüge, die unausgesetzt beschäftigt ist, das Ausland über die wahren Zustände Neapels zu täuschen, macht doch keinen Eindruck auf das neapolitanische Volk selbst. Die Lüge verkündigte ein Plebiscit, vermöge dessen Victor Emanuel von einer ungeheuern Mehrheit des neapolitanischen Volkes freiwillig zum König sollte gewählt worden seyn. Das ist zum Lachen. Die Stimmen waren gefälscht. Etwas über 10,000 Stimmen sollten ein Nein abgegeben haben gegen unendlich viel mehr Ja. Das war aber alles erlogen, weil man den Schein haben wollte, als hätte jedermann

Ja oder Nein sagen können. In der Wirklichkeit verhielt es sich anders. Die Zahl der Ja wurde völlig willkürlich vermehrt. Nein zu sagen hatten, unter dem Terrorismus der Soldatenherrschaft, nur sehr Wenige den Muth, wofür sie einen Dolchstich empfingen (S. 92.)

Gladstone hat seiner Zeit eine Schilderung von den neapolitanischen Gefängnissen gemacht, die auf Europa eben so elektrisch wirkte, wie Onkel Toms Hütte. Sie war übertrieben und auf Effect berechnet. Im heißen Klima Neapels macht man so viele Ansprüche nicht, als im Norden, auch nicht an die Gefängnisse. Auch die freien Leute wohnen dort in keller- und kerkerartigen Gewölben fast ohne Möbeln und im landesüblichen Schmutz. Zur Grausamkeit wird der Neapolitaner nur gereizt, wenn kirchliche oder politische Leidenschaft oder Eifersucht ihn erhitzen. Deswegen darf man dem Verfasser unbedenklich glauben, daß die Gefängnisse im heutigen Neapel und in den Provinzen einen noch ungleich grauenvolleren Anblick gewähren, als die, welche Gladstone unter der Friedensherrschaft der Bourbons sah. Ueberdieß hat der Engländer die geringe Zahl der damaligen Gefangenen absichtlich weit übertrieben. Es waren unter gemeinen Verbrechern nur wenige politische Gefangene. Jetzt aber wimmeln alle Kerker der piemontesischen Schreckensregierung in Neapel von Gefangenen im elendesten Zustande, weil der Verdacht der Regierung auf alle fällt, die nicht unbedingt den Piemontesen zujauchzen.

Von Gerechtigkeit ist unter der gegenwärtigen piemontesischen Regierung keine Rede. Vielmehr läßt sich die Regierung durch die Dolche der Banditen unterstützen. „Schon beim Einzuge Garibaldis waren Horden von Verurtheilten aus dem Bagno Castellamare entsprungen und verstärkten die Camorra; ein Minister ließ 250 in Freiheit setzen! Nach der Abreise Garibaldis übernahm Piemont gefällig diese Erbschaft der Revolution. Der Straflosigkeit gewiß, betrugen sich diese Galgenphysiognomien als Politiker und Gegner der bourbonischen Dynastie! In Palermo, wo die Anarchie noch größer war als in Neapel, gründete man eine Sekte von Meuchelmördern; 17 Opfer fielen in wenigen Tagen unter den Stößen dieser Elenden. Man hatte dort den Mord disciplinirt.“

Die grausamste Verfolgung trifft die Priester mit Ausnahme der Elenden, die auch hier, wie zur Zeit der französischen Revolution in Paris, ihren Eid brachen. „Welt- und Ordenspriester waren unter wahnsinnigem Geschrei Garibaldi entgegengegangen; man hatte Mönche gesehen, die die Pistole und das Crucifix in der Hand hielten, das rothe Hemd über ihre Kutte anzogen. Aber das Volk, das wahre Volk, hatte die Augen davon abgewendet oder über diese Possen gelacht. Die große Mehrzahl der Priester, besonders in Neapel, gab das Beispiel der Tugenden ihres Standes. Man kannte ihren Einfluß, man wußte, daß sie feindlich gesinnt waren, und man beschloß daher, sie zu bekämpfen. Die Regierung ließ den Feinden der Kirche alle Freiheit. Man sah den Pater Gavazzi, diesen schamlosen und tollen Mönch, auf den Plätzen die Freiheit der Frau und der Ehen, den Socialismus, den Mormonismus predigen; man sah den Pater Pantaleo Conferenzen in den Kirchen abhalten, wo er von den abtrünnigen Priestern wie ein Schauspieler im Theater beklatscht wurde. Die Regierung ihrerseits bemächtigte sich der Kirchen, um sie in Gefängnisse und Kasernen zu verwandeln; die schöne Kirche della Vittoria in Palermo wurde in einen Stall umgewandelt! Dies war nicht weniger unpolitisch als frevelhaft.“ Eine Menge Priester, die ihrer Kirche anhingen, wurden in die Kerker geschleppt.

Es genügte nicht, die Kirche zu plündern, den Klerus zu ächten und zu mißhandeln. Das ganze Institut der Kirche sollte zerstört werden. Man glaubte nicht, das neapolitanische Volk werde sich eher bereit erklären, den Papst aus Rom vertreiben zu helfen, bis ihm der christliche Glauben bis auf die letzte Wurzel aus dem Herzen gerissen sey. Darum wird alles gethan, um die Kirche und die Priester zu verhöhnen und den christlichen Glauben lächerlich zu machen. Unter den Gebildeten werden italienische Uebersetzungen der gottlosen Bücher von Voltaire, Renan &c. in Masse verbreitet. Der großen Menge aber, die nicht lesen kann, sucht man durch das Theater und durch bildliche Darstellungen beizukommen. „Der Neapolitaner hat das Theater immer bis zum Wahnsinn geliebt. Aber in Neapel, unter einem lachenden Himmel, der die Gegenstände in so glänzende Tinten kleidet, wo die Abendluft mit Wohlgerüchen getränkt und wo Alles Harmonie ist, bedarf man auf dem Theater glänzender Farben, naiver, graziöser und eleganter Werke. Das Drama muß innig mit der Religion vereint bleiben, das Theater hat ein volksthümliches Daseyn nur unter der Bedingung, daß es den Glauben des Volkes wiederspiegelt. Die Eroberung aber, die sich ankündigte als gekommen, um die Neapolitaner zu moralisiren, ermuthigte von Anfang an die Schamlosigkeit der Theater. Diejenigen, die das Gewissen in der Ergebung an die Regierung sahen, ließen Dramen voll von politischen Anspielungen aufführen, von denen das revolutionäre Publikum das Geheimniß besaß, und man empfand eine kindische Freude, die Porträts darin wiederzufinden. Die Demagogie rief fortwährend das Volk zu

den scenischen Darstellungen, und man gab schalkhafte Dramen, die kein anderes Verdienst als eine skandalöse Immoralität hatten. Die Künstler verdarben die Zuschauer und die Zuschauer die Künstler. Bald darauf lehrten Fanatismus und Unglaube das Volk, daß die Religion nur noch eine Schwäche der Seele seyn könnte. Der Katholicismus wurde von der revolutionären Dramaturgie mit so cynischen Sarkasmen angegriffen, daß selbst Diderot mit Verachtung und Ekel darüber gelächelt haben würde. Man schleppte die Kardinäle, den Papst, die Märtyrer und die Heiligen auf die Bretter. Das Verdienst der Werke dieser Art liegt gewöhnlich nur in der Bosheit; aber sie dienten dazu, den Materialismus in den Reihen des Volkes zu verbreiten und Rom zu bekriegen. Ließ man nicht dem Londoner Pöbel das Bildniß des Papstes verbrennen? Warum sollte der italienische hinter dem englischen zurückbleiben? Da jedoch die Zügellosigkeit der Darstellungen die anständigen Leute vom Theater entfernen konnte, erlaubte die Regierung die obscönsten und schmutzigsten Bücher in den Straßen und öffentlichen Lokalen zu verkaufen. Oeffentliche Ausschreier verkaufen in den Straßen abscheuliche Pamphlets; gemeine und ekelhafte Bilder sind in den Schaufenstern der Kaufläden ausgestellt. Man überschüttet Alles, was der Ehrfurcht würdig ist, selbst das Unglück, mit Lächerlichkeit."

Nachdem das alte heidnische Rom in seinen Lastern erstickt war und das verwilderte und entvölkerte Italien in die Gewalt der Barbaren fiel, war es das Christenthum und die römische Kirche, die nicht nur Italien regenerirten, sondern auch dem ganzen Abendlande eine neue lebenskräftige Organisation verlieh und die alten, wilden, heidnischen Barbarenreiche dem christlichen Kaiserthum deutscher Nation eingliederte. Von Rom ging die Wiedergeburt der Welt aus und eine wahnsinnige Rotte von Italienern lechzt jetzt, die römische Kirche zu zerstören und verhöhnt Christum selbst, um den Statthalter Christi in Rom unmöglich zu machen. Die Kirche soll untergehen und alle Laster des alten Heidenthums sollen in Italien wieder freies Spiel haben. Das hält jene Rotte für das Ziel, dem die ganze italienische Nation zustreben soll. Das heißt die ganze Weltgeschichte umkehren und rückläufig machen. Die italienische Nation in ihrer Mehrheit denkt aber gar nicht so, sondern hängt mit Innigkeit an der Kirche, und die Wüthenden, die an die Pforten von Rom pochen, sind, wissend oder unwissend, nur die Werkzeuge einer ausländischen Politik, der Italien nur Mittel, aber nicht Zweck ist.

Schließlich faßt Ulloa sein Endurtheil also zusammen: „Die Irreligiösität, die Immoralität, die Abstumpfung der Geister, die Unordnung der Verwaltung, die Habsucht, der Bürgerkrieg in Permanenz, der Bankerott in Aussicht, das ist das alltägliche Schauspiel, welches die Verzweiflung vermehrt und das Rachegefühl unterhält. Die Ereignisse haben es über sich genommen und werden es noch über sich nehmen, die traurigen Befürchtungen der Politiker zu rechtfertigen. Die Bevölkerungen schienen einen Augenblick auf die Einheit Italiens zu rechnen, aber die piemontesische Hegemonie strebt nur dahin, sie täglich uneiniger zu machen. Indessen verfolgen die Parteien ihre Träume mit Freimüthigkeit und Kühnheit. Die militärische Partei, eifersüchtig auf ihre Macht und ihren Einfluß, hat keine andere Stütze als die Regierung und wendet, um sich eine regelmäßige und sichere Existenz zu begründen, nur solche Mittel an, die sie einst verderben werden, nämlich den Schrecken und die Gewaltthätigkeiten. Die Garibaldinische Partei, die Erbin der unitarischen Meinungen und Tendenzen im Interesse der Republik, eine Partei mit exaltirten Leidenschaften und stürmischen Ideen, welche einen Augenblick isolirt gewesen, reorganisirt sich in der Voraussicht einer neuen revolutionären Ueberschwemmung. Die legitimistische Partei gewinnt fortwährend an Kraft durch die allgemeine Verzweiflung und durch das feste Vertrauen, daß man nach so vielen Unglücksfällen endlich die Throne aus den Ruinen wieder wird erheben müssen."

Ankündigung.

Das Literaturblatt wird, wie bisher, im nächsten Jahr erscheinen. Man bestellt durch die Post beim k. Württemb. Hauptpostamt Stuttgart oder durch den Buchhandel bei Herrn Paul Neff in Stuttgart, halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, **N° 102.** 21. December 1864.

Memoiren.

Erinnerungen aus den Freiheitskriegen von Friedrich Heller von Hellwald, k. k. österr. Feldmarschallieutenant. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Ferd. v. Hellwald. Stuttgart, J. G. Cotta'scher Verlag, 1864.

Dieses Buch, welches nur 168 Seiten umfaßt, enthält interessante Beiträge zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814. Sie betreffen zunächst die schwierige Lage, in welcher sich das Königreich Sachsen im Frühling des großen Befreiungsjahres befand. Friedrich August, der König von Sachsen, sah sich verloren, wenn Preußen und Russen vorrückten und über Napoleon und den Rheinbund Meister wurden, schloß sich also an das damals noch neutrale Oesterreich an, hoffte durch dasselbe geschützt zu werden, begab sich für seine Person erst nach Regensburg, dann nach Prag und befahl, obgleich er formell immer noch in der Allianz mit Napoleon verharrte, doch die sächsische Festung Torgau so wenig den Franzosen, als den Preußen und Russen zu öffnen. Mit welchem Eifer der damalige sächsische Generallieutenant von Thielmann den Anschluß Sachsens an die Alliirten betrieb, ist allgemein bekannt. Weniger bekannt ist, mit welchem Adel der Gesinnung neben ihm der Generalmajor von Langenau den deutschen Patriotismus des obersächsischen Volksstammes vertrat. Derselbe schrieb am 15. März 1813 an den sächsischen Geheimerrath im auswärtigen Departement, von Just: „Ich fordere Sie daher auf, mein Herr Geheimerrath, mir als Patriot und als Freund Ihre Meinung für diesen letzten Fall, für die Möglichkeit nämlich, daß der Feldzug im Mai und Juni zum Nachtheil der Franzosen ausfiele, mit jener Aufrichtigkeit mitzutheilen, die Sie, glaube ich, einem Mann schuldig sind, der Ihnen ergeben und dessen Einfluß auf die Gesinnungen der Armee nicht unbedeutend ist; bedenken Sie hiebei wohl die Stimme der Völker, die zahllosen Mittel, welche man ergreifen kann, um ihnen eine Richtung zu geben, die auf jede Weise die größte Besorgniß erregt, und gegen die von uns seither so wenig geschah; und erlauben Sie mir endlich die Bemerkung, daß es mir auf keine Weise nachtheilig scheint, wenn schon jetzt das französische Gouvernement von Ihnen darauf aufmerksam gemacht wird, wie nöthig es für unsern König ist, seine Schritte so einzurichten, daß sie nicht mit dem ganzen Mißfallen seines Volkes auch die Möglichkeit herbeiführen mit ihm zu brechen, weil sie ihn für sich verloren halten. Ich mache Sie endlich auf die Kabalen des Herzogs von Weimar aufmerksam, die mit Recht täglich mehr Besorgnisse wecken."

Ueber diese Cabalen äußert sich von Thielmann: „Dem Minister Senfft bitte ich zu sagen, daß, als ich 1801 in Paris war, mir Talleyrand mit eigenem Mund gesagt hat, daß der Herzog von Weimar eine skandalöse Negotiation geführt habe. Durch Narbonne erfuhr ich endlich, daß der Herzog von Weimar beim Directorium um die Kurwürde und Abtretung eines Stück Landes von der albertinischen Linie negotiirt habe, aber durchgefallen sey. Hiemit fällt die Aeußerung zusammen, welche Bonaparte damals als Generalminister in Rastatt gegen den Grafen Löben hinwarf."

Wie ungünstig aber auch die Stimmung in Sachsen für die Franzosen war, Marschall Davoust benahm sich dort, ehe die Preußen und Russen kamen, noch als Herr und ließ die schöne Elbbrücke in Dresden sprengen. Langenau klagt bitter darüber, daß er sich dabei sogar noch sächsischer Truppen bedient habe. „Von 29,000 Sachsen, welche inclusive der nachgesendeten Rekruten im Laufe dieses Feldzuges in Folge eingegangener Verbindlichkeit der französischen Armee gesendet wurden,

stehen 1500 Mann als der traurige Ueberrest von einer vortrefflichen Armee mit wenig Franzosen vereint in der Residenz unseres geliebten Königs, nicht zur Erfüllung der göttlichsten Pflichten unseres Standes: zur Vertheidigung unseres Vaterlandes, sondern zur Zerstörung eines seiner schönsten Denkmäler, gegen den erklärten Willen ihres Königs. Nicht durch den Feind, nicht durch militärische Ansichten irgend einer Art hiezu genöthigt, sondern rein aus Eigensinn und Zerstörungswuth zwingt ein fremder Heerführer unseres Königs Soldaten zur Ausführung seiner heillosen Plane. Eine unser Gouvernement wie unsere Armee so sehr erniedrigende Verhandlung muß das Innerste ihrer Mitglieder tief ergreifen, und bei Offizieren und Soldaten einen Eindruck zurücklassen, den keine äußere Macht zu schwächen im Stande ist."

Nach der Schlacht von Groß-Görschen rückte Napoleon siegreich wieder vor und in der Angst schloß sich der König von Sachsen wieder an ihn an. Thielmann, der sich schon am 27. April eigenmächtig für die Sache der Alliirten erklären zu dürfen geglaubt hatte, mußte nun eilends Torgau verlassen und trat in russische, Langenau in österreichische Dienste.

Noch interessanter sind die Mittheilungen aus Briefen des Fürsten Schwarzenberg aus dem Hauptquartier der alliirten Armeen seit dem December 1813. Schwarzenberg sah sich als Oberfeldherr in seinen Operationen auf die mannigfaltigste Weise gehemmt und wußte zugleich sehr gut die Vorwürfe zu würdigen, die man ihm wegen seiner unsichern Kriegführung damals schon machte und die ein lange nachhallendes Echo der Nachwelt wiederholen sollte. Am 25. December 1813 schrieb er aus Lörrach: „Jede Operation ist mit äußersten Schwierigkeiten verbunden. Dennoch mußte in den dermaligen Verhältnissen die Aufgabe gelöst werden. Nun ist es begonnen und die Schweiz nebst Frankreich liegen zentnerschwer auf mir. Der Himmel wird mich schützen. Indessen ist die Coalition in allen Maßregeln ein fürchterliches Hinderniß. Doch wären wir ohne sie nicht hieher gekommen. Darum kann man ihr bei allen ihren Unvollkommenheiten nicht gram sein. Aber wo wird dieß enden? Ich weiß es nicht. Frankreich hat so viele Hülfsquellen, und nirgends versteht man das Auspressen bis auf den letzten Tropfen so gut wie in diesem Land. Ein schweres Stück Arbeit steht mir bevor. Mein Bischen Ruhm steht ganz auf dem Spiel, und wenn das Glück mir nicht günstig ist, so wird mich die öffentliche Meinung tiefer fallen lassen, als sie mich je erhoben hat."

Ein Haupthinderniß der freien Bewegung Schwarzenbergs war der Kaiser Alexander. Der Feldmarschall schreibt am 15. Januar 1814 aus Vesoul: „Ich erwarte hier mit Ungeduld meine Reserven. Aber warum glaubst Du wohl, daß sie nicht hier sind? Du würdest es wahrscheinlich nicht errathen! Nun! So wisse, daß am 13. dieses, nämlich am 1. Jannar des russischen Kalenders, der Kaiser Alexander vor einem Jahr an der Spitze seiner Garden über den Niemen ging. Darum findet er es also gar niedlich am 1. Jänner dieses Jahres ebenso über den Rhein zu setzen, und dieß ist die Ursache, weßhalb meine Reserven am Rhein stehen, während mein Hauptquartier in Vesoul ist. So muß ich kommandiren. Wenn der Himmel mich nicht schützt, oder der Krieg bald ein Ende nimmt, so muß doch endlich eine böse Katastrophe einmal statt haben. Das Marionettenspielen in so wichtigen, das Schicksal Europas entscheidenden Epochen, ist wirklich ekelhaft. Es wird so Mancher seine Freude daran haben, wenn ich ein Opfer der Thorheiten Anderer werde. Aber ich denke an meine Pflicht und da ist mir das Urtheil der Welt nur sekondär. Metternich hat dem Herzog von Vicenza nach Lüneville geantwortet: ‚er werde nach Ankunft Castlereaghs, der täglich erwartet wird, erst Unterhandlungen anknüpfen können.' Das Geschäft ist von einer monströsen Ausdehnung. Der Kopf kann beinahe nicht Alles auffassen. Und dazu die Unruhe! Dieß gibt böse Nächte! Ach! Wie werde ich einst die ruhigen zu schätzen und zu genießen wissen. Nur im kühnen Vorwärtsschreiten liegt das Heil, und der Pfad ist dabei so schlüpfrig! Mir ist immer, als hinge über mir das Damoklesschwert."

Seinen Rückzug hinter die Aube motivirt der Feldmarschall in einem Schreiben vom 26. Februar folgendermaßen: „Eine Hauptschlacht gegen einen Feind zu liefern, der durch einige vortheilhafte Gefechte aufgeregt für seine Existenz ficht und zwar in der Mitte seines Landes, wo alle Landleute sich für ihn bewaffnen, eine Hauptstadt hinter sich, die ihm alle Hülfsmittel nachschiebt — dieß ist ein Unternehmen, wozu nur die unbedingte Nothwendigkeit berechtigen kann. Wir sind aus allen Nationen zusammengesetzt, leiden an dem traurigen Uebel, drei Souveräne auf den Schultern zu tragen, haben, sobald die ernstlichen Operationen begannen, durch Nachzügler alle Transportmittel geplündert, denn, um diesen Völkern auf einer großen Linie die Excessen zu hindern, müßte man eine Armee im Rücken der operirenden aufstellen. Es wird daher unmöglich, die Magazine für eine so bedeutende Truppenmasse nachzuschaffen. Dieß Alles war vorausgesehen und hundertmal gesagt, aber nie gewürdigt worden,

ebenso wenig als die Wichtigkeit des Seinethals, indem der Feind doch endlich einmal von Lyon vorrücken mußte, um auf unsere Communicationen zu wirken. War ich dazu berechtigt in dieser Lage eine Hauptschlacht im Innersten von Frankreich zu geben, ohne auf meine Flanken und Rücken, auf die Erhebung der Bauern, auf die Anwesenheit der Souveräne zu denken? Ich kann gar wohl dulden, daß Journalisten, Tugendbündler und was dergleichen mehr seyn mögen, laut schreien: ‚Ach! Hätte an der Spitze dieses schönen Heeres ein Anderer gestanden, was wäre da nicht Großes zu thun gewesen.' Aber ich könnte nicht in Worlik ruhig genießen, was uns der Himmel Gutes bescheert hat, wenn mein Gewissen mir sagte: ‚Du hast nicht den Muth gehabt, das Urtheil der Welt zu verachten. Du hast nicht nach deiner Ueberzeugung gehandelt und darum ist ein schönes Heer zum Triumphe Frankreichs zerstäubt.' Viel, sehr viel mußte ich wegen dem Entschluß: die Schlacht nicht anzunehmen, bitter leiden, denn mit stolzen, eiteln, unwissenden, soldatenspielenden Souveräns geplagt zu werden, ist eine grauenvolle Marter. Ich blieb aber bei meiner Ansicht felsenfest stehen und nichts konnte mich erschüttern. Ich zog mich in größter Ordnung hinter die Aube."

Bei alledem darf man nicht vergessen, daß der Feldmarschall durch die Politik seines Kaisers gebunden war, denn Franz II. hoffte, seine Tochter Marie Louise im Namen ihres noch unmündigen Sohnes, wenn erst Napoleon abgesetzt wäre, zur Regentin von Frankreich zu machen und dann mit Frankreich, Italien und den Rheinbundstaaten im Bunde der preußisch-russischen Politik wirksam entgegen arbeiten zu können. Nur deßhalb legte er seine schützende Hand über die Rheinbundstaaten und sogar über Murat in Neapel. Aus derselben Politik folgte auch für Schwarzenberg die Nothwendigkeit, die Heertheile Oesterreichs möglichst zu schonen, um beim Friedensschluß noch eine imposante Macht bei der Hand zu haben. Darauf bezog sich alles, was der preußische General von Bülow dem Feldmarschall Blücher sagte, als er in Laon zu ihm stieß und sah, wie stark gelichtet und übel zugerichtet die tapfern Truppen Blüchers waren, weil sie sich großherzig aufgeopfert und nicht vorsichtig, wie die Oesterreicher geschont hatten.

Schließlich weist der Verfasser aus einem Schreiben Schwarzenbergs nach, derselbe sey dem Gedanken, nach Paris zu ziehen, nicht so fremd gewesen, als man ihn beschuldigt hat. Denn Schwarzenberg schreibt am 22. März aus Pougy: „Zugleich erfuhr ich, daß Blücher seine Offensive wieder begonnen, und Winzigerode Rheims weggenommen habe. Vielleicht marschirt nun Napoleon in jene Gegend! Dieß muß sich durch die Rapporte, so ich heute Nacht erwarte, aufklären. Meine Rolle ist jetzt ihm auf dem Fuß zu folgen, damit er nicht auf Blücher falle, ohne von mir begleitet zu seyn."

Es ist jedenfalls für den Geschichtschreiber räthlich, die letzten Motive für das, was geschehen oder nicht geschehen ist, nicht in der Charaktergröße oder in der Charakterschwäche eines dienenden Werkzeugs, selbst wenn es ein Obergeneral gewesen wäre, sondern einzig in der Politik der aus ihrem Geheimniß heraus alles leitenden Cabinette der Großmächte zu suchen.

Länder- und Völkerkunde.

Serbien und die Serben von W. Denton. Nach andern Quellen und eigenen Erfahrungen frei bearb. von D. v. Cölln. Mit einem Titelbilde und einer Karte. Berlin, Wigandt und Grieben, 1865.

Herr von Cölln ist seit 6 Jahren Geistlicher an der protestantischen Kirche in Belgrad, hat Serbien öfters bereist und kennt Land und Leute. Daß wir es eigentlich hier mit zwei verschiedenen Verfassern zu thun haben, verschlägt nichts, denn es handelt sich nur um Ergänzen des Einen durch den Andern in Bezug auf Thatsachen.

Serbien genießt alten Ruhm, zu dessen Verbreitung die berühmten serbischen Volkslieder nicht wenig beigetragen haben. Unter allen slavischen Stämmen ist der serbische der achtbarste, sowohl in Bezug auf ritterliche Tapferkeit, als auf Ehrlichkeit. Der Verfasser wohnte einem Volksfeste bei. „Diejenigen, welche nicht unter der Leinwand und dem Laubwerk der Zelte Schutz vor der glühenden Sonne gesucht hatten, lagerten sich auf dem Gras im Schatten der Bäume oder tanzten — einander nicht an der Hand, sondern am Gürtel festhaltend und einen großen Kreis (Kolo) bildend — mit solcher Lebhaftigkeit, daß der Schweiß von ihren Gesichtern und Hälsen herabströmte. Ungefähr vierzig der tanzenden Frauen, Bäuerinnen aus der Nachbarschaft, hatten als Kopfputz eine Art Schleier, welcher den Rücken hinab bis zur Taille reichte und ganz aus silbernen und einigen goldenen in die Zöpfe hineingeflochtenen Münzen bestand. Das Ganze glich einem Helm und dem Halsstück eines Kettenpanzers. Ueber dem Kopfputz trugen sie noch einen Kranz von Rosen. Diese Münzen, welche oft aus den Zeiten der Griechen, Römer oder des alten Serbenreiches stammen, so daß sie manchem Numismatiker eine willkommene Ausbeute gewähren würden,

mögen einen Werth von mehr als 800 Gulden erreichen. Wie groß indeß das Gewicht war, konnte man aus den Gesichtern der Frauen schließen, welche weit röther waren als die Rosen ihres Kranzes und aus den herabfließenden Schweißströmen. Es spricht sehr für die Ehrlichkeit der Besucher des Festes, daß diese Menge beweglichen Reichthum so offen zur Schau getragen werden darf, während in den Straßen unserer großen Städte die rechtmäßige Eigenthümerin wohl sehr bald in die Gefahr kommen würde, ihre Zöpfe zu verlieren. — Außer diesem Kopfputz hatten manche Frauen noch Arm- und Halsbänder von schweren Gold- oder Silbermünzen. Diese aufgehäuften kostbaren Schmucksachen werden von ihnen bei allen Gelegenheiten getragen, welche nur irgendwie ihre Zurschaustellung zulassen."

„Wenn man im Innern des Landes auch an Bequemlichkeit manches einbüßen muß, so ist doch ein Leben unter diesem sehr gastfreundlichen Volke eine wahre Freude. In keinem Lande ist Leben und Eigenthum sicherer und in keinem Theile des continentalen Europa können die Bauern mit den serbischen verglichen werden an aufrichtiger Höflichkeit, welche sich auf einen unabhängigen Geist gründet und aus einem wahrhaft adeligen Charakter hervorgeht. Die Begrüßung des Reisenden durch die Bauern hat keine Spur von Kriecherei, sondern ist der Ausdruck der gegenseitigen Ehrerbietung, welche ein freier Mann dem anderen zollt. Ich fragte einst einen serbischen Herrn, ob es Adelige in Serbien gebe? ‚Jeder Serbe ist adelig,' war die stolze Antwort."

Der Verfasser schildert Belgrad, den Hof des Fürsten, die Kirche. Die Fürstenfamilie Milosch kam durch russischen Vorschub in Besitz, weil die vorher herrschende Familie Kara Georgs mehr österreichisch als russisch gesinnt war. Serbien gehört der griechischen Kirche an, aber der Verband mit dem Patriarchen von Constantinopel ist locker. Inwiefern Rußland sich hier Einfluß zu verschaffen sucht, ist im vorliegenden Werke nicht gesagt, wie es denn überhaupt der russischen Kirche nicht zu nahe tritt, desto mehr aber der römischen. Wir halten es für eine große Thorheit, wenn englische oder deutsche Protestanten in der Levante den Haß gegen die abendländische Kirche schüren und damit indirect den Eroberungsgelüsten Rußlands dienen.

Hier ein Landschaftsbild aus dem Gebirge. „Von hier geht es östlich ins Gutschewogebirge hinein, das bei Kruvany immer felsiger und wilder wird und immer mehr auf die Ueberraschung vorbereitet, wenn man vom Gipfel des Gebirges plötzlich Sokol vor sich sieht. Umgeben von hohen mächtigen Gebirgen sind Stadt und Schloß aufgesetzt auf eine einsame phantastische Felsenspitze, dem Kapital einer Felsensäule von 2500 Fuß Höhe gleichend, und geben dem Fremden, der bewundernd in diese Scene von ungeahnter Größe versunken ist, eine Ahnung davon, mit welchem Rechte diese mittelalterliche Burg den Namen ‚Falkennest' führt. Jahrhunderte hindurch hatten die Türken oder vielmehr die bosnischen Renegaten von serbischem Blut und mit serbischer Sprache und doch die Todfeinde des Volkes, von dem sie abgefallen, dieses Raubnest inne und bildeten gleichsam einen Staat für sich, der selbst durch die Gebote des Sultans sich nicht gebunden glaubte, bis sie im Jahre 1862, geleitet von einer europäischen Commission, nach Bosnien auswandern mußten, nachdem sie noch wenige Tage zuvor die Kanonen auf zwei edle englische Damen gerichtet hatten, die mit echt englischem Muth und Edelsinn mehrere Jahre des bequemen Lebens in der Heimath opferten, um aus eigener Anschauung das bejammernswürdige Loos der Christen in der Türkei kennen zu lernen."

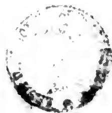
Von besonderem Interesse ist, was hier Seite 177 nach einer früher schon von Herrn v. Hahn ausgegangenen Idee über den Hafen von Salonik mitgetheilt wird. Wenn man nämlich von hier aus eine Eisenbahn nach dem mittlern Europa dirigirte, wäre damit die schnellste Verbindung zwischen England und Ostindien hergestellt. „Unter allen europäischen Busenhäfen ist Salonik der nächste von Alexandrien, denn seine Entfernung stellt sich nur auf 670 Seemeilen (60 = 1 Grad), während die von Triest 1200, von Genua 1300 und von Marseille 1380 Seemeilen beträgt. — Wenn daher zwei Dampfer, welche 10 Seemeilen per Stunde zurücklegen, zu gleicher Zeit von Alexandrien abfahren, so wirft der eine in dem Augenblicke in Salonik Anker, wo der andere noch 710 Seemeilen bis Marseille zu machen, also bei günstigem Wetter noch 71 Stunden auf der See zu schwimmen hat. — Welche Strecke könnte nun die Locomotive in diesen 71 Stunden zurücklegen, wenn Salonik mit Calais durch eine ununterbrochene Eisenbahn verbunden wäre? Wir antworten unbedenklich, daß die über Salonik gehende indische Post in derselben Zeit in London eintreffen würde, in welcher jener zweite Dampfer bei günstigem Wetter in Marseille Anker wirft. — England und Indien sind jedoch nur die Endpunkte dieser Weltarterie, denn in ihr wird auch der deutsch-österreichische Verkehr mit der Levante und dem fernen Asien pulsiren."

Am Schluß erhalten wir eine genaue Berichterstattung über das Bombardement der Stadt Belgrad im Jahr 1862. Alle Schuld wird hier einzig den Türken zugeschoben.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.



Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, N° 103. 24. December 1864.

Naturkunde.

Briefe gegen den Materialismus. Von Dr. Fr. Fabri, Missions-Inspector. Zweite, mit zwei Abhandlungen über Ursprung und Alter des Menschengeschlechtes vermehrte Auflage. Stuttgart, S. G. Liesching, 1864.

Ueber die erste Auflage dieser lehrreichen Briefe vergl. unsere Blätter von 1856 Nr. 4. Sie bestreiten vom christlichen Standpunkt aus den modernen Materialismus und widerlegen denselben durch Nachweisung der in ihm selbst liegenden Widersprüche.

Zunächst hebt der Verfasser hervor, daß der Gegensatz zwischen Glauben und Wissen, von dem man jetzt so viel redet, eigentlich gar nicht existirt, denn der wahre Glaube schließt das wahre Wissen nicht aus, sondern ein. Es ist eine durchaus nur künstlich gemachte und unnatürliche Voraussetzung, daß sich Glauben und Wissen widersprechen sollen. Und es ist nicht das Wissen, sondern nur die Unwissenheit oder absichtliche Verstocktheit, die es dem Glauben, als etwas angeblich Unwissenschaftlichen und Unvernünftigen entgegen setzt. Aus dieser Lüge, die von den Universitäten ausging, ist auch erst die falsche Voraussetzung entstanden, Kirche und Schule seyen einander entgegengesetzt, wie Aberglauben und wahre Erkenntniß. Man hat den jüngsten Schulmeistern eingeredet, nur die Schule sey deshalb nöthig, die Kirche überflüssig. Der christliche Glauben steht mit keiner einzigen Wahrheit in Widerspruch, wenn es nur die echte, sey es durch Erfahrung oder Speculation gewonnene Wahrheit ist. Was aber die Materialisten für die der Bibel widersprechende Wahrheit ausgeben, ist eben keine Wahrheit. Der Verfasser spricht sich darüber sehr einleuchtend aus, obgleich er noch lange nicht alle Punkte berührt, welche hier zu erwägen sind.

Die s. g. exacte Naturwissenschaft, welche jetzt auf allen Universitäten das Uebergewicht erhalten hat, welche die berühmtesten Namen und eine Unzahl rüstiger und begeisterter Schüler zählt, daher auch sehr stolz ist, stützt doch ihre Lehren grade in dem, was am wesentlichsten ist, nur auf Voraussetzungen, welche durch nichts bewiesen werden können. Man glaubt, man vermuthet, man bildet sich ein und nennt das Wissen. Man spricht von einer ewigen Naturkraft, von einem ewigen Urstoff, die durch nichts bewiesen werden können. Man spricht von einer Materie, die den unendlichen Raum ausfüllt, und kennt doch nur ganz bestimmte Körper in einem begrenzten Raume. Man spricht von Stoffwechsel, Stoffverwandlung unter der Voraussetzung einer ursprünglich gleichförmigen Urmaterie, die aus Atomen bestehen soll. Das alles ist Fabel. Die Chemie hat noch niemals eine Urmaterie nachgewiesen. Ein Atom, ein Untheilbares, kann wohl als Begriff existiren, d. h. gedacht werden, aber niemals wirklich seyn oder zur Materie führen, weil grade das Untheilbare dem Begriff und Wesen der Materie widerspricht.

Unsere menschliche Erkenntniß ist eine sehr beschränkte. Jenseits dessen, was wir sehen und begreifen, liegt noch unendlich viel, wovon wir gar nichts wissen können. Im Raume bleiben uns unermeßliche Welten verborgen. Der Zeit nach vermögen wir weder Ursache und Anfang, noch Ziel und Ende der Natur zu erspähen. Auch nach innen bleibt uns der Zusammenhang der Seele mit dem Körper, das Entstehen und Wachsen alles Lebendigen ein undurchdringliches Geheimniß. Astronomie, Geologie und Physiologie führen den Forscherblick zuletzt immer nur in ein nicht aufzuhellendes Dunkel. Ebenso Physik und Chemie. Jede neue Entdeckung ist ein Blitz, an dem wir uns ein heilsames Licht anzünden, der uns einen Abgrund der Natur enthüllt, welchen wir aber nur auf einen Augenblick

erhellt sehen und der sogleich wieder in Dunkel verschwindet. Der Ruhm der Naturwissenschaft beruht in der immer fortschreitenden Erkenntniß dessen, was wir überhaupt zu erkennen vermögen, und sollte nicht in Behauptungen gesucht werden, die als gewiß annehmen, was doch über die Grenzen unseres Erkenntnißvermögens hinausliegt. Was man exactes Wissen nennt, ist großentheils ein dicker Aberglaube, der durch die Hörsäle der Universitäten zieht.

In den Voraussetzungen der s. g. exacten Naturwissenschaft ist überdies nichts Stetiges, sondern sie wechseln beständig, wie die Systeme in der Philosophie und wie die Kleidermoden der Damen. Vor hundert Jahren herrschte noch auf allen Universitäten die Voraussetzung, daß die Sonne brenne. Vor 20 Jahren wurde noch mit ebenso viel Zuversicht, selbst von Humboldt, vorausgesetzt, die Erde brenne in ihrem Innern. Eine Zeitlang herrschte die Blasentheorie. Jedes Sternsystem und wieder jeder einzelne Stern sollte aus einer großen nebulosen Blase zusammen geronnen seyn. Auf den verschiedenen Stufen der Concentrirung sollen erst die leichten, dann die schweren Elemente sich als Ringe um den Kern des Himmelskörpers gelegt haben. Wie die Planeten um die Sonne, so hätten sich die Elementarringe der ursprünglich nur mit Urnebel gefüllten Blase um den Erdkern gelegt. Man kann diese Blasentheorie unschwer mit der Mode der Reifröcke und Crinolinen mit ihren gleichfalls abgestuften Ringen vergleichen.

Wie die Moden in dieser Beziehung wechseln, erhellt am besten aus dem Streit über die Abstammung des Menschen, der sich schon durch mehrere Jahrzehnte hindurch fortspinnt. Herr Fabri kann nicht umhin, die Naturforscher deßfalls mit ein wenig Ironie zu behandeln. Er unterzieht im Anhang der zweiten Auflage diesen Gegenstand einer ausführlicheren Erörterung. „Während bis vor etlichen Jahren es allen unsern materialistisch denkenden Naturforschern als Dogma feststand, daß die Menschheit vielartig geschaffen, der Racenunterschied also ein ursprünglicher sey, sehen wir dieselben Kreise in Folge der Transmutations-Hypothese Darwins plötzlich zu der Anschauung von einer ursprünglichen Einheit des Menschengeschlechtes bekehrt. Freilich bildet hiebei der Affe den höheren Einheitspunkt aller Menschenracen, und Carl Vogt hat, um auch diese Einheit leugnen zu können, neuerlich gemeint, da es drei Hauptarten Menschenähnlicher Affen gebe, den Gorilla, den Tschimpanse und den Orang, so könnten sich die Menschen ja auch in dreifacher Racengestalt aus diesen Affenarten ursprünglich entwickelt haben."

Man darf dabei nicht vergessen, daß der moderne Materialismus sich in einem bewußt feindlichen Gegensatz gegen den Christenglauben ausgebildet hatte, daß sein ganzes Wesen Negation ist, und daß es ihm gar nicht darauf ankommt, irgend welche Wahrheit zu ermitteln, sondern nur die christliche Wahrheit zu leugnen. Er bildet nur ein unvermeidliches Glied der Kette der antichristlichen Schaustirungen, die unser Zeitalter charakterisiren.

Wir müssen aus dem Anhang des Werks, den die erste Auflage noch nicht enthielt, noch Einiges mittheilen. Indem Herr Fabri von dem modernen Wissensschwindel redet, der dem Menschengeschlecht ein Alter von vielen 100,000 Jahren zuschreibt, macht er die feine Bemerkung: „Wenn nun auch eine Reihe neuerdings erschlossener Thatsachen ein unausdenklich hohes Alter des Menschengeschlechtes beweisen soll, so tritt uns doch sofort ein Umstand entgegen, der von vorneherein, wo nicht gegen diese Funde, so doch gegen die auf sie gebauten Schlußfolgerungen Zweifel erweckt. Wenn Sie nämlich die Theorien Lyells und Darwins durchdenken, so finden Sie, daß die Hypothese, auf welcher beide ruhen, von vorneherein auch ein unendlich hohes Alter des Menschengeschlechtes mit Nothwendigkeit verlangt. Namentlich Darwins Lehre von dem Wechsel der Generationen in unausdenklich langen Zeiträumen, von der in einem dieser Zeiträume erfolgten allmäligen Transmutation des Affen in den Menschen, macht es zum Beweise seiner Theorie absolut nothwendig, auch einen die bisherigen Annahmen nicht um Jahrtausende, sondern um Hunderttausende von Jahren übersteigenden Zeitraum für das Vorkommen des Menschengeschlechtes zu postuliren. Schon die Nothwendigkeit dieses Postulates, und der in diesem Postulate liegende, treibende Stachel, Thatsachen zu finden, welche für jene apriorisch feststehende Folgerung eines sehr hohen Alters des Menschen Beweise zu geben vermöchten, macht es, — und ich denke grade im Sinne der exacten Forschung — zur Pflicht, diese angeblichen Thatsachen mit der vorsichtigsten Kritik zu prüfen. Auch in den Naturwissenschaften ist die durch eine mit Beifall begrüßte Theorie erzeugte Voreingenommenheit, wie die Geschichte der Naturwissenschaft auf vielen ihrer Blätter zeigt, gar nicht so selten, als meistens gemeint und behauptet wird. Und wenn nun gar eine Theorie mit solchem Beifall begrüßt wird, wie die Lyells und Darwins, so darf man sich nicht wundern, zahlreiche Forscher auf allen Gebieten nach den der Theorie entsprechenden Thatsachen eifrig suchen zu sehen. Was man aber eifrig sucht, wird bekanntlich leicht gefunden. Wie

denn auch jetzt von Lyell, Huxley und Anderen die Wahrscheinlichkeit, daß der Homo sapiens miocen und pliocen sey, behauptet und von Schleiden „fast mit Gewißheit" vorausgesagt wird, daß über kurz oder lang auch in den tertiären Schichten Menschenformen, vielleicht von den bis jetzt gefundenen in manchen Punkten abweichend, (d. h. Darwin'sche wahrscheinlich geschwänzte Uebergangsmenschen) werden entdeckt werden, bei welchen wir mit der Annahme von dreimal hunderttausend Jahren kaum das Zeitalter ihres Lebens erreichen."

Sodann zeigt Herr Fabri, wie unzuverlässig die s. g. Thatsachen sind, auf welche man so schwindelnde Theorien baut. Er spricht von dem berühmten Schädel, der in seiner Nähe im Neanderthale gefunden worden ist, und bemerkt: „Seine Fossilität wird weder von Schaafhausen, noch von Lyell behauptet, und die dendritischen Krystallisationen, die sich auf demselben finden, sind von v. Meyer auch auf den Gebeinen alter Römer nachgewiesen worden. Ja die betreffenden Knochen enthalten sogar noch den größten Theil ihrer organischen Substanz. Irgend welche organische Ueberreste, etwa von Thieren aus der Diluvialzeit, haben sich aber in der Höhle neben den betreffenden menschlichen Knochenresten, wie überhaupt in den Höhlen des Neanderthales, nicht gefunden, es fehlen demnach alle geologischen Anhaltspunkte, um ein besonders hohes Alter der betreffenden Menschenreste zu behaupten. Der sel. Liederdichter Joachim Neander, von dessen Aufenthalte das uns benachbarte liebliche Thal seinen Namen empfangen hat, ist also bis auf Weiteres nicht in Gefahr, mit seinem Namen (neuer Mensch) auf eine in dem nach ihm genannten Thale zu entdeckende Species eines neuen (antediluvianischen) Menschen geweissagt zu haben."

Die Naturforscher, von denen hier die Rede ist, schrecken vor der größten Absurdität nicht zurück, wenn es gilt, ihre Voraussetzungen fest zu halten. Man hat im Diluvium einen Marmorkopf gefunden, der ohne Zweifel aus der späten Römerzeit stammt. Man hat bei Memphis tief in der Erde Backsteine gefunden, die man doch erst in der Römerzeit bei ägyptischen Bauten anwendete, und doch will man nicht zugeben, daß menschliche Schädel, wenn sie in großer Tiefe und älteren Erdschichten gefunden werden, nicht ebenfalls aus einer spätern Zeit herstammen sollen, als ob sie nicht eben so gut, wie jener Marmorkopf und wie jene Backsteine durch irgend einen Zufall in eine ungewöhnliche Tiefe hinabgesunken seyn könnten. Auch die jährlichen Schlammabsätze und an alten Bäumen die Jahresringe sind keine untrüglichen Zeitmesser, denn bei großen Naturrevolutionen setzen sich Schlamm und Ueberflößungen aller Art, und bei einer hohen Temperatur setzen sich Jahresringe viel schneller und öfter an, als in langen Ruhezeiten. Es ist daher ganz unangemessen, von 10,000 und Millionen Jahren zu reden, wenn man Gegenstände, die ihrer ganzen Beschaffenheit nach nur einer spätern Zeit angehören können, auf ungewöhnliche Weise in wirklich älteren Ablagerungen, wohin sie nur zufällig gerathen sind, oder auch gewöhnlich in nur scheinbar älteren, wirklich aber jüngeren Ablagerungen findet.

Der Verfasser kommt auch auf die berühmten Pfahlbauten zu reden, denen man in neuester Zeit eine so große Aufmerksamkeit widmet. Auch in Bezug auf sie warnt er vor den falschen Voraussetzungen eines ungeheuerlichen Alters. „Wie sich noch heute auf Borneo, Guinea, an den Mündungen des Euphrat, am Tsadsee u. s. w. solche Pfahlbauten finden, so ist auch bei den irischen Pfahlbauten nachgewiesen, daß sie noch im Mittelalter bewohnt waren. Ohnzweifelhaft sind aber diese schweizerischen Pfahlbauten sehr alt und reichen nach den jüngsten Schätzungen mindestens in die Zeit um 500 v. Chr., aus welcher Zeit uns Herodot in anschaulicher Weise die erfolgreiche Vertheidigung einer solcher Pfahlfestung durch thracische Päonier wider die Heeresmacht des Perserfeldherrn Megabazus berichtet. Wahrscheinlich sind die schweizerischen Pfahlbauten, bei denen sich zwei Epochen unterscheiden lassen, noch beträchtlich älter, und den älteren, meist tiefer in den See gerückten Bauten wird nach den in gründlichster Weise geführten Untersuchungen ein Alter von 2000 Jahren v. Chr. nicht abzusprechen seyn. Die um die Pfahlreste gelagerten Schichten enthalten außer aus Knochen, Thierklauen, Hörnern, Holz und Thon verfertigten Geräthen, theils steinerne, theils broncene, ja theilweise sogar noch eiserne Geräthschaften und Waffen. Die gefundenen thierischen Knochenreste gehören alle der Neuzeit und jetzt noch vorkommenden Arten an, und die in den Denkmälern der Steinperioden gefundenen menschlichen Reste weichen namentlich in der Schädelbildung von denen der Bronce, und Eisen-Periode, ja selbst denen der jetzigen Schweizer nicht wesentlich ab. Das Ende der schweizerischen Pfahlbautenzeit stimmt genau mit den Zuständen überein, die Cäsar bei seinen Kriegen in Gallien gefunden. Bei alledem wird es Sie nicht wundern, daß die ältesten dieser Pfahlbauten von Anhängern Lyells auf 10,000 bis 13,000 Jahre geschätzt worden sind. Wenn irgend wo, wird aber bei der fortgesetzten Untersuchung dieser interessanten Funde die Unhaltbarkeit dieser Ziffern sich immer klarer herausstellen."

Schließlich sey noch bemerkt, daß der Verfasser Herrn Michelis vorwirft, derselbe schreibe, indem er gleichfalls

den modernen Materialismus bekämpft, dabei einen guten Theil der Schuld dem Protestantismus zu, aus dem überhaupt die antichristlichen Strömungen der Zeit hervorgegangen seyen. Herr Fabri verwahrt sich dagegen mit Recht, sofern der Bibelglauben unserer Reformatoren dem Materialismus und Rationalismus der Neuzeit nicht weniger schroff und fest gegenüber steht, wie der katholische Kirchenglauben. Die Gläubigen beider Richtung sollten nicht auf einander schmähen, sondern sich brüderlich gegen den gemeinsamen Feind vereinigen.

Photographie.

Die Kunstwürde der Photographie von Ernest Reulbach. Antwort auf das offene Sendschreiben in Angelegenheiten der Photographie bezüglich ihrer Stellung zur Kunst. München, G. Franz, 1864.

In dieser kleinen Flugschrift wird die Photographie gegen äußerst herabwürdigende Angriffe vertheidigt. Obgenanntes Sendschreiben bezeichnet die Photographie als einen mechanischen Vorgang, als ein Handwerk, zu dem weder Geist, noch Schaffungsvermögen, noch weitere Bildung erforderlich sey. Das ist allerdings zu geringschätzig geurtheilt. Deshalb hat der Verfasser Recht, wenn er die Photographie höher anschlägt, und S. 25. sagt: „Die Zeit kann nicht mehr ferne seyn, wo in den Kunst-Akademieen auch für Photographen Lehrsäle offen stehen werden, in welchen man ihnen — außer Chemie, Physik und Mathematik — auch allgemeine und Kunstgeschichte, Anatomie, Perspective rc. vortragen wird. Umgekehrt finden sich in Paris schon photographische Ateliers, in welchen angehende Maler und Bildhauer — außer ihren speziellen Studien — auch einen Cursus in der Photographie durchmachen; denn Jene, welche ihr künstlerisches Talent erst auszubilden haben, werden nächst der Natur kaum eine bessere Schule finden, als die der Photographie. Aber nicht genug, daß die Photographie selbst Kunst ist, sie bietet auch allen Künsten und Wissenschaften freundlich die hilfreiche Schwesterhand. Durch sie ist uns der Einblick in Gegenstände gestattet, von denen wir früher kaum etwas wußten, und die Spuren längst von der Erdoberfläche verschwundener Generationen werden durch sie in ihrer Größe und Herrlichkeit, wie in den kleinsten Details unserem Auge vorgeführt. Aber sie erstreckt sich nicht nur auf die Gegenstände dieser Welt, ihre Kraft geht weit über die Grenzen unserer Erdkugel hinaus, und in neuester Zeit sind die Bilder des Mondes und der Planeten rc. mit der größten Schärfe photographisch aufgenommen worden. — Auch der elektrische Funke und der leuchtende Blitz wurden auf der photographischen Platte festgebannt. Dem Architekten, dem Mechaniker und Geometer ist seine Arbeit leichter gemacht geworden, denn die so mühseligen Zeichnungen von complicirten Maschinen, von ornamentalen Gebäuden, von Plänen und Karten werden jetzt mit Hülfe der Photographie schnell und präcis hergestellt. Durch ihre Hülfe wird die mikroskopische und anatomische Welt in den wunderbarsten Details zur Anschauung gebracht, die dem Arzte wie dem Naturforscher so wesentlich sind. Durch sie ist uns die Zauberwelt der Tropen erschlossen worden; der Urwald mit seinen gigantischen Gewächsen und malerischen Verschlingungen, der feuerspeiende Berg, der tosende Catarakt und das wildbrausende Meer mit seinen Wundern der Tiefe. Der Alterthumsforscher erhält durch sie die genauesten Copieen alter Urkunden, Wappen, Münzen rc., und durch die Photographie wird die Nachwelt auch ein getreues Abbild unserer Tage bekommen, so daß der Historiker, während er die Geschichte vergangener Zeiten und Geschlechter niederschreibt, zugleich im Stande seyn wird, denselben gewissermaßen ins Antlitz zu schauen. Aber auch dem Kunstfreunde liefert sie jene kostbaren, vereinzelten Meisterwerke alter Zeit in getreuer unveränderter Wiedergabe, und der Künstler selbst sucht unermüdlich nach photographischen Studien, um sie für seine Compositionen zu benützen."

Nur darin geht der Verfasser zu weit, daß er S. 28 für Photographie und Malerei gleiches Talent und Genie verlangt. Der Genius wird sich niemals begnügen, die Natur oder ein fremdes Kunstwerk nur zu copiren, und die Copie mag noch so vortrefflich seyn, sie kann den Rang einer originalen Schöpfung nicht ansprechen. Dagegen steht die Photographie, wo sie geistvoll und mit Kunstsinn gehandhabt wird, auch wieder über den unzählbaren mittelmäßigen Erfindungen mittelmäßiger Maler.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 104. 28. December 1864.

Geschichte.

Die Auswanderung der protestantisch gesinnten Salzburger in den Jahren 1731 und 1732. Dargestellt von Ludwig Clarus. Innsbruck, Vereins-Buchhandlung, 1864.

Diese Auswanderungsgeschichte ist bisher noch nicht wahrheitsgemäß und vollständig dargestellt worden. Man machte eine Parteisache daraus. Man schilderte die Ausgewanderten als grausam Unterdrückte, rechtswidrig Mißhandelte und fromme Märtyrer und dagegen den Erzbischof von Firmian, unter welchem die Auswanderung stattfand, als einen tyrannischen, das Recht mit Füßen tretenden Fürsten und als einen bigotten Pfaffen. Deswegen wurde die Leidensgeschichte dieser Salzburger das Paradepferd der aufgeklärten Presse im vorigen Jahrhundert und ist es bis auf diesen Tag geblieben. Denn noch vor Kurzem ist die Geschichte in der bezeichneten Tendenz immer wieder in neuen Büchern erzählt, auch auf die Bühne gebracht und in Gemälden verherrlicht worden.

Das vorliegende sehr gründlich und actenmäßig geschriebene Werk führt von der Schönfärberei des Parteivorurtheils zur einfachen Wahrheit zurück und weist nach, daß der Erzbischof kein Unrecht begangen hat und daß den ausgewanderten Salzburgern kein Unrecht geschehen ist. Im westphälischen Frieden war festgestellt worden, daß wo der katholische Glaube herrschte, weder Lutheraner noch Calvinisten, daß wo der lutherische Glaube herrschte, weder Katholiken noch Calvinisten, und wo der calvinische Glaube herrschte, weder Katholiken noch Lutheraner sollten zugelassen werden. Nach diesem Grundsatz gilt heute noch in Mecklenburg, Holstein und Schweden nur der lutherische, in Spanien nur der katholische Glaube. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts herrschte der Grundsatz noch allgemein und war überall als vernünftig und praktisch anerkannt, denn nach den langen blutigen Glaubenskriegen hatte man sich endlich auf diesem Grundsatz vereinigen müssen, weil er der einzige Ausweg war, auf dem man sich ausgleichen und wieder zu einem dauernden Frieden gelangen konnte. So lange noch verschiedene und feindliche Glaubensparteien in demselben Territorium vereinigt lebten, war an keinen Frieden zu denken. Sie mußten sich nach den Territorien scheiden. In dem einen Staate mußte alles ausschließlich katholisch, im andern lutherisch, im dritten calvinisch seyn. Außer diesen drei christlichen Confessionen, die der westphälische Frieden privilegirte, wurde keine vierte geduldet. Nun hatte man endlich Ruhe, die Confessionen waren jede in ihren besondern Territorien berechtigt und scharf abgegrenzt. Sämmtliche katholischen Reichsfürsten bildeten das corpus Catholicorum, die lutherischen und calvinischen das corpus Evangelicorum und bewachten sich gegenseitig, daß von keiner Partei in das Gebiet der andern übergegriffen wurde. Wollten sich Katholiken etwa auf protestantischem Gebiete einnisten und Bekehrungen versuchen, so wurde ihnen das durch die strengsten Gesetze unmöglich gemacht. Schwer büßte Karl Alexander von Württemberg den bloßen Verdacht, er wolle sein lutherisches Land katholisch machen. Die frommen und fleißigen Mennoniten wurden unbarmherzig aus Preußen vertrieben, weil sie keine Lutheraner waren. Was die katholischen Tiroler heute fordern, man solle ihnen die Glaubenseinheit in den Grenzen ihres Landes lassen, das forderten damals alle Katholiken, alle Lutheraner und alle Calvinisten in allen Ländern. Es war festes Gesetz und man war froh daran, denn die Gleichförmigkeit des Glaubens sicherte in jedem Lande dessen innern Frieden.

Man irrt sehr, wenn man das entschiedene Ein-

schreiten des einen oder andern Fürsten, der einen oder andern Republik gegen Andersgläubige in ihrem Territorium für orthodoxen Fanatismus und stupide Intoleranz hält. Die Geistlichen spielten in der Regel gar keine Rolle dabei, sondern alles ging von der weltlichen Obrigkeit aus. Es handelte sich nur um eine Staatsmaxime, um consequente Durchführung eines Reichsgesetzes aus Nützlichkeitsgründen, wobei alle drei Confessionen gleich sehr interessirt waren.

Als nun im Salzburgischen, wo der Erzbischof zugleich weltlicher Landesherr war und nach dem Reichsgesetz nur der katholische Glaube zu Recht bestand, wie in Württemberg, Sachsen ꝛc. nur der lutherische, viele Bauern vom Gehorsam der katholischen Kirche abfielen und evangelisch werden wollten, hatte der Erzbischof gemäß den Reichsgesetzen genau dasselbe Recht, die Evangelisirung seines Landes zu verhindern, wie es Württemberg oder Sachsen gehabt haben würden, Katholisirungsversuche in ihrem Lande zu verhindern. Deswegen ist es von vorn herein unthunlich, den Erzbischof einer Rechtsverletzung zu beschuldigen.

Er übte aber sein Recht noch überdieß ohne alle Gewaltthat, mit großer Milde und Geduld, ja mit einer Verzagtheit aus, welche den ganzen Uebermuth der Dissidenten provocirte und die unerklärlich seyn würde, wenn die damalige politische Constellation sie nicht sehr verständlich machte. Der damalige Kaiser Karl VI. hatte im spanischen Erbfolgekriege das schöne Spanien an einen Bourbon verloren. Außer dem Genie seines Prinzen Eugenius verdankte er die Rettung Oesterreichs in den Franzosen- und Türkenkriegen vornehmlich dem Beistande Preußens. Da er keinen Sohn hatte und mit ihm die deutsche Linie des Hauses Habsburg ausstarb, konnte er seiner Tochter Maria Theresia das Erbrecht nicht nach den Reichsgesetzen, sondern nur durch freiwilliges Zugeständniß der deutschen und benachbarten Fürsten, was man die pragmatische Sanction nannte, sichern. Um die Fürsten dafür zu stimmen, mußte er ihnen Concessionen machen, und da Preußen bisher treu zu Oesterreich gestanden hatte und die erste protestantische Macht in Deutschland war, mußte ihm alles daran liegen, sich diese Macht befreundet zu erhalten. Als nun der König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., sich der Salzburger Dissidenten annahm, wagte weder der Kaiser, noch der eifrig katholische Churfürst von Bayern, den Erzbischof von Salzburg in seinem Recht zu schützen. Nach dem Reichsgesetze stand ihm zu, sein Volk katholisch zu erhalten. Er hätte die strengsten Mittel gebrauchen dürfen, um dieses sein Recht durchzusetzen, und wenn es sich hier überhaupt um den Glauben gehandelt hätte, so würden die katholischen Nachbarstaaten, zunächst Oesterreich und Bayern, berechtigt und verpflichtet gewesen seyn, dem Erzbischof in der Beschützung und Reinerhaltung des katholischen Glaubens beizustehen, ganz eben so, wie sämmtliche protestantische Fürsten im corpus Evangelicorum zusammen standen, wenn es galt, den reformirten Glauben zu schützen. Aus den angegebenen politischen Gründen aber fügte sich der Kaiser dem, was Preußen wünschte und verlangte, ermahnte daher den Erzbischof zur Nachgiebigkeit und verhinderte Bayern, sich irgendwie einzumischen. Was aus der Sache geworden wäre, wenn der König von Preußen verlangt hätte, der Erzbischof solle ohne Rücksicht auf die Stipulation des westphälischen Friedens im Salzburger Lande selbst den Dissidenten freien Gottesdienst gestatten, wissen wir freilich nicht. Der König ging nicht so weit. Er forderte nur, daß die Dissidenten mit Hab und Gut frei auswandern dürften, und öffnete ihnen die öden Landstriche im lithauischen Nordosten seines Reiches, um sie dort anzusiedeln. Eine sehr verständige Berechnung. Die Dissidenten konnten nun ihres Glaubens leben und er erwarb eine arbeitsame Bevölkerung, wodurch der Wohlstand seines Reiches einen ansehnlichen Zuwachs erhielt. Auch wurde der westphälische Frieden nicht gebrochen und Salzburg blieb, nachdem die Dissidenten fortgezogen waren, nach wie vor ein katholisches Land. Ohne Zweifel war das die glücklichste Lösung des ganzen Streites.

Die Dissidenten hatten aber, um das corpus Evangelicorum für sich zu gewinnen, schon gleich anfangs in den Berichten, die sie an den Reichstag in Regensburg abschickten, ihre Noth übertrieben und viel gelogen. Es ist sehr bemerkenswerth, daß sich kein einziger Mann aus höhern oder gebildeten Ständen unter ihnen befand. Es waren durchaus nur Bauern und Bergleute. Einige wenige waren, wie das überall bei ungebildeten Bibellesern vorkommt, ein wenig zu Schwärmern geworden, so daß später nach ihrer Auswanderung die lutherische Orthodoxie sie keineswegs correct fand. Die Anführer aber waren durchgängig verschmitzte Bauern, Ehrgeizige, Wirthshauslärmer und Leute, die vom Verkauf verbotener Bücher lebten und akatholische Schriften massenhaft unter den Bauern verbreiteten. Dazu kamen noch protestantische Bergleute, welche von den reichen Bergwerkbesitzern vom Ausland verschrieben waren. Solche Leute waren es, welche die Bauern aufreizten, und die ganze Aufregung war etwas Neues. Wenn sich etwa aus der ersten Zeit der Reformation und aus der Ferdinandeischen Periode in irgend einer entlegenen Berghütte noch eine Erinnerung an die frühere Häresie, eine

deutsche Bibel oder sonst ein lutherisches Buch erhalten hatte, so war doch die Bevölkerung im Salzburgischen durchaus katholisch und seit dem 30jährigen Kriege war die katholische Glaubenseinheit im Lande nie gestört gewesen. Es ist demnach unthunlich, von einer geheimen evangelischen Kirche zu fabeln, die sich seit Jahrhunderten im Lande erhalten hätte.

Ganz ebenso fabel- und lügenhaft sind die Erzählungen von der grausamen Mißhandlung, welche der Erzbischof den Dissidenten habe angedeihen lassen. Die Bauern, als Söhne des Gebirges gleich den Tirolern und Schweizern, an alte Freiheit gewohnt, kräftig, übermüthig und vortreffliche Schützen, waren alle bewaffnet, drohten dem Erzbischof, beschimpften die Geistlichen, mißhandelten in der rohesten Weise ihres Gleichen, die beim alten Glauben bleiben wollten, und waren bei weitem die Stärkeren. Der Erzbischof hatte gar keine Macht, sie zu irgend etwas zu zwingen. Seine Commissäre brauchten immer nur gute Worte, wurden aber von den Bauern verhöhnt. Erst als der Kaiser auf des Erzbischofs Bitte der wüsten Unordnung ein Ende zu machen versprach und kaiserliche Truppen ins Land schickte, wagte der Erzbischof unter mehr als 30,000 Aufwieglern nur etwa 50 in Verhaft nehmen zu lassen. Daß dieselben in ihrer Haft grausam behandelt worden seyen, ist eine vollständige und bewiesene Lüge. Auch konnte es nicht entfernt die Absicht des Erzbischofs seyn, durch harte Behandlung der Gefangenen das aufgeregte Volk noch mehr zu reizen. Die kaiserlichen Executionstruppen benahmen sich so rücksichtsvoll, als es ihnen die Politik des Kaisers vorschrieb. Prinz Eugenius hatte sein Leibregiment geschickt, aber demselben die zarteste Schonung der Dissidenten befohlen. Es kam nur darauf an, die übermüthigen Bauern von Excessen gegen den Erzbischof und Landesherrn, womit sie laut drohten, abzuhalten und die friedliche Auswanderung derselben vorzubereiten, worüber mit Preußen unterhandelt wurde.

Der ganze Verlauf der Sache richtete sich nach der damaligen Politik der deutschen Großmächte und die voranstehende Skizze reicht hin, alles Dunkle und Zweifelhafte, was erst eine falsche Geschichtsschreibung in diesen Handel hineingetragen hat, aufzuklären.

Indem der Verfasser actenmäßig alle die Uebertreibungen und Lügen widerlegt, mit denen die einfachen Thatsachen verhüllt und entstellt worden sind, um die katholische Kirche zu schmähen, tadelt er mit Recht, daß Gfrörer auch wieder auf der andern Seite zu weit gegangen ist, sofern er die durchaus irrige Behauptung aufgestellt hat, Preußen habe die ganze Aufregung veranlaßt. Die Wahrheit ist, daß der König von Preußen von der Sache erst hörte, als das Uebel schon zur Reife gediehen war, und daß er es dann erst im Einvernehmen mit dem Kaiser auf die verständige Art beseitigte, die nicht nur seinem eigenen Staate Vortheil brachte, sondern auch die Aufrechthaltung des Friedens zwischen den Confessionen im Reich und in Salzburg selbst sicherte.

Deutsche Alterthumskunde.

Aus der Vorzeit Reutlingens und seiner Umgegend von Teophil Rupp. Mit 4 Photographien. Reutlingen, Mäcken Sohn, 1864.

Die Umgegend der ehemaligen Reichsstadt Reutlingen in Schwaben bewahrt in Namen und Gebräuchen noch gar manche interessante Erinnerung aus der vorchristlichen Zeit. Im Gutenberg oder Guataberg erkennen wir Wuotan wieder. Daneben liegt ein Herenberg. Auch der Urschelberg trägt einen mythischen Namen und an demselben liegt der Mädchenfels, von dem sich eine Jungfrau ohne Schaden herabgestürzt haben soll, indem sie einem Jäger entsprang. Solche Mägdesprünge kommen in allen deutschen Gebirgen vor und beurkunden immer ein örtliches Heiligthum aus der Heidenzeit. Ebenso die Bergspitze, die das Scheibengipfele heißt, weil man von hier aus am Johannisabend hölzerne Scheiben glühend machte und als Sonnenbilder weithin durch die Luft schleuderte. „Das eine halbe Stunde von hier entfernte Städtchen Pfullingen früher Phullingen und daher pagus Phullichgowa, läßt sich an diejenigen Benennungen anreihen, welche Grimm Myth. 206 anführend auf Phol bezieht. Der Schimpfname, welcher den Pfullingern hier und in der Umgegend beigelegt wird, ist ebenfalls bezeichnend und könnte als weiterer Anklang an Phol gelten. Man nennt sie Füllesdriller (Fohlendriller oder Quäler), vielleicht weil sie Fohlen, dem Gott Phol heilig hielten und opferten; denn ganz in der Nähe ihrer Markung liegt der Roßberg.“ Phol ist der nordische Gott Baldur mit seinem kranken Füllen.

Uralte Formen des Gebäcks, festlicher Kuchen 2c. erinnern ebenfalls an die älteste Verehrung der Sonne und Gestirne, deren Formen sie haben. Das Fokatzenholz, wo die s. g. Fokatzen eine Art Kuchen, am Johannistage gebacken wurden, entspricht vollkommen dem Osterholz, in welchem ehemals an mehreren Orten in

Deutschland die Osterfladen gebacken wurden. So der h. Hain, von wo aus man den Osterkuchen auf den Berg Nipfen am Ries hinauftrug, um ihn der aufgehenden Ostersonne anzubieten. Auf dem Roßberg, welcher Name ebenfalls in vielen deutschen Gebirgen vorkommt, wurden ohne Zweifel der Sonne Pferde geopfert, oder weideten hier h. Pferde.

Unter den Abbildungen finden wir einen Sonnenkopf mit 14 Strahlen, welches grob in Stein gehauen beim Graben eines Kellers gefunden wurde. Das Bild stammt wohl aus dem römischen Mitrascultus. Einen deutschen Sonnengott Ziu vermögen wir nicht anzuerkennen.

Sehr interessant ist die Zusammenstellung reicher Notizen über die schwäbischen Ostergebräuche in Bezug auf den Osterhasen und sein Ei. Der Hase ist Sinnbild der Fruchtbarkeit überhaupt und Attribut der Liebesgöttin, das Ei ist Sinnbild alles Werdenden und Neugeborenen im Frühling, also zur Osterzeit. „Bei Heidenheim im Hungerbrunnenthal geben die jungen Leute ihren Geliebten Bretzeln. Die Mädchen erwiedern dieses Geschenk am Ostertag mit einem Osterei, was auf eine Opfergabe hinweist, aber auch an das Ei erinnert, welches auf Denkmälern Dionysos, als Liber, der Libera bietet. Der Gebrauch des Aufpickens der Eier am Ostermontag unter dem Rufe des Einen: Arsch, des Andern Spitz, je nachdem der runde oder der spitze Theil unbeschädigt geblieben oder der namentlich in Schwaben sehr verbreitet ist, erinnert an Donnars Hammer, der im Frühjahr mit einem Schlag die Fruchtbarkeit der Erde weckt. In Friedingen nehmen die Mädchen in der Andreas-Nacht das Gelbe (anderwärts das Weiße) aus einem Ei, schütteln es unter Gebeten in ein Glas Wasser, wobei sie allein im Zimmer seyn müssen, und aus den Figuren, die das Ei bildet, schließen sie auf das Gewerbe des künftigen Geliebten. Einem seltenen Besuche und einem zahnenden Kinde schenkt man ein Ei. Ein Anklang an die segenbringende Eigenschaft des Eies bei den Alten. Der Knabe eines Fischers, der in dem Zauberbuche einen grauen Männchens gelesen hatte, daß dessen Schimmelstute eine verzauberte Königstochter und ihr verzauberter Vater ein Riese sey, wirft von einer Linde herab dem Riesen ein Ei auf den Kopf und entzaubert dadurch Vater und Tochter, die er zur Gemahlin nimmt. Aus einem erschlagenen Auerochsen steigt ein feuriger Vogel empor, der gezwungen, ein glühendes Ei mit einer krystallenen Kugel als Dotter fallen läßt, welche, dem Zauberer vorgehalten, die Königstochter und die Brüder des Helden aus ihrem verzauberten Zustand erlöst. Zingerle gibt mehrere Sagen von Vertreibung der Nörgl durch Eierschaalen, welche auf dem Herd aufgestellt werden, und Grimm (D. M. 437) sagt: Eine der bedeutendsten Einstimmungen, die ich überhaupt kenne, findet statt in Bezug auf die Art und Weise, wie man sich den Wechselbalg vom Halse schaffen kann."

Der Umzug der Weingärtner in Reutlingen mit dem Bild eines Winzers, angeblich des h. Urban, kann wohl nur so alt seyn als der Weinbau, und stammt demnach von den Römern her.

An Abbildung und Beschreibung der Kapelle bei Belsen werden Betrachtungen über den keltischen Gott Belenus angeknüpft.

Freunde des deutschen Alterthums werden in diesem kleinen Buche mannigfache Anregung und Belehrung finden.

Geschichte der Dichtkunst.

Weckherlins Oden und Gesänge. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtung von Dr. E. Höpfner. Berlin, Nikle und Van Müzden, 1865.

Eine Monographie des schwäbischen Dichters, welcher dem berühmter gewordenen Opitz unmittelbar vorangíng. Seit Hans Sachs war die deutsche Kunstpoesie latinisirt worden, nur das Volkslied behauptete seinen alten Werth. Sofern Weckherlin, der in England und Frankreich gebildet war, wenn auch in den Formen und im Geist der Renaissance, doch wenigstens wieder in deutscher Sprache dichtete, führte er zum Bessern zurück. Herr Höpfner erschöpft sich in genauer Darlegung der Weckherlin'schen Versformen und ihres Verhältnisses zu denen des Opitz. Er hätte wohl mehr Werth darauf legen sollen, daß in Weckherlins Gedichten sich schon die Manieren wie der ersten, so der zweiten schlesischen Schule und der Pegnitzschäfer vorgebildet finden. Auch hätte er bemerken dürfen, daß vierzig Jahr vor Weckherlin Schede (Melissus) Versuche gemacht hatte, die Kunstpoesie nicht dem Horaz, sondern dem deutschen Volksliede anzupassen, was Weckherlin auch hätte thun sollen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 3/8 Thaler.

Sonnabend, N° 105. 31. December 1864.

Seelenlehre.

Ueber Wesen und Begriff der Menschenseele. Eine philosophisch-kritische Abhandlung von Dr. Karl Werner. Brixen, Weger, 1865.

In diesem interessanten kleinen Buche wird vor allen Dingen der philosophische Hochmuth abgewiesen und das betont, was der Verfasser „die Geschöpflichkeit der Seele" nennt, d. h. das Hervorgehen der Seele aus Gott, nach dem alleinigen Willen und aus der Liebe Gottes mit dem Prädikat der Ebenbildlichkeit Gottes. Diese Abhängigkeit der Seele von Gott, des Kindes vom Vater, des Geschöpfs vom Schöpfer, des Werks vom Meister ist in der gottentfremdeten modernen Philosophie am meisten vergessen worden, obgleich in ihr allein die Bürgschaft für die Unsterblichkeit der Seele liegt und durch sie allein auch der sittliche Werth und Seelenadel des Menschen bestimmt wird.

Was der Mensch Streben nach dem Ideale nennt, ist eben nur der sittliche Zug des Kindes, das Ebenbild des Vaters so rein und vollkommen als möglich darzustellen. „Das letzte Ziel unserer Anstrengungen wäre eigentlich die vollkommene Identification des persönlichen Selbst mit der gottgedachten Idee seines Daseyns; diese vollkommene Identificirung ist aber nur denkbar unter Voraussetzung einer vollkommenen Entwickelung des eigenen Selbst, die als absoluter Abschluß des Zeitlebens schon an sich über dasselbe hinausfällt, daher die zeitliche Vollendung des sittlichen Charakters nicht in die Adäquirung der Person, sondern des beharrlichen Willens der Persönlichkeit mit der Idee ihres Lebens gesetzt wird. Indeß lassen sich auch noch in dieser, dem menschlichen Zeitleben congruirenden Adäquirung, die im Unterschiede von der jenseitigen essentiellen nur eine moralische seyn kann, gewisse Stufenunterschiede hervorheben, angefangen von einem untersten, bis hinauf zu einem höchsten zeitlichen Vollendungsgrade. Der erste Grad der Vollendung ist die Widmung seiner Zeit, Kraft und Habe, oder des Könnens im weitesten Umfange für den Dienst der Idee; der zweite Grad das Einstehen für die Idee mit der eigenen Person, das Heldenthum und Martyrthum; auf der dritten und höchsten Stufe wird ein leises Durchschimmern von einem Wesen und Glanze höherer Art im natürlichen Seyn und Wesen der sittlich vollendeten Persönlichkeit wahrnehmbar, und dieß ist die in einem verborgenen Lebensgrunde innerlich geklärte heilige Persönlichkeit in ihrer zeitlichen Darstellung. Die vollkommene Durchklärung der innerlich geklärten Persönlichkeit gehört indeß einem über die zeitlich-irdische Ordnung erhabenen Reiche höherer Ordnung an, und fällt mit der Erhebung in den Stand ewiger Verklärung zusammen, in welchen heilig vollendete Seelen zwar schon jetzt, nach ihrem Abscheiden aus der irdischen Zeitlichkeit sofort eingehen, die ganze und volle Menschenpersönlichkeit aber erst nach vollzogener Reintegration ihres durch den zeitlichen Tod des Leibes desintegrirten Seyns aufgenommen werden kann. Mit dieser Reintegration ist aber auch erst die Möglichkeit einer vollkommenen Actualisirung aller in der Menschenseele gelegenen Vermögen, und somit der Menschenseele selber als selbstiger Persönlichkeit und geistigen Persönlichkeitsprinzipes gegeben. Wie das geistige Gottschauen der Menschenseele die vollkommene Actualisirung ihres gottebenbildlichen Charakters, so ist die Redundanz der Lichtfülle ihres gottgeklärten Wesens in die ihr wesenhaft eignende und darum wiederanzunehmende Leiblichkeit die vollkommenste Actualisirung ihrer Vermögen als entelechischen Prinzipes der sinnlichen Leiblichkeit — und demnach der himmlische Verklärungsstand des ins überzeitliche Seyn emporgehobenen Menschenwesens die

vollkommene und absolute Verwirklichung der gottgedachten Idee der Menschenseele als selbstigen, gottebenbildlichen, personbildenden Formprinzipes der menschlichen Wesenheit."

Eine der schwierigsten Fragen berührt der Verfasser S. 13. „Die philosophische Wesensbestimmung der Menschenseele gipfelt in der Aufweisung der Gottebenbildlichkeit der Menschenseele, und coincidirt in diesem ihrem Abschlusse mit derjenigen, welche in der christlichen Religion von vorne herein feststeht. Eine moderne Anschauung hat diese Wesensbestimmung mit einer anderen vertauscht, welcher zufolge die Menschenseele als ein in der individuellen Menschenerscheinung zeitlich eingeleibter Genius aufgefaßt werden soll. Diese Auffassung muß im Namen einer gesunden und unbefangenen Anschauung der Dinge zurückgewiesen werden. Das Wort ‚Genius' für eine Wesensbezeichnung des inneren Menschen nehmen, heißt die persönliche Selbstheit der Menschenseele mit der eigenthümlichen und urthümlichen Anlage und Begabung confundiren, die dem inneren Menschen eignet, jedoch durchaus nicht ausschließlich in das geistige Wesen des Menschen fällt, sondern eine Anlage des ganzen Menschen als solchen ist, wie er in der Zeit geboren wird; wie es denn keinem Zweifel unterliegt, daß die von den Eltern ererbte Organisation an derselben einen wesentlich mitbestimmenden Antheil hat. Der Begriff des ‚Genius' ist kein ursprünglicher, sondern ein abgeleiteter Begriff, der durch Personification der mit dem Objekte des ursprünglichen Begriffes verbundenen Vorstellung: ‚Genialität' zu Stande kommt. Genialität ist etwas, was im Wesen des Menschen liegt, und unter glücklichen Umständen sich wie von selbst entwickelt, aber eben deßhalb etwas vom persönlichen Selbst und eigensten Kern der menschlichen Wesenheit Verschiedenes; es ist etwas für den Begabten Gegebenes, der in der Entwickelung desselben wie von einer fremden höheren Macht gehoben und getragen wird und von derselben gleichsam im Besitz genommen erscheint, während das Selbst des Menschen in der Energie der persönlichen Selbstbestimmung sich offenbart. Genialität ist ein ätherischer Hauch, von welchem das innere Wesen eines begabten Menschen angeflogen ist, aber es ist nicht dieser innere Mensch selber, dessen eigenstes Selbst möglicher Weise einen sehr kläglichen und widerlichen Contrast gegen die ihm ohne sein Zuthun gewordene Begabung bilden kann."

Es ist sehr gut, den modernen Cultus des Genius in seiner Blöße zu zeigen. Es ist wahr, daß die s. g. Genialität nur zu oft ein schöner Schein ist, der ein häßliches oder gemeines Innere verbirgt. Oft wird man versucht, bei wirklich genialen Naturen an Inspiration zu glauben. Diese Inspiration zeigt sich bei außerordentlicher Nervenaufregung in Gefahren, in großen Momenten, in Krankheiten, im Somnambulismus auch bei ganz gemeinen Leuten. Wer erinnert sich nicht der berühmten Kranken in München, die in den verworfensten Sitten aufgewachsen und ohne alle Bildung, ja durch Frechheit und Unflätigkeit berüchtigt geworden, im Schlafwachen die edelsten Gesinnungen in der feinsten Sprache ausdrückte und einem Engel glich! Es gibt eine Tiefe in des Menschen Seele, eben weil sie aus Gott kommt, die jede gemeine Auffassung verbietet und den Forscher nöthigt, auch das, was er nicht sehen und greifen kann, wenigstens nicht zu leugnen.

Der Verfasser erkennt diese Tiefe der Seele, die uns ein anderes Bild zeigt, als die Oberfläche, an. „Das immanente Ziel der intellectiven Functionen der Menschenseele ist die Hervorbildung und Ausgeburt des inneren Geistmenschen, unter welchem der innere seelische Mensch, von Seite seiner Gottebenbildlichkeit betrachtet, zu verstehen ist. Das gottebenbildliche Wesen der Menschenseele besteht in jener höheren Anlage und Begabung derselben, kraft welcher sie befähigt ist, das in den geschaffenen Dingen ausgedrückte und verbildlichte ewig Wahre, ewig Gute und ewig Schöne geistig zu vernehmen und zu fassen, mittelst eines dreifachen ihr hiefür eignenden höheren Sinnes, des geistigen Vernunftsinnes, Idealsinnes und Formensinnes. Dieser dreifache, der Seele angeborne Sinn macht in untheilbarer Dreieinheit die geistige Lichtnatur der Menschenseele aus, und befähiget sie, die im Weltdaseyn geoffenbarten Wunder der göttlichen Weisheit, Macht und Herrlichkeit in sich selber nach dem Maße der ihr verliehenen Lichtkraft geistig wiederzuspiegeln. Daraus ergibt sich, daß die gegenwärtige Einigung von Seele und Leib eine unwahre ist, die durch den Tod geschieden werden muß, auf daß die wahre und rechte, der Idee des Menschen gemäße Einheit beider hergestellt werden könne, in welcher der Leib von der Seele innerlichst gefaßt und vollkommenst besessen werden soll, auf daß er ihr wahrhaft eigne. Daraus ergibt sich, daß die vom christlichen Glauben gelehrte zukünftige Auferstehung der Leiber ein aus der Idee des Menschen sich ergebendes Postulat sey, das sich so gewiß erfüllen muß, als der Gottesgedanke vom Menschen wahr und ewig ist. Ist das Menschseyn in einer unvergänglichen Idee begründet, so muß das durch den Tod gebrochene Menschenwesen in seiner vollen Integrität wiederhergestellt werden, und zwar unter den, einem ewig dauernden Seyn entsprechenden Bedingungen."

Indem wir dem Gedankengange des Verfassers mit lebhaftem Interesse folgen und seiner Grundanschauung zustimmen, müssen wir doch noch einige wichtige Fragen zur Geltung bringen.

Die erste betrifft das Böse. In seiner Gegensätzlichkeit gegen Gott, handelt es sich hier blos von einer Ueberschattung des göttlichen Ebenbildes im Menschen durch das Böse, oder von einer tiefen Einwurzelung in des Menschen Seele. Die moderne Philosophie urtheilt darüber bei weitem nicht so streng, wie die heil. Schrift. Eine Hinweisung auf die letztere und ein näheres Eingehen in die Macht des Bösen würde der vorliegenden Schrift zur passenden Ergänzung dienen.

Die zweite Frage betrifft die Gleichheit der Kinder Gottes. Sie wird fast überall vorausgesetzt. In der Apokalypse ist nicht gesagt, daß die Seligen bunte Kleider tragen werden, sondern sie bekommen alle gleichmäßig weiße Kleider. Die Brüderlichkeit, die Gleichheit aller Menschen vor Gott ist längst als christliches Prädikat anerkannt, und auch die ungläubige Partei des modernen Radikalismus verlangt fraternité, égalité, liberté und erkennt allen Menschen gleiche Rechte zu, obgleich sie sich auf eine ziemlich lächerliche Weise insofern widerspricht, als sie wieder ihre Leithämmel bei Festessen und durch Denkmäler echt aristokratisch vergöttert. Da die Ungleichheit im diesseitigen Leben viel Unrecht und Noth mit sich bringt, ist die Ausgleichung im andern Leben ein herkömmlicher Trost. Dort gibt es keine Armen und Reichen, keine Geringen und Vornehmen, keine Einfältigen und Pfiffigen mehr, sondern alle sind gleich, wie die Schafe in der Hut des Hirten. Dem widerspricht aber doch wieder vieles. Die heil. Schrift verwirft die Rangordnungen keineswegs. Wir finden sie in der Hierarchie des Himmels wieder, wie in derjenigen der Hölle. Die Schöpfung ist in allem mannigfaltig, warum sollten die Seelen allein einförmig bleiben. Das hieße Gott in seiner Allmacht und Güte beschränken und ihm gewissermaßen freventlich in Bezug auf die Seelen einen schlechteren Geschmack zutrauen, als er ihn in Bezug auf die Körper in der wunderreichen Fülle der Natur bewährt hat. Die moderne Schule verlangt Entwicklung aller Fähigkeiten in jedem Kinde, scheert sie aber doch alle nur über einen Kamm.

Die dritte Frage ist die schwierigste von allen. Es frägt sich nämlich, ob wir im andern Daseyn durch bloße passive Empfänglichkeit, durch höhere Erkenntniß und durch Ausruhen von den Mühen des ersten Lebens schon die volle Befriedigung finden können, welche der Verfasser darein setzt, daß die Seele mit ihrem Ideal vereinigt und das Ebenbild Gottes in ihr hergestellt wird? Hat uns Gott blos zum Empfangen, zum Nachgeben gegen fremde Eindrücke, zum Wahrnehmen und Erkennen und nicht auch zum Handeln geschaffen? Wäre Ruhe allein das Göttliche, so müßten wir uns von Christo abwenden zu Buddha hin. Ruhe ist nicht des Bürgers, auch nicht des Himmelsbürgers erste Pflicht. Wäre das Urwesen der Gottheit Ruhe, so würde es nie aus ihr herausgetreten seyn, diese Welt voll Bewegung, voll Handlungen und Thaten nie geschaffen haben. Das Göttlichste im Menschen ist ein heiliges Feuer, ein Thatendrang. Wir glauben nicht, daß es einen Augenblick gibt, in welchem Gott der von ihm geschaffenen leben- und kraftvollen Weltkugel die Schlafmütze überzieht. Auch nach unserm Tode wird die große Bewegung nicht aufhören und wenn wir unsterblich sind, werden wir auch in der Ewigkeit noch zu thun bekommen. Nur im Bewußtseyn der That zur Ehre Gottes liegt die höchste himmlische Befriedigung, wie auch die intensivste höllische Lust nur im Bösesthun liegt.

Epigramme.

Deutsche Inschriften für Haus und Geräth. Zur epigrammatischen Volkspoesie. Berlin, W. Hertz (Besser), 1865.

In der Einleitung wird mit Recht geklagt, daß sich das Leben immer mehr verflacht und nach der Schablone einrichtet, die keine eigenthümlichen Charaktere mehr zuläßt. „Der Hausspruch, das Merkzeichen des individuellen Charakters des Hauses verschwindet immer mehr und mehr, und nur sehr vereinzelt mögen sich noch Gegenden finden, in denen, wie z. B. in Westphalen, der Bauer streng auf die Sitte des Hausspruches hält, und wie ein neuerer Reisender berichtet, in einem Hause ohne Spruch nicht wohnen mag, das wie ein Ei sey ohne Salz. Um so näher liegt die Veranlassung, das noch von ihnen Vorhandene oder sonst Ueberlieferte zu sammeln. Das Material, welches W. Riehl in seiner ‚Familie', mehrere Zeitschriften, namentlich die Westermann'sche ‚Monatsschrift' und ‚das Volksblatt für Stadt und Land' so wie neuerlich O. Sutermeister in seiner ‚Sammlung schweizerischer Haussprüche' boten, ist in zweckentsprechender Auswahl von uns dankbarst benutzt. Eine reiche Lectüre von Reisebeschreibungen, Mittheilungen von Freunden und ein nicht unbedeutender Schatz von selbstaufgefundenen Sprüchen boten uns erwünschte

Gelegenheit, vieles Neue hinzuzufügen.*) Ausgeschlossen blieben aber alle diejenigen Inschriften, die nicht, wie beispielsweise die sehr häufig vorkommenden Bibelsprüche, eine eigene Hervorbringungskraft des Volks bethätigen. Aber auch von diesen fanden nur solche Aufnahme, die spezifisch bedeutsam oder social charakteristisch erschienen."

Hier sind nun viele Inschriften, wie sie an und in Häusern, Wirthshäusern, Kirchen, auf Geräthschaften rc. noch gefunden werden. Hier ein paar Proben.

Dies Haus ist mein und doch nicht mein,
Ich gehe aus, du gehest ein.
Mein! wer wird wohl der Letzte seyn?
Dorf Au bei Freiburg i. Br.

Wir bauen Häuser groß und fest,
Darin wir seyn nur fremde Gäst,
Und da wir sollen ewig seyn,
Da bauen wir gar wenig ein.
Tyrol.

Wer will bauen an der Straßen,
Muß die Leute reden lassen.

Ich hab gebaut nach meinem Sinn,
Drum Neider geh nur immerhin,
Und wem die Bauart nicht gefällt,
Der bau es besser für sein Geld.
Ober-Schlesien.

Wenn Einer kommt und sagen kann,
Er hab' es allen Leuten recht gethan,
So bitt ich diesen lieben Herrn,
Er woll' mich diese Kunst auch lehr'n.
Schweiz.

Klein,
Aber mein.

Wenn ich könnt die Jungfern zieren,
Wie ich das Haus kann renoviren,
So wär ich Meister in der Welt,
Und hätte mehr als jetzt an Geld.
Franken.

*) Der Herr Verleger hat sich freundlich erboten, Mittheilungen von neuen hieher gehörigen Sprüchen entgegenzunehmen. Wir ersuchen daher Freunde und Strebensgenossen etwaige Zusendungen an die W. Besser'sche Buchhandlung (W. Hertz) in Berlin gelangen zu lassen.

Ueber einer Wohnstube lesen wir:

Je länger je lieber ich bin allein,
Denn Treu und Glauben ist worden klein.
Constanz.

Am Kamin einer Zelle am Lübecker Rathhause, in welcher die Junker ihr Hochzeitmahl hielten.

Mannich man lude synghet
Wen man de Brudt em bringhet;
Wiste he wat man em brochte
Dat he veel leever weenen mochte.

Uebersetzung.

Mancher Mann laut singet
Wenn man die Braut ihm bringet.
Wüßte er was man ihm brächte,
Viel lieber er weinen möchte.

Die Inschriften an Wirthshäusern beziehen sich meist aufs Zahlen und sind ziemlich gemein, z. B.:

Die ohne Geld hier gehen ein
Breche der Teufel Hals und Bein.
Niedersachsen.

Auch auf Geräthschaften kommen ziemlich abgeschmackte Inschriften vor, z. B. auf einer Dose S. 75. Sehr geistvoll dagegen ist die Inschrift auf einer alten Tafel im Dom zu Lübeck.

Ihr nennet mich Meister — und fraget mich nicht,
Ihr nennet mich Licht — und sehet mich nicht,
Ihr nennet mich Weg — und gehet mich nicht,
Ihr nennet mich Leben — und begehret mich nicht,
Ihr heißet mich weise — und folget mir nicht,
Ihr heißet mich schön — und liebet mich nicht,
Ihr heißet mich reich — und bittet mich nicht,
Ihr heißet mich ewig — und suchet mich nicht,
Ihr heißet mich barmherzig — und trauet mir nicht,
Ihr heißet mich edel — und dienet mir nicht,
Ihr nennet mich allmächtig — und ehret mich nicht,
Ihr nennet mich gerecht — und fürchtet euch nicht:
Werd' ich euch verdammen — verdenket mir's nicht.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



A77

